RASSE UND KULTUR

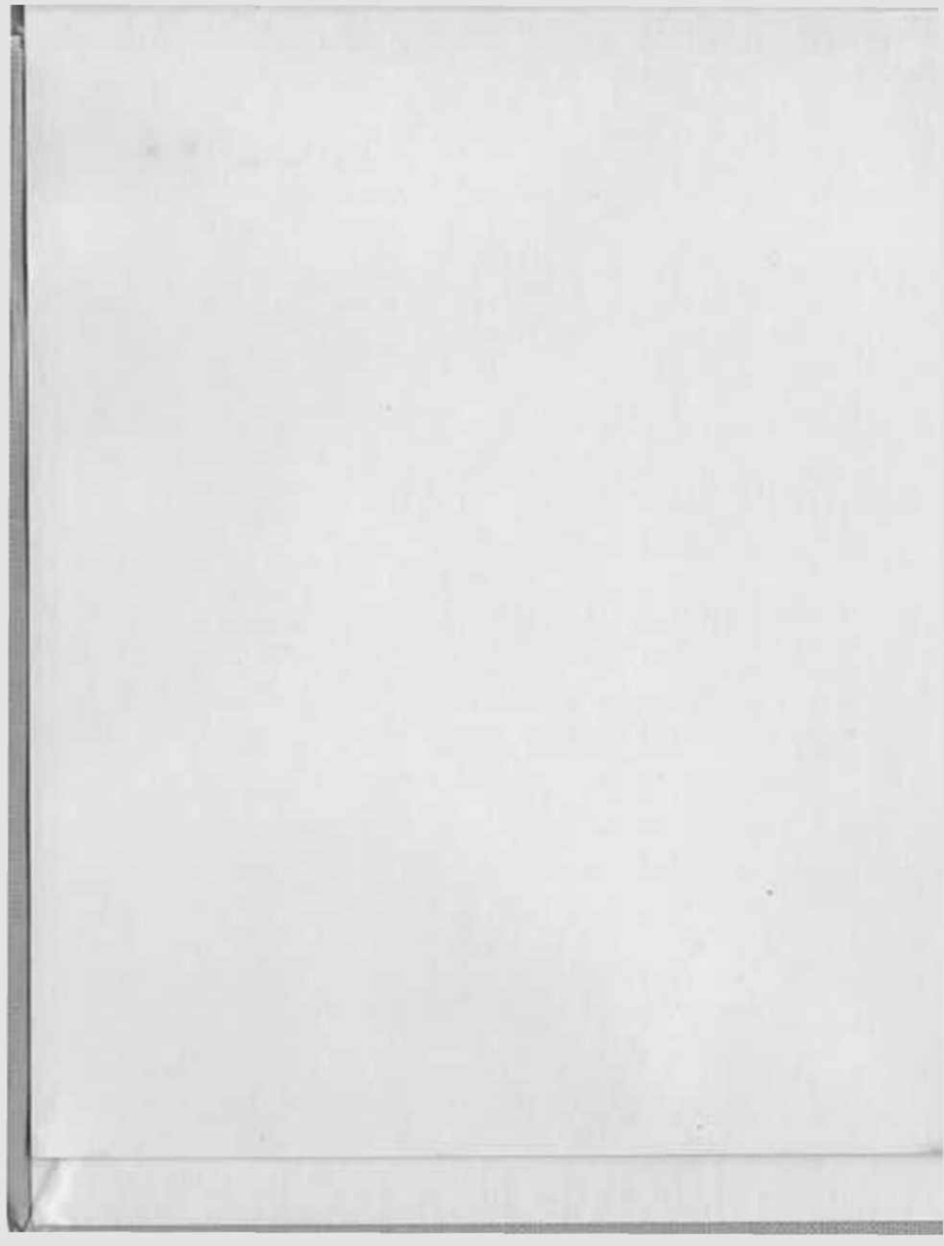
VON

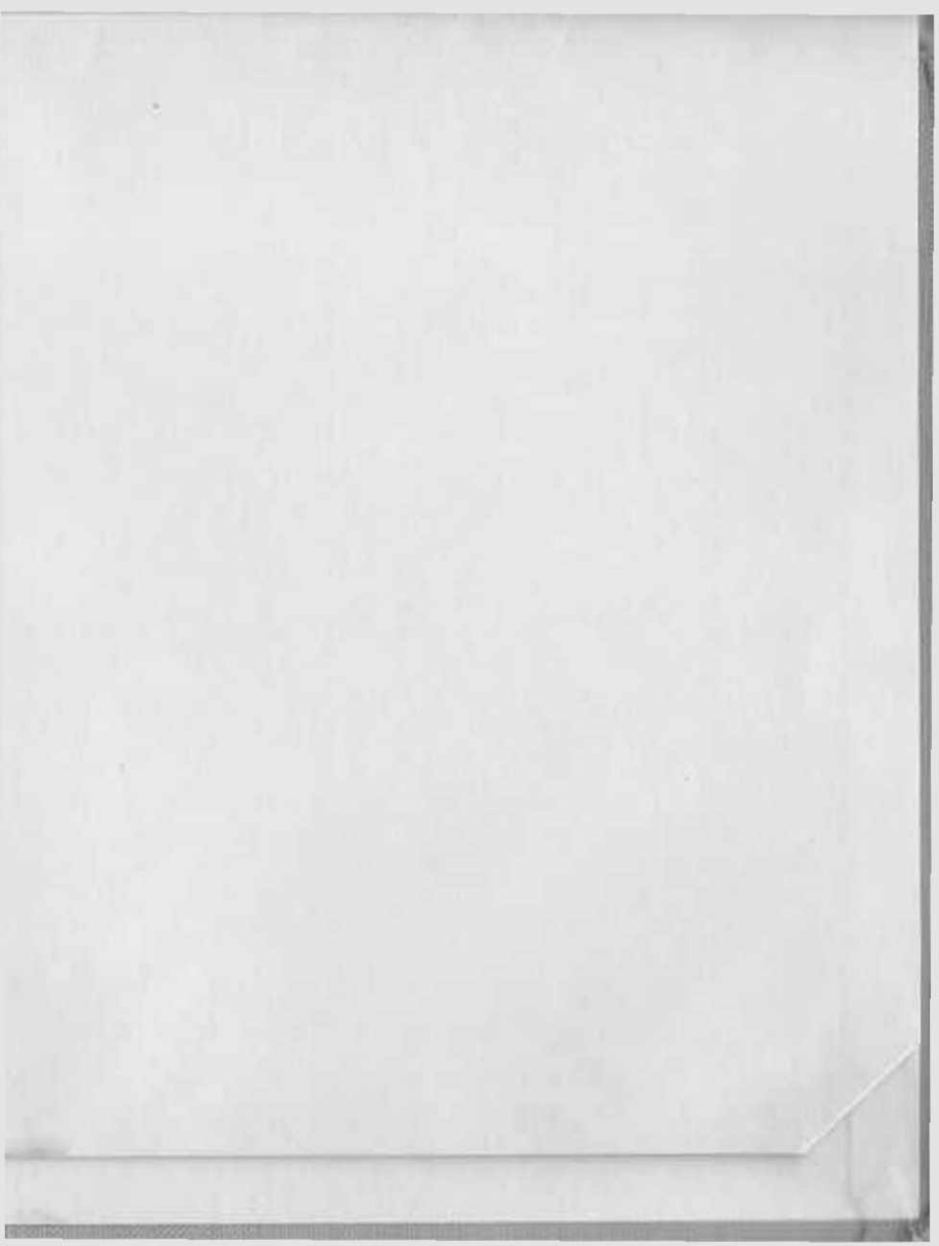
FRIEDRICH KEITER

DREI BÄNDE

III. BAND

HOCHKULTUR UND RASSE





Rasse und Kultur

Eine Kulturbilanz der Menschenrassen als Weg zur Rassenseelenkunde

von

Dr. phil. et med. Friedrich Keiter

Dozent am Rassenbiologischen Institut der Univ. Würzburg

Drei Bände

III. Band

Hochkultur und Rasse

Mit 44 Abbildungen



1 · 9 · 4 · 0

Ferdinand Enke Verlag Stuttgart

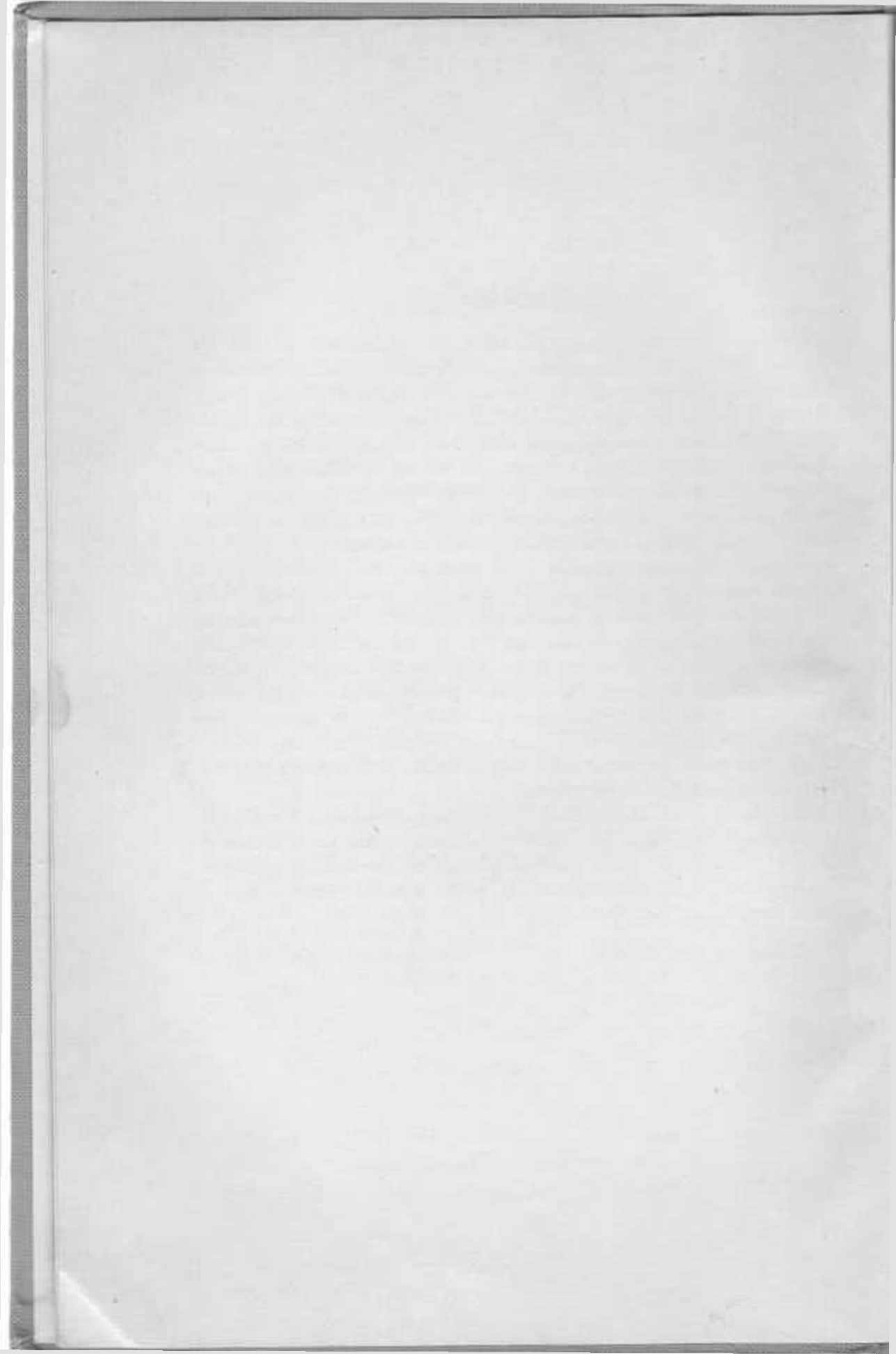
A. Oelschläger'sche Buchdruckerei, Calw

Vorwort

Dieser letzte, abschließende Band des Werkes ist noch mehr als die anderen inmitten eines Frühlingssturmes deutscher Geschichte sondergleichen erarbeitet, niedergeschrieben und gedruckt worden. Man könnte fragen, ob in solchen Tagen eine Darstellung der dauerhaftesten Grundlagen Europas, der seelischen Rasseneigenarten und der Völkercharaktere überhaupt am Platze ist, und Verfasser und Verlag haben sich dies natürlich auch gefragt. Es gehört aber mit zu den stolzesten Tatsachen dieses deutschen Krieges von 1939/40, daß das, was im Frieden geplant war, unter dem Schirm der deutschen Wehrmacht in so hohem Maße und in fast friedensmäßiger Ruhe durchgeführt werden konnte. Und ein Versuch, den dauerhaftesten Grundlagen des europäischen Lebens nachzuspüren, gewinnt gerade an der Schwelle einer historischen Neuordnung des Erdteiles eher noch an aktuellem Interesse und darf wohl schon deshalb auch vor Abschluß des Krieges vorgelegt werden. Schließlich möchte ich daran erinnern, daß gerade während des Weltkrieges eine Reihe besonders wichtiger Bücher über Volkscharakter geschrieben worden sind, so von Wundt, von Scheler, von Wechsler, Scholz. Das harte Völkerringen scheint also auch auf dem Gebiete wissenschaftlicher Klärung der Wesensarten befruchtend zu wirken.

Zu danken habe ich an dieser Stelle ganz besonders der Hamburger Wissenschaftlichen Stiftung, welche eine längere Studienreise vom Alpen- bis zum Wüstenrande Italiens unterstützt hat, die durch rassenkundliche Aufnahmen und kulturbiologische Beobachtungen für das vorliegende Buch von größtem Wert war.

Würzburg, im Juli 1940 — Friedrich Keiter



Inhalt des 3. Bandes

III. Hauptabschnitt:

Die Hochkulturinhalte in Raum und Zeit

IV. Hauptabschnitt:

Große Vorgänge der Hochkulturgeschichte

V. Hauptabschnitt:

Die rassenbiologischen Kulturprovinzen

VI. Hauptabschnitt:

Abschließende Kapitel

Einleitung

Welcher Teil eines Werkes über die rassenbiologische Kulturbilanz der Menschheit stellt wohl die schwierigste Aufgabe? Derjenige über Allgemeine Kulturbiologie, derjenige über Vorzeit und Naturvölker oder endlich derjenige über Hochkultur und Rasse? Wahrscheinlich wird geantwortet: Selbstverständlich der letztere.

Diese Antwort trifft aber nur sehr bedingt das Richtige. Es ist wahr, daß der Umfang des Behandelbaren beim Thema Hochkultur und Rasse der größte ist und die unendlichen Berge irgendwie einschlägiger Literatur jeder erschöpfenden Beherrschung spotten. Richtig ist auch, daß durch die Verwickeltheit des Vorganges Hochkultur Irrtümer und voreilige Deutungen befördert werden, ja kaum vermieden werden können.

Aber auf der anderen Seite fühlt man, von den Naturvölkern herkommend, auch manche Erleichterung. Wieviel vertrauter und innerlich bekannter ist das Hochkulturgeschehen! Wieviel besser kann man sich da zumindest auf Reiseeindrücke stützen! Wie günstig ist es, daß man die wesentlichen Sprachen Europas selbst kennt! Wieviel mehr kulturkundliche Vorarbeit auch zusammenfassender Art gibt es, die wir in der Ethnologie so sehr vermißten. Endlich ist es auch in gewisser Weise einfacher, ein hochstrukturiertes Hochkulturvolk von vielen Millionen Menschen durch seine einheitliche Geschichte zu begleiten, als die hundert von einander unabhängigen Naturvölkerstämmchen, die sich auf dem gleichen Flächenraum vorfinden würden. Die Typenbildung ist in der Hochkultur ja ungleich weiträumiger.

Diese Weiträumigkeit geht sogar so weit, daß es beim gegenwärtigen Thema geradezu schwierig wird, unabhängige Vielfachfälle zu finden, wie wir sie als Grundforderung experimentellen Vorgehens brauchen (vgl. I. Bd., S. 272 ff.). Das ganze Mittelmeergebiet trägt römische Etikette, ganz Ostasien chinesische, und beinahe hätten sich das römische Reich und das Hanreich durch den asiatischen Koloß hindurch gefunden und wären in einen einheitlichen eurasischen Geschichtsprozeß verschmolzen! Ich versuchte dieser Schwierigkeit des allzu starken Zusammenhängens aller Hochkulturdinge u. a. dadurch zu begegnen, daß auf das Verhalten der vielen relativ voneinander unabhängigen Leistungsgebiete der Kultur besonderes Gewicht gelegt wurde. Das ergab den umfangreichsten der folgenden Haupt-

abschnitte, der von der raumzeitlichen Differenziertheit der Hochkulturinhalte handelt.

Trotzdem ist klar, daß die rassenpsychologischen Hintergründe im nach allen Seiten hin fließenden Hochkulturgeschehen nur bei bewußter Beschränkung auf die wichtigsten Grundlinien mit befriedigender Sicherheit herausgearbeitet werden können. Der Vergleich muß sich auf weite Erdräume mit sicher wesentlich rassenverschiedener Bevölkerung beschränken.

Es muß dabei ein ganzheitlicher und überindividueller Geist herrschen. Nicht um die Rassenpsychologie blauäugiger oder kurzköpfiger Individuen, eher schon um die historische Reaktionsweise von Bevölkerungen mit einem gewissen Prozentsatz blauäugiger oder kurzköpfiger Menschen kann es sich handeln. Dabei liegt es eben im Wesen des Ganzheitlichen, daß die Reaktion einer Bevölkerung mit 25% und einer Bevölkerung mit 50% Blauäugigen qualitativ in einer Weise voneinander verschieden sein mag, die man vielleicht mit quantitativer Abstufung der an sich gleichen Rassenelemente nicht so ohne weiteres erklären kann. Wir stellen uns grundsätzlich auf die Frage ein: Was hat man kulturbiologisch von einer Bevölkerung von dieser oder jener körperlicher Beschaffenheit zu erwarten?

Und wir können dabei auch wiederum nicht übersehen, daß prinzipiell die seelische und die körperliche Rassenzüchtung überhaupt nicht Hand in Hand gehen, daß die körperliche Beschaffenheit überhaupt nur ein Indikator von begrenzter Verläßlichkeit für die vorhandenen seelischen Erbanlagen sein kann (vgl. dazu I. Bd., S. 23).

So möge man es auch verstehen, wenn im allgemeinen nicht von nordischer, mediterraner, dinarischer usw. Rasse die Rede ist, sondern in der Hauptsache eine geographische Zonenteilung des Hochkulturraumes der Vergleichsarbeit zugrunde gelegt wird.

Mit dem gegenwärtigen Bande komme ich auch in das Gebiet, auf dem die meisten Vorarbeiten kulturbiologischen Inhaltes liegen. Von Klemm angefangen über Gobineau, Woltmann, Hauser, Erbt, Chamberlain, Günther, Clauss, Jaensch hat es sich überall vorwiegend um die Hochkulturrassen gehandelt.

Ich glaube, daß sich mit diesen Männern die große erste Periode der Rassenpsychologie, die man auch die heroische und mythologische nennen könnte, schon dem Ende entgegenneigt. Gerade weil ich vielfach vom Tatsachenmaterial ausgehend zuerst zu eigenen Meinungen kam, bevor ich diese oder jene Lehre dieser Männer genauer überlegte, konnte ich mit Erstaunen und Bewunderung feststellen, wieviel von den großen Grundlinien, die sich als endgültig tragfähig erweisen werden, in ihren Werken schon erfaßt ist.

Trotzdem ist das Gebiet der rassenseelischen Kulturdeutung natürlich noch taufrisch und morgendlich, so daß die überraschendsten Funde noch

auf Schritt und Tritt auf offenem Wege liegen. Ich glaube, der vorliegende Band enthält allerhand davon. Aber seine eigentliche Aufgabe liegt natürlich, wie diejenige der vorangegangenen Bände, in der Überleitung aus der mythologisch-heroischen in die wissenschaftliche Phase der Kulturbiologie.

Ich darf meine besonderen Absichten in einigen programmatischen Punkten zusammenfassen:

1. Wieder sollen vor allem viele Verdachtsmomente, Indizien für die rassenseelischen Unterschiede der Hochkulturvölker zusammengetragen werden, und zwar auslesefrei und unvoreingenommen, wie es dem experimentellen Verfahren entspricht.

2. Wird am besten schon hier erwähnt, daß die Beweise dafür, daß nicht alle Rassen zur Hochkulturschöpfung fähig oder dazu geneigt sind, überwiegend schon im II. Bande geführt sind. Daher handelt der III. Band von den Stilverschiedenheiten der Hochkulturrassen untereinander.

3. Soweit ich sehe, bin ich der erste, der als ausgebildeter Rassenbiologe und Anthropologe zu den Hochkulturfragen ausführlich das Wort ergreift. Damit werfe ich meinerseits ein Fachwissen und vor allem eine allgemeine Facherfahrung in die Waagschale, die für den Fortschritt von Bedeutung sein müßten.

Ich möchte dem aber doch auch hinzufügen, daß ich schon 1926 dieses Studienfach hauptsächlich deshalb wählte, um den nun vorliegenden Band, bzw. das vorliegende Werk schreiben zu können. Da mir universale biologische Kulturbilanz schon damals als Aufgabe vorschwebte, habe ich u. a. auch acht Semester geschichtlicher und geographischer Vorlesungen hinter mich gebracht. Ich erwähne das, weil meinem Unterfangen gegenüber natürlich unwillkürlich auch nach Legitimationen wird gefragt werden.

4. Alles, was an Hypothesen oder Theorien über die Richtung seelischer Rassenverschiedenheit vorgebracht wird, soll in Zusammenhang mit den Voraussetzungen und Möglichkeiten der biologischen Psychologie stehen, was den meisten der oben genannten Autoren (allen mit Ausnahme des zeitlich letzten, Jaenschs) ferne lag.

5. Die Rassenpsychologie soll sich aus dem Geschichtsstudium induktiv ergeben, nicht geschichtliche Tatbestände mehr oder weniger willkürlich mit schon vorher vorhandenen rassenpsychologischen Etiketten beklebt werden.

Ich glaube z. B. nicht, daß es dem Ansehen der Rassenpsychologie genützt hat, wenn es von Rousseau heißt: Ostisches Lebensgefühl lehne sich in ihm gegen die Vereinsamung auf, aber auch mittelländische Züge trage diese Seele. In wüstenländischer Gefühlsweise sei ihm die Arbeit ein Gottesfluch. Vorderasiatisch aber mute seine Bekehrung an (zit. aus Erbt, 1934, S. 200). Das ist — mit Verlaub — heilloses Wortgeklingel.

6. Während die Betrachtungen der anderen Autoren sich nur bis zum Orient hin erstrecken, komme ich von Vorzeit und Naturvölkern her, und lasse Asien sein Recht werden. Es ist klar, daß auch das einen wesentlichen Unterschied ausmacht.

Daß einst auch Klemm und Gobineau sich um universalen Blick bemühten, hat heute nur noch historische Bedeutung. Denn die ganze Vorgeschichte, Ethnologie, Sinologie, orientalische Archäologie usw. ist jünger als ihre Werke.

7. Es liegt in der wissenschaftlichen Grundhaltung meiner Arbeit, alle „menschlichen Erfassensfähigkeiten" einzusetzen, also auch Intuition und psychologisches Verstehen, soweit sie den „Grundbedingungen wissenschaftlich brauchbaren Erkenntnisstoffes" entsprechen (vgl. die Wissenschaftslehre des I. Bds.). Ich betone das einigen Kritikern gegenüber, welche befürchteten, ich wollte Kulturkunde mit den hergebrachten Mitteln der nichtkulturkundlichen Naturwissenschaft betreiben.

Was die Darstellung anlangt, war es eine große Erleichterung, daß zumindest was europäische Tatbestände angeht, auf die allgemeine Bildung der Leser ungleich mehr gerechnet werden kann als im II. Band. Ich habe daher auch nur bei jenen Tatsachen meine Quellen genannt, die nicht zum allgemeinen Lehrgut der Geschichte, Philosophie, Kunstwissenschaft usw. gehören. Das entlastet natürlich ungemein, was um so erwünschter war, als der feste Vorsatz bestand, daß die Darstellung, da sie erschöpfend ja doch auf keinen Fall sein kann, den Umfang der beiden anderen Bände nicht wesentlich überschreiten sollte. Darunter mußte natürlich auch die Bebilderung leiden, aber das kann der Leser, soweit überhaupt nötig, ja leicht ausgleichen. Er braucht dazu nur z. B. ein modernes Konversationslexikon zur Hand zu haben.

I. Hauptabschnitt:

Hochkultur als Form, als Leistung und als Wert

Dreifache Besinnung über das Wesen hochkulturlicher Lebensvorgänge stehe im Anfang, wie der Titel es ausspricht: Wodurch sind Hochkulturen morphologisch gekennzeichnet, welche Fähigkeiten verlangen sie von den sie tragenden Menschen, wie sind sie im Rahmen unseres Gegenstandes wertend einzuschätzen?

Nur das wird berührt, was für die Frage Hochkultur und Rasse unmittelbar wichtig ist. Insbesondere werden nur einzelne Ergänzungen zur Formenkunde der Hochkulturen, wie sie von Geschichtswissenschaften und Soziologie klargestellt ist, angestrebt. Diese betreffen zuerst das Zusammenspiel von Rasse und Geist, sodann einzelne Abschnitte über den Vorgang Hochkultur. Das ganze kulturbiologische Denken ist ja vorganghaft, dem müssen diese Ergänzungen gerecht werden. Sie betreffen vor allem die Verbindung von Kultur und menschlichen Trägern.

Über das Wesen einzelner Hochkulturinhalte in kulturbiologischer Beleuchtung findet sich das meiste erst im II. Hauptabschnitt über die Hochkulturgüter in Raum und Zeit, also unmittelbar an der Stelle, wo es gebraucht wird.

A. Primitiv- und Hochkulturen

Jedes einzelne Kulturgut hat seine Entwickelungsgeschichte, innerhalb derer es an Verwirklichungen und an Vollkommenheit zunimmt. In jeder Kultur finden sich unentwickelte neben sehr entwickelten Gütern. Je mehr unentwickelte Güter in einer Kultur sind, desto primitiver ist sie. Je mehr entwickelte Güter beisammen sind, mit desto mehr Recht spricht man von Hoch-(entwickelten)Kulturen.

Am auffälligsten ist vielleicht die extense Hochentwickelung der Staaten und Gesellschaftsgebilde. Hochkulturen sind vor allem anderen soziale Großkulturen, die unübersehbare Menschenmengen zum tragenden Grund haben. Das kommt einerseits daher, daß gelungene Großgemeinschaftsbildung ein besonders wichtiges Leistungszeugnis ist, andererseits aber daher, daß die Fülle aller kulturellen Möglichkeiten an Großgemeinschaftsbildung gebunden ist, so daß es wohl noch keine

entwickelungshohe Kultur gab, die nicht zumindest Zehntausende von Menschen umfaßte.

Auf die letzte seelische Formel gebracht, sind die Hochkulturen die Kulturen der Weite. Weite, das heißt unübersehbare Vielheit, die doch als Einheit auftritt. Solches gilt in der Hochkultur von allen seelischen Lebensgebieten. Darum findet sich in ihr, den Hauptgebieten der Psychologie entsprechend, dreierlei: aufgefaßte, gewertete und verwirklichte Weite.

Wenn ich einen Hammer nehme und einen Nagel in die Wand klopfe, so ist das primitiv, wenn ich aber auf einen Knopf drücke, um die Lichter einer ganzen Stadt aufflammen zu lassen, so ist das Großkultur, weite Wirkung durch eine einzige Tateinheit.

Die aufgefaßte Weite findet ihren wichtigsten Niederschlag in den Denkmitteln, deren Entwickelungsgang ich anderswo skizziert habe (I. Bd., S. 281 f.). Jedes abstrakte Wort bedeutet ein Einheitserfassen weiterer Zusammenhänge. Die Weite zeigt sich auch darin, daß schon frühe Hochkulturen ein Weltbild, ein Bild der Welt schlechthin, entwickeln, während die in dieser Hinsicht primitiveren Kulturen zu einem solchen Gedanken noch gar nicht erwacht sind. Eine späte Form der ungeheuren, fast übermenschlichen Weitung des Aufgefaßten ist dann die Wissenschaft.

Gewertete Weite. Wenn auch die typischen Hochkulturmenschen diejenigen sind, die ein besonderes inneres Verhältnis zu aller Weite haben, gibt es doch bestimmte Güter, die vorwiegend gewertetes Sinnzeichen der Weite sind. Deren wollen wir einige nennen. Die Idee des Gottes unterscheidet sich von der des Geistes durch die universell weite Einheit seines Wesens; die dementsprechende Gefühlsqualität der Erhabenheit schlägt die Menschen in den frühen Hochkulturen gewaltig in ihren Bann. Erhaben, das heißt weit erhoben, sind zuerst die Götter; nochmals um eine Stufe erhabener ist der Eine Gott, der die letzten Jahrtausende der europäischen Kulturgeschichte so tiefgreifend bestimmt hat.

Erhaben und herrlich ist auf Erden der Kaiser, der König und der Edelmann. Der König und der Häuptling unterscheiden sich in analoger Weise wie der Gott und der Dämon. Auch diese Form der gewerteten Weite ist in fast unbegreiflicher Weise in der sonst so rationalen neueren Welt mächtig geblieben. Alle Monarchien leben davon. Bis in die Hochstaplergeschichten der modernen Hotels hinein spielt der Mythos vom Aristokraten als erhabenen, in herrlicher Weite lebenden Menschen. Unbegreiflich wäre das, wenn nicht die Hochkulturmenschen darin das eigentliche Symbol ihrer Kulturform verehrten.

Sittlichkeit unterscheidet sich ebenfalls durch universale Weite von den Stammesvorschriften der Primitiven, die zur Idee des an sich Guten und Schönen gar nicht vordringen: die Hochkulturmenschen hingegen sind vom Glauben an solche Werte als Werte an sich wie behext gewesen: wohl

aus dem tiefen Bedürfnis heraus, daß das Allerweiteste gleichzeitig das höchst Wertvolle sein solle.

Verwirklichte Weite. 1. Staat und Macht. Der Rausch im politischen Spiele der Hochkulturen besteht darin, daß unübersehbare Menschenmengen wie Einheiten dirigiert werden und sich dirigieren lassen. 2. Die Stadt als eine reale künstliche Welt, die ihre Kräfte aus dem weiten Lande saugt. Ihr Entstehen hängt ab von dem Drange, künstliche Lebensgüter an Stelle der natürlichen treten zu lassen. Ihr innerer Sinn ist, daß sie breiten Massen jene Kulturgüter der Weite gewährt, deren auf dem flachen Lande nur der herrschende Edelmann genießen darf. Darin liegt der geheime Zauber der Stadt und darum sind alle Hochkulturen so wesentlich Stadtkulturen. 3. Die Maschine als Ballung von Geräten; Gerät an sich gehört nicht wesentlich zur Hochkultur, sondern wird in prinzipiell gleicher Weise auch von Primitiven benutzt. 4. Die kapitalistischen und nachkapitalistischen Wirtschaftssysteme, die auf ein Zusammenwirken unübersehbarer Weiten der Produktion und Verteilung abgestellt sind. 5. Verkehrsmittel, die Weitengenuß durch Raumüberwindung verschaffen. 6. Die „hohe Kunst", die vorwiegend eine Übertragung der Erlebnisse um Herrlichkeit, Erhabenheit und Unerhörtheit auf viele Menschen zum Inhalt hat und daher vor allem die Religionsübung und die Herrschaftsausübung weltgeschichtlich begleitet.

Man kann nun weiter sagen, daß sich die Stände der hohen Kulturen danach scheiden, daß jeder der Weite in einem wesentlich anderen Sinn vorwiegend zugewandt ist: der innerseelischen Weite der Priester, der sozial verwirklichten Weite der Adel, der sachlich verwirklichten Weite der Bürger; dahinter steht bis in die Gegenwart der Weite überhaupt fremd und in die Hochkultur nur als unentbehrlicher Untergrund einbezogen der Bauer. So kommen wir zu den Urständen, die auch Spengler kennt. Wir leiten sie aus dem Wesensgesetz der Hochkultur deduktiv ab.

Daß sich das Deduzierte in der weltgeschichtlichen Wirklichkeit tatsächlich vorfindet und empirisch immer als wichtig betrachtet werden mußte, ist ein grandioser Beweis dafür, wie auch die allgemeinsten Umrisse der Kulturgeschichte an die Erfüllung wesensgesetzlicher, und daher aus dem einmal erkannten Wesen deduktiv ableitbarer Möglichkeiten gebunden sind.

Daß aber das Mögliche auch wirklich wird, liegt immer an den Menschen. Kulturen der Weite sind mehr als an alles andere an eine Rasse gebunden, in deren Anlagen selbst schon die Weite liegt, die ihrer fähig ist und nach ihr aus tiefster Seele gelüstet. Denn nicht rationaler Vorteil, sondern irrationaler Trieb gehört in erster Linie dazu, damit das Unüberblickbare aus dem gefährlichen Schrecken, der es den Primitiven ist, zum lockenden Ziele wird.

B. Rasse und Geist, ein doppeltes Spiel

Graf Gobineau und Oswald Spengler, die beiden großen, vorwiegend pessimistischen Kulturskeptiker und Zeitkritiker, stehen bis heute unvereint, als zwei verschiedene geistige Welten, nebeneinander; es ist aber klar, daß jeder von ihnen nur die eine Seite der wesentlichen Kräfte im Schicksale hoher Kulturen gesehen hat. Rasse, wie Gobineau es meinte, und Geist, wie Spengler in wenn auch verschleierter Weise es meinte, wirken aber im Kulturleben in engster Verflechtung zusammen, und die wahre kulturbiologische Schau muß der Gesetzlichkeit beider in gleichem Maße gerecht werden.

Gegen Gobineau ist zu sagen: Rasse muß in der Kulturgeschichte durch alle die Schicksale hindurch, die sich aus dem „Geist", d. h. aus den lebendigen Auffassungsvorgängen und ihren Gesetzen ergeben. Es gibt daher auch vorwiegend durch die Ideenlage bedingten Auf- und Niedergang.

Alles, was Spengler fand, muß umgekehrt vor allem von der pseudobiologischen Umhüllung befreit werden, die er ihm gegeben hat. Was Spengler als geheimnisvolle, pflanzenhafte Wachstumsvorgänge, als Jugend- und Altersformen der Kultur sieht, läßt sich, soweit Richtiges daran ist, gerade auf Zusammenhänge des Auffassungslebens, also auf „Geist" zurückführen. Spengler bietet daher das paradoxe Schauspiel eines Geisteswissenschaftlers dar, der seine wesentlich geisteskundlichen Entdeckungen durch falsche biologische Analogien selbst ihres wichtigsten Erkenntniswertes beraubt! Ist man hierüber zu klarer Einsicht gekommen, dann läßt sich auch alles Wesentliche, von dem er spricht, aus der biologischen Beschaffenheit der beteiligten Menschen erklären und dadurch auch auf rassische Kräfte zurückführen. Die fast verkrampfte Scheu des „Magiers des untergehenden Abendlandes", von geschauter Symbolik zu zergliedernder Erklärung der Geschichtsvorgänge fortzuschreiten, ist, wie Lenz schon vor langem sah, nur Ausfluß seiner begründungsfeindlichen Wesensart und nicht sachlich gerechtfertigt.

1. Der richtige Ansatz

Daß Hochkulturen, diese größten und berauschendsten Formgebilde menschlichen Erlebenswunsches, nicht von ungefähr ablaufen, sondern irgendwie ihr „Schicksal" haben, empfindet jeder geschichtlich denkende Mensch. Wieweit ist dieses Schicksal aber unüberblickbarer Zufall, wieweit ist es Zauber und wieweit endlich läßt es sich wohl in Regeln des Erkennens fassen?

Als Wissenschaftler geht es uns allein um Erkenntnisregeln.

Wollen wir solche im Hochkulturleben erfassen, so wird der richtige Ansatz darin bestehen, daß wir uns zunächst die einfacher durchschaubaren Momente vergegenwärtigen, die im Ablauf der Hochkulturen unbestreitbar mitwirken. Wenn wir dann überlegen, welche Folgen ihr Zusammenspiel notwendig haben muß, dann wird sich ja ergeben müssen, ob und wo noch Raum für Zufall und Zauber bleibt.

So sollte es uns wohl gelingen, aus stumm ergriffenen Zuschauern der abrollenden Geschicke zu Wissern und Meistern des hier gespielten Spieles zu werden.

Wir treffen im Hochkulturleben unbezweifelbar auf folgende maßgebende „Kräftegruppen“:

Auf die allgemeine Seinsgesetzlichkeit (darzustellen durch Mathematik und Logik);

auf die allgemeinste Werdensgesetzlichkeit (auf die Gesetze der Zeitabfolge, des historischen Prozesses);

auf alle außermenschlichen Naturgesetze und Landschaftswirkungen;

auf menschliche Lebensgesetze, insbesondere auf

die Auffassungs-(Geist-)gesetze,
die Vorziehens-(Wertungs- und Tat-)gesetze,
die Gesetze der individuellen Entwickelung (Wachstumsformung),
die Erbgesetze.

All dies spielt mit in diesem größten aller irdischen Daseinsspiele. Seine versammelte Wucht will den analysierenden Sinn fast erdrücken. Wir wollen es aber getrost im einzelnen überlegen und damit Fäden in diesem Labyrinth finden.

2. Rasse ist Baustoff

Annähernd der gleiche Ziegelstein kann in einem Palast Nabuchudonosors, in einem römischen Triumphbogen, in einer backsteingotischen Kirche, in einer Fabrikhalle und einem Siedlungshäuschen liegen. Gleicher Baustoff hat unendlich verschiedene geschichtliche Möglichkeiten.

Nimm aber andererseits Stein, Ton, Holz, Leder, Weichmetall und Hartmetall: höchst einfache und simple Werkstoffe, aber man kann aus Leder kein Messer schmieden und aus Stein keine Gewänder machen. Ganze Zeitalter erhalten ihr Stilgepräge davon, ob sie Holz-, Stein- oder Metallzeit sind, ob sie in Stein, in Holz oder in Ziegel bauen.

So steht es auch mit der Rasse. Die gleiche Rasse hat höchst verschiedene geschichtliche Möglichkeiten, keine geschichtliche Verwirklichung kann aber über die rassischen Möglichkeiten hinausgehen.

3. Die allgemeinste Seinsgesetzlichkeit

Wo immer man etwas als ein Seiendes bezeichnen kann und es mehr davon gibt als nur eines, zieht unweigerlich die Mathematik als die Gesetzlichkeit des mehrfachen Seins heran. Auch alles Kulturleben ist ein mehrfaches, ein vielfaches, ein millionenfaches Sein. Wer nicht mathematisch denken kann — d. h. wer es nicht vermag, eisig kalt Größenordnungen zu schätzen, gegeneinander zu wägen, miteinander zu kombinieren und permutieren —, der kann füglich auch nicht Kulturforscher sein.

Es ist z. B. geradezu ein amüsanter geistiger Sport, etwa tiefsinnige kulturphilosophische Geheimnisse Spenglers auf solche Quantitäts- und Kombinationsbeziehungen, die nicht über das Denken eines Volksschülers hinausgehen sollten, zurückzuführen. Was hat es etwa mit der pflanzenhaften Heimatgebundenheit der Kulturen auf sich? Kulturen sind ein so verwickeltes und übergroßes Gefüge, daß niemand sie ungestört und unverletzt auf einen anderen Ort verschieben, transportieren kann. Wie steht es um die Metaphysik der Stadt? Es handelt sich in erster Linie um einen Prozeß quantitativer Zunahme, der begreiflicherweise auch alle Relationen zum umliegenden Einzugsgebiet der Stadt in Mitleidenschaft zieht. Können die Bewohner des flachen Landes je verstädtern? Nein, denn die Einwirkungsdichte städtischer Güter auf sie kann aus einfachen Gründen der Massenwirkung immer nur ein Bruchteil der Einwirkungsdichte sein, von welcher die Städter getroffen werden usw. usw.

Aber an den allgemeinsten Begriff des Sein schließen nicht nur Quantitätsgesetze an. Die nicht quantitativen Seiten der Seinsgesetzlichkeit, die „allgemeinsten logischen Möglichkeiten" liegen unmittelbar im Bereiche der sogenannten „Geisteswissenschaften". Trotzdem ist auch auf diesem Gebiete noch viel zu tun. Es gehört zum wesentlichsten Inhalt vorliegender Schrift, die damit gegebenen, für Regelmäßigkeitserforschung des Kulturvorganges so grundlegenden Zusammenhänge mit Bewußtsein, systematisch und in voller Konsequenz wissenschaftlich anzuwenden. Ich sehe nicht, daß das schon irgendwo in der Kulturkunde getan worden wäre.

4. Die allgemeinste Werdensgesetzlichkeit

Wenn vieles einzelnes nacheinander geschieht, hängt das zustandekommende Gesamtergebnis durchaus von der zeitlichen Reihenfolge ab. Lasse eine Hausfrau einen Kuchen backen, verfolge den Weg bis zur Fertigstellung einer Porzellankanne! Beidemale ist fast ebenso wichtig, wie das Was der Materialien und Handgriffe ihr Wann.

So muß auch sonst überall in der Kulturgeschichte bloßer Wechsel der Reihenfolge der Ereignisse ganz ohne neue Kräfte und ohne neue Stoffe stark verschiedene Wirkungsbilder ergeben können. Das bedenke man, bevor man als Biologe für eine bestimmte Ereigniskette etwa gleich eine besondere Rassenkraft oder einen besonderen Erbanlagenstoff verantwortlich zu machen versucht.

Wie weit das Ergebnis variieren kann, wenn einzelne Wirkungsschritte vertauscht werden — das wäre die Ausgangsfrage eines besonderen Zweiges angewandter Mathematik, dessen Ergebnis wir dringlich kennen sollten, wenn wir daran gehen, im Geschichtlichen etwas zu erklären.

Erraten oder erahnen läßt sich dieses Ergebnis nicht. Nur einen ersten Hinweis darf man wohl geben. Je ausgeklügelter planmäßig ein Vorgang ist, desto schwerwiegender wird jede Veränderung der Zeitabfolge sein. Böttger, der Erfinder des europäischen Porzellanes, saß jahrelang vor allem über Proble-

men der Zeitabfolge des Herstellungsprozesses. Je zufallshafter, desto eher mögen sich variierende Zeitabfolgen schließlich in einem zumindest annähernd gleichen Ergebnis vereinen und mögen „alle Wege nach Rom führen". Solche zufällig zusammentreffenden Ereignisse, deren Erfolg sich ausgleicht, spielen in der Kulturgeschichte sicherlich eine größere Rolle als mancher denkt. Dementsprechend wird von der bloßen zeitlichen Folge der Ereignisse nicht überall ganz so viel abhängen wie bei der Durchführung eines genau berechneten Planes. Sie bleibt trotzdem ungeheuer wirkungsstark.

Die Bedeutung der Zeitabfolge für alles Geschichtliche kommt in den Begriffen der Unumkehrbarkeit oder Unwiederholbarkeit historischer Prozesse zu besonders drastischem Ausdruck. Allerdings gibt es keine absolute Unumkehrbarkeit und Unwiederholbarkeit. Wir werden die Grenzen dieser Erscheinung in der historischen Wirklichkeit vielmehr noch gründlich studieren müssen.

5. Auffassungs-(Geist-)gesetze

Man kann Leute, die den „Geist an sich" ständig im Munde führen, in keine schwerere Verlegenheit bringen, als wenn sie schlicht und klar sagen sollen, was denn eigentlich Geist sei. Um so weniger soll man von einem Kulturbiologen eine Definition des „Geistes an sich" verlangen. Wohl aber ist er imstande und genötigt, klar zu sagen, was geistige Lebensvorgänge sind.

Geistige Lebensvorgänge sind alle jene, in denen ein „Gegenstand" in erkenntnistheoretischem Sinne einem Lebewesen erscheint bzw. in ihm wirksam wird.

Dieser Gegenstand kann verschieden deutlich erscheinen, d. h. sich mit verschiedener Klarheit gegen andere Erkenntnisgegenstände absetzen.

Er kann verschieden ausgesprochen Gegen-stand sein, d. h. als verhältnismäßig ichnahe oder ichferne erlebt werden.

Er kann drittens verschieden ausgesprochen erscheinen, d. h. im Lebewesen mit mehr oder weniger Bewußtheit wirksam werden.

Jede von diesen drei hier nicht näher zu besprechenden Variationsrichtungen der Auffassungsgegenstände hat ihre große kulturpsychologische Bedeutung.

Alles Kulturleben ist geistig, denn es gibt kein Kulturgut, das ohne Auffassungsvorgänge geschaffen würde (während freilich viele Teile der kulturellen Umwelt wirksam werden, ohne aufgefaßt zu werden). Die notwendigen inneren Zusammenhänge der Auffassungsvorgänge gehören zu den tiefsten und innersten Quellen von Regel und Schicksal in der Kultur.

Was an geisteskundlichen Regeln für den Kulturvorgang bisher vereinzelt und als geniale Intuition aufgestellt und mehr oder weniger

glücklich verfochten wurde, läßt sich, wenn man dies erkannt hat, mit mathematischer Vollständigkeit deduktiv ableiten. Ein vollständiges Inventar aller allgemeinen logischen Vorgänge bedeutet gleichzeitig ein ebenso vollständiges Inventar aller möglichen geistesgesetzlichen Regeln des Kulturvorganges.

Lasse eine Auffassungseinheit, einen Begriff, einen Gedanken auf Erden erscheinen (von einem Kulturschöpfer erfunden werden)! Es werden sich je nach dem geschichtlichen Zustand recht verschiedene Entwickelungen daran anschließen, aber den inneren Sinn dieses Geschehens wird man immer auf die gleichen Formeln bringen können.

Auf ihre geschichtliche Wirksamkeit hin betrachtete Begriffe und Gedanken wollen wir Ideen nennen.

Jeder Begriff steht inmitten einer ganzen Welt von Begriffen, in die hinein er geboren worden ist. Eine neue Idee wird soviel wie möglich davon zu ergreifen versuchen: Ihr Bereich wird w a c h s e n. Sie wird sich mit ihnen k o m b i n i e r e n, sodaß ihr die ganze Fülle der mathematischen Permutationsgesetzlichkeit zuwächst. Es werden sich hierbei auch ständig neue, noch nicht dagewesene Einheitsbildungen, I n t e g r a t i o n e n, einstellen. Jeder Begriff hat Unterbegriffe und nimmt an Oberbegriffen teil. Auch jede neue Idee spezialisiert und differenziert sich auf der einen Seite und gliedert sich auf der anderen Seite in alte oder neue übergeordnete Ideen ein.

Mit jedem Begriff ist ein Nicht-Begriff und zumeist auch einer oder mehrere Gegenbegriffe mitgegeben. Jede neue Idee bringt darum ihre Verneinung, und viele neue Ideen bringen einen oder mehrere Gegensätze mit in die geschichtliche Welt.

So wird mit jeder neu auftauchenden Idee eine Fülle weiterer geistiger Ereignisse als Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten in die Welt gesetzt.

Die wenigen soeben gemachten Aufstellungen enthalten wahrscheinlich alle allgemeinsten Geistesgesetze, die man über den Kulturlauf angeben kann. Sie enthalten auch diejenigen Gesetze, die in der bisherigen Kulturphilosophie mehr oder weniger zufällig und intuitiv Beachtung erlangten. Wir nennen zwei davon: das G e s e t z d e r E n t w i c k e l u n g, auf welchem der ganze Evolutionismus des 19. Jahrhunderts beruhte, der aber, seine seinsgesetzlich-logische Begründung verkennend, vorwiegend an historisch-biologisch-zufällige Naturgesetze des organischen Werdens gedacht hat. Das a n t i t h e t i s c h e G e i s t g e s e t z Hegels, welches eine Projektion der Tatsache, daß jeder Begriff seinen Nichtbegriff und seinen Gegenbegriff mit enthält, in die historische Welt darstellt.

Jeder Begriff, der kulturwirksam wird, bringt seine eigene Mathematik und Logik seinsgesetzlicher Möglichkeiten mit sich. Sie vollständig darzulegen und theoretisch zu beschreiben, ist nur bei den einfachsten Begriffen einigermaßen möglich. So mag man sagen können, wie vielerlei Ornament sich aus schwarzen und weißen dreieckigen Fließen legen läßt; schon wenn man angeben soll, wie vielerlei ästhetische Wirkungen sich mit der Anordnung von fünf Blumen in einer Vase erzielen lassen, könnte man arg danebenschießen. Wer nichts von japanischer Blumenstellkunst weiß, wird, vor diese Aufgabe gebracht, kaum alle die „seinsgesetzlichen Möglichkeiten", welche in Ostasien kulturwirksam geworden sind, von sich aus erklügelt haben. Und dabei sind fünf Blumen und eine Vase doch wahrhaftig noch keine komplizierte Situation!

Eine theoretische Voraussage der „wesensgesetzlichen Möglichkeiten" eines kulturellen Zustandes bleibt in der Regel eine überdimensional Logie und Mathematik, die über menschliches Erklügelungsvermögen weit hinausgeht. Erst die Betrachtung der schon dargelebten Geschichte läßt oft erkennen, daß die scheinbar vereinzelten und rein persönlichen „Genieblitze" doch untereinander im Zusammenhang vorgegebener seinsgesetzlicher Möglichkeiten stehen. Vgl. als ein Beispiel meinen Anordnungsversuch der verschiedenen Lehren über lebendiges Formwerden (Keiter 1938).

6. Das Verwirklichungsgefälle der Ideen. Gefühl, Wertung und Tatantrieb

Nun eine weitere Einsicht von fundamentaler Bedeutung!

Das, was Begriffsgesetzlichkeiten zu Ideen und zu geschichtlichen Wirklichkeiten macht, ist nie der „Geist", sondern immer das Zusammenspiel von Auffassungs- und Vorziehensakten in konkreten Menschen. Es gibt keine „Selbstentwickelung des absoluten Geistes", sondern was Hegel so genannt hat, sind Ablaufsregeln, die sich aus der biologischen Beschaffenheit der beteiligten Menschen ergeben.

Alle geschichtliche Erfüllung seinsgesetzlicher Möglichkeiten, von der im vorangegangenen Abschnitt die Rede war, bedeutet eine Wirklichkeitsvermehrung (im ganz wörtlichen Sinne einer Wirksamkeitsvermehrung) der einmal aufgetauchten Idee. In diesem Sinne kann man behaupten, daß jeder Idee ein „Verwirklichungsgefälle" innewohnt; aber dieses kommt ihr nicht zu, weil sie Begriff und Geist ist, sondern weil sie Auffassungs- und daran anschließend Gefühls-, Wert- und Tatwirklichkeit von Menschen ist.

Daß neu auftauchende Ideen ihre Wirksamkeit vermehren, ergibt sich aus elementaren Gesetzen menschlichen Seelenlebens.

Eine neue Idee. ist zunächst nur Vorstellungswirklichkeit ihres Erfinders. Sie wird in dessen Kopf dadurch weiter wirksam, daß sie alle Einfälle hervorlockt (wahrscheinlicher macht), die mit ihr im Sinne der allgemeinen oder spezielleren logischen Zusammenhänge, der Ähnlichkeiten und der Kontraste irgendwie verbunden sind.

Die Wirklichkeitsvermehrung geht aber gleichzeitig andere Wege. Was einen Menschen bewegt, spricht er auch aus, es sei denn, er hätte Gründe, das nicht zu tun. Indem neue Einfälle ausgesprochen werden, werden sie zur (Vorstellungs-)Wirklichkeit immer weiterer Menschenkreise.

Aussprechen ist eine Handlung. Das Ausgesprochenwerden ist aber nicht die einzige Handlung, auf welche eine neue Idee hindrängt. Brachte sie neue Erkenntnis, so werden die Menschen zu sinngemäßer Veränderung ihrer Handlungen veranlaßt, brachte sie einen neuen Gefühlswert, so geht die Beeinflussung der Taten noch viel unmittelbarer vor sich. So werden aus Einfällen Kulturgüter, versachlichte, verdinglichte, verstofflichte Werke. All dies ist Wirklichkeitsvermehrung, denn Werke haben ja den Sinn, daß sie entweder auf Menschenseelen oder auf Stoffliches stärker wirken, als die ihnen innewohnende Idee für sich allein könnte.

Nun kommt noch dazu, daß alles das, was dem ersten Schöpfer selbst zu seiner ersten Idee noch dazu einfallen kann, auch in jedem anderen Menschenkopf wachgerufen werden kann, dessen sich die Idee einmal bemächtigt hat.

Dies alles erklärt zur Genüge, warum jede Idee ein Verwirklichungsgefälle nach sich zieht, auch wenn wir keinen sich selbst verwirklichenden absoluten Geist bemühen. Es zeigt sich dabei aber natürlich auch, daß Stärke und Art dieses Verwirklichungsgefälles jeden Augenblick von der rassischen Beschaffenheit der beteiligten Menschen abhängt. Alles kommt darauf an, wieviel diese von den gegebenen geistgesetzlichen Möglichkeiten begreifen und wieweit sie das Begriffene handelnd ergreifen.

Hegel war in seiner Frühzeit der richtigen biologischen Vorstellung näher als später. Er begann nämlich als Philosoph des Lebens und wurde erst später zum Dogmatiker des absoluten Geistes.

7. Ungewußtes und Unbewußtes

Ein Weg aus unbewußter Seelenfrische zu ausgemergelter Geistbewußtheit — das ist das Credo der Pessimisten über den Gang der Kulturgeschichte.

Wir wollen hier nicht widerlegen, sondern nur auf einen gedanklichen Irrtum aufmerksam machen.

Was instinktgetriebene Tiere vor dem Menschen auszeichnet, ist tatsächlich das unbewußte Funktionieren von Lebensbereichen, welche beim Menschen nur wirken, wenn sie bedacht werden.

Frühe Kulturmenschen im Vergleiche zu späten Kulturmenschen handeln aber nicht in erster Linie unbewußter, sondern ihre Kultur enthält mehr noch ungewußte Möglichkeiten.

Man kann z. B. nicht von Euklid sagen, daß seine Geometrie unbewußt die höhere Analytik enthielt; er hat einfach nicht gewußt, was seine eigenen Ideen noch für einen Formenreichtum in den Jahrtausenden gebären würden. Unbewußt aber, d. h. ohne besondere vorbedachte Anstrengungen, sind ihm wahrscheinlich nicht wenige seiner besten Ideen gekommen.

Ungewußtes ist möglich, aber noch unwirklich, unbewußt ist alles der eigenen Seele geheime Wirken. Geistig junge Kulturen sind voll ungewußter Möglichkeiten für Jahrhunderte oder Jahrtausende, so bewußtseinsklar auch alle in ihnen schon wirkenden Gedanken sein mögen.

8. Sinngründe und Triebgründe

Wo zwei Menschen verschieden handeln, können sie entweder in verschiedener Sinnlage sein oder sie können verschiedenen wesensartlichen Antrieben folgen.

Die Geisteswissenschaft nimmt leicht voreilig das erstere an, die Erbbiologie aber ebenso leicht voreiligerweise das zweite. Da wir das erkannt haben, wollen wir uns ganz besonders hüten, zu rasch Rasseneigenschaften anzunehmen, wo Menschen vielleicht nur aus ihrer anderen Sinnlage heraus anders handeln.

Diese Einsicht scheint sich auf den methodischen Grundsatz zuzuspitzen, Veranlagungs-(Trieb-)unterschiede erst dort anzunehmen, wo sich keinerlei Sinnunterschiede auffinden lassen.

Aber dieser schöne und saubere Grundsatz wäre durchaus verkehrt, aus zwei Gründen: erstens wird von den Sinnzusammenhängen, die man sich zu einem kulturellen Geschehen theoretisch ausdenken kann, in den handelnden Menschen oft genug herzlich wenig begriffen, und zweitens regiert in Biologicis der Sinn nicht immer den Trieb, sondern mindestens ebenso oft ist es auch umgekehrt und findet der Mensch zu dem, was ihm liegt, was er durchaus will, schon auch noch irgend einen Sinnanlaß.

Man kann daher aus der Geschichte weder den Sinn ausklammern, um die Rasse rein daraus zu destillieren, noch umgekehrt die Rasse ausklammern und sich nur dem Sinngehalt hingeben. Man muß beides schon beisammen lassen.

Was ist übrigens Sinn? Sinn ist ein Auffassungszusammenhang, der mit dem Gefühl der Rechtfertigung und des Kontrastes gegen erhoffte, aber mangelnde Auffassungszusammenhänge erlebt wird. Geistiger Zusammenhang und Rechtfertigungsgefühl gehören zum Sinnerlebnis dazu, wenn auch manchmal das eine (z. B. Sinn eines Satzes) oder das andere (z. B. Sinn des Lebens) in den Vordergrund tritt.

Das Kulturleben ist ein Sinngefüge, insoferne der Mensch von Zusammenhang zu Zusammenhang und von Rechtfertigung zu Rechtfertigung vorwärts schreitet. Er hat dazu sein ganzes Wesen, nicht nur seinen reinen Geist nötig.

C. Der Vorgang „Hochkultur“

1. Einzelschicksal und Kulturschicksal

Geschichtsphilosophische Spekulationen, welche die Kultur dem Einzelnen mit seinen Organen und seinen Lebensaltern vergleichen, tauchen seit der Antike immer wieder auf. Das bezeugt zumindestens die Gewalt und Anschaulichkeit der Analogien. Worin führt und worin irrt das Bild?

1. Es handelt sich bei Völkern und Kulturen ebenso wie beim Individuum um *Menschenleben*.

2. Beidemale spielen *rassische Anlagen* eine gleich große Rolle. Aber hierin zeigt sich auch schon ein tiefer Unterschied: Im Individuum wirken vom Momente der Zeugung an die gleichen Anlagen durchs ganze Leben; die Rassenbeschaffenheit einer Kulturbevölkerung hingegen kann sich von innen und von außen her in nicht vorhersagbarer Weise aufs stärkste ändern.

3. Es handelt sich in beiden Fällen um *historische Gefüge*, welche den Gesetzen der Zeitabfolge (Gerichtetheit, Unumkehrbarkeit, Unwiederholbarkeit) unterliegen. Auch Leib und Seele des Einzelnen haben ja wie ganze Völker ihre Werdensgeschichte aus unübersehbar vielen Geschehensmomenten!

Auch hier findet sich aber gleichzeitig einer der tiefgreifendsten Unterschiede zwischen Einzelleben und Gemeinschaftsleben. In der individuellen Entwickelung hängen die einzelnen Wirkungsschritte unvergleichlich enger zusammen, als es bei den Gemeinschaftseinheiten aus vielen Individuen, welche durch Rassenähnlichkeit und durch teilweise gleiche objektive und subjektive Umwelt in einen einigermaßen einheitlichen Strom gebracht werden, je der Fall sein kann. Während der Einzelkörper strenge auswählt, was er zu seinem Aufbau zuläßt, ist es jederzeit unübersehbar, mit welchen neuen Werdensmomenten eine Kultur sich wird auseinandersetzen müssen.

4. Beidemale spielen die gleichen früher besprochenen *Gesetzmäßigkeiten des Auffassungslebens* (des „Geistes“) mit,

denn in der Kultur und im Volke denken ja auch nur die einzelnen Köpfe! Wieder ist der Unterschied aber ebenso groß wie die Übereinstimmung: Was Völker und was Kulturen zusammenhält, ist vor allem geistiger Natur, denn erst dadurch, daß die Menschen einander und ihre Erzeugnisse auffassen, werden sie zu völkischen und kulturellen Gemeinschaften. Der Zusammenhang des Einzelwesens ist hingegen primär ein solcher der leiblichen Einheit, zu der die Einheit des Auffassens erst sekundär hinzutritt. Etwas, das der leiblichen Einheit des Einzelwesens entspricht und etwas, das der Bewußtseinseinheit des Einzelwesens entspricht, wird es für Völker und Kulturen nie geben.

Auch Blutsgemeinschaft muß empfunden werden, um kulturell zu wirken, darum spielt sie in der Tierwelt eine soviel kleinere Rolle.

Eine historisch ausgegliederte Idee hat mit dem lebendigen Leibe gemein, daß sie eine Einheit aus sehr Vielem und sehr Mannigfaltigem ist. Das allgemeine Gesetz der Entwickelung, wonach mit jedem Wachstum Differenzierung und des weiteren Suche nach höherer und gegliederterer Einheit verbunden ist, gilt darum ebensowohl für geistiges wie für leibliches Wachstum. Es handelt sich dabei eben um eine allgemeinste, für alles zugleich zunehmende und als Einheit funktionierende Seiende geltende Einsicht. So verstehen wir aber auch, warum das Sich-Darleben der Ideen in der Geschichte so oft metaphorisch mit leiblichem Wachstum verglichen werden konnte. Die pseudobiologische Umhüllung, die Spengler seinen eigentlich geisteskundlichen Vorstellungen über die Ablaufsweise hoher Kulturen gab, stammt hauptsächlich von hier her!

Die größten „Kulturen" sind soweit geschichtliche Einheiten, als sie sich als Umkreis einer einzigen tragenden Idee auffassen lassen. „Kulturen" sind Lebenswege zentraler Ideen in der menschlichen Welt. Der Lebensweg einer Idee hat aber mit dem Lebensweg eines einzelnen Menschen nicht mehr gemein als gewisse allgemeinste Seinsgesetzlichkeiten.

Die Natur, welche die Individuen als Funktionseinheiten gebildet hat, strebt — vorwiegend auf dem Wege über die Auffassungsvorgänge, den „Geist" — auch Funktionseinheiten überindividueller Art an, die aber immer viel lockerer und unbestimmter bleiben, als die Individuen es sind.

2. Das „Darleben der seinsgesetzlichen Möglichkeiten"

Wir haben betont, daß Hochkulturen dadurch zu weit gespannten Schicksalseinheiten werden, daß die ihnen zugrunde liegenden Ideen mit einer gewissen Notwendigkeit und Vorhersagbarkeit weiteres zeugen,

alles das nämlich, was mit ihnen im allgemeinen seinsgesetzlichen Zusammenhang steht.

Wieweit sind die historischen Kulturabläufe tatsächlich solche sinnvolle Darlebungen hochwirksamer früherer Kernideen? Man muß das historisch studieren. Wir können hier nur ein Beispiel, das Beispiel Chinas, ganz kurz einschalten.

Ohne Zweifel spielt die allmähliche Verwirklichung der gegebenen seinsgesetzlichen Möglichkeiten gerade in Hochkulturen eine ungleich größere Rolle als bei Naturvölkern; denn bei Naturvölkern reißt der Faden der Entwickelung allzu leicht und oft ab, ganz abgesehen davon, daß sie vielleicht nicht aus so tief erfaßten und dementsprechend so allgemein wirksamen Ideen heraus leben, wie die Hochkulturvölker es durch ihre geistigen Führer tun.

In China kommt hinzu, daß der heute noch wirksame Kulturantrieb außerordentlich alt ist (er ist wahrscheinlich im zweiten Jahrtausend v. Chr. von europäiden Völkern her übernommen worden); die geringe Originalität und Eigenproduktivität des ostasiatischen Rassengeistes hat ferner verhindert, daß der ursprüngliche Antrieb sich in so verschiedene Volkscharaktere zerlegt hat wie in Europa. So konnte die usprüngliche Idee ihre Antriebe undurchkreuzt und ungehetzt ausleben, wie es vielleicht in Europa eine Idee niemals konnte, weil zuviel gänzlich Neues dazwischen kam.

Man kann der chinesischen Kultur folgende Deutung geben:

Empfindsame Naturkindschaft, das All als Ordnung rhythmisch gegeneinander bewegter Gewalten, Unwichtigkeit der menschlichen wie der göttlichen Individualität im Vergleich zum Natur- und Gemeinschaftsganzen: diese Züge scheinen aus der chinesischen Kulturgeschichte so vielfach wieder, daß man wohl sagen kann, sie enthalten das „Urerlebnis“ der Chinesen, aus dem heraus ihr geistiges Sein am besten verständlich wird.

Dieses Urerlebnis wirkt als allgemeinste Idee seine „seinsgesetzlichen Möglichkeiten“ von 1500 v. Chr. bis 1500 n. Chr. aus und ist damit vielleicht erschöpft.

Spätestens um 1500 v. Chr. zeugt dieses „Urerlebnis“ die entsprechende Mythologie (oder geht aus ihr hervor, wer wollte das wissen).

Die chinesische Mythologie ist vor allem Kosmologie und Rhythmenlehre. Die Neigung zur Personifikation der divinen Mächte ist auffallend schwach entwickelt.

Spätestens um 1000 v. Chr. ist der chinesische Staat als universales Gebilde und getreues Abbild der Kosmologie fertig gebildet.

Erst um 500 v. Chr. blüht die chinesische Philosophie als mehr oder weniger bewußtes Turnen in der zugehörigen Begriffswelt.

Um Christi Geburt verzeichnen wir die *Realisierung* des mythologiebedingten Universalreiches in tatsächlicher Weltherrschaft und die *staatspolitische Anwendung* von Religion und Philosophie im Konfuzianismus.

Um *500* n. *Chr.* hat die chinesische Lyrik ihren Höhepunkt, welche es lernt, die gleiche Kulturseele in Formgebilde aus bilderzeugenden Worten einzufangen.

Erst um *1000* n. *Chr.* ist die Landschaftsmalerei so weit, der empfindsamen, kosmosgebundenen Naturkindschaft der Chinesen den sinngemäßen Ausdruck in der Landschaft als Seelensymbolik zu geben.

Erst um *1500* n. *Chr.* ist jener uns so gut bekannte Schatz handwerklicher Techniken voll entwickelt, durch den Ostasien für den Europäer zu einer vornehmlich *kunstgewerblich dekorativ* sich aussprechenden Kultur wird. Es gibt aber nicht das kleinste Stück chinesisch-koreanisch-japanisches Kunstgewerbe, in dem sich nicht die gleiche Naturkindschaft ausspräche, die mindestens drei Jahrtausende vorher aus Rassenseele zur kulturellen Kernidee geworden ist.

So weit kann ein erster Anstoß reichen, wenn er mit den Vorziehensneigungen der tragenden Menschen verbündet ist. So lange kann es dauern, bis eine Idee den Umkreis ihrer möglichen Verwirklichungen annähernd erschöpft hat.

Ja, wer könnte sagen, ob man hier wirklich von Erschöpfung reden kann? Morgen taucht in der chinesischen Welt vielleicht eine weitere Technik oder Kunst auf, die wieder Jahrhunderte braucht, bis sie so weit ist wie die Lyrik zur Tang- oder die Malerei zur Sungzeit.

Eher kann man von sicherer Erschöpfung einer spezielleren Teilidee sprechen. Mit der chinesischen Landschaftsmalerei z. B. steht es etwa folgendermaßen (vgl. *Münsterberg* und *Fischer*):

In der Hanzeit um Chr. Geburt wurden einzelne Figuren in Streifen angeordnet, die Landschaft als ein Ganzes zu zeichnen vermochte man noch nicht. Immerhin sind diese Figurenreihen im Gegensatz etwa zu den ägyptischen voll Rhythmus und lebendiger Bewegung. Einerseits das Aufkommen des Landschaftlichen in der Dichtung, andererseits die Technik der Landkartenzeichnung beförderte die Bemühung um Landschaftsdarstellung. Korrekt gezeichnete und farbige Landschaften waren in der Tangzeit gelungen (ca. 600 n. Chr.) Die rhythmische Bewegung fand Ausdruck in der Rollenform der Gemälde, die vor dem Beschauer dahinzogen wie die Wandeldekoration im Parsifal. Die feinnervige Seide als Malgrund entsprach der „empfindsamen Naturkindschaft", in deren Namen die ganze chinesische Landschaftsmalerei geht. Im 8. Jahrhundert setzte Wu Taotse anstelle des korrekten Abmalens die Komposition der Landschaft aus einem einzigen genialen Einfall heraus. Er begann die Farben zu dämpfen und wies der Chinesischen Landschaftsmalerei die Richtung auf bloße Verwendung von Schwarz und Weiß, ein weiteres Mittel gesteigerter Sensibi-

lität. Immer deutlicher trat das Landschaftsbild als Symbol eines Seelenzustandes auf. Man wurde immer sparsamer in der Menge des Dargestellten. Dies wurde das Wesen der Sungmalerei um 1000 n. Chr., der großen Blütezeit, in der das sich ausleben konnte, worauf die ganze chinesische Landschafterkunst seit je eigentlich abgezielt hatte. Als Kennzeichnung der seelischen Bedeutung wurde der ins Land schauende Philosoph im Vordergrund erfunden. Die Sparsamkeit gipfelte in der Raffiniertheit, mit welcher dem bloßen unbemalten Malgrund die Bedeutung von Himmel und Unendlichkeit gegeben wurde. Nun brauchte man nicht mehr die sich bewegende Rolle, um die musikhafte Bewegtheit der Landschaft zu erzeugen; man hatte gelernt, sie in einem einzigen Hochformat wiederzugeben. In den leeren Himmel des Bildes wurden kurze Verse gemalt, so Malerei und Dichtung einend. Für die Darstellung der Berge usw. wurden schulmäßige Schemata entworfen — ein Zeichen dafür, wie lebendigste Reife und beginnendes Akademikertum aneinandergrenzen.

Nach der Sungzeit melden sich Umkehrbewegungen, da man über das Erreichte nicht mehr hinauskommen konnte. Talentierte Meister waren vorhanden, sie mußten aber zurück, um überhaupt etwas Neues schaffen zu können. Zurück zur Farbigkeit, zurück zur realistischeren Impression, zurück zur reicheren und vielfältigeren Zeichnung. An neuem ist zu melden die Verwendung der Landschaft im Genrebild und im Kunstgewerbe.

Ohne Zweifel waren die geistigen Möglichkeiten der chinesischen Landschaftsmalerei früher erschöpft, als die chinesische Rasse sich an bedeutenden Künstlern erschöpfte. In diesem Sinne war das Erstarren in bedeutungslos auf und absteigende, spielende Modelaunen, die nur den Sinn haben, überhaupt mit etwas Neuem aufwarten zu können, geistgesetzlich bedingt.

Aber wie enge begrenzt war im Vergleich zu den Möglichkeiten der Landschaftsmalerei überhaupt, geschweige denn zu den Möglichkeiten der Malerei überhaupt dasjenige, was sich chinesische Landschaftsmalerei nennt! Darin sieht man, daß sich die seinsgesetzlichen Möglichkeiten doch nur für den leicht erschöpfen, der keine Kühnheit zu einem neuen Beginn aufbringt (bzw. für den, der anlagemäßig nur mit einem kleinen Teil der überhaupt bestehenden Möglichkeiten seelisch etwas anfangen kann).

Jedenfalls sehen wir aus dem chinesischen Beispiel, daß Kultureinheiten, in denen die gleiche Idee und der gleiche Stil wirksam bleibt, *sehr lange* leben können, daß für sie die Spanne eines Jahrtausends, die *Spengler* lebendigen Kulturen geben wollte, herzlich wenig besagt. *Kulturen sind Lebenswege einer zentralen Idee.* Es kommt nun natürlich ganz auf die *Zukunftsträchtigkeit* dieser Idee an, wie lange ihr Leben anhält, es kommt ganz auf die *Schöpferkraft* der beteiligten Menschen an, wie lange es dauert, bis alle wesentlichen Möglichkeiten verwirklicht sind. Die europäische Malereigeschichte enthält von 1300—1800 reichlich so viele Entwickelungsschritte wie die chinesische von 0—1500; und schließlich bleibt die

Kernidee ja nicht alleine im luftleeren (ideenleeren) Raume, sondern wird von verschiedensten anderen Anregungen durchkreuzt, sodaß ihre Bedeutung als herrschende Kernmacht des betreffenden geistesgeschichtlichen Ablaufes jeden Augenblick in Frage gestellt ist.

3. Wandel der Adoptionsbereitschaft

Wir haben nun gezeigt, daß Kulturen langlebige und relativ schicksalseinheitliche Gebilde werden können, weil die möglichen weiteren Schöpfungen von den schon vorhandenen abhängen.

Mindestens ebenso wichtig wie die wechselnden Schaffensmöglichkeiten der Zeiten ist aber ihre wechselnde Aufnahmsbereitschaft (Adoptionsbereitschaft). Kaufmännisch gesehen: was gestern reißend Absatz fand, ist heute Ladenhüter. Kulturseelisch gesehen: was gestern zündete, ist heute abgestandenes Gähnen.

Und dieser Wandel der Adoptionsbereitschaft wirkt wieder auf die Schöpfer zurück, gleichgültig, ob sie den Egoismus haben, verdienen oder ob sie den Ehrgeiz haben, zünden zu wollen, oder auch beides zugleich.

Für die Verschiebung der Adoptionsbereitschaft gibt es verschiedene Regeln. Die Volkswirtschaftler haben Rangordnungen der Bedürfnisse aufgestellt und ihre schrittweise Absättigung gelehrt (L. Brentano). In der kulturellen Wirklichkeit spielen solche Vorgänge eine hervorragende Rolle. Wer nicht zwischen hungrigen Völkern, an diesem und jenem gesättigten Völkern und endlich Übersättigungszeiten unterscheidet, verfehlt die vielleicht eindeutigste Dynamik und Gerichtetheit des Kulturlebens. Es braucht sich dabei nicht allein um wirtschaftliche Güter zu handeln. Geistige Kulturgüter verdienten nicht den Namen Güter, wenn die Völker nicht auch auf sie hungrig wären oder von ihnen übersättigt.

Ganz vorwiegend finden sich passive Sättigungsvorgänge durch Adoption schon vorhandener Kulturgüter beim sozialen Aufstieg innerhalb der Völker und bei der weltgeschichtlich so häufigen „Kultivierung" von „Barbaren". „Junge" Stände und Völker sind zu einem großen Teil nichts anderes als güterhungrige, ungesättigte Menschengruppen.

Eine andere, für den Wechsel der Adoptionsbereitschaft wichtige Regel habe ich a. a. O. als gefühlsmindernden und gefühlssteigernden Bedeutungswandel beschrieben. Besonders für seelenbezogene Ideen- und Kulturgüter gilt, daß Neues nur so lange aufgenommen wird, solange es noch ursprüngliche Kraft zu ergreifen, zu zünden in sich trägt. Noch lange bevor alle wesensgesetzlichen Möglichkeiten einer Idee und eines Stiles erschöpft sind, flieht Volk und Publikum und fliehen Führer und

Künstler ein Gebiet, das langweilig wird, das keine starken Neuheitsreize mehr auslösen kann.

Es kommt dabei nicht auf objektive, sondern auf subjektive Neuheit an. Ein Glas Bier oder ein Schweinebraten ist alt und doch immer wieder neu; so sind auch die Götter der Inder oder die Klänge einer Tanzkapelle alt und immer wieder neu. Gerade aber sehr Geistiges veraltet sehr leicht, denn es ist besonders unumkehrbar (vgl. S. 24).

Ich habe den Eindruck, daß typische Kulturabläufe, wie sie Spengler beschrieben hat, in sehr hohem Maße nicht von der Verschiebung der Schaffensmöglichkeiten, sondern von der Verschiebung der Adoptionsbereitschaft bestimmt werden, möchte das hier aber nicht näher erläutern, zumal Ähnliches noch in den nächsten Abschnitten zur Sprache kommt.

4. Die Unabhängigkeit der Kulturseiten

Eines der wesentlichsten Kennzeichen der neueren Geschichtsphilosophie ist, daß sie in sehr hoch integrierten und abstrakten Einheiten zu denken pflegt. Zeiten, Völker, Kulturen — das sind die besonders bevorzugten Subjekte, von denen Aussagen gemacht werden, obwohl doch kein Volk als solches, geschweige eine Zeit oder eine Kultur als solche jemals handelt, sondern immer nur bestimmte Menschen.

Um so mehr ist der Kulturbiologe gedrängt, immer wieder zu betonen, wie komplexe und vielfältige Wirkungsgefüge Zeiten, Völker und Kulturen in Wahrheit sind (I. Bd., S. 68 ff., 180 ff., II. Bd., S. 77 f.). Auch auf dem Gebiete der biologischen Hochkulturkunde muß die Unabhängigkeit der einzelnen Abläufe und Kulturgüterschicksale gegen zu weitgehende Einheitsmythologien verteidigt werden.

Selbst Kunststile sind nur in der Idee „reine“ Einheiten, in der geschichtlichen Wirklichkeit gehen ihre einzelnen Merkmale getrennte Wege. Man vergleiche die bewußte Vermengung gotischer und barocker Motive am Würzburger Jesuitenturm, oder die allgemeine Mischung antiker, byzantinischer, gotischer, romanischer und byzantinischer Motive an den süditalienischen Normannenbauten.

So wollen wir auch dem allzu landläufig gewordenen Satz, daß jede „Zeit“ in allen Künsten den gleichen Stil aufweise, die Behauptung gegenüberstellen, daß verschiedene Künste zu recht ungleichen Zeiten analoge Reifestadien erreichen können.

Wenn Kontrapunktik Gotik der Musik ist, so hat doch erst J. S. Bach jenes endgültige und unübertreffliche in diesem Musikstil erreicht, das die Kathedralenbaumeister im 13. oder spätestens im 15. Jahrhundert schon erreicht hatten. Dieser Verspätung entspricht durchaus, daß der Renaissancestil der Musik, nämlich die einstimmige Melodie mit harmonischer Begleitung nicht im 14. sondern im 16. Jahrhundert entstanden und nicht im 16. sondern erst im 18. Jahrhundert nach Deutschland gekommen ist.

Es wäre überzeugend, Haydn unter den Malern mit Perugino oder Botticelli, Mozart mit Rafael, Beethoven mit Michelangelo, Wagner mit den großen, jeder unendlichkeitsöffnenden Illusion fähigen Barockmalern in Parallele zu stellen, wenn nicht der zeitliche Unterschied wäre. Im Zusammenhang mit den anderen erwähnten musikgeschichtlichen Tatsachen ist aber diese zeitliche Verschiebung nicht störend, sie ist vielmehr als a priori notwendig zu betrachten. Die ganze abendländische Musikgeschichte liegt etwa zwei Jahrhunderte später als die abendländische Kunstgeschichte. Dem entspricht, daß ihr 19. Jahrhundert noch ebenso groß war wie das 17. Jahrhundert der Kunstgeschichte — eine noch viel zu wenig gewürdigte auffallende Tatsache! Die aufs weiteste getriebene Ausnutzung der klangraumschöpferischen Möglichkeiten des Orchesterspieles entspricht der äußersten Ausnutzung aller lichtraumschöpferischen Möglichkeiten durch den Barockmaler.

Oder: Die vollkommenste griechische Dichtung war schon annähernd tot, als die vollkommenste plastische Göttergestaltung im 4. Jahrhundert ihren Gipfel erreichte. Kaum jünger als die griechische Plastik ist aber die griechische Philosophie (auch interessant als Beispiel dafür, daß sich künstlerische und wissenschaftliche Blüte nicht gegenseitig ausschließen, wie oft behauptet wird).

Ein drittes Kulturgebiet: Jede Universitätsfakultät hat Wissenschaften aller Alters- und Reifestufen in sich. Die einen sind von endgültiger Klarheit, die anderen müssen noch jeden Einbruch schwärmerischen Geistes erdulden. Die einen zieren sich verzweifelt auf erschöpftem Acker, die anderen sind noch voll geistiger Konquistadorenabenteuer.

Wir können nicht noch weitere Beispiele bringen, um die grundsätzliche Unabhängigkeit der Kulturseiten darzutun. Wir müssen zur nächsten Erkenntnis fortschreiten.

Erst recht ist z. B. „das Abendland" oder auch nur „das italienische Volk" keine völlige Wirkungseinheit. Die einzelnen Länder, Stände und Völker leben in ganz verschiedenen Phasen der geistesgeschichtlichen Abläufe.

Man beklagte lange und schmerzlich die Stiluneinheitlichkeit unserer Zeit. Forscht man aber in der Geschichte nach, so waren in Europa eigentlich immer gleichzeitig mehrere Stile zuhause. Ein Beispiel: Im 13. Jahrhundert baute man in Deutschland noch romanisch, in Frankreich schon gotisch, in Italien entweder noch romanisch-byzantinisch oder schon renaissancegemäß. Zu allen Zeiten haben selbst die gleichen Künstler verschiedene Stile verwendet, ebenso wie man verschiedene Sprachen spricht. Es ist ein völliger Irrtum zu glauben, die Einheitlichkeit der Stile sei dadurch bedingt, daß sich die tragenden Künstlerpersönlichkeiten nur so und nicht auch anders ausdrücken könnten. Stile sind *geistige* Einheiten, die alles ihrem Inhalt entsprechende anziehen, das widersprechende hingegen abstoßen. Nur in seltenen Fällen ist ein ganzes

Volk von einer einzigen solchen ästhetischen Auffassungseinheit völlig durchdrungen gewesen.

Gelungene Einheit ist auf allen Kulturgebieten die wunderbare Ausnahme, das kämpfende und ringende Nebeneinander der Anpassungsgüter aller Art die Regel in der menschlichen Welt.

5. Unumkehrbarkeit und ihre Grenzen

Nichts ist so schicksalsschwer wie das Unumkehrbare und Unwiederbringliche. Wir haben im allgemeinen Teil betont, wie innig verbunden mit allen geschichtlichen Abläufen die Unumkehrbarkeit ist. Auch im speziellen Teil haben wir schon mehrfach berücksichtigt, daß einmal ausgelebte Möglichkeiten nicht wieder unerlebt sein können, daß einmal verwirklichte und versachlichte Ideen dem Zwange dieser ihrer Erzeugnisse nicht mehr entgehen können.

Aber wir haben auch schon betont, daß die Unwiederholbarkeit nicht gleich schwer auf allen Kulturgebieten lastet.

Zum Unumkehrbarsten gehört das geistige Erkennen und Mitteilen. Was man einem Menschen geschenkt hat, kann man ihm wieder nehmen. Ein Geheimnis, das man verraten hat, kann man weder zurückerbitten noch zurückerkaufen. Daher kommt es, daß sich vielleicht auf keinem Gebiete die fortschreitende und unumkehrbare Erschöpfung der seinsgesetzlichen Möglichkeiten so eindeutig zeigen läßt wie bei der Wissenschaftsgeschichte.

Die Lücken des außerwissenschaftlichen Gedächtnisses sind aber der zuerst zu erwähnende Grund, wenn man anführen will, warum die Unumkehrbarkeit im Geschichtlichen nicht unbegrenzt herrscht. Menschen können sehr wohl vergessen. Der gleiche Mensch kann im Laufe des Lebens dasselbe Ereignis mehrmals wie etwas gänzlich Neues feiern und durchmachen.

Wenn schon das Gedächtnis der Individuen nicht unbegrenzt ist, so erst recht nicht das Gedächtnis der Geschichte, die sich aus dem dauernden Wechsel von individueller Geburt und individuellem Tod webt. Mit jedem sterbenden Menschen werden Kulturinhalte endgültig aus der Welt geschafft, die nur zu einem Teil an Kinder und Schüler weitergegeben waren. Sie müssen wieder von frischem errungen werden.

Mit jedem neugeborenen Kinde wird ein Unterpfand dafür lebendig, daß es ein endgültiges Alter von Kulturen bei gesunder Rasse nicht gibt; denn eine Menschenwelt mag noch so reif und müde und zivilisiert sein, sie kann der nachfolgenden Jugend Anpassungsschwierigkeiten, die bis zur tiefen Tragik gehen, nicht ersparen. Warum sollte diese Jugend dann nicht

auch endgültig bei anderen Wegen bleiben, als die Wege der Eltern waren?

Hebt man den Blick vom Einzelnen zu größeren Zusammenfassungen auf, dann zeigen sich weitere Reserven für Umkehr und Wiederholung im Schoße der Kultur aufgespeichert. „Unverbrauchte“ Stände rücken auf, kulturrandlich gelegene Völker drängen zur Mitte, wobei es zur steten Wiederholung sinngemäß gleicher Vorgänge notwendig kommen muß.

Unter den Kulturgütern gibt es neben solchen, die zum unumkehrbaren Fortschritt drängen, andere, welche ebensosehr zum rhythmischen Pendelschwung neigen. Sowie es beim physikalischen Pendel der Schwung selber ist, welcher die Energie für den Gegenschwung aufspeichert, steht es auch in der Kultur. Gerade die Erschöpfung am Übertriebenen lockt der normalen Mitte, damit aber auch der entgegengesetzten Übertreibung entgegen.

Wie hoffnungslos verderbt waren Frankreichs Sitten um 1780! Was konnte anderes folgen als der Untergang? Da die Rasse noch stark war, haben sich die hier genannten Umkehrwege eingestellt. Das verderbte Frankreich war nicht das ganze Frankreich. Es wurde ein neues Geschlecht von Franzosen geboren. Neue „unverbrauchte“, gleichzeitig ungebildete und ungesättigte, gläubige und sehnsuchtsfähige Stände konnten nachrücken. Aber auch die überlebende Aristokratie hat sich gründlich gewandelt. Sie war um 1820 von einer Prüderie und Verschämtheit in ihren Unterhaltungen, die ebensoviel über das Normalmaß hinausging, wie ihre Lockerheit und ihr Zynismus von 1780. Der Fürst Talleyrand hat beide Zeiten mitgemacht, ja sogar repräsentiert.

Der Verbrauch seelischer Werthöhe ist nicht die einzige natürliche Richtung der Geschichte. Mit gleicher Naturgewalt richten sich neue, geglaubte Werte aus den Trümmern auf. Des sind wir heutigen Deutschen Zeugen!

Man hüte sich daher vor allen Geschichtsphilosophen, die auf eine wertegesättigte Frühzeit nichts anderes folgen zu lassen wissen, als unaufhörlichen Verfall, Abkühlung und Veräußerlichung. Gobineau wie auch Spengler hatten solche Geschichtsbilder. Beide überschätzten sie die Unumkehrbarkeit, der eine bei rassenbiologischen, der andere bei geistesgeschichtlichen Vorgängen. Gewiß kommt die Vergangenheit nie wieder und wiederholt sich nicht das gleiche. Wohl aber können einmal eingeschlagene Entwickelungen überraschend schnell unterbrochen werden und kann eine der ursprünglichen ähnliche Werthöhe sich von neuem einstellen. Denn Altern und Tod ist nicht ewiger als Zeugung und Geburt.

In der Kultur ist jeder neugeborene Mensch ein absoluter Anfang, während der Einzelmensch einem altgewordenen Körper auf keine Weise entfliehen und auf keine Weise Geschehenes ungeschehen machen kann.

6. „Frühzeiten"

Wenn Kulturen Lebenswege zentraler Ideen sind, dann fesseln den fragenden Blick zwei Ablaufsstadien ganz besonders, denn sie enthalten die ewigen Rätselfragen des Daseins: Woher das Leben und warum der Tod? Es sind die Stadien der Frühzeit und des Kulturunterganges. Dazwischen liegt eine dritte Frage, die man nicht übersehen möge, die Frage nach dem Wesen kultureller Reife.

Zunächst zu den Erscheinungen der „Frühzeit"!

Die ergreifendsten Schilderungen kultureller Frühzeiten lesen wir wieder bei Spengler — man vergleiche seine Darstellung des Beginnes der magischen und der faustischen Kultur. Er hat dabei freilich auf den Gefühlsschatz zurückgreifen können, der in allen Menschen dem Frühen, Ursprungsnahen und Jugendlichen gegenüber bereitliegt. Dem mythischen Zauber, der uns alle erfaßt, wo wir auf den großen Anfang zu stoßen vermeinen, muß darum die erste nüchterne These entgegengestellt werden:

Jede kulturelle Frühzeit, von der wir irgend wissen können, war auf der anderen Seite auch Spätzeit, so sicher wie auch der eisgraueste Ahne schon Urenkel ist. Solange man diese ihre zweite Seite nicht ausfindig gemacht hat, hat man einen Mythus, aber nicht eine Erkenntnis der wirkenden Vorgänge in Händen.

Um nur die beiden schon genannten Spenglerschen Frühzeiten zu nehmen! Mit wieviel antikem und altorientalischem Erbe schwer beladen waren nicht die Völker, in denen zuerst einzelne und dann immer mehr Menschen die Kerngedanken der „magischen Kultur" faßten. Wie wenig werden sich die großen Gotiker frühzeitlich gefühlt haben, da doch die Geburt des Herrn schon 1200 Jahre für sie zurücklag und da dunkle Sage aus heidnischer Vorzeit noch genug übrig war, um sich mehr als späte Erben denn als Anbeginn der Zukunft zu fühlen.

Nun eine zweite fast selbstverständliche These: Sowie jede andere Kindheit und Jugend Unreife und Unausgeglichenheit ist, ist auch die kulturelle sicherlich kein goldenes Zeitalter im Sinne maximalen Glückes; was freilich nicht besagt, daß man sich nicht in sie hineinwünschen solle, weil sie ein besonders liebenswert reiches Schicksal auferlegt.

Und eine dritte These: Es ist zu vermuten, daß in der Mehrzahl der Fälle die Mehrzahl der Menschen gar nicht weiß, worin ihre Zeit zukunftsträchtige Frühzeit ist, weil ja gerade unentwickelte Güter auch von breiter Adoption noch ferne zu sein pflegen; und darüber hinaus deshalb, weil die Träger des weltgeschichtlich Neuen selbst nur in Ausnahmefällen ahnen, welche Ausmaße die Ergebnisse ihres Ringens später einmal annehmen werden.

Damit haben wir die vierte Grunderkenntnis schon angedeutet, welche diesen Ausschnitt mit den früheren in enge Verbindung bringt:

Nicht eine „Zeit“ an sich ist Früh- oder Spätzeit, sondern jedes einzelne Kulturgut geht von der Frühe zur Reife. Irgendwelchen frischen Beginn trägt jede Zeit in sich. Besonders wenn sich dieser mit individueller Jugend der tragenden Menschen verbindet, kann es gar oft eine Lust sein zu leben, weil eine neue Zeit anbricht. In Deutschland Hutten, Wagner, Sturm und Drang, Romantik, 1870, 1914, 1933, in Italien Petrarca, Pisano, 1860, Mussolini usw. sind dafür Zeugnis. Die Anzahl solcher in erster Linie von der Jugend getragener Frühlingsstürme ist in der europäischen Geschichte mit ihrer vorwärtsstürmenden Zukunftsfreudigkeit wahrhaftig nicht gering, was nur der Fall sein kann, weil jede Kulturseite ihre eigenen Frühlingsstürme erleben kann. Ja von unserer Rasse aus gesehen muß man eine Jugend, die solches auf keinem Gebiete erlebt hat, geradezu als um ihr Bestes betrogen bedauern.

Wie es aber solche Frühzeiten-Erlebnisse gibt, zu denen der persönliche Sturm und Drang, der sich freigiebig für ein neues kulturelles Zeitalter nimmt, Wesentliches dazutut, so gibt es umgekehrt viele wirklich neue kulturelle Inhalte. die ins Leben treten, ohne jemals einer Zeit eine besonders hochgeschwellte Brust zu machen. Die mit Gefühlsstürmen und Fieberreaktionen vor sich gehenden Frühzeiten sind nur einem Teil der Kulturinhalte eigen.

Wir kommen zur fünften „These“: Kulturelle Frühzeiten entstehen nicht dadurch, daß Völker von neuen Stimmungen, sondern dadurch, daß sie von neuen geistigen Inhalten erfaßt werden. Nicht das Antriebsleben, sondern das Auffassungsleben ist primär an allem kulturellen Werden beteiligt. Die Menschen neigen verhältnismäßig konstant zu den gleichen Gefühlsreaktionen. Die starke Mannigfaltigkeit der Kulturverhältnisse und Zeitstimmungen kommt von der ungeheuren Variabilität der Auffassungsanlässe, die auf Stimmung und Gefühl wirken.

Freilich sind es auf einem Teile der Lebensgebiete sehr unbestimmte und schwärmerische Vorstellungen, welche den Anfang einer großen geistesgeschichtlichen Epoche machen. Aber es sind immerhin Vorstellungen, Ereignisse des Auffassungslebens, geistige Inhalte, die von genialen Führern an ihr Volk weitergegeben werden, die gähren und brodeln, Stimmungen und Affekte in stärkstem Maße nach sich ziehen, aber doch das wesentliche dafür bleiben, daß man sagen kann: von hier ging eine neue Epoche der Weltgeschichte aus.

Nun muß man fragen: wenn das, was die genannten fünf Thesen beinhalten, zutrifft, hat es dann überhaupt Sinn, die Bezeichnung „Frühzeit“ als Bezeichnung einer typischen Stufe jeder Kultur gelten zu lassen? Wenn jede Zeit auf ihre Weise Frühzeit ist, worin bestehen dann wesentliche Frühzeiten? Natürlich nur in relativer Verdichtung

der Phänomene beginnender Kulturentwickelung. Solche Verdichtung gibt es aber, soweit ich sehe, in vier Fällen tatsächlich und sehr ausgesprochen.

1. Wenn ein bisher davon unberührtes Volk — und ebenso wenn ein bisher unberührter Stand — in eine schon bestehende vergleichsweise höhere (imponierende und begehrte) Kultur hineingezogen wird.

Die ganze Merowinger- und Karolingerzeit bis zum Beginn der ausgedehnteren Städtegründung usw. war aus diesem Grunde nördlich der Alpen so sehr Frühzeit. Die gleiche kulturelle Niveaudifferenz genügt, um jene Erscheinungen zu erklären, welche die russische Geschichte der letzten Jahrhunderte für Spengler als Frühzeit einer neuen noch kommenden Kultur erscheinen ließen. Die Osteuropäer mußten vom gesellschaftsfähigen Essen über das Schreiben und Lesen bis zu Kunst und Literatur ein gewaltiges Pensum von der westlichen Welt nachlernen. Da sie zu begabt waren, um es rein dressurmäßig wie die Affen zu machen, gab es dabei natürlich gewaltsame Regungen der kindlichen — in kinderähnlicher Seinslage steckenden — russischen Seele.

Das spätere 19. und beginnende 20. Jahrhundert ist Frühzeit des modernen Arbeiterstandes. Lehrer an Volkshochschulen lobten die unverbrauchte Frische seines echten Bildungshungers im Vergleich zur überfrüh blasierten Jugend des bildungssatten Bürgertums.

2. Wenn eine besonders wesentliche Entdeckung oder Erfindung von großer Tragweite gemacht wird.

In der materiellen Welt das Zeitalter der Entdeckungen und das Zeitalter der technischen Erfindungen. Diese Frühzeiten sind aber immerhin in ihrer kulturellen Auswirkungsbreite beschränkt im Vergleich zu den grundlegenden Entdeckungen der Orientierung in der Welt, des Weltgefühles. Dies sind jene Entdeckungen, die auch Spengler als Inhalt der Frühzeiten der Kulturen meint. Sie liegen aber nicht nur dort, wo Spengler sie finden wollte. So gehört z. B. die Entdeckung der individuellen Persönlichkeit, wie Burckhardt es sah, in der italienischen Renaissance durchaus in die gleiche Linie. Kopernikus, Kepler und Giordano Bruno, die astronomisch-seelischen Entdecker der realen Unendlichkeit, lebten in einer Stimmung inbrünstiger metaphysischer Erleuchtung, welche von den Trägern der gotischen Frühzeit kaum übertroffen worden sein kann.

3. Wenn eine Erfindung oder Entdeckung von besonderer gefühlsaufwühlender Kraft gemacht wird, so daß Affektstürme auftreten, in deren Glut sich Geschichte schmieden läßt.

Natürlich geht sachliche Neuheit und Gefühlswirkung oft Hand in Hand, so bei den wichtigsten Erfindungen des Glaubens und des Lebensstiles. Der Fall besonders starker Gefühlswirkung sei aber doch eigens erwähnt. Er spielt in der politischen Geschichte eine sehr große Rolle. Der Islam war geistesgeschichtlich gesehen eigentlich Spätzeit, nämlich letzte Konsequenz und puritanische Übersteigerung des Eingottgedankens. Geschichtlich wirkt aber der Moslemsturm als Frühzeit, weil die durch den Propheten entfesselten Affektgewalten so außerordentlich waren. Auch alle europäischen Völker, die machtvollen Träger der abendländischen Geschichte, sind nicht sosehr durch inhaltlich neue, als durch vital besonders packende Gedanken entstanden.

4. Wenn ein Geniehagel über ein Volk niedergeht.

Die besten Beispiele hierfür bleiben die italienische und die niederländische Malereigeschichte. In beiden Fällen wurde ein bestimmter Umkreis seinsgesetzlicher Möglichkeiten außerordentlich durchlebt und durchleistet; was diese Zeiten aber so einzigartig macht, ist das atemraubende Tempo, in dem dies geschah. Dieses Tempo hat nichts mehr mit geistesgeschichtlicher Situation zu tun, sondern wurde der Entwickelung von der vorhandenen rassenmäßigen Kraft aufgezwungen. Es hagelte Genies und darum kam so einzigartiges zustande. Auch dies ist eine Möglichkeit, wie jene erhobene Stimmung einer ganzen Kulturgemeinschaft entstehen kann, die wir „Frühzeiten" nannten.

So scheint es mir eine nicht nur berechtigte, sondern auch eine sehr wichtige kulturbiologische Aufgabe, zu erforschen, inwieweit und worin die jeweils behandelte Zeit eine kulturelle Frühzeit ist.

7. Das Wesen kultureller Reife. Kulturen und Zivilisationen

Diese Spenglersche Unterscheidung gehört zu denjenigen, welche seinerzeit allgemein Eindruck gemacht, ohne daß man recht wußte, was sie bedeuten sollte; sonst wären nämlich der Versuche, dieses Begriffspaar nachträglich zu definieren, nicht so viele gemacht worden.

Was ist Kultur und was ist Zivilisation?

Ist Kultur Leben und Zivilisation Untergang, wie der suggestive Titel „Untergang des Abendlandes" zu besagen scheint? China ist aber doch nach Spengler schon seit zwei Jahrtausenden, Ägypten gar seit drei Jahrtausenden Zivilisation, ohne untergegangen zu sein. Nein, der Buchtitel war ebenso falsch wie blendend. Übergang in die Zivilisationsstufe wurde von Spengler selbst nicht als ein Untergang betrachtet.

Ist Kultur Verinnerlichung und Zivilisation Veräußerlichung? Man kann den Kulturvölkern doch wahrlich nicht nachsagen, daß sie sich nicht auf die äußere Welt verstanden hätten; und warum sollten Zivilisationsmenschen Fähigkeiten der Verinnerlichung ganz verloren haben, wenn sie die Anlagen dazu in sich tragen?

Ist Zivilisation Überschuß an Technik? Das Phänomen der plötzlichen überragenden Erweiterung technischen Könnens, das wir selbst erlebten, ist seit Jahrtausenden einmalig. Am Beginne der antiken, der magischen, der ägyptischen und der chinesischen Zivilisation ereignete sich nichts ähnliches.

Der eigentliche Grund aber, warum den Menschen von 1920 die wehleidige Unterscheidung der Zivilisation von der Kultur so tiefen Eindruck machte, war tatsächlich kein anderer als der schmerzhafte Eindruck des Eindringens von Technik und „Amerikanismus", des Sturzes alter Ideengewalten.

Dabei mußte die ungeheure Neuheit dieses Geschehens doch eher selbst die ältesten Menschen wieder jung und selbst die erstarrteste Zivilisation wieder zur erregend brodelnden Kultur machen.

Wie auch geschehen. Europa selbst war vielleicht nicht erstarrt genug, um das positiv Aufrüttelnde an der Technik sogleich anzuerkennen. In allen alten und erstarrten Gebieten aber brachte die Maschine tatsächlich eine Bewegung hervor, die nach langem Schlaf endlich wieder echtes menschliches — und das heißt wohlverstanden natürlich auch tragisches — Schicksal möglich machte. Ostasien ist erwacht. Die geschichtslosesten Naturvölker sind in ereignisreiche Anpassungsgeschichte verstrickt. Auch die Massen der Südeuropäiden waren schon seit langem nicht mehr so geschichtereich wie jetzt bei ihrem Erwachen unter dem Stachel der Maschine.

Damit sind wir nun beim wesentlichen Inhalt, den eine Unterscheidung von Kultur und Zivilisation haben kann. Kultur ist überall dort, wo schöpferische geistige Anpassungshandlungen von ursprünglich erregender Kraft vor sich gehen; Zivilisation ist dann überall dort, wo nichts an geistigen Inhalten mehr zu erregen braucht, weil alles wohl geordnet ist und das Leben zur steten Gleichmäßigkeit, damit aber auch in wesentlich untergeistige und unterschöpferische Sphären zurückgekehrt ist.

Kultur ist geistesgeschichtliche Jugendlichkeit, Zivilisation ist — nicht Tod, nicht einmal Alter, sondern einfach Erwachsenheit! Soweit darf man die Parallelen zum Einzelleben ziehen, weil dessen Altersstufen die gleichen typischen Sinnveränderungen zeigen.

Zivilisation ist nicht Tod, wohl aber ist sie Erwachsenheit. Ein an Spengler anschließender Pessimismus hat daher mehr von der Befürchtung des Knaben, daß jenseits der zwanzig das „eigentliche" Leben schon vorbei sei, als von dem Schauder des reifen Menschen, der Alter und Tod fürchtet.

Erwachsenenleben hat seine innerlichsten Entscheidungen ja auch hinter sich, ohne deshalb das Alter nahe vor sich zu haben. Wirken und glücklich sein kann der im Inneren sichere reife Mensch übrigens viel eher als der Jüngling. Sollte das nicht auch für die mannesreife im Vergleich zur jünglingshaften Kultur gelten?

Oder eine andere Analogie: Kultur und Zivilisation unterscheiden sich wie Liebe und Ehe. Die wenigsten können verstehen, daß es auch Ehegeschichten gibt, Liebesgeschichten aber liest jeder gerne.

Da jedes Kulturgut eine schöpferische Anpassungshandlung darstellt, hat im Grunde genommen auch jedes einzelne Kulturgut sein Kultur- und sein Zivilisationsstadium! Der Telegraph ist heute alte Zivilisation, der Radioapparat steht gerade an der Schwelle zur Zivilisation, der Fernseher aber hat noch brodelnde Anpassungsgeschichte,

also kulturelle Frühzeit. Bastler und Fabrikanten kennen diesen Unterschied sehr wohl, und kein Mensch spürt am Morsetaster mehr die Erregung, die ihn vor der Nipkowscheibe befällt.

Ein anderes Beispiel! Warum wird der „ewige Bauer“ in seiner Geschichtslosigkeit so gerne der sich überstürzenden „hohen Geschichte“ der Städte gegenübergestellt? Nun, im Lichte unserer Theorie hat das nichts Geheimnisvolles. Da europäische Bauernhöfe noch um 1900 nicht viel anders wirtschafteten als schon vor vier Jahrtausenden in der jüngeren Steinzeit, war der technische und seelische Typus des Bauern natürlich schon seit undenklichen Zeiten optimal festgelegt, war traditionsgesättigte, aber keiner geistgesetzlichen Zukunft mehr zustrebende Zivilisation. Auch diese sehr alte und erstarrte „geschichtslose Zivilisation“ europäisches Bauerntum ist übrigens heute durch die Maschine in unabsehbare Veränderungen hineingerissen. Der Landmann des Dritten Reiches ist nicht mehr ewiger Bauer, sondern heutiger Volksgenosse.

Wir sehen: es gibt in den meisten Zeiten zivilisiert erstarrtes Leben und erregende Anpassungsgeschichte nebeneinander. Vor allem auch kann jede tiefgreifende Erfindung oder Idee jederzeit den müde zivilisierten Charakter einer Zeit in den Hintergrund treten und die jugendliche Erregbarkeit neu auflodern lassen. Vorausgesetzt, daß die innere ererbte Substanz der Menschen dazu fähig ist!

8. Morphologie des Kulturunterganges

Uns Kindern einer ohne Zweifel alten Kultur voll historischen Gewissens wird immer wieder einmal von Zeit zu Zeit die Angst vor einem Tode über den Rücken laufen, der größer ist als der individuelle, die Angst vor dem Kulturtod. Auch die Antike, auch die Renaissance, auch China und die Islamreiche waren ja vor solchen Anwandlungen der Furcht vor absteigender Zukunft durchaus nicht frei.

Das Neue ist aber, daß heute die theoretische Beherrschbarkeit des Kulturvorganges so groß geworden ist, daß wir im Vereine mit den ungezählten Erfahrungen, von denen die uns bekannte Geschichte berichtet, ihn so gut wissenschaftlich beschreiben und voraussagen können, daß er uns nicht mehr als unerklärliches Fatum erscheinen kann.

Der Biologe muß jeden Kulturuntergang als Anpassungsstörung betrachten. An jeder Anpassung ist zweierlei beteiligt: Das Lebewesen und die Umwelt. Für unsere folgenden Überlegungen kann Kultur als ein Lebewesen durchgehen, und wir werden finden, daß, wie auch überall sonst, die Anpassungsstörung entweder vorwiegend durch Veränderung des Lebewesens oder aber durch Veränderung der Umwelt bedingt sein kann.

An Hand dieser Grundeinstellung ist es nicht schwer, sich recht vollständig aufzuzählen, was einer wohlausgebildeten Kultur alles zustoßen kann.

Erst sind aber noch einige Worte über die Unterscheidung von Kultur*wandel* und Kultur*untergang* nötig. Wandel gehört zur Kultur wie Stoffwechsel zu jedem Leben. Wandel zum Werthöheren, zum subjektiv oder objektiv Vollkommeneren ist die normale Richtung jeden Kulturstrebens. Dauernd gehen Kulturgüter und Berufstände unter, um besseren Platz zu machen. Dieser Wandel und *Übergang* wird ganz in der Regel von irgendwelchen Beteiligten als Untergang bejammert, und das aus sehr begreiflichen Gründen. Jeder Mensch neigt dazu, seinem persönlichen Ergehen weltgeschichtliches Gewicht beizumessen.

Man soll das Wort Kulturuntergang daher wahrhaftig nicht unvorsichtig, nicht zu früh und nicht zu oft aussprechen. Es soll für die Fälle gespart bleiben, wo ein ganzes Erbe verschwindet, ohne Mächtigerem Platz zu machen, wo ganze Völker und Menschenwelten ohne weiterführende Nachfolger bleiben, wo allgemeine Übereinstimmung darüber besteht, daß die Gegenwart im Vergleich zur Größe der Vergangenheit elend ist.

Nun zunächst zu den **vorwiegend durch innere Veränderungen bedingten Anpassungsstörungen!**

1. *Aufnahme schädlicher Güter* (*Fehladoptionen*).

Gut ist, was nützt, und doch gibt es mindestens drei Klassen schädlicher Kulturgüter:

1. Güter, die ihren Nutznießern selbst für augenblicklichen Nutzen dauernden Schaden machen.

2. Güter, die ihren Nutznießern nützen, aber der Allgemeinheit schaden.

3. Güter, die durchaus gut gemeint, aber durch ihre übersehenen Auswirkungen schädlich sind.

Zur ersten Art gehören *Genußgifte*, z. B. der Alkohol, der infolge einer besonderen physiologischen Süchtigkeit allen Völkern der Indianerrasse zum Verhängnis geworden ist, ferner die *Verhütungsmittel*, die den Europäern wegen ihrer überstarken Zukunftssorge und ihres schwachen Familientriebes schwere Gefahr drohen. Es unterliegt, wie aus diesen Beispielen erhellt, keinem Zweifel, daß Güter, welche um augenblicklicher Verlockung willen dauernden Schaden stiften, weltgeschichtlich sehr bedeutsam sind.

Zur zweiten Art zählt das Bauernlegen der Jagdherren, die Verproletarisierung durch die brutalen Industrialisierungsherren, zählen die Gewaltabenteuer Napoleons, die Europa an den Rand des Verderbens zu bringen schienen, zählen die geheimnisvollen Todesstrahlen, die in gruseligen Romanen erfunden werden, zählt die allgemeine Anarchie, die wohl jedem Untergang beigemengt ist. Heißt es erst „Jeder ist sich selbst der Nächste“, so ist das „Rette sich wer kann“ nicht mehr weit.

Obwohl ungeordnetes und eigenmächtiges Handeln der Einzelnen das Normale und die Bändigung durch die Gemeinschaftsgedanken angeblich das Sekundäre ist, so daß also die Zerreißung der Bande der Kultur die dauerndste und wesensgemäßeste Gefahr und Drohung sein sollte, wird einem bei der Verdammung solchen eigenmächtigen Handelns merkwürdigerweise nicht recht wohl.

Man besehe sich die Beispiele! Die Bauernlegung um der Jagd willen mag heute keine Verteidiger finden, aber ist daran ein Staat oder gar eine Kultur zugrunde gegangen? Die Verproletarisierung durch egozentrischen Kapitalismus brachte ungeheures menschliches Elend, aber hätte sich unsere heutige technisierte Welt anders erkaufen lassen? Oder wer könnte aus dem europäischen Schicksal die Napoleonischen Kriege, die den Erdteil übrigens ja doch nicht verderben ließen, hinwegdenken. Gerade in kulturgeschichtlicher Hinsicht, während sie machtpolitisch in ein sinnloses Null-zu-Null ausgingen. Die (noch nicht erfundenen) Todesstrahlen würden kaum von einem einzelnen Egoisten gegen die ganze andere Menschheit angewendet, sondern sicherlich für diese oder jene Gemeinschaft eingesetzt werden. Auch würden sie ein System von Verteidigungsmaßnahmen hervorrufen, also weiterzeugend wirken. Und es gibt sie ja noch nicht! Anarchie endlich ist vorwiegend Auswirkung, nicht erste Ursache von Niederbrüchen: „dem Meister wird Gehorsam nicht versagt“.

Wie kommt das? Nun erstens geht aus dem Gesagten klar hervor, daß alles überhaupt Neue, das nicht ganz langsam sich einschleicht, im Anfang fast notwendig den Charakter eigenmächtigen Frevels einer Minorität an der Majorität hat. So ist jeder, der schädliche Eigenmächtigkeit verfehmt und schlechthin verurteilt, in der peinlichen Gefahr, damit auch allen gesunden Fortgang des Lebens mit zu treffen.

Aber auch wenn solche kühne und eigenmächtige Versuche an sich nötig sind, könnten viele Kulturen an der vermessenen Kühnheit ihrer Neuerer zugrunde gegangen sein. Auch dafür hat man aber, soweit ich sehe, kein überzeugendes Beispiel.

In der Regel enden Versuche zu gewaltsamer Neuerung entweder erfolgreich oder aber mit dem Untergang der Frevler, nicht der Kultur.

Es ist ein hochinteressantes Phänomen, daß, obwohl alle Kultur gebändigter Egoismus sein soll, entfesselter Egoismus als Kulturfeind weltgeschichtlich kaum in Betracht kommt. Der Mensch ist eben, obwohl immer als Individuum handelnd, doch nicht erst durch künstliche Bändigung, sondern von den Tiefen seines ganzen Wesens her gemeinschaftsverbunden.

Der dritte Grund, warum Kulturgüter schaden können, nämlich weil ihre wirklichen Auswirkungen unübersehbare sind, ist hingegen für die

Morphologie der Kulturuntergänge wiederum von sehr großem Gewicht. Irgendwelche Fehler ohne jede schlechte Absicht, Fehler aus bloßer ungenügender Übersicht, findet man fast immer, sehr häufig z. B. in der Gesetzgebung. Auch in den meisten verlorenen Schlachten läßt sich der Punkt des Unheils nachträglich genau angeben.

Vielfach wird es sich dabei um Kleinigkeiten, um Oberflächenerscheinungen, ja vielleicht nur um dumme Zufälle handeln. Hochkulturen sind aber komplizierte Funktionseinheiten und dementsprechend verletzlich. An Maschinen können hundert Fehler, die an sich mit wenigen Handgriffen auszubessern sind, doch das ganze Getriebe stören. Erkrankung des kleinsten Organes kann den ganzen Menschen bettlägerig machen.

Also: man soll nicht bei jeder Schwächezeit eines Volkes gleich tiefgreifende Morschheit, vielleicht sogar rassische Unfähigkeit diagnostizieren.

Freilich auch umgekehrt: Jede tiefgreifende Schädigung wird auch dergleichen Oberflächenerscheinungen machen, ja an ihnen am augenfälligsten zur Erscheinung kommen. Daher sich nicht mit zu leichten Erklärungen zufrieden geben, zumal wenn an sich kleine Schäden oft und vielfältig wiederkommen!

2. Hypertrophe Entwicklungen

Ob ein Stoff Heilmittel ist oder Gift, das liegt bekanntlich nicht an ihm selbst, sondern am Wann und am Wie der Anwendung. Es kann sich auch der Wert der Kulturgüter verkehren, ohne daß sie selbst sich ändern. Aus Sinn kann Unsinn, aus Wohltat Plage werden.

Solche Wertverkehrung der Güter stellt sich einerseits beim automatischen Weitergehen einmal eingeschlagener Entwickelungen, andererseits beim einseitigen Steckenbleiben der Entwickelung ein. So haben wir die Kulturschäden durch hypertrophe und durch atrophe Entwickelung hier zu behandeln.

Einmal eingeschlagene Entwickelungen sind gebahnt, sind naheliegend, besonders schwer zu bremsen. Jede ins geschichtliche Leben eintretende Idee sucht den Umkreis ihrer seinsgesetzlichen Möglichkeiten aus früher erörterten Gründen maximal zu erfüllen. Ob jede der dabei durchmessenen Stufen und jede der dabei einfallenden Abwandlungen und Kombinationen Wert und Sinn hat, wird dieser blind weiterdrängenden Gewalt gegenüber fast gleichgültig.

Einfacher quantitativer Anstieg schon kann das Förderlichste zum Gift machen.

Wenn über der Kultur ein kluger, voraussehender und willensmächtiger Arzt wacht, lassen sich solche Schadensmöglichkeiten durchaus

erkennen und mit entsprechendem Krafteinsatz bekämpfen. Nur das liberale System hat gegen solche Gefahren wenig Aussicht, weil sein Glaube, daß das freie Kräftespiel schon alles zum besten lenkt, an ihnen zuschanden wird.

3. Zurückbleiben hinter der Entwickelung

Wenn die allzuscharfe Entwickelung schaden kann, bietet natürlich das allzuharte Beharren genau die gleiche, nur umgekehrte Gefahr der Anpassungsstörung. Man behält nicht recht, indem man auf seinem Recht sitzen bleibt, während sich draußen die ganze Welt verändert.

Ein etwas geringerer „Konservativismus" hätte dem französischen Adel die Guillotine und hätte Deutschland den Klassenkampf im Augenblick der schwersten äußeren Bedrohung der Nation ersparen können.

Junge Standes- und Berufsformen haben im Kampf um ihr Lebensrecht gewöhnlich einen doppelten Vorteil: zum ersten paßt ihre Einstellung und Ausrüstung besser zur tatsächlichen Zeitlage als die ihrer überalterten Gegner, zum zweiten wollen diese Gegner das aber auch noch nicht einmal wahr haben, und daran gehen sie noch viel sicherer endlich zugrunde, als an der tatsächlich schlechteren Ausrüstung.

Was als Raub und Tyrannis begann, umhüllt sich dann, wenn es abstirbt, mit den schönsten Regungen sentimentalen Gefühles. So der Weg des Rittertums von der ersten Usurpation bis zu Don Quichote, ähnlich der Adel bei Anbruch des bürgerlichen, das Bürgertum bei Anbruch des sozialistischen Zeitalters. Die reifere Schönheit und Kultur ist ganz in der Regel bei den Abtretenden, doch ist das eher ein Schwächemoment als ein Pluspunkt.

Solange sich solche Vorgänge im Schoße des Gemeinwesens abspielen, erkennen wir sie nicht gerne als „großen" Kulturuntergang an. Aber genau die gleichen Dinge spielen sich auch zwischen den Völkern ab.

4. Erschlaffen der Adoptionsbereitschaft

Schwindende Lust, Neues aufzunehmen und um Neues zu kämpfen macht, wie besprochen, eine Kultur zur Zivilisation, macht sie erwachsen, vielleicht alt, bedingt aber nicht ihren Untergang. Reife Kulturen haben Anfängern auf dem Wege der Hochkultur gegenüber kaum weniger Plus- als Minuspunkte.

Kann man das Erschlaffen der Adoptionsbereitschaft verhüten und einer Kultur ihren Jugendzustand erhalten? Das sicherste Mittel ist da die Einbeziehung neuer Menschenschichten und das Wagnis gründlich neuer kultureller Situationen. Selbst vorübergehende Zerstörung, die nicht an das Mark des Lebens greift, ist in der Regel fruchtbarer als ängstliches Erhalten des Vorhandenen.

Es wäre nicht auszudenken, wie rasch das Abstumpfen und Versumpfen der kulturellen Triebkräfte vor sich gehen müßte, wenn nicht durch die Zerstörbarkeit der Güter, durch den Wechsel der beteiligten

Menschengruppen und vor allem durch Geburt und Tod ständig eine Selbstverjüngung der Kulturen und eine Selbstreinigung ihres Flusses stattfinden würde. Dadurch wird sogar ständig so viel Wunsch- und Verwirklichungsgefälle wieder aufgerissen, daß die Menschen dem Verhungern ganz in der Regel näher sind, als dem Ersticken am allzu ausgeglichenen Reichtum.

Es darf auch nicht unausgesprochen bleiben, daß der kulturpolitische Wunsch sinnvoll immer nur auf subjektive, nicht auf objektive Jugendlichkeit abzielen wird. Ist schon beim Einzelmenschen das Problem des Jungseins und des sich Jungfühlens ein wesentlich verschiedenes, so klafft beides in der Kultur noch mehr auseinander. Es kann keinen Menschen reizen, in einem völligen kulturellen Chaos und Anfang stehen zu müssen, es handelt sich nur darum, daß genug erstrangiges Schicksal und damit unabgestumpfte Aufnahmefreudigkeit noch in der Zukunft liegt.

Ungemein viel kommt da natürlich auch auf die Rassenveranlagung an. Es gibt wesensgemäß gesättigte und unsatte Völker. Man darf sagen, daß die Verschlammung der Adoptionsbereitschaft sich in der Weltgeschichte weit öfter durch Unhungrigkeit der Menschen als durch kulturellen Nahrungsmangel bedingt zeigt.

Ekel an kultureller Übersättigung wie in der Spätantike oder in Vorkriegseuropa ist nicht Sattheit, sondern ein tiefes Bedürfnis nach mehr Schicksal, ist Notwehr des europäischen Menschen, der nicht satt sein *will*. Der Spießer hingegen ist vorwiegend keine geistesgeschichtlich, sondern eine wesensartlich bedingte Erscheinung.

5. Seinsgesetzliche Erschöpfung der tragenden Ideen

Hier sind wir auf dem Gebiete, das *Spenglers* Untergangsprophezeiungen hauptsächlich veranlaßt hat.

Keinem Zweifel unterliegt es, daß sich Ideen tatsächlich erschöpfen können, und zwar umso eher, je spezieller und enger sie sind. Unbezweifelbar wird solche Erschöpfung auch dadurch beschleunigt, daß sich stark erlebtes Schicksal nicht an alles noch *mögliche* Neue, sondern nur an das sachlich oder seelisch *erstrangig wirkungsstarke* Neue anschließt.

Je spezieller aber Ideen sind, desto mehr davon sind im Schoße der allgemeinen Ideen verborgen. Es entscheidet dann nicht die seinsgesetzliche Mathematik, sondern die tatsächliche Schöpferkraft in erster Linie über das Wirksamwerden.

Ein Volk, das nicht etwas gründlich Neues ergreifen will, wird freilich im engen Kreise ersticken. Das Menschengeschlecht als solches hat aber zwei Schatzkammern, die wir für unerschöpflich halten müssen: Das noch nie Dagewesene und das schon genügend Vergessene. Es läßt

sich herrlich aus der einen in die andere wirtschaften. Darum kann der Tag, an dem der Begabte nichts mehr zu erringen und zu erleben hat, nicht so leicht kommen.

Soweit Spengler recht hat, daß Kulturen eine notwendige Erstickung droht, hat er doch nur deshalb recht, weil oftmals in der Geschichte das Genie nicht groß genug war, um die Gefahr mit etwas gründlich Neuem zu überwinden. Ohne rassisches Genie aber verhungert ein Volk auch in der noch vollgefüllten Schatzkammer wesensgesetzlicher Möglichkeiten. Kein Kulturablauf geht selbsttätig vor sich, er kommt sofort ins Stocken, sowie die Versorgung mit Begabungstriebkräften auch nur einen Augenblick aussetzt.

Natürlich sind Zeiten, in denen großartige Möglichkeiten schon angeklungen sind, ohne ausgeschwungen zu haben, für zweit- und drittrangige Geister der wünschenswerteste Jagdgrund. Den abgerissenen Entwicklungsfaden neu zu knüpfen, ist demgegenüber Titanensache. Aber auch ob Titanen auftreten, hängt von der Rasse ab.

6. Aussterben des kulturtragenden Volkes

Daß die Kultur stirbt, wenn die Menschen sterben, wäre für sich allein eine Banalität. Daß die weltgeschichtlich tatsächlich zu beobachtenden Untergänge so häufig der banalen zahlenmäßigen Schrumpfung der tragenden Völker parallel gehen, ist aber immerhin schon eine nachdenklich machende Einsicht.

Doch noch mehr. Man müßte untersuchen, wie sehr das über bloßes Gleichbleiben hinausgehende Volkswachstum der eigentliche Grund für die stärksten Perioden der Kulturgeschichte war. Viele Kinder sind eine sehr unspezifische Triebkraft vieler sehr spezifischer kulturgeschichtlicher Wirkungen.

Umgekehrt gibt es in der Weltgeschichte wohl auch keinen Fall von zahlenmäßiger Schrumpfung eines Volkes, der nicht von Qualitätsverschlechterung durch Gegenauslese begleitet gewesen wäre. Sowohl freiwillige Geburtenbeschränkung wie gewaltsamer Tod greifen immer in erster Linie am qualitativ überdurchschnittlichen Menschenmaterial an.

Sehr eindringlich hat Seeck in seinem berühmten Werk über den Untergang der antiken Welt gezeigt, wie geistige Macht und Volksvermehrung in Athen, Sparta und Rom über jedes Begreifen hinaus parallel gehen.

7. Aussterben des kulturtragenden Standes

Jeder leistungsspezifische Hochkulturstand ist auch eine begabungsspezifische Siebungsgruppe, deren Ausfall dem Ganzen schadet und schwer wieder gutzumachen ist.

Aber das Eltern-Kinderverhältnis innerhalb des Standes ist, auch abgesehen von der biologischen Erblichkeit, wegen der Weitergabe intimer kultureller Geformtheit für die Kulturgeschichte unersetzlich.

Wenn ein Mensch stirbt, stirbt immer sein Unübertragbarstes mit ihm. Das weniger Unübertragbare hat er seinen Kindern, aber nur das schon verhältnismäßig Marktgängige seinen übrigen Mitmenschen vermacht. Auch das Feinste der Kulturgeschichte ist so unübertragbar, daß es oft kaum bei den eigenen Kindern, geschweige denn bei einem ganz anderen Stand, behutsam genug aufgehoben ist.

8. Aussterben der kulturtragenden Erbstämme

Wie weit rassische Erschöpfung — das von Gobineau und seinen Nachfolgern in den Vordergrund gestellte Moment — für das Erlöschen von Kulturen maßgebend war, läßt sich nur indirekt, aber auf zwei Hauptwegen doch recht sicher erkennen.

Auf der einen Seite weist man aus den geschichtlichen Berichten Ausmerzewirkungen nach, die nach menschlichem Ermessen zu einer Niederzüchtung geführt haben müssen.

Auf der anderen Seite prüft man die kulturelle Leistungsbilanz mit den Erkenntnismitteln experimenteller Vielfacherfahrung, wobei die tiefsitzende Ursache eines zähen Verfalles unverkennbar hervortritt.

9. Der Zufall

Zufälle nennen wir alle Ereignisse, deren Eintritt sich der Berechnung entzieht. Die Weltgeschichte hat oft „an einem Haar gehangen", wie sollte der Zufall beim Auf- und Niederstieg der Kulturen keine Rolle spielen?

Ich habe einmal auf einem großen Dampfer einen Nordseesturm erlebt. Nur eine einzige Woge überschwemmte das oberste Deck, während in Stunden alle anderen, die herankamen, um Meter niedriger blieben. Nicht ein Moment besonders starken Windes war an jener einzigartigen Höhe schuld, sondern eine zufällig besonders einhellige Kombination aller Kräfte, die auf die Wellenbildung Einfluß haben. Wenn nun die größten Reiche der Weltgeschichte und ihre höchsten Kulturmomente dieser Woge glichen, ist es nur natürlich und erwartungsgemäß, daß Abstieg darauf folgen muß.

Das letzte Aufflackern des Heidentums in Westrom führte den Kaiser Eugenius und seinen oströmischen Kollegen Theodosius III. zum Kampf. Dieser brachte fast die Vernichtung des Theodosius, weil ihn der Feldherr seines Gegners, Arbogast, in einer genial berechneten Falle gefangen hatte. Am nächsten Schlachttag blies den Leuten des Arbogast eine scharfe und schwere Bora entgegen, wie sie sie als Germanen nicht kannten, und in abergläubischer Furcht liefen sie vor den hilflos eingekesselten Oströmern davon.

Will man einem einzigen Zufall keine so bedeutsame Rolle zumessen, so können doch leicht zwei, drei oder vier glückliche oder aber unglückliche Zufälle aufeinanderfolgen, und das ergibt potenzierte Wirkung! So ist auch der andere Wiederhersteller des Heidentums, Julian, durch Zufall ermordet worden, Konstantin umgekehrt trat zum Christentum über, weil er durch Zufall an der Milvischen Brücke gesiegt hatte. Diese drei Zufälle zusammen haben auf den Endsieg der Kirche nicht wenig gewirkt. Eine andere Frage ist freilich, ob der Untergang des Heidentums ohne diese speziellen Zufälle hätte aufgehalten werden können.

So mischt sich das allgemeinste Seinsgesetz der mathematischen Kombinatorik noch von einer anderen Seite in das Kulturgeschehen. Es bestimmt nicht nur, welche Ideen möglich sind, sondern auch, wie das zufällige Zusammentreffen sämtlicher irgendwie geschichtsbildender Ereignisketten erfolgt.

Gefahren aus der äußeren Welt

10. Veränderungen an Landschaft, Klima und Verkehrslage

Kulturen sind nicht so naturunabhängig und auch wieder nicht so kurzlebig, daß die Geschichte der äußeren Natur eine so ganz zu vernachlässigende Konstante sein könnte; wozu noch kommt, daß die Kräfte des Menschen nicht schwach genug sind, um ihrerseits an Landschaft und Klima überhaupt nichts Einschneidendes ändern zu können.

Verlandete Küstenstädte sind Ostia und Ravenna. Das Gelbfieber hat die mittelamerikanischen Hochkulturen in allen Tiefenlagen mehrmals umgebracht. Wie sehr die Entwaldungen den Süden Europas verheert haben, ist allbekannt. Derselbe Raubbau vollzieht sich jetzt in USA., sodaß schon Unheilpropheten für die Zukunft der Bodenwirtschaft in Nordamerika aufgetreten sind. Erschöpfte Bergwerkgebiete liegen z. B. in den deutschen Gebirgen, den Alpen wie dem Harz.

Die afrikanischen und vorderasiatischen, ja in gleicher Weise auch ein gut Teil der ehemaligen nordamerikanischen Kulturstädte ist der Austrocknung und Versandung zum Opfer gefallen. Das Leben des Alten Orients unterschied sich wohl auch schon klimatisch vom heutigen orientalischen Leben. Wahrscheinlich hängt damit auch zusammen, daß die neuere orientalische Kultur noch deutlicher eine Innenraum-(Hitzeflucht-)kultur ist, als die alte.

Die augenblicklichen Verkehrsmöglichkeiten und Verkehrsbedürfnisse enthalten das Fatum jeder Siedlung. Wettrennen um den Eisenbahnanschluß in kleinem Rahmen, Lage zu den jeweils wichtigsten Weltwirtschaftsgebieten im Großen.

Wenn wir durch die verfallenden Paläste Venedigs gehen, wäre es unsinnig, die Unfähigkeit irgendwelcher Menschen anzuschuldigen. Die Zeiten ungewöhnlicher Gunst der Verkehrslage haben Dogen, Signoria und Bürger der Stadt benutzt. Daß Umlegung des Verkehrs ein tragisches Geschick sein kann — fast so wie das Ausbleiben der Heringschwärme für den Fischer —, sei voll anerkannt.

11. Der Stufenwandel des historischen Prozesses

Die Kulturgeschichte vollzieht sich mit einer weiträumigen Logik, welche durch den Lebensweg der Ideen gegeben ist. Dadurch werden zu jeder Zeit die Kräfte einzelner, jeweils bester Völker nach vorwärts gedrängt, fallen aber auch wieder ab, wenn die nächste Stufe ein anderes Wesen erfordert.

Als die Gotik eine so hochgradige organische Zusammenfassung des Kunstwerkes erfunden hatte wie keine Zeit vorher, da antwortete Italien, indem es ähnlicher souveräner Zusammenfassung mit den herkömmlichen südeuropäischen Kunstmitteln — mit Säulen, Bogen, Kontrapost und Komposition, Fresko und Architraven zustrebte. Diese Antwort nennen wir die Renaissance. Zuerst werden die Probleme der plastischen und räumlichen zeichnerischen Zusammenfassung gelöst, weil hier der Schwerpunkt der südlichen Begabung liegt. Die florentinischen Maler sind im Grunde Plastiker (Mantegna).

Sobald diese Probleme gelöst sind, verbleibt vorwiegend die malerische Durchdringung der gleichen Formen. Damit wandert aber der Entwickelungsschwerpunkt von Florenz zuerst nach Venedig, dann noch weiter nach Norden, weil, was Farbe und malerisches Sehen anlangt, die bessere Begabung immer in diesen Landschaften gewesen war. Schließlich werden auch die Plastiker zu Malern (Bernini).

Die stärkste Verweltlichung erlebte die katholische Kirche in Rom um 1500. Der Protest dagegen geht bezeichnenderweise von Deutschland, dem Lande der ernstgenommenen Ideen, aus. Als dann der nordischen Protestbewegung etwas Südeuropäides entgegengestellt werden mußte, fand sich das spanische Volksnaturell, das immer auf fanatische Abwehr eingestellt war, in seiner besten Aufgabe. Spanien hatte seine größten Jahrhunderte und Italiens Leben verfiel der Hispanisierung.

Dieser Wechsel hat nichts Geheimnisvolles. Ganzen Völkern ergeht es damit ebenso, wie einzelnen Menschen, die je nach der kulturellen Situation mit ihrem Talente wuchern können oder unberühmt und unbeachtet sterben.

12. Unterliegen im friedlichen Wettstreit

Das interessante Schicksal des Stufenwandels im historischen Prozeß ist in gewisser Weise nur ein Spezialfall des Aufstieges und des Niederganges durch Obsiegen oder Unterliegen im friedlichen Wettstreit.

Das Unterliegen im friedlichen Wettstreit kann sich schuldlos daraus ergeben, daß die besseren Erfindungen, die straffere Organisation, vielleicht auch das bessere Glück sich auf die Seite eines fremden Volkes neigt. In dieser Weise stehen ganze Völker ebenso wie einzelne Stände und einzelnen Individuen im Schatten des Fortschritts, werden von den Übersteigerungen der besseren Anpassung zermalmt.

Wenn es an der Begabung liegt, daß die höhere Stufe nicht erreicht wird, haben wir den zweiten Fall engster Berührung von Kulturuntergang und Rassenbiologie vor uns (der erste lag im Aussterben der begabtesten Erbstämme innerhalb der Kultur). Dieser zweite Fall trifft für die Naturvölker von gestern und heute zu.

Zusätzliche Schuld kann durch willentliches Festhalten an der unvollkommeneren, aber geliebten, bequemen, traditionsgesättigten Lebenshaltung einem Volke an seinem Untergang zufallen. Ja es scheint entwickelungsmechanisch für ein bisher überlegenes und dabei gesättigtes Volk sehr schwierig zu sein, sich rechtzeitig auf die bessere Angepaßtheit des bisher unterlegenen und dementsprechend machthungrigen Volkes einzustellen. Der Wendepunkt wird von denjenigen, die von der Weltbühne abtreten offensichtlich sehr leicht verschlafen.

13. Unterliegen im kriegerischen Wettstreit

Dieses letztzunennende Schauspiel des Großen Todes, des Kulturtodes, ist wieder so offensichtlich wie das erstgenannte, die Verheerung durch Alkohol oder Verhütungsmittel.

Darüber, wie kriegerischer Untergang vor sich geht, braucht nichts gesagt zu werden. Von Interesse ist nur noch, wie oft er in der Weltgeschichte tatsächlich vorkam und ob der Krieg je der Henker gesunder, oder vielleicht nur der Sensenmann absterbensreifer Kulturen war.

Ich glaube, man würde der Logik und Sinngebung geschichtlicher Ereignisse zuviel Ehre antun, wollte man behaupten, daß nur das zweite in Betracht komme (womit kriegerische Verwüstung als Untergangsform eigentlich wegfiele, denn es würde sich dann ja nur um den Vollzug des Urteils an schon morschen Völkern handeln), Troja, Karthago und hundert andere antike Poleis, die von ihren triumphierenden Feinden dem Erdboden gleichgemacht wurden, fielen nach verzweifelter Gegenwehr. Daß die Goten wegen der Hunnen Südrußland aufgegeben haben, daran ist ebensowenig ihre innere Brüchigkeit schuld, wie an dem feurigen Sturz des Reiches Vidschayanagar in Indien.

Damit sei dieser Versuch einer Formenkunde des Kulturunterganges beendet. Schon die Vielheit der Möglichkeiten, die als tatsächlich wichtige aufgezeigt worden sind, gibt sowohl Gobineau wie auch Spengler unrecht, wenn sie jeweils mit ihrer Erklärung das hauptsächliche oder gar einzige Moment des Großen Todes, des Kulturtodes, aufgezeigt

glaubten. Aber beide haben auch wiederum recht, denn rassenbiologische Erschöpfung und rassische Unfähigkeit zum weiteren Wettlauf der Kultur haben ebenso ihren wichtigen Platz in den Formmöglichkeiten der Weltgeschichte, wie auf der anderen Seite geistesgeschichtliche Erschöpfung und schwer lösbare Verstrickung in die allgemeine Gesetzlichkeit der Entwickelung, welche über die Reife hinaus zur Überreife führt.

9. Zum Beschluß

Die allgemeine Lehre, die aus all dem Erörterten zu ziehen ist, ist denkbarst knapp und klar:

Nicht das kleinste Stückchen Hochkulturschicksal kann sich anders vollziehen, als durch Rassenkräfte nach Geistgesetzen, die mit den Gesetzen des Seins und des Werdens identisch sind.

Durch Rassenkräfte nach Geistgesetzen: diese Formel möge den Verächtern der einen wie der anderen zu denken geben. Und besonders sei auch noch unterstrichen, daß es sich um Geistgesetze handelt, die, wenn einmal entdeckt und erforscht, in Rechnungen der wissenschaftlichen Erkenntnis genau so gut einsetzbar sind wie die Tatsachen der Natur. Für die willkürliche Freiheit des Geistes ist in diesem Weltbild kein Platz gelassen, sie ist uns Schwarmgeisterei und von übel. Die wahre Freiheit des Geistes, die darin besteht, daß der Mensch mit seinen Entscheidungen kühn ins Ungewisse greifen muß und daß ihm das triebstarke Werten niemand abnehmen und seine schöpferischen Geistestaten niemand vorwegberechnen kann, bleibt dabei durchaus erhalten. Denn alle wissenschaftliche Erkenntnis ist ja nur eine kleine Insel, auftauchend im Meere der Daseinsunsicherheit und des immer neuen Schicksals, aber von den Menschen geliebt und den Menschen liebenswert als ihre menschlichste Leistung.

D. Hochkulturen — Leistungsnetze

Man denke an ein Spinnengewebe, an einen Ständerbau, an ein Netzgewölbe, an die ausgeklügelte Eleganz einer großen Eisenkonstruktion, kurz an ein äußerst inhomogenes Gebilde, in dem sich die Hauptkräfte an ganz wenigen Punkten zusammenballen, und diese Punkte hauptsächlich untereinander, viel weniger aber mit den zwischenliegenden kräftearmen oder kräfteleeren Punkten verbunden sind. Damit hat man das Bild von Hochkultur als Leistung. Es handelt sich um Leistungsnetze, um ein Kraftliniengefüge, in dem Menschen von sehr verschiedenem Ausmaß und sehr verschiedener Tragfähigkeit zusammengefaßt sind.

Gibt es denn überhaupt Fähigkeiten, die bei allen Gliedern einer Hochkulturgemeinschaft vorausgesetzt werden? Asoziale scheidet auch schon jede Naturvölkergruppe aus. Charakteristische Minimalforderung für Hochkulturleistungserfüllung ist neben einem bescheidenen Maß an

Intelligenz und Handfertigkeit am ehesten noch Zuverlässigkeit. Zuverlässigkeit als Gleichmäßigkeit des Handelns muß fast jeder haben, der brauchbarer Baustein im Kulturgefüge sein will. Un-Zuverlässigkeit ist die Kardinalsünde im Kulturbau.

Zuverlässigkeit kann zu einem Teil durch Überwachung erzwungen werden, aber das ist ein kümmerlicher Ersatz für jene erbliche Veranlagung zur Gleichmäßigkeit, die wirklich in der Rasse stecken muß, die bei mindestens 90% der Einzelnen anzutreffen sein muß, wenn ein Volk Hochkulturniveau halten will.

In fast allen anderen Hinsichten erfordert das Hochkulturleben keine besonderen allgemeinen Begabungseigenschaften, sondern nur genügende Produktion der hunderterlei Eliten, die für den Aufstieg nötig sind.

Mit das erstaunlichste an der Hochkultur ist, wie gut sie vorhandene Rassenkräfte ausnutzt, wie ökonomisch sie zu arbeiten versteht. Sie unterscheidet sich darin von einer Naturvölkergruppe wie ein moderner Dauerbrandofen von einem primitiven Lagerfeuer.

Wieviele Begabungen unser modernes Leben haben muß, sowie wieviele es gebrauchen und aufnehmen könnte, was etwa geschähe, wenn in der einen oder anderen Richtung zu viele da wären, das sind alles höchst interessante Probleme, denen wir heute noch allein mit der undurchdachten allgemeinen Vorstellung gegenüberstehen: je mehr Begabung, desto besser.

Der Eliten, die gebraucht werden, sind jedenfalls tatsächlich hunderterlei, und viele von ihnen müssen auch recht stark besetzt werden.

37 000 Optiker und Uhrmacher liefern exakteste Feinarbeit.

55 000 deutsche Gemeinden warten auf einen geborenen Führer als ihren Bürgermeister.

63 000 Ärzte müssen trachten, die selbst von hervorragenden Köpfen kaum mehr voll beherrschbare moderne Heilwissenschaft der Volksgesundheit möglichst weitgehend dienstbar zu machen.

80 000 Abteilungsleiter, Prokuristen usw. haben das Schicksal von ebensovielen großen Wirtschaftsunternehmungen in ihren Händen.

132 000 Deutsche (darunter 94 000 Musiker) nennen sich Künstler, d. h. über ein staunenmachendes Können verfügend.

200 000 Ingenieure überwachen unsere Maschinen und Bauten.

250 000 Lehrer können zum Gespött oder aber zum führenden Idealbild der ihnen anvertrauten Jugend werden.

Solchen Zahlen gegenüber, die nur wenige zufällig herausgegriffene Beispiele sind, wird einem doch auch bei aller ökonomischen Ausnutzung der Menschenkräfte in der Hochkultur einigermaßen bange.

Jede der genannten Eliten ist heute in einer Weise zusammengesetzt, daß nur ein beschränkter Teil davon der Norm, dem theoretisch zu

fordernden Soll entspricht, das wissen wir aus hundertfacher persönlicher Erfahrung.

Das mag allgemein-menschlich sein, gerade aber wenn es das ist, dann leben alle Hochkulturvölker unterhalb der Norm der vollen Erfüllung des Gesollten.

Gerade diese Tatsache, daß selbst die Hochkulturvölker durch ihre Lebensform eher über- als unterbeansprucht sind, macht es wahrscheinlich, daß bei nur geringem weiteren Sinken des Begabungsmaßes bzw. der Fruchtbarkeit an Elitepersönlichkeiten sogleich wesentliche Schrumpfungen am kulturellen Volumen eintreten werden.

So schrumpfen z. B. fast im ganzen außerdeutschen Europa jene Kulturseiten, die mit Fleiß und Pünktlichkeit zusammenhängen, sehr beträchtlich, wofür wieder manche reich entwickelte Lebensseite dieser anderen Völker in Deutschland unterentwickelt scheinen mag.

In einigen etwas weiter vom Zentrum Europas entfernten Staaten sinkt dann Fleiß und Pünktlichkeit so weit, daß das, was wir Deutsche uns unter Kultur vorstellen — nämlich vor allem ein geregeltes und reich mit von Menschen geschaffenen Gütern gesegnetes Leben, überhaupt nur dem äußeren Schein nach aufrechterhalten werden kann.

Nach theoretischen Überlegungen, die im II. Band aus der Gauß-schen Variationskurve abgeleitet worden sind, ist zu erwarten, daß sinkende Durchschnittsbegabung sich vor allem in der geringeren Fruchtbarkeit an Eliten äußern wird und die Maximalbegabungen an Häufigkeit am stärksten zurückgehen werden.

Man kann diese Theorie nicht besser belegen als durch die klassische Charakteristik, welche der Führer von der militärischen Leistung eines anderen Staates gegeben hat: Der Soldat kampftüchtig, die Unterführer verzweifelt bemüht, die mittlere Führung zu wenig intelligent, die oberste Führung schlecht unter jeder Kritik. Eine deutlichere Illustration zu den Abb. 88 des II. Bandes dargestellten variationstheoretischen Erwartungen kann es nicht geben.

Wenn schon die höchstentwickelten Völker hinter der Norm des Gesollten, die danach bemessen wird, daß die kulturellen Aufgaben ebenso gut erfüllt werden, wie auf technischem Gebiet eine Maschine oder ein Staudamm die seinigen erfüllt, in verschiedenem Maße zurückbleiben, wenn wir an den Rändern des Hochkulturraumes Völker eben noch an der Minimalgrenze des Hochkulturnötigen sehen, dann ist der innere Übergang zu dem Zerfall der Kultur in primitivere Lebensformen ohne weiteres gegeben.

Die Richtung, welche menschliche Begabung haben kann, ist sehr verschieden, der Eliten sind hunderterlei. Es ist gar nicht abzusehen, welche Erbanlagen vielleicht noch einmal hochbedeutsam werden könnten.

Wer hat sich vor dreißig Jahren um die besondere Gleichgewichtsfähigkeit gekümmert, die für den Fliegeroffizier nötig ist, und deren Häufigkeit daher heute die Wehrfähigkeit eines Volkes bestimmt? Was täten unsere Teeschmecker, wenn wir keine Beziehung zu den Tropen hätten? Was taten alle die Menschen mit absolutem Gehör, bevor sie in der europäischen Musikkultur künstlerische Ehren einsteckten? Was nutzt außerhalb der Oper das Gold in der Kehle, was außerhalb des Varietés die anatomische Konstruktion des Schlangenmenschen?

Solches sind nur extreme und dadurch besonders auffällige Beispiele, auch sonst sind die „Begabten" biologisch ein sehr buntes Heer.

Aber auch wenn man dem voll Rechnung trägt, bleibt doch bestehen, daß es auch eine hohe und höchste, gesunde, vielfältig anpassungsfähige „Normalbegabtheit" des Verstandes, der Auffassungskraft und Tatkraft gibt, die demgemäß immer und unter allen Kulturzuständen das Hauptheer, gleichsam die Infanterie, innerhalb der führenden Eliten darstellt. Wenn der Nobelpreisträger Wagner v. Jauregg bekannt hat, daß er nur zufällig Arzt geworden sei und auch auf jedem anderen Gebiete Besonderes geleistet hätte, so ist das nur ein Beispiel dafür, daß zumindest ein Teil der großen Männer dem Wesen nach viel weiter war und ist, als die spezielle Aufgabe, für welche sie gelebt haben. Jede Aufgabe verengt, denn sie ist Konzentration; nirgends ist aber mit solcher Verengung stärker zu rechnen, als wiederum in der Hochkultur mit ihren großen und lebenslangen Aufgaben. Die Menschenökonomie der Hochkultur, von der die Rede war, besteht darin, daß die Begabten wirkungsstark gemacht werden, aber das bedeutet gleichzeitig natürlich Konzentration, verengtes Wirkungsgebiet. Auch beim Scheinwerfer ist das eine die Voraussetzung des anderen!

Es mag tragisch sein, daß die Begabten mit steigender Kultur nur einen immer engeren Teil ihres Wesens auswirken können, noch viel tragischer ist jedenfalls, daß unbezweifelbare Begabung vielfach selbst einen ausgesprochenen gesellschaftlichen Anpassungs*nachteil* bedeutet! Es gilt das nicht nur vom zu feinen, vom zu wenig geschäftstüchtigen, vom zu ehrlichen Menschen, sondern — und das ist kulturell von ungeheurer Bedeutung — gerade von einem großen Teil aller schöpferischen Menschen. Denn diesen ist gemeinsam, daß sie noch Unreifes, Zartes, gegenwärtig Unbrauchbares und Unsichtbares in ihrer Seele hüten müssen. Die Begabten sind diejenigen, welche lieber etwas Eigenes schaffen, als etwas Fremdes sich aneignen, die mühsam stammeln, wo andere geläufig nachplappern. Die Erfolgreichen sind lange Zeit die anderen!

Das zu wissen, ist auch für die Beurteilung des Völkerlebens wichtig. Auch da gibt es die aus Begabung Spätreifen, die aus tiefgründiger Genialität mühsam Stammelnden, die Adoptionsstumpfen, die das unentwickeltere Eigene hartnäckig durch Jahrhunderte bewahren. Wir wer-

den aus Alteuropa, und zwar sowohl für die süd- wie für die nordalpine Zone, hervorragende Beispiele dafür finden.

Was bezeugt nun, auch diese Frage sei noch gestellt, das Vorhandensein hochentwickelter Kulturgüter für die Leistungshöhe des Volkes? Sie zu schaffen, bedeutet immer viel, sie zu benutzen, manchmal viel, sie zu nutznießen, in der Regel sehr wenig. Die Kulturentwicklung geht einerseits dahin, das Leben zu erhöhen, andererseits dahin, es zu erleichtern. Wo die Nutznießung des Hochentwickelten Erleichterung ist, ist sie natürlich nicht ein Leistungszeugnis, sondern eher das Gegenteil. In der Regel freilich muß es neben den nutznießenden auch die betreuenden, die herstellenden und vielleicht auch die erfindenden Menschen geben. Ein vielleicht dünnes aber doch hochstehendes Netz menschlicher Kräfte beweisen hochstehende Kulturgüter in der Regel für das Volk ja doch. Ein Leistungsnetz, eine Elite.

Das eindringlichste Beispiel für den Widerspruch, der zwischen primitiven Benutzern und hochentwickelter Technik bestehen kann, ist wohl der Jahrmarkt. Was wird da alles aufgeboten, nur um bei den Besuchern das Johlen und Kreischen eines Urwaldtanzes zustandezubringen!

Sich in einem Luxushotel ein Zimmer mieten, besagt nichts. Das Geld erworben zu haben, das dazu gehört, besagt schon etwas; ebenso das Benehmen zu haben, das dazugehört. Ein Luxushotel hinstellen und führen, sagt für den Kapitalgeber, für den Architekten, den Tapezierer, für den Küchenchef und den Geschäftsführer denn doch eine ganze Menge. Und so ist es wohl immer!

Der Verfall eines an Begabung niedergehenden Volkes ist wie stilles Rieseln aus tausend Fugen, das nur ausnahmsweise durch auffälligeres Niederstürzen ganzer Teile unterbrochen wird. Wenn der Matratzenmacher versagt, oder der Zigarettenboy nicht aufmerksam ist, so ist das stilles Rieseln, daß der Ruf des Hauses fortrieselt, ist ebenfalls leicht zu überhören; der große Krach scheint schließlich aus dem Nichts zu kommen und ein historischer Zufall zu sein.

Mit dem Aufstieg eines Volkes ist es genau so wie mit dem Niederbruch. Nur das Vorzeichen ist umgekehrt: ein tausendfältiges, stilles Aufquellen, das nur selten durch plötzliche Sprünge unterbrochen wird, die dann wie historisch-zufällig wirken.

E. Hochkultur als Wert

Zur Zeit, als die ersten Bücher über Rasse und Kultur geschrieben wurden, war Kultur der unfragliche höchste Wert. Fortschritt war der Sinn des Lebens, höchste Kulturentfaltung sein Ziel, Genie, und zwar wie Gobineau und Woltmann lehrten, rassisch bedingtes Genie, Motor des Fortschrittes und daher Halbgott der Epoche.

Auch heute noch klingt diese Denkweise im breiten Bewußtsein so sehr nach, daß es wahrscheinlich nur wenigen Lesern auffallen würde, wenn ich ohne weiteres Überlegen in ihren Bahnen wandeln würde. Aber ich würde mich dadurch gegen die bessere Denkweise der deutschen Gegenwart und Zukunft versündigen.

Kultur ist kein höchster Wert, Kultur kann gut und schlecht sein, gesund und schädlich, erfüllt und leer. Unser Zielbild ist größer und umfassender. Es heißt: Das reichste, das werterfüllteste Leben, und die Kultur ist nur seine Dienerin.

Was sind denn Fortschritt und Kultur des 19. Jahrhunderts ihrem Wesen nach eigentlich?

Das mittelalterliche Christentum lebte unter dem Gedanken der Heilsgeschichte, die ein doppeltes Ziel hatte: Die Erreichung des Himmels und die Vergöttlichung des Menschen. Dieses doppelte Ziel gewann im Begriffe der Kultur einen weltlichen Gehalt, als das ganze Denken Europas sich vom Himmel ab- und der Erde zuwandte.

Der höchste Kultur*zustand* würde einmal alle die Unzukömmlichkeiten aufheben, die heute den Menschen auf Erden placken. Der entfaltete Kultur*mensch* würde der Gott auf Erden sein.

Die einzelnen europäischen Stände und Völker beachteten begreiflicherweise jeweils mehr den einen oder den anderen Teil dieser Verheißung. An der Verbesserung des Zustandes hatten vor allem die Armen Interesse, am Ideal des vollkommenen Kulturmenschen vor allem die Gebildeten. Die germanischen Völker begeisterte wohl vor allem das Ringen um den Fortschritt, die romanischen genossen gleichsam künstlerisch die Vervollkommnung der „humanità“, die Russen glaubten am unmittelbarsten an den utopischen Endzustand usw.

Was haben wir nun gegen diese Daseinsschau einzuwenden? Welcher weiteren Stufe der Einsicht fühlen wir Deutsche von heute uns zugehörig? Gewiß lieben auch wir Kulturleistung mit allen Fasern unseres Wesens. Aber wir sehen heute in dem, was Kultur erreichen kann, zwei Schranken und zwei Grenzen:

1. Braucht man das Wesen des Kulturvorganges nur einigermaßen zu erkennen, um zu wissen, daß er ganz vorwiegend Bedürfnisbefriedigung, Beseitigung erlebter Mißstände, nicht aber höheres Erleben als solches zu bringen versucht. Was sich aus der Beseitigung eines Mißstandes als neue Situation ergibt, ob diese wünschenswerter ist, darum kümmern sich Kulturschöpfer sehr wenig. Das gibt allem Fortschritt etwas Negatives.

Den Erfindern des Automobiles z. B. war der unzweifelhafte Wunsch nach freierer und rascherer Bewegung ein durchaus genügender Antrieb. Was aber alles in einer Welt möglich wird, in welcher es Schnellverkehrsmittel gibt, das

haben sie nicht weiter überlegt. So ist der endgültige Nutzen dessen, was der Fortschritt erzielt, durchaus fragwürdig.

Wenn wir den Fortschritt nicht als Leistung lieben würden und als ein Schicksal, dem wir nicht ausweichen wollen, wäre sein Lebenswert in vieler Hinsicht problematisch.

Das Paradox, daß die zur Arbeitsersparnis erfundene Maschine in Wirklichkeit mehr Arbeit in die Welt gebracht hat, als irgend etwas anderes, führt Chase in seinem „Moloch Maschine" in hochinteressanten Einzelbelegen aus. Es löst sich einzig und allein dahin, daß wir Arbeitsersparnis gar nicht wollen würden. Es geht uns nur darum, den Fluch primitiver in den Rausch wirkungsstarker Arbeit zu verwandeln.

Es gibt nichts, was den ungehemmten Fortschritt zu einem Sinn (zu einem gerechtfertigten Zusammenhang) zusammenbinden würde. Er geht von beliebigen Wünschen beliebiger Menschen aus.

Daher die erste Forderung: An Stelle beliebiger Kulturgütervermehrung konkrete Planung für die jetzt und hier befindlichen Menschen von bestimmter Art. Damit ist aber schon nicht mehr der Fortschritt, sondern der Mensch Mittelpunkt des Strebens!

2. Man kann durch den Fortschritt dem Schicksal nicht entgehen; unter Schicksal wird hierbei alles verstanden, was sich der regulierenden Macht des Menschen entzieht. Schicksal ist vor allem auch, daß jeder Mensch und jedes Volk nur eine einmalige konkrete Abfolge von Zuständen schaffen und erleben kann. Er kann sich den Ausgangspunkt dieser Abfolge nicht aussuchen, er kann sie nicht vorausberechnen, er kann dem Zufall nicht entgehen. Die unerbittliche Unumkehrbarkeit und Einmaligkeit alles Zeitlichen läßt alle utopischen Hoffnungen für das Erdenleben zuschanden werden. Der vollkommenste Kulturmensch steht dadurch ebenso im Schicksal wie der elendeste Buschmann. Er kann seine Bedürfnisse zwar besser befriedigen, aber zum Glück gehört z. B. vor allem auch, starke Bedürfnisse zu haben, und das ist ganz vorwiegend Schicksal.

Man kann dem vollen Leben nicht in die Kultur hinein entfliehen. In den Himmel zu entfliehen, diese Hoffnung war schon eher sinnvoll, weil dort ja ein Gott vorausgesetzt wird, der alles Unmögliche möglich machen kann. Der Mensch auf Erden kann sich nur vornehmen, dem Schicksal standzuhalten, und hoffen, daß er an ein gutes und nicht zu schweres Schicksal gerät. Dazu kann er dann mit seinen Kulturmitteln allerhand, ja eine ganze Menge, beitragen.

Daher die zweite Forderung: Die wahre Anschauung vom Erdenleben trage dem Rechnung, daß nicht nur hinter der Kultur der Mensch, sondern auch hinter dem Menschen letztlich doch sein Schicksal steht. Dieses Schicksal ist nicht Fatum, sondern der durch Vernunft und Wille

nicht auslöschbare Hintergrund des Daseins. Es besteht in erster Linie in der Gesetzlichkeit der Erbveranlagung und in der Gesetzlichkeit alles Zeitlichen.

Von solchem Standpunkt aus erscheint auch Hochkultur wertfrei als ein Schicksalsphänomen, das sich aus Wesen und Streben der Menschen, aus ihrer Ausgangslage und vielen Zufällen ergibt. Zu fragen, ob Hochkultur oder Primitivkultur an sich besser ist, ist ebenso sinnlos und müßig, wie zu fragen, ob Kindheit oder Erwachsenheit besser ist. Das Leben treibt auf die Hochkulturen zu, wie es auf Erwachsenheit zutreibt, wenn die entsprechenden Wachstumsspannungen bestehen.

Unsere Frage ist nur, ob die Wachstumsspannung zum Hochkulturleben in allen Rassen gleich groß ist, oder ob sie sich quantitativ und qualitativ verschieden zeigt.

Und wir beschäftigen uns mit Hochkulturen nicht um des einzigartigen Wertes, den wir ihnen zuschreiben, sondern weil sie ein grandioses Prüfobjekt für bestimmte besonders interessante biologische Beschaffenheiten der Menschen sind.

II. Hauptabschnitt

Rassenkundliche Grundlagen

1. Wie sehen Kulturschöpfer aus?

Um das zu beantworten, braucht man nur innerhalb des Volkes Umschau zu halten. Wie sehen „begabte" Menschen aus?

Die biologische Buntheit des Heeres der hunderterlei Eliten läßt nicht erwarten, daß das körperliche Aussehen der Begabten, wenn es irgendwie ein Spiegel des Seelischen sein soll, einheitlicher ist, als das der Durschschnittsbevölkerung. Jeder, der Porträtreihen Großer Männer daraufhin besehen hat, wird vielmehr vom Gegenteil überzeugt sein. Ich schließe mich als im Überblicken von Menschengesamtheiten geübter Anthropologe dieser Meinung durchaus an, wenn ich sie auch nicht durch Messungen oder exakte Zählungen belegen kann.

Eine große Originalzählung kann ich hingegen für die andere Frage vorlegen, ob man Porträts die Spezialbegabung des Dargestellten ansieht, wieweit also die Leistungsdifferenzierung im Gesellschaftsganzen physiognomisch sichtbar wird.

Mein Material betrifft 3500 Lichtbilder der ins Reichshandbuch der deutschen Gesellschaft 1930 aufgenommenen Persönlichkeiten aller Leistungsrichtungen. Ich habe 1934 diese Bilder, ohne den Beruf der Dargestellten zu kennen, in vier Hauptmöglichkeiten und ihre Übergänge eingeordnet: In soldatisch, gelehrt, künstlerisch und praktisch aussehende Gesichter. Das Schaubild 1 führt das Ergebnis der nachträglichen Zählung dieser Urteile für die vier Hauptmöglichkeiten und eine größere Anzahl von Berufen vor.

Man sieht: Es ist nach den Lichtbildern tatsächlich in recht weitem Maße möglich, einem Manne seine Berufsrichtung anzusehen. Selbst solche Feinheiten, wie die Sonderstellung der Verlagsbuchhändler unter den Kaufleuten, treten hervor.

Man möge dies Ergebnis als einen Nachweis für die Behauptung nehmen, daß die Berufsgliederung biologische Gliederung widerspiegelt. Auch möge sich daran erweisen, daß es Sinn hat, psychologische Fragen an die körperliche Differenziertheit des Menschengeschlechtes zu knüpfen.

Mit dem Einwand, daß die physiognomische Differenzierung nicht veranlagungsbedingt, sondern umgekehrt Formung durch den Beruf sei, brauche ich mich heute wohl nicht mehr auseinanderzusetzen. Wir wissen die Macht der Umwelt heute richtig einzuschätzen. Übrigens — daß die Angehörigen ver-

schiedener Berufe biologisch andere Menschen sind, bleibt auch bestehen, soweit sie es nicht durch Erbveranlagung, sondern durch Wachstumsformung (vgl. I. Bd. S. 33 f.) sind.

Von metrischen Merkmalen Begabter ist ihre durchschnittlich etwas bedeutendere Kopf- und Gehirngröße klar und eindeutig nachgewiesen.

Folgende Belege nach Martin, 1928: Die Cambridge-Studenten mit der besten Note haben nach Galton und Venn einen Kopfgrößenindex (Länge × Breite × Höhe) von 244, die mit der schlechtesten Note einen von 235. Glad-

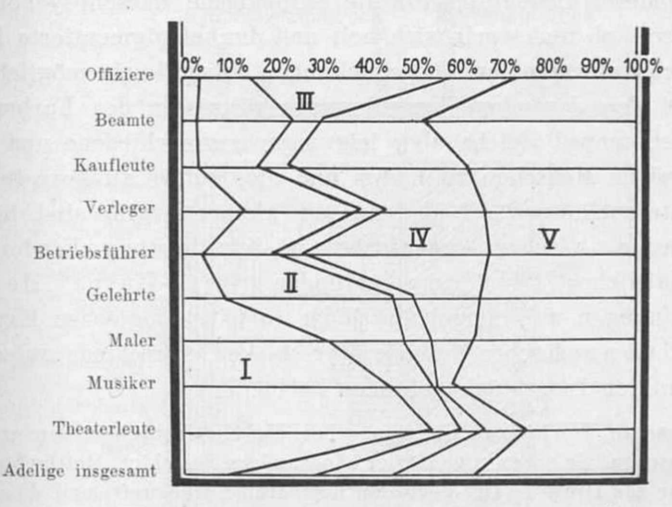


Abb. 1. Berufsstände und Aussehen A.

I = Affektgeformte „Künstlergesichter"
II = Denkarbeitgeformte „Gelehrtengesichter"
III = Willengeformte „Soldatengesichter"
IV = Bewährungsgeformte „Praktikergesichter"
V = uncharakteristisch
(Material „Reichshandbuch 1930")

stone fand in Volksschulen bei den begabtesten Knaben innerhalb der Klasse einen Kopfumfang von 541 mm, bei den unbegabtesten aber nur 515, Schwerz in Schaffhausen 56% der guten Schüler gegen nur 41% der schlechten Schüler in der Kopfgröße über dem Mittel stehen. Auch Kopfgrößenunterschiede der Berufsschichten sind in vielen Untersuchungen erwiesen worden. Sie könnten aber leichter durch irgendwelche Umweltverhältnisse bedingt sein, als die innerhalb homogener Schulklassen gefundenen Unterschiede.

Auch die allgemeine Erfahrung des höheren Wuchses der höheren Stände (mir schwebt zur Unterstreichung der Meßresultate das Bild vor Augen, wie auf den 1.-Maiplätzen die Universitätslehrer den meisten anderen Marschkolonnen gegenüber schon durch ihre Größe kenntlich sind) ist hier zu erwähnen. Es ist aber durchaus noch nicht zu überblicken, ob neben den unzweifelhaften Umweltsmomenten auch eine Siebung von Erbanlagen für hohen Wuchs parallel mit dem sozialen Aufstieg dahintersteht. Es wären dazu anders angelegte Untersuchungen nötig, als wir besitzen.

Bei den meisten anderen Merkmalen wird eine einheitliche Abweichung der Begabten vom allgemeinen Durchschnitt schon deshalb nicht zu erwarten sein, weil die „Begabten“ ja biologisch etwas nicht Einheitliches sind.

Ich sehe für die Kopfform (Lang- oder Kurzköpfigkeit), wie bereits früher betont (II. Band), keinerlei psychologischen Zusammenhang nachgewiesen.

Von besonderer Bedeutung für die europäische Rassenpsychologie wäre, zu wissen, ob und worin sich hell und dunkel pigmentierte Individuen seelisch unterscheiden. Untersuchungen wären leicht möglich, da es gerade bei den deutschen Verteilungsverhältnissen der Farbmerkmale leicht ist, umweltgleiche aber leistungsversverschiedene und färbungsverschiedene Menschen zu finden und dies beides zu korrelieren. Bisherige Untersuchungen, die aber nur ein kleiner Beginn sind, haben keine Korrelation zwischen Augenfarbe und Schulleistung, Kinderzahl oder wirtschaftlicher Bewährung gefunden (Roth-Lutra, Heuer, Krause). Hingegen will umgekehrt Rau in psychologischen Experimenten nach Jaenschscher Methode sehr starke Unterschiede zwischen hellen und dunklen Individuen gefunden haben.

Die Argumente Woltmanns u. a. über die Hellfarbigkeit der großen Italiener, Franzosen, Griechen und Römer sind anders gerichtet. Hellfarbigkeit gilt hierbei nur als Hinweis auf germanisch-nordische Herkunft, und dieser wird die Begabungshöhe zugeschrieben. In gleicher Weise ist natürlich zu vermuten, daß in einer Mischgruppe von Nord- und Süddeutschen die Hellfarbigen auch psychologische Besonderheit zeigen, aber nicht weil sie hellfarbig, sondern weil sie überdurchschnittlich oft norddeutsch gezüchtet sind. Man muß ja bei Aufdeckung von Korrelationen zwischen zwei Erscheinungen immer ungemein achthaben, ob der wirkliche Ursachenzusammenhang nicht durch ein Drittes bestimmt ist. Solchem Trugschluß könnte auch Rau, der die Herkunft seiner Versuchspersonen nicht angibt, zum Opfer gefallen sein.

Man wird in der Erkenntnis der Zusammenhänge von Begabung und körperlicher Erscheinung sehr viel weiter kommen, wenn man die genauere seelische Beschaffenheit der einzelnen Begabungsrichtungen beachtet und nicht einem „Begabtentypus“ schlechtweg, sondern einem Offiziers-, einem Musikertypus usw. nachgeht. Wiederum kann ich hier Zählungen am Bildermaterial des Reichshandbuches der Deutschen Gesellschaft vorführen. Wie ungleich sind z. B. die hageren und dicklichen Gesichter über die Berufe verteilt! Wie sehr sticht die Gruppe der Diplomaten hervor, ebenso diejenige der katholischen Geistlichen in genau umgekehrter Richtung. Bei Musikern sinkt der „nordische“ Anteil und steigt der „dinarische“ usw. Dies einige Ergebnisse einer großen noch unveröffentlichten Untersuchung, deren Mitteilung an dieser Stelle nur

dem Nachweis dienen soll, daß die charakteristische Erbbeschaffenheit der Begabten sich auch in charakteristischem Aussehen spiegelt.

2. Gibt es Hochkultur-Rassenmerkmale?

So wie bei den begabten Individuen vorwiegend der Fall ist, könnte auch bei den Hochkulturrassen die Züchtung vor allem das Nervensystem betreffen, ohne an bestimmten Körpermerkmalen sichtbar zu werden.

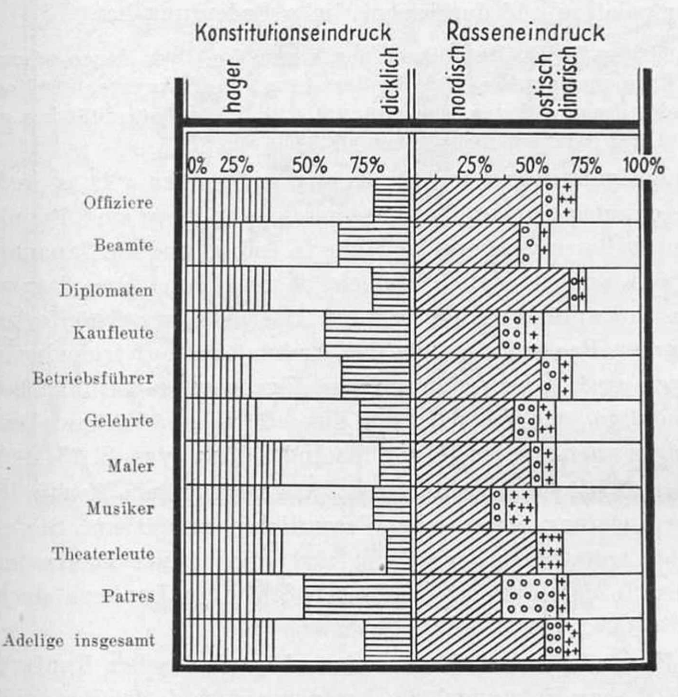


Abb. 2. Berufsstände und Aussehen B
(Rasseneindruck im Sinne Günthers, weiß = uncharakteristisch).
Material „Reichshandbuch 1930"

Aber es erleichtert doch unsere Aufgabe, wenn wir die körperlichen Verhältnisse als „Indikatoren" für stattgehabte Sonderzüchtung mit heranziehen.

Die Völker, von denen große Menschenballung und sonstige Hochkulturleistung bekannt sind, sind rassenkundlich eine recht bunte Gesellschaft. Aber sie heben sich von den anderen Völkern, von denen solche Leistungen nicht bekannt sind, körperlich doch soweit ab, daß man sagen kann: Es wäre biologisch sinnwidrig, wenn man die Rassenbeschaffenheit der einen und der anderen, der Hochkultur- und der Nicht-Hochkulturvölker beliebig vertauschen wollte. Es geht das einfach nicht, schon aus Gründen des physiognomischen Taktes, auch der ärgste

Feind der Rassenpsychologie kann ein solches Vertauschungsexperiment nicht guten Gewissens für möglich halten. Wir wollen ihm folgendes zu überlegen geben:

Erstens ließe sich die durchschnittliche Kleinköpfigkeit und Großköpfigkeit nicht beliebig von den Nicht-Hochkulturvölkern auf die Hochkulturvölker übertragen und umgekehrt. Wir verkennen dabei nicht, daß dieses Argument im Vergleich der Völker wie im Vergleich der Individuen nur relative und durchschnittliche Bedeutung hat.

Den kleinköpfigen Hochkulturvölkern der Neuen Welt, von denen schon im II. Bande die Rede war, lassen sich in der alten Welt Ägypter, Südinder, Javaner und Südchinesen anfügen. Die altägyptische Schädelkapazität lag nach Ötteking in allen Perioden nicht höher als 1400 ccm.

Aber im heutigen Indien und im heutigen Ostasien gibt es neben den kleinköpfigen auch großköpfige Rassenteile, und diese sind die wirklich führenden (zu ihnen gehören die Sikhs in Indien und die Japaner in Ostasien). Es muß daher fraglich bleiben, ob nicht auch die alten und ausgestorbenen Kulturvölker Ägyptens und Amerikas ihre Schöpferkraft von großköpfigeren Rassenteilen, die der Archäologie auf irgendwelche Weise entgangen sind, haben mögen. Ganz abgesehen davon sind hochbegabte Kleinköpfige, wie schon früher ausgeführt, als Völker ebensowohl biologisch erwartungsgemäß wie als Individuen (vgl. S. 254).

Auch haben sämtliche angeführten z. T. kleinköpfigen Hochkulturvölker in ihrer Leistung etwas sehr Wesentliches gemeinsam: Sie sind nämlich sämtlich trotz Menschenballung und sehr langer Dauer ihrer Kulturgeschichte in der mythisch-magischen Stufe des Denkens stecken geblieben.

Innerhalb Europas lassen sich Zusammenhänge zwischen Kopfgröße und durchschnittlicher Leistungshöhe kartographisch feststellen, wobei insbesondere der Vergleich von West- und Osteuropa und demnächst der Vergleich zwischen Nord- und Südosteuropa ergiebig ist (vgl. die Karte.)

Zweitens sind die Färbungsverhältnisse innerhalb der Menschheit nicht ohne Bezug zur Kulturstellung. Zunächst fällt auf, daß alle Hochkulturvölker relativ hellhäutig sind. Die Neger, Melanesier, Schwarzinder, Negritos und Australier als die dunkelhäutigen Menschengruppen fallen für die Hochkulturgeschichte ganz überwiegend aus. Auch sind Chinesen gegenüber Malayen, Türkvölker gegenüber Indern, Italiener gegenüber Orientaliden, also jeweils die stoßkräftigeren Menschengruppen, hellhäutiger. Das größte Interesse gewinnen diese Abstufungen aber dadurch, daß sich Haare und Augen in einem begrenzten Erdgebiet den Aufhellungen der Haut anschließen; und zwar ist ganz Europa in diesen Prozeß mit eingeschlossen. Die Südeuropäer, die uns als dunkle Menschen erscheinen, können sich mit

ebensoviel Recht den Orientalen gegenüber als die nach Haut- und Augenfarbe Helleren empfinden, wie wir ihnen gegenüber! Außerhalb Europas aber herrschen überall die dunkelbraunen Augenfarben, auch bei jenen Rassen, die nach der Gesichtsbildung zu den Europäiden zu rechnen sind.

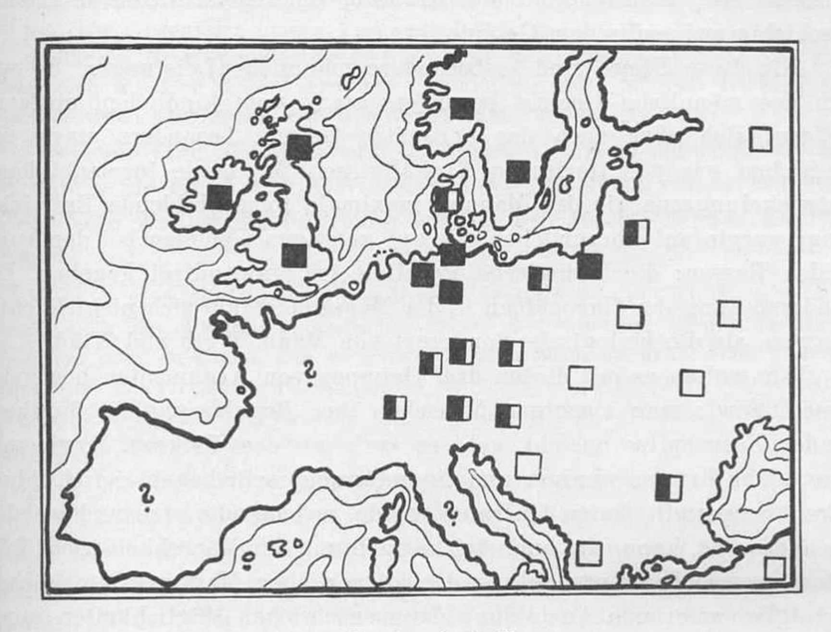


Abb. 3. Kopfgröße in Europa.
schwarz = Längenbreitensumme 350 mm und mehr
halbausgefüllt = Längenbreitensumme 343—349 mm
leer = Längenbreitensumme 342 mm und weniger.

Während die funktionelle Bedeutung verschiedener Gehirngröße auf der Hand liegt, sind die Färbungsabstufungen in der Menschheit zwar leicht auf das Klima zu beziehen, wie es aber um ihre psychologische Bedeutung steht, ist leider ungeklärt. Sicher ist ihre ungeheure physiognomische Bedeutung. Nichts am Menschen fällt so stark auf, wie seine Farbmerkmale, an nichts entzündet sich die Rassenabneigung so leicht wie an der Farbenschranke. Wir müssen vorläufig darauf vertrauen, daß dieser starke Instinkt kaum sinnlos sein dürfte.

Drittens ist der verschiedene Bau des Gesichtsskelettes der Menschenrassen kaum ohne Beziehung zu seelisch-funktionellen Verhältnissen. Und zwar stellt sich in dieser Hinsicht das ganze westliche Eurasien der übrigen Menschheit ähnlich deutlich gegenüber, wie hinsichtlich der Farbaufhellung Europa allein. Die Ähnlichkeit des Gesichtes der Neger, Mongolen und der übrigen Rassengruppen untereinander ist groß im Vergleich zum ihnen allen gemeinsam gegenüberstehenden europäiden Gesicht. Dieses ist mit seiner Rückbildung des Kieferapparates und sei-

ner starken Ausbildung der Nase unzweifelhaft die von den tierischen Ahnen am weitesten sich entfernende Gesichtsbildung, ist die unzweideutige Krönung der menschlichen Stammesgeschichte auf körperlichem Gebiete, sowie die europäide Philosophie, Wissenschaft, Staatlichkeit die Krönung der menschlichen Stammesgeschichte auf seelischem Gebiete ist.

Alle diese Dinge sind insbesondere männliche Leistungen. So wie sich das männliche Gesicht besonders stark vom kindlichen entfernt, entfernt sich aber auch das europäide Gesicht besonders stark von kindlichen wie von tierischen Verhältnissen. Maximale formenbildende Entwickelungsenergie des Mannes, maximale formenbildende Entwickelungsenergie auf körperlichen wie auf geistigen Gebieten bei den europäiden Rassen: die biologische Parallele ist einwandfrei gegeben. Die Sonderstellung der Europäiden in der Menschheit läßt sich nicht leichter leugnen, als die biologische Sonderart von Mann, Weib und Kind.

Wir wollen es mit diesen drei Gruppen von Argumenten bewenden lassen. Sowie man einzelnen Menschen ihre Begabung nicht durchaus an der Nasenspitze ansieht, geht es auch mit den Völkern. Sowie man aber, einer Gruppe weniger und einer Gruppe mehr begabter Individuen gegenübergestellt, kaum fehlraten würde, welches die eine und welches die andere ist, kann man auch bei Betrachtung der Menschheit nicht fehlraten, zu welcher Entwicklung der körperlichen Merkmale die höchste und differenzierteste Ausbildung der menschlichen Möglichkeiten innerlich dazugehört.

Hochkultur hat auch in den körperlichen Rassenmerkmalen ihre deutlichen biologischen Grundlagen.

3. Die kulturbiologische Zonengliederung des Hochkulturgebietes

Die Aufdeckung der „rassenbiologischen Kulturprovinzen" soll wieder den im I. Bande dargestellten Voraussetzungen experimentellen Verfahrens genügen (vgl. dort S. 262). Dazu ist zweierlei nötig: Es muß sich um sicher erbverschiedene Bevölkerungen handeln, und die miteinander verglichenen Gebiete müssen zeitlich und räumlich so ausgedehnt sein, daß sie eine genügende Zahl historisch voneinander unabhängiger Vielfachfälle liefern können; denn nur auf diese Weise kann historischer Zufall und Rassenbegabung voneinander getrennt werden.

Beide Bedingungen drängen darauf hin, sich fürs erste mit einer nur groben Zerlegung des Hochkulturgebietes in verhältnismäßig wenige Teilgebiete zu begnügen.

Weitere Gründe kommen hinzu: Die individuelle Variabilität menschlicher Bevölkerungen, und seien sie auch von reinster Rasse, ist so

groß, daß nur bei weithin gestreckten Vergleichen alle Individuen der einen von allen oder der Mehrzahl der Individuen der anderen Rasse seelisch verschieden erwartet werden können.

Unsere Kenntnis von der speziellen körperlichen Rassenkunde ist für viele Gebiete weit geringer, als die Sicherheit, mit der die Autoren darüber vortragen, vermuten lassen würde. Erst recht gilt dies, sowie wir von der Gegenwart in die Vergangenheit zurückgreifen.

Auch die Flutungsvorgänge der Völkerverschiebungen lassen sich als den Wesenskern der Gebiete störendes Moment leichter ausschalten, wenn nur große Zonen unterschieden werden.

Immerhin sind die hier vorzuschlagenden Zonengliederungen schon viel feiner als die Art und Weise, wie wir die Naturvölker unterteilt haben. Noch weitere Verfeinerung wird in den abschließenden Kapiteln versucht.

Nicht zu vermeiden sein wird, daß die Zonenteilungen mit Klima- und Landschaftszonen von ebenfalls einheitlicher Eigenart sich decken werden. Es ist daher schon jetzt zu sagen, daß es schwierig sein wird, geographische und erbbiologische Einwirkung auf die Kultur zu trennen. Aber diese Verstrickung läßt sich gar nicht entgehen, denn Rassenzüchtung und Landschaftsraum haben ja auf jeden Fall viel mit einander zu tun.

Wir benutzen zur Zonentrennung nun zunächst den Typus des Gesichtsskelettes. Auf diese Weise zerfällt die eurasische Landmasse, welche als das zu besprechende Heimatgebiet der Hochkulturen hauptsächlich in Betracht kommt, in ihre europäide West- und ihre mongolide Osthälfte. In der Osthälfte wird eine Dreiteilung im allgemeinen zureichen: 1. Die Innerasiatische Übergangszone, 2. Ostasien (China, Korea und Japan), 3. das südmongolische Gebiet.

Europäide Gesichter gibt es zwischen Indien, Sibirien und Marokko. Damit ist ein ungeheures Dreieck abgegrenzt, dessen Bewohner von vornherein als einerseits von Negerafrika, andererseits von den Mongoliden auch rassenseelisch verschieden zu vermuten sind.

Zur Unterteilung des europäiden Gebietes ziehen wir nicht in erster Linie die feineren physiognomischen Unterschiede heran — solche sind in Wirklichkeit zudem übrigens vielfach viel weniger ausgesprochen, als die theoretische Rassensystematik glauben machen will! —, sondern der Blick fällt notwendig sofort auf das Phänomen der rassischen Färbungsstufen. Und zwar ist die Augenfarbe für unsere Zwecke der günstigste Indikator.

Europa — das ist rassenkundlich jener einzigartige Teil der Menschheit, in dem die schwarzbraunen Augen ihre sonst allgemeine Herrschaft an hellere Augen abtreten. Es geschieht das in gleicher Richtung ansteigend in einer Reihe konzentrischer Ringe.

Wir wollen in deren Beschreibung vom hellsten Norden ausgehen. In Nordeuropa (Skandinavien, Großbritannien, Niederdeutschland) befin-

den wir uns in einer Zone, wo reinhelle Augen zumindestens bei einem Teil der Bevölkerungen überwiegen, d. h. mehr als 50% ausmachen. Teile Englands, das nördliche Frankreich, das gebirgige Deutschland bis herunter zu den Alpen, Ungarn, nördliche Teile der Balkanhalbinsel bilden eine zweite Zone, in welcher nichtbraune Augen überwiegen, blaue Augen aber zumeist schon bei weniger als 50% der Bevölkerung zu finden sind.

Diese beiden Zonen werden wir zunächst meistens als „Nordalpine Zone" zusammenfassen, oder aber die „nordeuropäische Zone" von der nordalpinen Zone im engeren Sinne unterscheiden.

Südlich der Alpen liegen jedenfalls im allgemeinen wiederum dunklere Verhältnisse der Augenfarbe vor: Braune Augen überwiegen, aber zumeist sind es doch hellbraune Töne! Diese „südalpine Zone" reicht vom nördlichen Spanien und südlichen Frankreich über Italien zum südlichen Balkan, ins nördliche Kleinasien, und wahrscheinlich bis Armenien und Persien.

Mit dieser südalpinen Zone endet das farbaufgehellte Europa. Südlicher liegt der Orient, die trockenländische Zone, wie man auch sagen mag, schon in Teilen Spaniens beginnend, das europäide Nordafrika umfassend, Sizilien streifend, das südlichere Kleinasien, Syrien, Arabien, den Irak, Teile des Irans und endlich Indien einnehmend. Es sei ganz besonders betont, daß Indien entgegen geläufigen Vorstellungen ebenso wie der übrige Orient nicht vorwiegend Dschungel, sondern offenes Land ist. Überall herrschen hier die dunkelbraunen Augen bei europäiden Gesichtszügen, die aber im Westen den Negerkontakt, in Indien eher Wedda- und Australierkontakt verraten. Danach gliedern wir in die orientalische Zone und die indische Zone.

Ost-Westteilung neben der Nord-Südteilung ist natürlich eine Möglichkeit, an die wir auch bei den nördlicheren Zonen denken müssen. Die so langgestreckte südalpine Zone läßt in ihrem West- und Ostteil ebenfalls schon beträchtliche rassenpsychologische Unterschiede erwarten, sowie solche auch körperlich vorliegen (westmediterrane und vorderasiatische Rasse).

Der nordalpinen Zone stellen wir die osteuropäische Zone mit gleicher Gliederung in einen nördlichen helleren und einen südlichen dunkleren Teil zur Seite. Sie umfaßt etwa Zwischeneuropa und Rußland.

Aber auch der nordalpine Raum selbst scheint in seinem atlantischen Westen nicht unwesentlich andere Menschen zu bergen, als in seiner binnenskandinavisch-deutschen Mitte. Doch ist das ein Feinunterschied, der erst allmählich herausgearbeitet werden muß. Für die körperliche Grundlage dieser Unterscheidung vgl. Scheidt 1930.

Die Kartenskizze 4 veranschaulicht das soeben gegebene Gliederungsgerippe. Wie man sieht, liegen die Schwerpunkte der einzelnen Zonen weit genug voneinander ab, um mit genügender Sicherheit Rassenverschiedenheit auch auf seelischem Gebiete erwarten zu lassen.

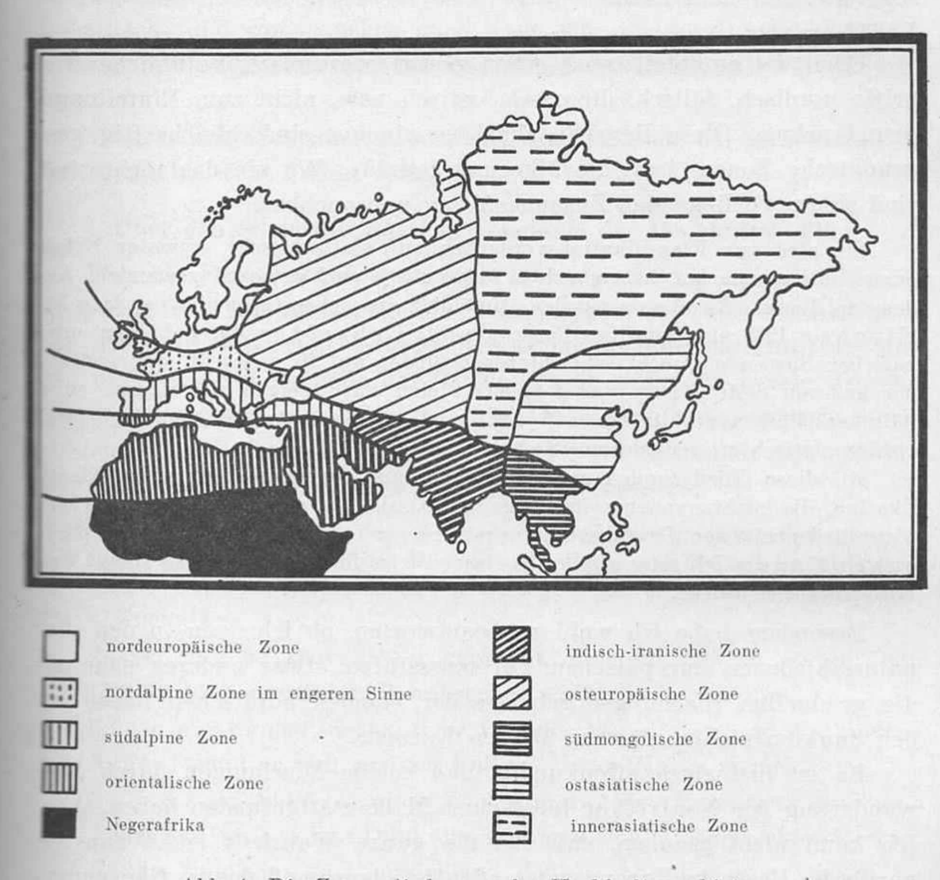


Abb. 4. Die Zonengliederung des Hochkulturgebietes.

Die Argumentation wird, wie schon in der Einleitung betont, ganz auf die Reaktionsverschiedenheiten verschieden beschaffener Gesamtbevölkerungen abgestellt sein. Ich wüßte auch nicht, auf welche andere Weise man sinnvoll Rassenpsychologie betreiben sollte.

Sich an einzelne Individuen zu halten, die bestimmte körperliche Merkmale aufweisen, wäre schon erbbiologisch schlecht durchdacht. Denn bekanntlich vererben sich nicht Rassetypen im ganzen, sondern Einzelmerkmale, die unendlich viele Kombinationen eingehen, wobei seelische und körperliche Erbmerkmale in der Regel wenig aneinander gebunden sind. Träger bestimmter

Kombinationen als Rassentypen herauszugreifen ist daher willkürlich. Erst recht wäre eine solche Zerreißung der Völker in ihre einzelnen Glieder aber deshalb schlechte Kulturbiologie, weil sie der Ganzheitlichkeit des historischen Geschehens, welches von einem Volke ausgeht, nicht gerecht würde, ohne doch an dem hier verwendeten geisteswissenschaftlichen Material eine feinere Zurechnung von Leistung und Individuen vornehmen zu können.

Damit ist gutenteils auch schon gesagt, warum ich die üblichen Begriffe nordisch, fälisch, dinarisch, ostisch usw. nicht zum Einteilungsgrund nehme. Diese Begriffe sind, wo sie gut sind, gleichzeitig geographische Zonen- bzw. Bevölkerungsbegriffe. Wo sie das nicht sind, sind sie im vorliegenden Zusammenhang unbrauchbar.

Sie sind aus Klassifikationsversuchen auf vielfach sehr schmaler Erfahrungsbasis entstanden, haben sich ja bekanntlich auch dauernd gewandelt. Aus den drei Rassen Ripleys wurden allmählich die sieben Günthers, dazu hat Fischer 1938 eine aquiline Rasse gesellt, Lebzelter die Zahl der europäischen Rassen mit nicht schlechteren Gründen auf 20 gebracht, während auf der anderen Seite Lenz und Scheidt eher dazu neigen, die ganzen europäischen Rassenverhältnisse auf den großen Gegensatz von nordisch- und vorderasiatisch zu reduzieren (Scheidt 1939).

All diese Gliederungen entstanden aber aus der Denikerschen Klassifikation, die nichts anderes im Auge hatte, als die durchschnittliche Verschiedenheit der Bevölkerung verschiedener europäischer geographischer Zonen. Ich setze also in gewisser Weise dort wieder an, wo Deniker mißverstanden wurde.

Besonders habe ich wohl zu beantworten, ob ich denn in den vier unterschiedenen europäischen Färbungsstufen etwas anderes sähe als die graduellen Mischungsergebnisse der blonden nordischen Rasse mit den dunklen nichtnordischen Rassen Europas.

Es ist historisch offenkundig, daß solche Mischungen durch Südwanderung der Nordvölker in starkem Maße stattgefunden haben. Aber ich kann nicht glauben, daß das die ganze Wahrheit ist. Wenn die nordische Rasse in Europa entstanden ist, dann muß das in Übergangsstufen geschehen sein. Wenn wir im Norden Europas blaue Augen überwiegen sehen, dann werden doch wohl südlich davon farbgemischte und hellbraune Augen ebenso zonencharakteristisch und aus örtlicher Züchtung erflossen sein. Ein schroffes Gegenüber von blauäugigen und braunäugigen Völkern wäre nur bei Zuwanderung der ersteren aus weiter Ferne zu erklären, wie dies z. B. in Indien der Fall war. Ich glaube, daß das Bild unendlich lebenswahrer wird, wenn man nicht mehr an der einzigen starren Antithese blau und braun, nordisch und nichtnordisch festhält. Insbesondere das Eigenrecht der hellbraunen gegenüber den dunkelbraunen Augen, das mir bei meinen Südreisen so auffällig wurde, möchte ich sehr der Beachtung empfehlen. Daß die Mitteleuro-

päer als Rasse farbgemischte Augen haben, wurde übrigens auch schon in der geläufigen rassenkundlichen Lehrmeinung berücksichtigt, indem solche Augen der „alpinen Rasse“ zugeschrieben wurden. Von Einheit aller Blonden kann übrigens schon lange nicht mehr die Rede sein, seitdem nämlich neben der nordischen eine ebenso helle fälische, eine ostbaltische und von manchen auch noch eine norische Rasse angenommen ist, welch letztere mindestens ebenso glaubhaft ist wie die anderen drei.

Weitere Angaben zur körperlichen Rassenkunde der Zonen sind in den speziellen Text hinein verlegt.

4. Über den Stand der Rassenpsychologie der Hochkulturvölker

Was die Experimentalpsychologie rassenpsychologisch erreicht hat, ist gering und belanglos gegenüber demjenigen, was aus der Anschauung der kulturellen Verhältnisse heraus mit dichterisch-intuitiven Mitteln und nach der Methode der Typenballung gefunden wurde. Diesem letzteren Vorgehen verdanken wir die Aufzeigung von rassenpsychologischen Grundlinien, an denen man immer wird festhalten müssen. Das wollen auch wir Naturwissenschaftler nicht vergessen.

Es entspricht ja auch durchaus den Ablaufsgesetzen geistiger Bewegungen, daß zuerst der Mythus, dann der Begriff und zuletzt erst die auf Quantitatives ausgehende Experimentalforschung Erfolg hat (vgl. die „Wissenschaftslehre“ des I. Bandes!).

Es sei nun zu Bewußtsein gebracht, was die Lehren einiger der wichtigsten hier gemeinten Bahnbrecher methodisch bedeuten.

Klemm hatte das anschauliche Bild des Männlichen und Weiblichen vor Augen, wenn er von aktiven und passiven Rassen sprach.

Gobineau schuf in seiner Dichtung von der Bedeutung des blonden Menschen eine Licht-Dunkelmythologie von altpersischer Gewalt und Größe. Man kann nicht annehmen, daß er ohne diesen so mitreißenden Farbeneindruck ebenso in Schwung gekommen wäre.

Woltmann hat nicht so sehr neue rassenpsychologische Intuitionen vorgetragen; seine Leistung ist es, aufgezeigt zu haben, eine wie große Rolle hellergefärbte Menschen auch in der Kulturgeschichte der romanischen Völker Europas spielen.

Günthers rassenpsychologische Schilderungen sind ein Triumph physiognomischen Taktes. Sie gehen darauf zurück, daß er zu empfinden versteht, welche Seeleneigenschaften zu den Bildern „passen“. Er schreibt gleichsam die Gesichter aus, stützt sich dabei gleichzeitig natürlich in starkem Maße auf kulturbiologische Erfahrungen. Erfolgreich sind vor allem die Kennzeichnungen weit voneinander abliegender Rassen, wie

der nordischen und westischen. Rassen, die Günther innerhalb des Volkes erkennen will, sind in viel stärkerem Maße eigentlich Konstitutionstypen, oder entspringen überhaupt dem Kontrastbedürfnis, das in jeder typologischen Denkweise steckt. Was Günther als Nordisch und Ostisch gegenübergestellt hat, ist in vieler Hinsicht eine Verkörperung (im wahrsten Sinne) des Gegensatzes, den seine erste noch nicht rassenkundliche Schrift „Ritter, Tod und Teufel, der heldische Gedanke unter den Deutschen" angeschlagen hat.

Clauß ist ein glänzender Seher, aber kein Beurteiler des Gesehenen. Seine „phänomenologische Methode" ist von einer Überschätzung des unmittelbaren Eindrucks und einer Unterschätzung der erprobenden Kritik (des Naturwissenschaftlichen), die eigentlich orientalischem Weltgefühl entspricht, wie später noch herauszuarbeiten. Der Begründer der Phänomenologie ist bekanntlich der Jude Husserl, was Clauß an dessen Lehre angezogen hat, ist nur aus der zu seiner Zeit allzu „englischen", dem unmittelbaren Eindruck und der intuitiven Wesensschau völlig abholden Lage der Rassenkunde zu verstehen, die Clauß antraf.

Der Kerngedanke der Claußschen Typologie ist die Abwandlung der Möglichkeiten der Mensch-Umweltbeziehung: Umwelt als Leistungsfeld. Umwelt als etwas, von dem man enthoben sein will, als etwas, dem man sich darbietet, dem man beharrend trotzt, von dem man erlöst sein will, auf das man hinhorcht: Das ist die „Logik" der Claußschen Typenbegriffe. Wie weit diese menschlichen Möglichkeiten verwirklicht sind, und wie weit sie als Rassen verwirklicht sind, das prüft Clauß nicht, sondern setzt es von vornherein an.

Wieder sind kulturbiologische Erfahrungen in stärkerem Maße, als es bewußt angegeben wird, der eigentlich fruchtbare Ausgangspunkt der Lehre, wieder wirken vor allem jene Rassenunterschiede überzeugend, die gleichzeitig geographische sind, und tritt bei Beurteilung innerhalb des Volkes Verwechselung von Rassen- und Konstitutionstypen ein.

Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts" ist ein eminent rassenpolitisches Buch. Es hält den großzügigen Blick auf die allgemeine Nord-Südpolarität fest, ohne auf Einzelmerkmale und daraus gebildete Einzel-Rassentypen innerhalb der nördlichen Völker wesentlich einzugehen. Das gleiche galt zu seiner Zeit von Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts". Chamberlain hat z. B. vertreten, daß rassenechteste Germanen im Einzelfall auch dunkelhaarig sein könnten, worin ihm die heutige Rassenbiologie durchaus recht geben muß.

Jaensch geht mit seiner Typologie von einer weiteren grundlegenden Eigenschaft der Lebewesen aus, nämlich von der Eigenschaft, ein Funktionsganzes zu sein. Durch immer neue Aufstellungen hatte

sich dieser Ausgangspunkt am Schlusse seines Lebens freilich schon sehr stark verschoben. Mit Rassenfragen hat er sich erst in der letzten Zeit eingehender beschäftigt, wobei er gegenüber Günther und Clauß sehr stark auch der nehmende Teil war. Vor allem in seinem Gefolge steht der von der Theologie herkommende Mandel (Lehrstuhl für rassenkundliche Geistesgeschichte in Kiel), dessen rassenpsychologisches Hauptwerk noch aussteht, aber nach den bisherigen Mitteilungen mit Spannung erwartet werden muß. Petermann endlich hat sich große Verdienste durch seine kluge Kritik der bisherigen Rassenpsychologie erworben.

Die Testpsychologie wird heute in Deutschland üblicherweise vorwiegend abfällig beurteilt; aber man möge nicht vergessen, daß sie sichere, wenn auch vorwiegend negative und nirgends erschöpfende Befunde geliefert hat, welche eine ganz entscheidende Abgrenzung des Arbeitsgebietes bedeuten. Niemand kann heute z. B. mehr die Intelligenzunterschiede in der Menschheit erstrangig wichtig nehmen, wie das noch immer der Fall wäre, wenn nicht die testpsychologischen Leistungsergebnisse soundsovieler Rassengruppen vorlägen.

5. Zum Thema Material und Methode

Verstehensgeleitete Verhaltenspsychologie, wie schon im I. Bde. ausgeführt, bleibt auch hier unsere Methode. Einspannung aller intuitiven und typologischen Möglichkeiten zum Gewinn von Ansätzen (keine menschliche Erfassungsfähigkeit soll ungenutzt bleiben, I., S. 11), dabei aber auch Nutzung aller Möglichkeiten der Kritik an der Erfahrung, wobei ergebnissichernde Zählungen das Ideal bleiben, auch wenn sie nur angedeutet, nicht ausgeführt werden.

Das Material ist in erster Linie die Literatur über den Menschen, wie sie von Historikern, Kunstwissenschaftlern, Philosophen usw. geschaffen wurde. Die Zeitkoordinate drängt sich in den geisteswissenschaftlichen Darstellungen gegenüber der Raumkoordinate gewaltig vor, sie sind fast immer historisch und fast nie geographisch aufgefaßt. Das kommt davon, daß die historische Aufreihung gestattet, die Fiktion festzuhalten, als sei „Geist an sich“ am Werke, während jede Berührung der räumlichen Anordnung zur Berücksichtigung der Verflochtenheit des Geistes in die totale Wirklichkeit zwingt. Gerade aus diesem Grunde wäre uns Kulturbiologen mit Kunstgeographie, Geschichtsgeographie usw. eigentlich viel besser gedient, als mit Kunstgeschichte und politischer Geschichte.

Die methodischen Bemerkungen des Abschnittes "Völkerkundlicher Stoff als kulturbiologische Quelle“ (II, S. 77—79) behalten sinngemäß auch hier volle Geltung.

Als weitere Materialgruppen seien besondere Zählungen und unmittelbare Volkscharakterangaben genannt.

Besondere Zählungen werden in verschiedener Art unternommen. Einiges Allgemeine sei hier über „Kulturschöpferbilanzen", also über die geographisch-historische Auszählung der Häufigkeit „Großer Männer" gesagt.

Solche Kulturschöpferbilanzen besagen fast nichts biologisch Verwertbares, wenn man nur die nackten Zahlen nimmt. Man kann sie brauchbar nur vergleichen wie andere Kulturzeugnisse auch, nämlich unter Berücksichtigung der geistesgeschichtlichen Situationen, der Anregungsdichte, der verschieden starken Besetztheit der Leistungsrichtungen, des Wandlungsgefälles, also unter all den im Abschnitt „Kulturbilanzen und ihre rassenbiologische Deutung" dargestellten Überlegungen (I., S. 262—291).

Unter diesen Bedingungen sind sie besonders wertvoll, wie sich zeigen wird.

Eine spezielle Erfahrung, die man an Kulturschöpferbilanzen immer wieder macht (ich beschäftige mich seit 1934 praktisch mit diesen Problemen), ist, daß zwischen der Anzahl erst-, zweit- und drittrangiger Geister einer bestimmten Leistungsweise in der gleichen Bevölkerung eine hohe positive Korrelation besteht. Die Geniezahl wird dadurch zu einem vorzüglichen Gesamtindikator für die Lebendigkeit einer bestimmten Geistesbetätigung in Ort und Zeit.

Die unmittelbaren Volkscharakterschilderungen stehen für Europa auf besonderer geistiger Höhe. Die großen europäischen Völker sind ja im Kerne durch zentrale Gedanken dialektisch voneinander verschieden, die herauszuarbeiten einen großen Teil der Unterschiede schlagartig erhellt. Wir haben aber hieran nicht bloß mitzutun, sondern auch insbesondere eine doppelte Brücke von solchem „Volksgeist" zur biologischen Veranlagung zu schlagen: einerseits, indem wir die unterschiedlichen Kerngedanken der Völker als neurologisch faßbare Funktionsunterschiede zu deuten trachten; andererseits, indem wir auf die geographische Anordnung der einzelnen Volkscharaktere achten und eine folgerichtige Abstufung, die mit rassischen Verhältnissen in Einklang steht, herzustellen versuchen.

Schriftenverzeichnis I

(Vorwiegend Werke allgemeinen Inhalts)

Baur, E., 1932, Der Untergang der Kulturvölker im Lichte der Biologie. München. — Breysig, K., 1894—1901, Kulturgeschichte der Neuzeit, I. u. II. Bd. Berlin. — Burckhardt, J., Weltgeschichtliche Betrachtungen. Kröner, Leipzig.

— Chamberlain, H. St., 1903, Die Grundlagen des 19. Jh. München. — Chantraine, H., 1939, Die Raumsichtigkeit bei verschiedenen Rassen. Z. „Ziel und Weg". — Clauss, L. F., 1929, Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker. München. — Eickstedt, E. v., 1934, Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit. Stutttgart. — Ders., 1936, Grundlagen der Rassenpsychologie. Stuttgart. — Erbt, W., 1934, Weltgeschichte auf rassischer Grundlage. Leipzig. — Fahrenkrog (Herausgeber), 1936, Europas Geschichte als Rassenschicksal. Leipzig. — Gleichen-Rußwurm u. Wencker, Kultur- und Sittengeschichte aller Zeiten und Völker in 24 Bänden. Hamburg. — Gobineau, Graf, Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. 4 Bde., deutsche Ausgabe (Schemann), 4. Aufl. Stuttgart. — Hartnacke, W., 1930, Naturgrenzen geistiger Bildung. Leipzig. — Hauser, O., 1924, Rasse und Kultur. Braunschweig. — Hellpach, W., 1935, Geopsyche. 4. Aufl. Leipzig. — Ders., 1938, Einführung in die Völkerpsychologie. Stuttgart. — Heuer, F., 1939, Erbbiologische Untersuchungen an den Familien von Ochsenfurt. Rassenbiol. Institut Würzburg. — Isenburg, Prinz K. v., 1936, Genie und Landschaft im europäischen Raum. Berlin. — Jaensch, E. R., 1938, Der Gegentypus der deutschen völkischen Bewegung. Leipzig (Barth). — Just, G. (Herausgeber), 1939 f., Handbuch der Erbbiologie des Menschen (insb. 5. Bd. Psychologie und Psychiatrie). Berlin. — Keiter, 1938, Systematische und historische Vorbemerkungen zur Frage der Rassenentstehung. Z. „Volk und Rasse". — Krause, W., 1935, Rassenmerkmale und Kinderzahl in Nordwestdeutschland. Z. Anthrop. Anzeiger. — Lange-Eichbaum, W., Genie, Irrsinn und Ruhm. 2. Aufl. München. — Lauer, H., 1937, Die Volksseelen Europas. Wien. — Leers, J. v., Geschichte auf rassischer Grundlage. Reclam, Leipzig. — Lüth, 1935, Über Vererbung und konstitutionelle Beziehung der vorwiegenden Farb- und Formbeobachtung. Z. Konstitutionslehre. — Mandel, H., 1936, Rassenkundliche Geistesgeschichte. Heims, Leipzig. — Müller, L. R., 1931, Lebensnerven und Lebenstriebe. 3. Aufl. Berlin. — Passarge, S. 1934 ff., Geographische Völkerkunde. 5 Bde. Frankfurt. — Petermann, Br., 1936, Das Problem der Rassenseele. Leipzig. — Pflugk-Hartung (Herausgeber), 1910, Weltgeschichte in 6 Bänden. Berlin. — Rau, K., 1935, Untersuchungen zur Rassenpsychologie nach typologischer Methode. Barth, Leipzig. — Reibmayr, Talent und Genie. 2 Bde. München. — Rosenberg, A., 1934, Der Mythus des 20. Jahrh. München. — Scheidt, W., 1937/38, Grundlagen, Aufbau einer neurologischen Psychologie. 2 Bde. Jena. — Schemann, L., 1928—31, Die Rasse in den Geisteswissenschaften. 3 Bde. München. — Spengler, O., 1923, Der Untergang des Abendlandes. 2 Bde. München. — Weigner u. a., 1935, Die Gleichwertigkeit der europäischen Rassen. Prag. — Weinert, H., 1938, Die Entstehung der Menschenrassen. Stuttgart. — Woltmann-Reche, 1936, Politische Anthropologie. Leipzig.

III. Hauptabschnitt:

Die Hochkulturinhalte in Raum und Zeit

Um unabhängige Vielfachfälle im Sinne experimentellen Vorgehens zu erhalten, kann man die Leistungen der gleichen Rasse in verschiedenen Räumen, zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedenen Leistungsgebieten miteinander vergleichen und auf gemeinsamen wesensartlichen Kern prüfen (vgl. I., S. 90).

Bei vorgeschichtlichen Kulturen ist der Vergleich verschiedener Zeiten, bei Naturvölkerkulturen der Vergleich der räumlich verstreuten Einzelgruppen sinngemäß im Vordergrund gestanden. Die reiche innere Vielgestaltigkeit des Hochkulturgeschehens weist nun ohne weiteres auf die dritte dieser Möglichkeiten hin: auf den Vergleich der vielen voneinander weitgehend unabhängigen Leistungsgebiete, welche jede hoch entwickelte Kultur in sich birgt.

So sei der erste spezielle Teil des Bandes der raumzeitlichen Verbreitung und Abwandlung einzelner Kulturerscheinungen gewidmet.

Daß dies möglich ist, liegt auch daran, daß sehr viele Kulturerscheinungen mehr oder weniger in allen Hochkulturen zu finden sind. Auf seelenkundlichem Gebiete hat L. F. Clauß ausgesprochen, daß die Grunderscheinungen häufig allgemeinmenschlich, ihr Stil aber rassendifferenziert sei. Das gleiche ist auch für die Kulturbiologie zu erwarten.

Natürlich enthalten die folgenden Abschnitte nur einen Teil der jeweils überhaupt möglichen Einzelheiten. Selbstverständlich ist wohl auch, daß nicht von allen Hochkulturgebieten gleichviel Material vorliegt, sondern z. B. China oder Indien viel seltener berührt werden als Europa.

I. Gemeinschaft und Politik

Hochkulturleben ist vor allem vom Geiste der Weite durchdrungenes, geformtes Zusammenleben, ist Gemeinschaft und Politik. Die Politik formt und schützt die Gemeinschaft, die Gemeinschaft gebiert alle Kultur, alle „Künste des Friedens“, wie man einst sagte, in gutem Bewußtsein davon, daß erst Politik und Gemeinschaft jene dem allgemeinen und

grenzenlosen Kampfe ums Dasein entzogenen Landfriedensgebiete schaffen können, welche die Minimalvoraussetzung dafür sind, daß der Mensch sich über Augenblick und Alltag erheben kann.

Wie auch in den folgenden Abschnitten können natürlich nur einzelne Erscheinungen des Gemeinschaftslebens herausgegriffen werden, die besonderes Interesse zu bieten scheinen.

1. Mann und Frau

Beim engsten und nächsten beginnend erscheint schon das Verhältnis der Geschlechter zueinander nicht ohne rassebedingte Abwandlung. Es ist bekannt, daß bei den meisten Naturvölkern die Welt des Mannes und die Welt der Frau strenge geschieden ist. Diesen Naturvölkern schließen sich nun alle Hochkulturvölker an, die wie die Naturvölker vorwiegend dunkelbraunäugig sind. Das Haremsystem der Moslim ist von der Art, wie die Neger ihre Ehen regeln (vgl. Bd. II, S. 11). nicht weit entfernt. Die Inderin ist durch die Sittengesetze vom Männerleben ferngehalten. Auch der Chinese empfindet jede Frage nach seinen Frauen als grobe Taktlosigkeit.

Aber auch die meisten mäßig farbaufgehellten Völker schließen sich den dunkelbraunäugigen in der Geschlechtertrennung halb und halb an.

Die Französin hat bis heute kein Wahlrecht, wurde noch von Napoleon bewußt von der Bildung ferngehalten. Einfluß auf das öffentliche Leben gewinnt sie nur auf dem Wege über den Geschlechtspartner im Mann. Dabei handelt es sich um eine katholische und um eine demokratische Nation, welche beide Ideologien darin übereinkommen, daß sie dem Individuum volle und gleiche Rechte geben wollen.

Es ist bemerkenswert, daß Frankreich trotz der Pompadour, Madame von Stael, George Sand usw. nie von einer Königin regiert worden ist (Maria v. Medici war nur Königinmutter!), bemerkenswert deshalb, weil ganz das gleiche für alle anderen südeuropäischen Reiche, vom spanischen bis zum türkischen und weiter zurück zum byzantinischen, persischen und chalifischen, gilt. Eine so ausgeprägt helläugige Nation wie die englische erlebte hingegen ihre schönsten Glanzzeiten, die elisabethinische und die viktorianische Ära, unter Königinnen und ließ als weitere Maria Stuart und Anna regieren. Schweden hat seine Königin Christine, Österreich seine Maria Theresia. Rußland kennzeichnet sich als unsüdliches Reich schon durch seine großen Zarinnen.

Was die Germanen Frauen auf dem Throne zustimmen ließ, ist nicht die Weibischkeit der Männer, sondern die Erwartung männlicher, d. h. sachlich-menschlicher Tugenden auch bei der Frau. Im Deutschen und den meisten germanischen Sprachen ist der Mensch Mann und Frau, in den romanischen (l'homme, l'uomo, l'hombre) der Mann der Mensch schlechthin.

Übrigens finden wir regierende Frauen auch in China. Noch der Sturz der Mandschudynastie im Jahre 1911 ist wesentlich durch die Unvernunft der übermächtigen und bösartigen Tze Hsi verursacht worden. Wir finden damit gleich zu Beginn unserer Untersuchung eine zumindestens oberflächliche Ähnlichkeit Chinas mit dem nördlichen Europa. Sie wird uns noch oft begegnen, des näheren aber erst später gedeutet werden können.

Was im dynastischen Zeitalter die Königinnen, sind im demokratischen die Frauenrechtlerinnen. Sie begannen in England und ihre Erfolge richteten sich nach dem Maße an nordischem Geist in den einzelnen Ländern.

Über die Geschlechtertrennung bei den dunkler gefärbten europäischen Völkern finden sich viele Angaben bei Buschan-Haberlandt.

Im Süden sind die Straßen der meisten Städte in Wahrheit Aufenthaltsort der Männer, weniger Verkehrsmittel als Ersatz für die Männerhäuser der Naturvölker.

Die rassenkundlichen Aufnahmen, die wir in vielen Städten von Verona bis Syrakus und Tripolis machten, waren in dieser Hinsicht sehr lehrreich. Man kann damit rechnen, daß zumindest weiter im Süden, einen großen Teil des Tages 90% der Straßengänger Männer sind. Während sich diese um die photographische Aufnahme drängten, weicht jedes weibliche Wesen solcher spontanen männlichen Volksversammlung, solchem erregten Demos aus. So ist es in Italien kaum weniger schwer als im islamischen Gebiet, Frauen auf den Film zu bekommen. Erst in Norditalien geschah es uns des öfteren, daß auch Mädchen in den Männerhaufen traten und gerne aufgenommen sein wollten.

In Italien wie in Spanien, aber auch wie in einem großen Teil Deutschlands herrscht die katholische Kirche, welche Hebung und Befreiung der Frau als ihr Verdienst rühmt. Trotzdem hängt die Stellung der Frau offenbar mehr von der durchschnittlichen Augenfarbe als vom kirchlichen Gebot oder Verbot ab.

Auch im mohammedanischen Raum gibt nicht etwa ein strikter Befehl des Propheten den Ausschlag. Einen solchen gibt es nicht, eher ersehen Kenner aus dem Koran Züge einer Gleichstellung der Geschlechter. Der Brauch um Harem und Schleier stammt aus uraltem Volksleben. Schon die Beduinenfrauen gehen übrigens im Westen wie im Osten, im Maghreb wie in Syrien, unverschleiert.

Daß die von der ganzen übrigen Menschheit abweichende Einstellung der Germanen zur Frau dauernd, alt und schon längst vorchristlich ist, ist allbekannt. Wir brauchen es nicht zu besprechen.

Ein Ausfluß dieser besonderen Einstellung der Geschlechter zueinander ist auch die einzigartige Rolle, welche die Liebe im germanisch beeinflußten Europa spielt. Die Franzosen spotten zwar wohl darüber, daß den Deutschen die Liebe zur Philosophie wird, aber l'Amour konnte zum allbeherrschenden Gesellschaftsspiel dieses Volkes (wie wieder die

Deutschen der Franzosen spotten) auch nur deshalb werden, weil die unendliche Tiefe des nicht bloß deutschen, sondern überall bei Germanen anzutreffenden Liebeserlebnisses dahinterstand. Dabei wird nicht übersehen, daß solche Rangerhöhung der Geschlechterbeziehung nicht unmittelbar aus der Veranlagung erfließt, sondern durch kulturelle Erfindungen stärkstens beeinflußt wird. Die Minne um 1200 und die tiefsinnige Wahlverwandtschaft um 1800 sind zwei Gipfelpunkte in der Metaphysik der Liebe: Der erste dieser Gipfelpunkte trägt uns in seinen Auswirkungen noch immer, der zweite beginnt heute eben erst an Volkstümlichkeit zu verlieren. Die kulturellen Formen wechseln, der Veranlagungskern bleibt.

Übrigens läßt sich, wie H u i z i n g a darstellt, gerade in Frankreich das Werden des europäischen Liebesgefühles, das den Mann zu seinen höchsten geistigen und heldischen Möglichkeiten reißt, Schritt für Schritt verfolgen. Der im 15. Jahrhundert so sehr beliebte „Roman de la rose“ ist wohl der Wendepunkt von der „Metaphysik“ zum „Gesellschaftsspiel“.

Das Besitzenwollen, das Zeugen- und das Genießenwollen steht nur im Vorhof der germanischen Liebe. Ihr Kern ist Einswerdenwollen — ohne sich selbst aufzugeben —, ein dem Verstande rätselhafter und doch die nördlichen Völker allzeit ergreifender Wunsch, von dem das Volkslied ebenso gut singt, wie der Literat davon schreibt. Was das Volkslied Treue nennt, ist nichts als ein faßbarer Ausdruck für diesen Wunsch des Einswerdens.

So hat die germanische Liebe die gleiche Formel wie die Gottesmystik, nur daß die europäische Mystik ihrer Antriebswucht nach schwächlich und selten ist im Vergleich zur europäischen Liebe.

Jedenfalls wird man, nachdem die Parallele zur Mystik gezeigt ist, eine sehr tiefe rassenpsychologische Formel für die europäische Liebe nicht übertrieben finden: Der europäische Mann findet zur Frau, die ihm gleich und doch von ihm polar verschieden ist, e i n V e r h ä l t n i s u n e n d l i c h e n W e r d e n s. Durch Treue bejaht er die Zeit und spottet der Vergänglichkeit. So liegt ihm das Weib auf dem Wege zu seinem höchsten Genügen, ist ihm neben dem All das nähere Göttliche.

Der Orientale hingegen steht zwischen Weib und Gott. Er kann nur entweder zum Weibe absinken, oder zu Gott aufsteigen. Er schaudert vor der Zeit, die Treue ist ihm nichts. Er sucht das absolute Sein und übersieht oder haßt doch das Werden.

So muß man zu ganz zentralen Deutungen greifen, die sich erst in vielen späteren Kapiteln allmählich herausschälen sollten, um überhaupt dem ersten Kapitel über Mann und Frau gerecht zu werden.

Im tätigen Leben äußert sich die germanische Einstellung darin, daß die Frau ein Reich für sich hat, das sich aber von dem des Mannes

nicht absondert, sondern dem Manne in seiner Haltung offensteht, die man am besten mit einer Intensivierung des Begriffes der Gastlichkeit umschreiben möchte: Einheit ohne Gleichheit, Eigenheit ohne Trennung. Die gleiche Weise wie das nordalpine Liebeserleben hat auch die nordalpine Häuslichkeit. Im Süden ist das Leben der Frau abgegrenzter, bestimmte Arbeiten, wenn nicht die Überzahl der Arbeiten, ist ihr einseitig zugewiesen, aber die Häuslichkeit hört schon in Frankreich auf.

Bäuerin und Hausfrau mit Schlüsselgewalt gehen durch alle Jahrtausende germanischen Lebens. Auch aus der Dame der italienischen Renaissance wurde in England wie in Deutschland sogleich wieder die Hausfrau.

2. Mann und Mann

Männer geben sich in ihrem Verhältnis zueinander, so verschieden sie auch sein mögen, doch keine Rätsel der Polarität aufzulösen. Auch die besten Freunde sind nicht entfernt in gleicher Weise bloße Hälften wie Mann und Frau eines wahrhaften Paares. Beim Zusammenleben mit Männern behält sich das Individuum besser, vermeidet irrationale Strudel.

Wir stellen diese Existenzeinsichten hier an den Beginn der Besprechung. Es wird später offensichtlich werden, wie sie mit der zunächst zu besprechenden Erscheinung zusammenhängen, daß Männer im Süden mehr und lieber zusammenstecken.

Von der vorwiegenden Besetzung südeuropäischer Straßen mit Männergruppen war schon die Rede. Von dem uns unnütz erscheinenden Herumstehen und Geschwätz des altgriechischen Bürgerlebens kann man sich keine genug starke Vorstellung machen. Die antiken Städte sind um den Marktplatz herum erbaut worden, die nordalpinen um die Werkstätten. Die antike Volksversammlung und Beteiligung an der theatralischen Rechtssprechung ist eher Vorwand für die Neigung der Männer, zusammenzustecken, als daß das Zusammensein durch die zu lösende Aufgabe erzwungen wäre.

Die Rede ist die Hauptausdrucksform beim Zusammensein von Männern, wie die Zärtlichkeit die Hauptausdrucksform von Mann und Frau. Der Genuß des Redens und Redenhörens ist in der südalpinen Zone zur höchsten Virtuosität gesteigert. S e e c k schildert in seinem „Untergang der antiken Welt“, wie zähe sich die Redelust, auch nachdem in der Despotie und der Kaiserzeit ihre Hauptgelegenheiten Versammlung und Gericht des Inhalts beraubt waren, immer neue Gelegenheiten zu finden wußte. Wie sehr die südalpine Renaissancebewegung vor allem auch Wiedererweckung der Rhetorik war, lesen wir bei B u r c k h a r d t in seiner „Kultur der Renaissance in Italien“. Die antike Philosophie lebte

in Disputiergemeinschaften. Auch die französischen Künstler schließen sich zu Schulen zusammen, die geistigen Bewegungen Frankreichs werden von Gruppen getragen (Pinder, Distelbarth).

Das altchristliche Gemeindeleben schuf neue Gelegenheiten für das Zusammenstecken der Männer (mulier taceat in ecclesia gilt für Südchristen wie Mohammedaner). Die christliche Geistesgeschichte des ersten Jahrtausends spielt sich auf Konzilen ab, d. h. aber in einer sakralen Volksversammlung.

Auch das romanische Kaffeehaus ist Männerkaffeehaus. Darüber hinaus, insbesondere in Frankreich, bekanntlich Individuenkaffeehaus und Schaubühne: Zur Straße gedrehte einzelne Stühle mit winzigen Tischchen. Demgegenüber atmet das Wiener Kaffeehaus nördlichen Geist: Es sitzen Familien da, mit sich beschäftigt. Der beschwingte und erregende Raum ist gleichsam eine konzentrierte Häuslichkeit aus vielen Häuslichkeiten, ist ein durchgegliedertes Ganzes.

Wir können hier auch die heikle Frage der mann-männlichen Liebe nicht ganz übergehen. So wie man die uns gewohnte tiefgreifende strukturelle Bedeutung der Frauenliebe für das Gesellschaftsganze naiv auf die übrige Welt zu übertragen geneigt ist, während es sich in Wirklichkeit um eine fast allein germanische Erscheinung handelt, so setzen wir auch den Abscheu gegenüber der Homosexualität als allgemeinmenschlich voraus. In Wirklichkeit sind zwar einseitig homosexuell veranlagte Männer wohl überall selten, aber Knabenliebe neben der Frauenliebe hat außerhalb des germanischen oder germanisch geführten Gebietes überraschend weithin mehr oder weniger allgemeine Geltung.

Das klassische Griechenvolk erschien den Philologen in dieser Hinsicht nur deshalb als Ausnahme, weil sie nicht genug andere Kulturen kannten.

Wenn man dessen inne ist, wie ungeheuer leicht sich die homosexuelle Seuche auch in nordalpinen Gebieten durch Verführung ausbreitet, dann kommt man zu der Vermutung, daß die Sonderstellung der Germanen nicht eigentlich in anderer „sexueller Veranlagung" bedingt ist. Eher führt das gesamte seelische Wertungssystem des nordalpinen Menschen zur Verpönung der mannmännlichen Liebe. Dieselbe tiefe Kraft, welche die Frauenliebe erhoben hat, weil sie der Metaphysik der nordalpinen Seele entspricht, hat sich gegen die Knabenliebe gewendet.

Für die Griechen und andere südliche Völker ist der sinnliche Liebesakt ein für sich bestehendes Höchstes, dem sie im Gotte Eros göttliche Gestalt geben können. Dieser Akt ist mit Frauen und mit Knaben möglich. Den nördlichen Völkern, deren Liebeserlebnis *sein* Höchstes im unendlichen Werden und getreuen Einssein sieht, ist demgegenüber Liebe ohne Geschlechterpolarität und unter Mißachtung oder Übersehen der Werdekraft Verrat und darum verabscheuenswürdig.

Unterstützung erhielt diese germanische Auffassung von christlicher Seite. Die Frühchristen und ihr geistiger Umkreis verehrten zwar beileibe nicht das Werden, aber sie verabscheuten auch den sinnlichen Liebesakt, darunter natürlich am meisten denjenigen, der nicht wegen der Zweckerfüllung der Erhaltung des Menschengeschlechtes wider Willen sanktioniert werden mußte. Man ging in diesen Kompromissen von mancher Seite soweit, auch den ehelichen Verkehr nur bis zur Geburt eines männlichen Erben für erlaubt zu halten, umso radikaler konnte man die Knabenliebe bekämpfen. Daß die „griechische Liebe" auch südlich der Alpen seither nie wieder die Anerkennung gefunden hat, wie in der klassischen Zeit, liegt an dem Zusammenwirken des Germanischen und des Christlichen. Immerhin sind in neuester Zeit romanische Gesetzgebungen die ersten gewesen, welche Homosexualität für straflos erklärten.

Zur Verteidigung der mann-männlichen Liebe ist gesagt worden, daß in ihr der Geist den Geist finde und liebe. Man sehe daraus die geheimen Fäden, die ein Menschentum, das zur Verabsolutierung des Geistes neigt, mit dieser Art der Liebe verbinden müssen. Dem Germanen ist hingegen gerade umgekehrt die Frau religio, Rückbindung des männlichen Geistes an die Urgewalten und die volle Wirklichkeit.

Nun aber zu der Frage, ob denn das Verhältnis zwischen Männern im Norden wirklich soviel weniger bedeutet als im Süden? Sind nicht Genossenschaftsgeist, Vereinsmeierei, Jugendbünde, Kameradschaft, staatsbildende Kraft, Stammtisch durchaus germanische Erscheinungen?

Man wird sogleich zugeben müssen, daß diese Erscheinungen bei uns in der Frauenliebe, in der Geselligkeit, die dadurch geschlechtslos wird, daß sie wahllos beide Geschlechter umfaßt, und vor allem im Familienleben stärkste Konkurrenten haben.

Man wird aber auch leicht als allen genannten Erscheinungen gemeinsam erkennen, daß man nordalpinen Männern *eine Aufgabe geben muß, um sie zusammenzuhalten.* Sich mit anderen Männern verbünden, um etwas zu tun, das kann den nordalpinen Mann entflammen, aber bloß beisammenhocken — nee, da haben wir Gescheiteres zu tun.

Jeder, der in einer nordalpinen Männerbewegung leitend zu tun hatte, kennt „die aufgabenlose, die schreckliche Zeit", weiß, wie schwer eine Gruppe zusammenzuhalten ist, für welche im Augenblick nichts Dringliches zu tun ist, der irgend eine andere Betätigungsmöglichkeit unter den Nägeln brennt, oder die jedenfalls ihre Familie zu vernachlässigen fürchtet.

Selbst Studentenverbindungen mußten sich schlagen, mußten viel, sehr viel von hohen Idealen reden, mußten selbst ihren Trinkgenuß als strenge gestaltete Aufgabe einrichten, um nicht auseinanderzuflattern.

Kameradschaft ist geradezu das Wort für jene Beziehung zwischen Männern, die durch eine gemeinsame Aufgabe entsteht.

Vereine haben immer eine Aufgabe, und fast immer einen organisationsfreudigen Vorstand, aber ihr vitalstes Problem besteht auch beinahe immer darin, ihre Mitglieder bei der Stange zu halten.

Die Jugendbünde haben sehr viel miteinander getan und erhofft, sind aber, solange sie nicht in die heutige strenge Aufgabenhierarchie eingebaut waren, immer auseinandergelaufen, wo sich reifere Aufgaben zeigten.

Aber auch das nordalpine Mönchtum des Mittelalters war wie diese Jugendbünde. Nur dauerte der Verfall der Orden, die immer wieder von neuem gegründet wurden, Jahrzehnte anstatt Jahre. Das Zusammenleben als solches konnte jedenfalls die Brüder nicht halten.

Es ist klar, daß eine Aufgabe nichts anderes ist als die aktivierte Form jenes unendlichen Werdens, das wir als das eigentliche Mysterium der nordalpinen Frauenliebe befunden haben.

Die nordalpinen Männerbünde sind so geschichtswichtig geworden, weil sie nur in der Aufgabe, nur in der Tat, leben können, nicht, weil nordische Männer besonders zueinanderdrängen.

Der Stammtisch ist als kleine Erholung, sozusagen als ein Spaziergang, der nicht durch Wälder und Felder, sondern an Männern vorbeiführt, gewiß kein Gegenbeweis. Er steht unter schwerster Konkurrenz mit dem Familienleben. Wahrscheinlich ist er auch mindestens ebensooft eine Pflicht, die man einsieht, wie ein Vergnügen, das man nicht entbehren mag.

Wie sehr innerhalb Deutschlands die Geselligkeit Angelegenheit eines bestimmten Konstitutionstypus ist, haben wir nach Enke schon im I. Bande erwähnt (S. 81).

Sicherlich ist die Geselligkeitsneigung auch innerhalb des Gebietes nördlich der Alpen noch stark verschieden, doch sei hier keine Skizzierung der mutmaßlichen Verhältnisse versucht.

3. Sippe, Familie, Einzelmensch

Uns ist es selbstverständlich, daß die Familie die Grundfeste des Staates ist. Unter Familie wird dabei seit jeher jener Umkreis von Personen verstanden, dem wir heute eine erhebliche Erbgutgemeinschaft zuschreiben: Ihr Kern sind die Personen, welche das halbe Erbgut gemein haben, nämlich Eltern und Kinder, ihre konkrete Grenze liegt bei einem Viertel oder äußersten Falles einem Achtel Erbgutgemeinschaft. Was darüber hinausgeht, ist Mythologie.

Die so umgrenzte Familie ist eine derart handgreifliche und naheliegende Erscheinung, daß sie natürlich bei allen Völkern eine Rolle spielt. Verwandtschaft wird überall irgendwie wichtig genommen.

Aber der Kern des Soziallebens ist die Familie merkwürdigerweise durchaus nicht überall.

Wenden wir uns nach Osten, so sehen wir die Macht der Sippe ansteigen. So schon bei den Innerasiaten, am meisten und klarsten aber bei den Chinesen.

Man lebt dort in Großfamilien. Wird eine neue Ehe geschlossen, so wird dadurch kein neuer Haushalt begründet. Wir stoßen damit zum ersten Male auf die Tatsache, daß die Ostasiaten dazu neigen, in der scharfen und prägnanten Ausdifferenzierung zurückzubleiben. Kern der Familie ist nicht, wie in Europa, das Eltern-Kindverhältnis, sondern das Kind-Elternverhältnis. Ist ersteres eine überblickbare und genau umrissene Zukunftsaufgabe, so wird das chinesische Kind-Elternverhältnis zum allgemeinen Nachkommen-Ahnenverhältnis, bedeutet also eine durchaus unbestimmte Vergangenheitsbindung an ein großes, unpersönliches Etwas, die Sippe.

Wie sehr unterscheidet sich das von dem Ahnenbewußtsein, das in Europa etwa der Adel in sich trug! Der Adelige ist stolz auf einen bestimmten Ahn mit bestimmten Leistungen, oder er ist stolz auf seine genau überblickbare tadellose Ahnenlinie. Daß in Europa in schroffem Widerspruch zu den erbbiologischen Verhältnissen der einen gerade aufsteigenden Vorväterlinie so viel Gewicht beigemessen wurde, muß seelischer Stil sein: eine Genealogie des europäischen Adels besteht aus schmalen, sich durchflechtenden, aber äußerst bestimmten Linien wie ein gotisches Netzwerk.

Die chinesische Sippe sucht in der bäuerlichen Wirtschaft wie in der Hausindustrie, in Handel und Gewerbe einen einzigen wirtschaftlichen Organismus mit Gemeinbesitz zu bilden. Auch ein großer Teil des Rechtsschutzes und der Garantien, welche im Westen vom Staat erwartet werden, nimmt im Osten die Sippe auf sich. „Eine ungeheure Fülle von Vorschriften, sittlichen Einrichtungen und Gewöhnungen wacht über die Erhaltung dieses Familiencharakters.“

Ein ähnliches Denken findet man in Europa am ehesten im slavischen Ostflügel. Im eigentlichen Europa hat etwas der östlichen Sippe Gleiches wohl nie existiert. Die sichtbare nordalpine Geschichte ist seit jeher Familiengeschichte.

Auch die altgermanische Sippenorganisation ist ein Bund von Familien oder ein Männerbund, keine Sippe im östlichen Sinn (W. Schulz).

Die europäischen Fürsten gingen mit ihren Ländern noch im 18. Jahrhundert nicht anders um, als Bauern mit ihrem Hof. Das Denken in Familienlinie und in Erbschaften kam mit den Merowingern und Langobarden in die geschichtsbekannte Welt, und noch alle die feingezwiebelte Kabinettspolitik des Barock und Rokoko gebärdete sich als dynastische (d. h. aber Familienlinien-), als Heirats- und als Erbschaftspolitik.

Das moderne preußische Staatswesen verfuhr darin nicht anders als der altgeheiligte kaiserliche Hof.

Doch sei natürlich auch bemerkt, daß das Bauernhofdenken nicht nur Besitzerwerb, sondern vor allem auch Besitz als eine ständige Aufgabe kennt, und so auch das europäische Herrschaftswesen.

Ist in Ostasien die diffus kollektive aber durch das konkrete Verwandtschaftserlebnis geformte Sippe und in Europa die bestimmt gegliederte, aber überpersönliche Familie das Kraftherz des Soziallebens, so stoßen wir nach Süden, gegen Afrika zu, wieder auf andere Erscheinungen.

Bei den klassischen Völkern im Mittelmeergebiet hat Bachofen jene Entdeckungen gemacht, die ihn den Begriff des Mutterrechtes finden ließen. Die neueren Forschungen haben entsprechender Spuren von der Bretagne bis zum Kaukasus so viele dazugefunden, daß kein Zweifel daran sein kann, daß diese Sozialordnung in der südalpinen Zone vor alters herrschte.

Was heißt aber Mutterrecht? Alle soziologischen Schlagworte sind in großer Gefahr, daß nach geringen äußerlichen Merkmalen Grundverschiedenes darin begriffen wird. Das gilt besonders dann, wenn aus dürftigen Spuren urzeitliche Zustände erschlossen werden sollen.

Man ist sich heute einig darüber, daß Mutterrecht in der Regel mit Frauenherrschaft nichts zu tun hat. Auch halte ich es für sehr fraglich, ob mutterrechtlich organisierte Gesellschaften irgendwie mehr weibliche, naturhafte, ungeistige Seele atmen, wie Bachofen und heute vor allem sein großer Schüler Klages es auffassen.

Ich halte etwas ganz anderes im Zusammenhang mit den bisherigen rassenpsychologischen Erkenntnissen über das Verhältnis der Geschlechter für wahrscheinlich.

Mutterrecht ist vor allem vermiedene Vaterpflicht, ist das Korrelat zum Liebesakt als nicht über sich hinausweisendem Selbstzweck und zur Vermeidung einer engen Dauerbindung von Mann und Frau. Auch unsere unehelich Geborenen stehen unter Mutterrecht.

Dort wo in vorklassischer Zeit das Mutterrecht herrschte, drohte mit dem Abebben des nordischen Blutes die Ehe in der späteren Antike aus Sinnlosigkeit zu zerbrechen, bis ihr in Form des christlichen Sakramentes ein künstlicher Schutz zuteil wurde.

Die spätantiken Männer sahen nicht mehr ein, warum sie heiraten sollten, während sich die nordalpinen Eltern fragen, ob sie Kinder in die Welt setzen dürfen. Die Ehe und Familie hat in Europa auch in der Nachkriegszeit keine Krisis durchzumachen gehabt. Die Ehescheidungsziffern selbst von Großstädten wie Berlin können nur den schrecken, der in religiösen Vorstellungen lebt. Wenn eine menschliche Einrichtung so selten versagt wie die Ehe selbst in der Nachkriegszeit, darf man höchlich zufrieden sein. Auch das freiwillige

Junggesellentum gesunder Männer ist im Gegensatz zur spätrömischen Zeit sehr selten.

Das christliche Sakrament konnte nicht verhindern, daß der Ehebruch im romanischen Europa vielfach eine Volkstümlichkeit hatte (Verspottung des Hahnreis), die im nordalpinen Europa nirgends nachzuweisen ist.

Mutterrecht, spätantiker Bevölkerungsverfall und Lockerheit der romanischen Ehe bezeugen, daß der Familienbegriff nach Südeuropa hin an Macht verliert. So wie der ostasiatische Sippenbegriff uns zu diffus ist, ist der germanische Familienbegriff für den Südeuropäer zu „irrational". Gehen wir dann auf die dunkelbraunäugige Zone über, so ist schon die polygame Regelung eine Zerreißung der dauernden Einheit von Mann und Frau. Mutterrechtsspuren treten in Menge daneben auf. Der Staat hält sich außerhalb der Familienzusammenhänge.

Zwar fehlt das dynastische Prinzip nicht ganz, Herrschaft durch Erbfolge ist offenbar eine zu allgemeinmenschlich naheliegende Regelung. Aber wo es viele Söhne von vielen Müttern gibt, kann von einer legitimen Fortsetzung des Anspruches in europäischem Sinne kaum die Rede sein. Brudermorde bei der Thronbesteigung bilden überall im Orient und in Afrika den Ausweg. Im osmanischen Herrscherhaus sind sie sogar als Hausgesetz vorgeschrieben gewesen!

Was herkömmlicherweise Dynastie genannt wird, braucht nicht Dynastie in europäischem Sinne zu sein. Man denke etwa an die fortwährenden Adoptionen, welche den Bestand der römischen Kaisergeschlechter sichern sollten. Obwohl Adoption bürgerlich-rechtlich (aus dem römischen Recht?) in Europa bekannt ist, wüßte ich für die Germanen nicht, daß sie jemals einen legitimen Thronanspruch hätte geben können. Das „Blut" läßt sich nicht durch einen Vertrag ersetzen.

In die Sorge für uneheliche Kinder greift bei uns „der Staat" ein. Unter Mutterrechtszuständen greifen Verwandte der Mutter ein. In beiden Fällen wird das „Sakrament der drei" durchbrochen, nämlich die Sorge der beiden zeugenden Eltern für das gezeugte Kind. Jedes Vogelnest ist Familie, jede Mutterrechtsregelung im Vergleich dazu eine künstliche Setzung.

So ist der südliche Flügel der Europäiden allenthalben zu künstlichen („geistigen") Setzungen im Sozialleben geneigt. Von dieser Seite erscheint es in besonderem Licht, daß der Beamtenstaat wie die Priesterherrschaft, das Geheimbundwesen wie der Begriff der Gemeinschaften, die Besitzer eines Geistes und Bekenner eines Glaubens sind, im Orient geprägt wurden.

Negerafrika bietet bei ganz anderer kultureller Außenseite das gleiche Bild: Vielehe, dadurch Unmöglichkeit der Familienbildung, Überwuchern künstlicher Bildungen wie der Geheimbünde, der Alters-

klassen, der Kasten oder der Despotien über die natürlichen Sippenzusammenhänge.

Die negerische Sippe ist, soweit noch erkennbar, in besonders hohem Maße totemistisch. Totemismus ist neben dem chinesischen und dem europäischen ein drittes Verhältnis zur Vorfahrenschaft, das dem chinesischen schroff entgegengesetzt ist. Der Chinese verehrt den lebendigen Zusammenhang aller Ahnen, auch wenn er sie nicht mehr im einzelnen kennt. Der Totemist ersetzt die wirklichen Blutsbande durch einen Tierbegriff, mit dem ein geheimer Zusammenhang bestehen soll.

Das Totem *ist* die Vorfahrenschaft, aber nicht wirklich, sondern in der Art magischer Repräsentanz, wie sie etwa zwischen einem Begriff und den Dingen, welche er bedeutet, besteht. Indem wir diese etwas schwierige Vorstellung andeuten, sprechen wir eines der wesentlichsten Kennzeichen des orientaliden Denkens, das darin dem Negerischen ähnlich ist, aus. Des Chinesen Ahnenschaft ist unbestimmte, aber höchst lebendige Erfahrung; des Negers Totem ein Denkgebilde, das an Stelle der Wirklichkeit gesetzt ist, aber ein scharf umrissenes und sehr bestimmtes Denkgebilde. Der Chinese verwebt seine Ahnen zu einem überpersönlichen Etwas, der Neger reduziert sie in einen magiekräftigen Namen.

Die gleiche Reduktion in einen magiekräftigen Namen steckt wohl dahinter, wenn sich alle islamischen Dynastien nach einem einzelnen Ahnherren nennen, der eben ihr Totem-Mensch ist (Ommajaden, Abbasiden, Bujiden, Aliden, Fatimiden, Ssamaniden, Safawiden, Ghoriden usw.). In Europa und Ostasien hingegen gibt es keinen Totemismus.

Wir werden dieser „reduzierten Repräsentanz“ im orientalischen Denken noch oft begegnen!

Wo der Mensch, sei es als Beamter oder als Geheimbundmitglied, oder als Glaubensbekenner, außerhalb seiner natürlichen Bindungen betrachtet wird, tritt *der vereinzelte Mensch* hervor, der Baustein all dieser künstlichen, spirituellen, geistigen Gebilde sein kann. Er ist Individuum im Sinne der mangelnden natürlichen Verbundenheit, ist die Einzelseele, der die von Süden gekommenen Hochreligionen, die weder Vater noch Mutter bei ihren Bekennern kennen wollen, ihre ganze Sorge widmen.

In vielen Formen erweist sich solcher isolierender oder von der Tatsache der Isolierung wie von einer Selbstverständlichkeit ausgehender Individualismus als eine südeuropäische geistige Kraft.

Ihm steht der nördliche Individualismus gegenüber, der die Besonderheiten des Menschen innerhalb seines Ganzen anerkennt. Im Begriff der Familie steckt schon mit darin, nicht aus Gleichen, sondern aus solchen Besonderen zu bestehen.

Weit sind die Bahnen, die wir durchmessen haben, und kühn die Bogen, die sich, ausgehend davon, daß die Familie nur im nördlichen Europa der Kern des Soziallebens ist, haben spannen lassen. Der Familie

steht im Osten die unisoliertere Großfamilie (Sippe), im Süden der isoliertere Einzelmensch als Kraftherz der Gesellschaft gegenüber. Es deutete sich damit eine rassenpsychologische Formenkette an, in welcher Europa die mittlere Linie einhält.

4. Formen der Macht

Macht stammt aus dem Überschwang der aktiven Umweltanpassung, ist ein Können des Lebensnotwendigen, das in echt menschlicher Weise zum Selbstzweck wird und als solcher Erhöhung wie Verwirrung stiftet.

Die Geschichte hat es mit der Macht über Menschen zu tun. Macht über Menschen heißt andere stärker bestimmen zu können, als sie es umgekehrt vermögen. Es handelt sich also im Kern um asymetrische Beziehungen zur Menschenumwelt (vgl. I. Bd., S. 86).

Durchaus ist es denkbar, daß nur bestimmte Rassen an solcher Assymetrie ihrer Beziehungen zur menschlichen Umwelt Gefallen finden, also die Macht um ihrer selbst willen lieben. Ist doch auch der Machthunger der einzelnen Individuen verschieden groß und vor allem verschieden gerichtet! Der Spießer verzichtet auf Macht, der Künstler auf Gewalt, der Gelehrte und Forscher auf Macht über Menschen, der Stratege auf rhetorische Beschwatzung, der Demagoge umgekehrt auf die Waffengewalt usw. Wir haben solche Rassenunterschiede auch im II. Bande tatsächlich schon besprochen (besondere Bedeutung der Machtsuggestion für den Neger!).

In der „Weltgeschichte" aber lesen wir überall von Machtausübung, von den Chalifen Spaniens bis zum nipponischen Mikado, vom Saga-Island bis zum Balunde-Reich des Kongo. Das kommt aber daher, daß, wo keine Macht ist, auch keine „Weltgeschichte" ist. Alle jene Gruppen der Menschheit, welchen die Triebfeder des Machtwunsches fehlt, bleiben eben mit ihrem Erdenleben entweder außerhalb oder unterhalb der Geschichte, die für wert gilt, erzählt zu werden. Außerhalb die „Naturvölker", unterhalb die „Untertanen".

Quantitative Abstufungen des Machtwunsches sind veranlagungsmäßig sicher vorhanden, den Quellen aber schwer zu entnehmen. Wir wollen uns mit den Stilformen der Macht beschäftigen.

Macht hat der Ringkämpfer, der seinen Gegner wirft, Macht der Advokat, der die Richter mit sich reißt, Macht endlich der Priester, vor dessen Segnungen alles auf die Knie fällt. Sie haben aber dreierlei Macht. Die Mittel des Ringers könnten auch Tiere und auch tote Gegenstände bezwingen. Die Mittel des Advokaten wirken nur auf Menschen, die zu hören wissen. Die Mittel des Priesters endlich wirken nur auf Gläubige. Der erste wirkt sachlich, der zweite wirkt suggestiv, der dritte wirkt magisch.

Primitiver sachlicher Gewalt der Waffen bedienen sich alle Völker. Durch Technik und durch Organisation wird die sachliche Macht aber ebenso „geistig" wie die suggestive und die magische.

Sehen wir uns nun in Raum und Zeit um!

Die Macht als großes, das ganze Leben bestimmendes Phänomen stammt nach unseren heutigen Kenntnissen aus dem Orient. Es ist dies — das beachte man wohl! — das negernächste Gebiet der europäiden Rassen.

Der Machtstaat des alten Orient war den aufgehellten Europäern so sehr fremd, daß die in ihm steckenden Kräfte und Methoden bis in die Zeit Alexanders, ja in gewisser Weise bis in die Zeit Diokletians, von den Mittelmeervölkern abgelehnt wurden. Auch die iranischen Könige des 6. Jahrhunderts hatten gut 1000 Jahre neben Babylon usw. gelebt, bevor sie selbst zu Großkönigen von Staatengebilden wurden, welche die semitischen an gigantischer Größe wesentlich übertrafen.

Der Machtstaat des alten Orient baut sich auf um einen König, in dem von seinen Göttern her unwiderstehliche magische Kraft steckt. Diese Könige ließen sich auf den Reliefs dreimal so groß darstellen wie alle ihre Untertanen. Sie setzten die Siegesstelen mit dem stereotypen Text: Der Gott gab mir, meine Feinde zu schlagen. Nicht ihrer Taten rühmen sie sich, sondern ihrer göttlichen Alliierten. Da sie sich als Inkarnation eines Gottes auf Erden nahmen, entzogen sie sich den Augen ihrer Untertanen durch Paläste, Leibgarden, Hofschranzen, machten sich dem Volke unsichtbar, waren ihm ein schreckliches Geheimnis, wie die Götter, die in den hintersten, verborgensten Cella der Tempel hausten.

Was aber dem König recht war, das war allen seinen Statthaltern, Kommandeuren bis hinunter zum kleinsten Schreiberbeamten, der Publikumsverkehr zu machen hatte, billig. Das elektrische Fluidum, das die ganze bewundernswert komplizierte Regierungsmaschinerie zusammenhielt, war nicht Arbeit an einer gemeinsamen Aufgabe des Staates oder Volkswohles, sondern immer verdünnter weitergegebene zauberische, d. h. aber unerforschliche und daher willkürliche Macht.

Das Rätsel, warum sich ganze Völker von einem Despoten regieren lassen, löst sich zu einem guten Teile dahin, daß dieser Despot gar nicht der einzige ist, sondern sein Stil allen seinen Dienern billig bleibt, so daß kaum einer, der getreten wird, niemanden hat, den er seinerseits treten kann. Noch Napoleon setzte in jedem Departement einen kleinen Napoleon ein!

Daß stärkster Machthunger und magische Form der Machtausübung zusammenfällt, kann eigentlich kaum wundernehmen, denn beides entspricht dem am wenigsten geistig überlagerten Affektleben.

Stärkster Machthunger und magische Form der Machtausübung fallen in Negerafrika und im Orient zusammen. Der Unterschied ist aber,

daß der Orientale das, was beim Neger primitiv ist, gleichzeitig zu einer äußerst möglichen menschlichen Höhe und Raffinesse steigert. Solches merkwürdige Zusammensein von Primitivität und äußerster Entwicklung wird uns in der orientalischen Leistungsbilanz noch öfter auffallen.

Höchst eindrucksvoll ist, wie stetig sich das angedeutete System der Macht im Orient nun schon durch fünf geschichtlich bezeugte Jahrtausende erhält. Der Grundton bleibt, der Wechsel liegt darin, daß der Ursprung der magischen Gewalt bei verschiedenen Göttern gesucht wird, daß in Priesterherrschaften die magische Suggestion besonders überwiegen kann, wie im späteren Ägypten, oder aber der suggestive Schrecken brutaler Waffengewalt das Szepter gewinnt. Letzteres ist wohl in Spätstufen des gefühlsmindernden Bedeutungswandels am ehesten der Fall, wenn die religiösen Vorstellungen verbraucht sind. Das größte Beispiel hierfür ist das fast rein militärische türkische Reich.

Auch die Häufigkeit von Priesterherrschaften hat Afrika (insbesondere das entwickelte Westafrika) mit dem Orient gemein.

Im primitiven Leben der Beduinen wird die Magie der führenden Persönlichkeit begreiflicherweise auch an deren physischen Zustand geknüpft. Ibn Saud wurde einst verwundet, und seine Anhänger beschlossen, ihn zu verlassen, da die Macht ja doch nun von ihm gewichen sei. Da vermochte er es, flugs ein junges Mädchen zu heiraten und die Ehe sogleich zu vollziehen. Dieser Kraftbeweis sicherte ihm die wankend gewordenen.

Es sieht nicht aus, als vermöchten die Orientalen jemals einen gründlich anderen politischen Gedanken zu denken, als den des magischen Herrn, in dessen Gehorsam man sich beugen muß (und auch freiwillig beugt). Gegenwärtig hat der Orient etwas vom europäischen Nationalstaat läuten hören, aber die Vorkämpfer dieses Gedankens sind Gewaltnaturen (auch gewaltige Naturen) ältesten orientalischen Stiles.

Gehen wir von den vorwiegend dunkelbraunäugigen auf die vorwiegend braunäugigen Völker über, dann erleben wir in gewisser Weise eine völlige Verkehrung der politischen Prinzipien. Das Kolossalreich hat der Orient, den winzigen Stadtstaat, der doch unendlich viel bedeutet, haben die unmittelbar angrenzenden Griechen geschaffen. Wir werden noch verschiedenen solchen maximalen Unterschieden zwischen südalpiner und orientalischer Zone begegnen, und es wird zu den anziehendsten rassenpsychologischen Aufgaben gehören, zu zeigen, wie sie sich aus verhältnismäßig geringer Verschiebung der Erbanlagenverhältnisse ergeben müssen.

Paradoxer Weise wird sich sogar nicht selten Orient und nordalpine Zone in ihren Leistungsformen ähnlicher sehen als Orient und südalpine Zone — und doch wird psychologisch ebenso eine eindeutig gerichtete Formen-Kette vorliegen wie bei den Farbmerkmalen.

Was die Form anlangt, in welcher die Macht auftritt, ist die südalpine und die trockenländische Zone so gleich und so verschieden wie Suggestion und Magie. Magie hat ihre stärkste Wirkung durch das dunkle Geheimnis, Suggestion sucht vor allem mit sinnlichen Mitteln zu wirken.

So ist schon der semitische Großkönigspalast eine dem Volke abgewandte Cella, während sich die persischen Königshallen offen nach außen wenden, dem Volke gerade dadurch Autorität suggerieren, daß sie ihm Glanz, Prunk und Macht seines Herrschers zeigen.

Die glanzvolle höfische Kunst und die Hofhaltung als prunkvolles Schauspiel sind n i c h t im Orient, sondern in der südalpinen Zone von Frankreich bis Persien virtuos entwickelt worden (Frankreich ist dabei Übergang zur nordalpinen Zone, Persien Übergang zur orientalischen Zone). Zentral für die Entwickelung dieser künstlerisch suggerierenden Macht ist Griechenland, das im byzantinischen Reich der Kunst eine ebenso große Lebensbedeutung zu sichern wußte, wie in der Klassik, an welche man in der Regel allein denkt, wenn man von griechischer Kunst spricht. Über die ästhetische Höhe sei damit nichts ausgesagt, es handelt sich auch um weitverschiedene Kunstformen, zumal die klassische von einer vorwiegend nichtbraunäugigen, die byzantinische von einer vorwiegend nicht dunkelbraunäugigen Bevölkerung stammt. Aber man muß sich darüber im klaren sein, daß die autoritäre Darstellung von Hofhaltung wie Kirche bis hinein ins neue Europa auf persisch-byzantinische Erfindungen zurückgeht.

Hochgradig erfolgreiche Kulturgüter finden auch den Weg in Rassengebiete, denen sie wesensgemäß eigentlich nicht besonders liegen. So mußte früher oder später der außervölkische Großstaat des Orients auf Südeuropa übergreifen, das freilich die sinnlich suggestive an Stelle der magisch-geheimnisvollen Machtübung setzte. Diese sinnlich-suggestive Autoritätsdarstellung war aber auch ihrerseits wirkungsvoll auf nördlichere Bevölkerungen, die sie von sich aus nicht erfunden hätten. Schon die glanzvolle Hofhaltung im nördlichen Frankreich ist im Grunde eine solche Überlagerung, mehr aber noch das Übergreifen der höfischen Kunst auf Deutschland. Nach Norden ebbt der Strom deutlich ab, immerhin hat selbst Schweden sich in seiner Großmachtzeit auch machtsuggestiv künstlerisch darzustellen gestrebt. Der Tessinstil, zu dem es dabei griff, blieb aber noch klassizistischer und ruhiger als der preußische Schlüterbarock.

Holland, England, Niederdeutschland, Skandinavien haben niemals Städte bekommen, die „etwas herzeigen", kein Paris, kein München, Wien, Rom. Berlin ist sehenswert durch das was es ist, nicht durch das, was man dort sehen kann. Wie Versuche ausfallen, in dieser Zone große Machtdarstellung, wie sie süd-

licherem Talent entspricht, mit Gewalt zu erzwingen, dafür ist das Begassche Kaiser-Wilhelm-Denkmal vor dem Berliner Schloß Zeugnis: Von rasend gewordener Kolossalität, und noch dazu zwischen einem kümmerlichen Kanal und einer schmalen Straßenpassage jämmerlich eingequetscht! Man vergleiche damit die herrliche Weite des Wiener Heldenplatzes mit alter und neuer Burg, den beiden Museen, Rathaus, Ring, und in diese Perspektiven hineingestellt die drei viel weniger kolossalen, aber unendlich edleren Denkmäler Maria Theresias, Erzherzog Karls und des Prinzen Eugen.

Nun aber zu den nicht überlagerten, sondern eingeborenen Machtformen der südalpinen Zone! Der kleine Stadtstaat der Griechen war in dieser Zone einst in gewaltiger Anzahl vertreten. Er reicht schon in die mykenische Zeit zurück. Das alte Italien war, historisch unabhängig davon, in allen seinen Teilen nicht viel anders organisiert. Was sich seit der Völkerwanderung abseits von den Germanen an politischen Formen erhielt, waren vor allem die Stadtbevölkerungen. Das römische Reich hatte bekanntlich an der Fiktion festgehalten, eine Summe von Civitates, von Bürgerschaften, zu sein. Während bei uns die Landstädte ihre Landschaften repräsentieren, galt umgekehrt in der römischen Ordnung das flache Land gewissermaßen als Zubehör der Stadt.

In den Neuentwickelungen seit dem Jahre 1000 kamen in Italien die Städte früher wieder empor als nördlich der Alpen. Sie schnitten im Süden dem Territorialadel die Lebensmöglichkeiten ab, während es im Norden (trotz der vielen überlebenden gallisch-römischen Städte, ganz besonders natürlich im Frankenreich) eher umgekehrt war.

Wir werden uns mit dem rassenpsychologischen Problem der Stadt noch gesondert befassen, halten hier nur eines fest:

Jede dieser südlichen Städte ist Gelegenheit, für dichtes konkretes Zusammenleben einer Menschenmenge, die sich doch noch überblicken kann, die den größten Teil ihres Lebens innerhalb der Stadt, aber auch einen großen Teil sichtbarlich außerhalb der Häuser (oder in gegen die Straße zu offenen Gelassen) zubringt. Diese Lebensform bietet unvergleichliche Gelegenheit zur sinnlich-suggestiven Beeinflussung, während sie magische Macht angesichts der grundsätzlichen Gleichheit der Bürger und des Fehlens jeder Geheimhaltungsmöglichkeit so gut wie ausschließt.

Die Mitte dieser Stadt ist der Versammlungsplatz. Hier feiern die Redner ihre Triumphe, hier fordern mit gewaltiger Suggestion die Führer die Menge Angesicht zu Angesicht in die Schranken. Es kommt leicht vor, daß die sinnliche Trunkenheit der Bewunderung soweit geht, daß politische Führer für Götter erklärt werden, aber damit ist nichts Hintergründiges und Geheimnisvolles ausgesagt, sondern Göttlichkeit ist dem antiken Menschen ein sinnlich-anschaulicher Höchstwert. Wir

haben schon vom göttlichen Liebesakt gesprochen, die Göttlichkeit des großen Führers gehört in die gleiche Linie.

Auch die Legitimation des römischen Kaisers beruhte auf Vergöttlichung durch die Seinen. Er wurde zum Imperator ausgerufen. Imperator ist nicht Feldherr, sondern durch den Sieg vergötternswerter Feldherr. Wie stark die Macht solcher Imperatorenausrufung war, zeigt sich daran, daß die römischen Kaiser auf jeden Waffenerfolg ihrer Unterführer eifersüchtig sein mußten.

Aus Spätgriechenland stammt das hochtrabende Titelwesen.

Wenn wir die klarsten Formen der auf sinnlicher Suggestion beruhenden Machtweise der südalpinen Zone in der Antike finden, so deshalb, weil seither eine doppelte Überfremdung dieser Zone stattgefunden hat: Der Orient konnte hier erst erobern, als er erobert worden war, in hellenistischer Zeit; der Norden wirkt natülich viel kräftiger, seitdem er nicht mehr allein durch Menschen seines Blutes, sondern durch auf nördlichem Boden gewachsene Hochkulturformen auf das Mittelmeer einwirkt. Das sind Tatsachen, die sich in der Kulturbilanz der südalpinen Zone auf allen Gebieten sehr bemerkbar machen.

Trotzdem gilt auch für den neueren Süden, daß Herr ist, wer von Angesicht zu Angesicht zwingen kann.

Auch die Monarchie erblicher Dynastien ist in Südeuropa nicht zu Hause, schon wegen der Schwäche des Familiengedankens (vgl. S. 76). Deutschland und Italien waren gleichzeitig und aus den gleichen Ursachen in Kleinstaaten zerfallen. Deutschland war aber voll einheimischer Dynastien, hatte mehr begabte Kleinfürsten, als für seine Einigkeit gut war. Italien hingegen neigte zur Kleinrepublik oder gab sich überwiegend fremden Dynastien. Auch heute wird es von einer Dynastie aus dem äußersten Norden (Piemont) regiert.

Wenn in südlichen Ländern Dynastien ausgestorben sind, wurden sie immer wieder in die Obhut deutscher Fürsten gegeben. Besonders auffällig war das bei den nach Verfall des Türkenreiches entstandenen Balkanstaaten.

Das nördliche Balkangebiet, der vorwiegend nichtbraunäugigen Zone zugehörig, war viel eher „dynastienträchtig" als Italien und Spanien: Illyrien gab nicht nur Rom, sondern auch Byzanz Kaisergeschlechter. Es sei ferner an die serbischen Nemanija, an die Obrenowitsch, die heute regieren, an die bulgarischen Zaren und die einheimischen Fürsten der Walachei erinnert.

Dynastische Regierung paßt schon deshalb schlecht in die südalpine Zone, weil Herren von überzeugender suggestiver Kraft nicht durch ein stetiges Erbrecht gefunden werden können. Viel eher ist das in Republiken möglich. Das Problem der Wesensneigung zur Republik ist wieder kompliziert, weil sich verschiedenes überkreuzt, aber die eine

Seite des Herrentums von Angesicht zu Angesicht fördert die Republik (samt als Notmaßnahme immer wieder anschließender Tyrannis). Die Renaissance ist von Republiken erfüllt, die Tyrannis gebären, welche ihrerseits wieder zur Krone strebt, um sich zu sichern, ebenso wie das unstete politische Leben der iberischen Völker und noch mehr ihrer Kolonialreiche in der neuen Welt. In Frankreich kann sich seit 1789 ganz offensichtlich die gleiche Neigung der südalpinen Rassenzone auswirken. Die Verfassungen wechseln, die Regierungen sind Eintagsregierungen (von 1870—1914 57 Ministerien), Monarchie als Sicherungsversuch taucht auf und scheitert.

Die Eintagsregierungen kann man leicht für eine bloße Verfallserscheinung des parlamentarischen Prinzipes halten. Aber man wird anderen Sinnes, wenn man sich erinnert, wie enge mit der antiken Kleinstaaterei wie auch mit den Renaissance-Stadtstaaten das System der kurzfristigen Ämterführung verknüpft ist. Auf einjähriges Machthabertum war bekanntlich Consulat, Edilat und alle anderen römischen Ämter aufgebaut.

Es ist klar, daß das System kurzfristiger Ämter der sachlichen Aufgabenerfüllung von vornherein ebenso zuwider ist, wie der ständige Wechsel parlamentarischer Ministerposten. Ein Rest davon war die wechselnde Ämterbesetzung der deutschen Universitäten, die aber nichts anderes meinte, als daß jeder Professor einmal die Universität repräsentieren sollte. Möglichst vielen die Möglichkeit zu geben, einmal eine Rolle zu spielen und eben dadurch auch die Gleichheit zwischen Repräsentierenden und Repräsentierten zu betonen ist wohl der Sinn der südalpinen kurzfristigen Machtzulassung gewesen. Im nordischen Gefühl regt sich gegen solche Scheinführung aber eine Geringschätzung, wie gegen ein „kurzfristiges" Verhältnis von Mann und Frau, das nicht Ehe ist.

Noch ein anderes Kennzeichen haben viele südalpine Regierungen, das uns schwer verständlich ist: die Mehrfachherrschaft. Uns scheint, so wie jeder Körper nur einen Kopf, könne jede Sozialordnung nur eine gebietende Spitze haben. Im antiken und im romanischen Gebiet findet man aber immer wieder mehrere Männer nebeneinander betraut. Der Konsuln sind im Alten Rom wie in den Renaissancestaaten, wo sie erst unter den Staufern von dem einen Podestà ersetzt wurden, zwei. Auch Napoleon war erster Konsul unter mehreren. Direktorien, Ausschüsse, Junten, Syndikate und wie sie sich immer nennen, diese südalpinen Vielfachherrschaften, deren weiteste das nach romanischer Theorie herrschende Parlament ist. Triumvirate, ausgeklügelte Regelungen und Teilungen der Kaisergewalt mit Augusti und Caesares insbesondere seit Diokletian.

Das südalpine Sozialgefühl vergleicht die Gemeinschaft eben nicht mit einem überpersönlichen Ich, wie es Germanen instinktiv seit jeher taten, auch bevor die fast unausrottbaren Theorien des „soziologischen Organizismus" erfunden wurden. Das südalpine Sozialgefühl sieht nicht das Funktionsgebilde, dessen Glied der Einzelne ist, sondern das sinnlich sichtbare Nebeneinander der Einzelnen, die erst sekundär ein Wir bilden. Ichgefühl und Wirgefühl — das ist der Unterschied nord- und südalpiner Sozialgesinnung.

Der Süden — im Verhältnis zu Deutschland am meisten vertreten durch Frankreich — nennt das Irrationalismus, Unklarheit Mystizismus. Es widerspricht aber nicht der Ratio, sondern dringt nur tiefer als der erste Schein der sinnlichen Erfahrung, macht daher etwas mehr Mühe des Denkens, ist aber einfach wahrer und richtiger als die romanische Vorstellung.

Der Süden hat dabei den Realismus der sinnlichen Erfahrung für sich, indem eine Gemeinschaft sich tatsächlich wie ein Nebeneinander aus Einzelmenschen ansieht. Der Norden aber berücksichtigt die funktionelle Erkenntnis, daß die Einzelnen in einem personaliden Wirkungsgefüge zusammenhängen und nur dadurch eben eine Gemeinschaft sind.

Wie tief verankert muß die Vorstellung der Machthaber als agierende Repräsentanz des allgemeinen Wir sein, daß diese Mehrköpfigkeit doch funktioniert!

So haben wir auch für die südalpine Zone eigentümliche Formen der Machtübung gefunden, die, durch Jahrtausende in vielerlei historischen Formen konstant und auf einem weiten Raume immer wieder auftauchend, umso eher für rassenbedingt vermutet werden können, als sie klar auf einen psychologischen Kern, der seinerseits sehr wahrscheinlich erbbedingt ist, zurückzuführen sind.

Will man die Formel vom Ich- und Wirgefühl auch auf den Orient ausweiten, so kann man dort unbedenklich von einem Es-Gefühl als Grundstimmung sprechen: Die Machthaber sind den Untertanen ein unbestimmtes und fremdes Es, das sie dulden, ohne es zu verstehen oder mit ihm irgendwie eins zu sein.

Von nordalpinen Machtformen haben wir bei Erwähnung des dynastischen Prinzipes und des Ich-Gefühles schon gesprochen. Dynastisches Prinzip, d. h. daß nicht die persönliche suggestive Kraft, sondern die historische Stetigkeit für besonders wesentlich gilt (so wie im Verhältnis von Mann und Frau nicht der sinnlich das Maximum bedeutende Liebesakt, sondern die seelisch das Maximum bedeutende Ehe voransteht). Vorstellung des Sozialen nach Art einer übergroßen Person heißt, daß nicht die Menschen der Gemeinschaft wichtig genommen werden, sondern ihr funktioneller Zusammenhang, also etwas, was zwischen und über ihnen ist, das Ordnungsgebilde an sich.

Dauer und Außermenschlichkeit, diese beiden damit erwiesenen Kennzeichen nordalpiner Machtformen, bedeuten zusammen Sachlichkeit des nördlichen Machtdenkens.

Darum setzen Germanen Führer ein, damit sie sachliche Aufgaben erfüllen. Es besteht ein feiner Unterschied zwischen Volksvertretern und Volksbeauftragten, es ist falsch, diese beiden Worte unterschiedslos zu gebrauchen. Der Süden will vertreten sein, der Norden beauftragt.

Darum wird äußerliche Begrenzung der Beauftragungzeit und störende Mehrherrschaft vermieden.

Darum besteht die Krönung der nordalpinen Führerleistung in Organisation, nicht im Beherrschen von Angesicht zu Angesicht. Darum ist die Kunst der Diplomatie wie die Kunst der Massenführung in Europa südlicher beheimatet als die Kunst der Strategie. Auch heute liegt bei uns die Hauptstadt der Bewegung in Bayern, die Geburtsorte der meisten Generale aber in Niederdeutschland. Strategie ist die Kunst, mit intuitiver Überblickskraft einer jeden Augenblick wechselnden, höchst komplizierten Lage durch Organisation sachlich gerecht zu werden. Sie ist dadurch wohl die eigentümlichste zugleich politische und sachliche Kunst. Mit mitreißendem Feuer der Truppenführung hingegen hat die Generalstabstätigkeit kaum mehr etwas zu tun.

Die Germanen sind nie kleinlich darin gewesen, den Herren, die sie über sich setzten, die Macht zu beschränken oder zu überwachen. In diesem Sinne haben schon die germanischen Heerkönige, die mittelalterlichen Kaiser, Könige, Territorialfürsten absolutes Herrenrecht. Aber sie haben dieses, sehr im Gegensatz zum orientalischen Despoten, immer nur, um ihre Aufgabe zu erfüllen. Ich glaube, man findet in der Geschichte der nordalpinen Völker viele schwache und nicht weniger dumme Fürsten, aber nur ganz vereinzelte launische Herren. Ob strenge oder milde, das Gefühl der Bauftragtheit und der sachlichen Verpflichtung steckte offenbar doch tief in ihnen. Es ist der Lebensatem der nordalpinen Regierenden, wie Kollegialherrschaft und Volksvertretung der Lebensatem der südalpinen.

Wenn der südalpine Staat sich im Vergleich zum orientalischen freiwillig auf enge Nähe zu beschränken neigt, so denken die Germanen von Anfang an in L ä n d e r n. Länder sind etwas ebenso Konkretes wie die südalpinen Städte, aber auch etwas ebenso weites wie die orientalischen Tributgebiete. Magische Weite, konkrete Nähe, konkrete Weite — mit diesen Schlagworten mag man die drei politischen Stile bezeichnen.

Länder, das bedeutet auch, daß es bei der Herrschaft nicht um Menschen allein geht, sondern um Menschen in ihrer totalen Umwelt, auf ihrem Boden und unter ihrem Himmel. Auch darin ist der germanische Machtwunsch sachlicher und naturhafter zugleich.

Frankreich ruft seine Bürger auf, der deutsche Dichter singt davon, sich ans Vaterland, ans teure, anzuschließen. Der Patriotismus ist bei uns sogar älter und allgemeiner als der Nationalismus. Aber auch Völker sind uns als naturhafte Gefüge Menschen in und mit ihrem Land.

Das, was wir heute Volk nennen, gab es in Germanien nicht immer, wohl aber immer Gefüge, die sich ebenso als naturhaft dadurch kennzeichnen, daß sie ein Inbegriff von Familie waren und auf Verwandtschaftsgefühl beruhten. Wir sprechen für die ältere Zeit von stammhafter Lebensform und finden diese überall dort bezeugt, wo nördliche Völker nach Süden dringen, im ältesten Griechenland, in Rom, in den an die Spätantike anschließenden Germanenwanderungen. Im Süden kann sich diese Vorstellungsweise oft schlecht halten. Aber ihre Kraft war in den letzten zwei Jahrtausenden doch so groß, daß südlich der Alpen Großvölker nach Art der germanischen sich bilden konnten.

Es gibt aber genug Zeichen dafür, daß im Grunde Frankreich, Spanien und Italien doch nicht gleich sicher auf dem Gefühl der Volkshaftigkeit ruhen, wie die nordalpinen Staatengebilde. Stoye findet in diesem Sinne, daß Frankreich schon lange zur Einigkeit, aber noch immer nicht zur Einheit gekommen sei.

Welche Mühe der Übergang zur großräumigen Staatsvorstellung in der Antike machte, sieht man im Osten daran, daß Großstaatlichkeit über die Köpfe der Griechen hinweg von dem nordisch organisierten mazedonischen Volkskönigtum im Rahmen des persischen Weltreiches gefunden werden mußte. Die Griechen besiedelten auch in hellenistischer Zeit vor allem die sehr vielen Städte, welche mit altgewohnter einzeltümlicher Polisverfassung in den Diadochenreichen gegründet wurden.

Das hellenistische Großreich des Westens, Rom, ist ein zweites, wiederum sehr eigentümliches Beispiel dafür. Hier gelang einer kleinen Civitas, die vorher nichts Besonderes an sich gehabt hatte, durch eine eigentümliche Form von Aktivismus die Unterjochung sehr vieler anderer Civitates. Diese lagen lange wie einzelne Bausteine nebeneinander, allein durch den übermächtigen Willen an die führende Civitas gebunden. Das römische Reich muß, in unseren Augen, lange Zeit einfach eine wirre Unordnung gewesen sein (so wie auch das römische Recht, das wir uns als Inbegriff von Konsequenz vorstellen, ja auch durch viele Jahrhunderte ein Wirrwarr aus vielerlei Einzelbefehlen war). Es bildete sich kein italisches Nationalgefühl. Vielmehr kam die rationale Ideologie zu Hilfe. Das ist nun wiederum ein höchst kennzeichnender südalpiner Ausweg.

Wo die klare Sicht der sinnlichen Nähe nicht ausreicht, neigen die südalpinen Völker dazu, abstrakte, aber klare Vorstellungsgebilde an ihre Stelle zu setzen. Ordo Romanus, Pax Romana — solche Begriffe bedeuten einen Sprung vom allzu eng Konkreten ins völlig Allgemeine, an

keinerlei Konkretes Gebundene. Die Stadt Rom sieht sich leicht, Pax Romana denkt sich leicht und sagt sich vor allem leicht und hört sich wunderbar an.

Wie uns die griechische Vergöttlichung der sinnlich nahen Schönheit doch nicht so ganz begreiflich ist, haben wir auch leicht das Bedenken, daß so schöne rationale Begriffe eigentlich nur etwas künstlich Ausgedachtes sind. Der südalpine Mensch neigt viel eher dazu, darauf zu schwören.

Im Namen einer kleinen Handvoll solcher Ideologismen ist das römische Großreich in seiner zweiten Periode ideell gerechtfertigt worden. In der Spätzeit verfiel es dann orientalischen, und wie ich meine, auch schon nordalpinen Gedanken.

Rom ist rationalistischer als Griechenland. Heute ist Frankreich für seinen Rationalismus viel bekannter als Spanien und Italien. In beiden Fällen drängt sich der Rationalismus gegen Norden hin vor, wo die Fülle des sinnlichen Erlebens gleichzeitig sich schon vermindert. Das entspricht durchaus den a priori zu erwartenden Verhältnissen.

In Osteuropa findet man zweierlei nebeneinander: ein Unverständnis für Staat und äußere Macht, eine apolitische Gesinnung der breitesten Volksschichten bis hin zu den Intellektuellen, und doch wieder freudige Bejahung eines rücksichtslos kräftigen Herrentums. Beides zusammen ergibt die osteuropäisch-innerasiatische Form der Despotie.

Schon im Vergleich zu den zwischeneuropäischen Slavenvölkern wissen wir Deutsche gar nicht, was echtes Herrentum bedeutet. Das hat Kaszonyi in einem ausgezeichneten Buche dargestellt. Der Nagysagos Ur, der Schlachzize, der Bojare sind herrliche Menschen, weil sie alles dürfen, was ihnen in den Sinn kommt, weil sie die Kraft haben und jedes Gebotes spotten. Jeder möchte ihnen gleich sein. Uns Deutsche mag ihre Grausamkeit erschrecken und ihr dummer Dünkel verblüffen, diese osteuropäischen Völker finden uns deswegen nur lauwarm, rationalistisch spießerig, den wahren Reiz des Lebens verkennend. Iwan war den Russen lieb, weil, nicht obwohl er die Nowgoroder geknechtet und seinen Sohn umgebracht hat (er heißt übrigens grozny, der Gewaltige, und nicht der Schreckliche, wie durch falsche Übersetzung daraus geworden ist).

Dieselbe Geringschätzung wegen Oberflächlichkeit, Rationalismus, spießeriger Verengung des Daseins, Gefühlskälte empfinden wir wieder an den Romanen. Im Verhältnis zum europäischen Osten spielt die deutsche Mitte also in mancher Hinsicht die gleiche Rolle, wie das südalpine wieder im Vergleich zum nordalpinen Gebiet.

Der südalpine Herr ist immer ein fein gebildeter und scharfgeschliffener Geist. Der osteuropäische Herr ist die übermächtige Kraftnatur, die man selber gerne sein möchte.

Zu großer staatlicher Organisation von Dauer befähigt weder die apolitische Gesinnung der osteuropäischen Volksmassen, noch die im Grunde ebenso unpolitische Gesinnung ihrer Herrenschicht. Darum haben Deutsche und Skandinavier im Osten auch dort eingreifen können und müssen, wo es eine einheimische Herrenschicht gab. Polen war das einzige Volk Zwischeneuropas, das lange Strecken seiner Geschichte nicht ins Deutsche (bzw. österreichische) Reich eingegliedert war. So hat sich an ihm bewiesen, daß der amorphe Individualismus einer solchen Herrenschicht osteuropäischen Stiles zu dauerhafter Staatsbildung ebensowenig taugt, wie der amorphe Kollektivismus der breiten Volksmassen. Der polnische Adel ist, wie anthropologisch nachgewiesen, kein besonders nordrassiger Teil des polnischen Volkes, wie heute noch sämtliche anderen europäischen Adelsschichten.

Kaszonyi schildert das körperliche Idealbild des „turanischen" Herrn, das den zwischeneuropäischen Völkern vorschwebe, als durchaus unnordisch, eher wuchtig-dinarisch.

Die Tschechen erklärt er übrigens ganz richtig als ein im Gegensatz zu den Slowaken deutsch bestimmtes Volk mit dem arbeitsam bürgerlichen Lebensideal eines solchen.

Man wundert sich zunächst, wieso das östlicher als Polen gelegene Rußland trotz allem, was gerade gesagt wurde, eine so kolossale und imposante, dauerhafte Staatsgestalt werden konnte? Daran, daß das russische Volk politischer, bestimmter oder staatsfreudiger wäre, liegt das sicherlich nicht. Ohne zu behaupten, damit die ganze Erklärung in der Hand zu haben, kann man aber zwei Momente angeben: Erstens ist doch auch die russische Geschichte eine Geschichte immer wiederkehrender Katastrophen. Alfred Weber findet, das sei ihr wesentlichstes kultursoziologisches Kennzeichen. Von diesen Katastrophen könnte man den Tatareneinfall und den Weltkriegsausgang für von außen her bedingt halten, die große Katastrophenzeit, welche dem Regierungsantritt der Romanows zu Ende des 16. Jahrhunderts vorausging, stammt aber sicher rein aus dem Innern, und auch die beiden anderen sind in Wahrheit von innen her vorbereitet gewesen. Daß Rußland in diesen Wirrezeiten nicht aufgeteilt wurde, liegt nur daran, daß es weniger angreifbar ist als Polen.

Zweitens war die Herrenschichte Rußlands ohne Zweifel wesentlich germanischer und nordrassischer als das allgemeine russische Volk. Iwan der Gewaltige, der Moskau so groß machte, war noch ein Rurik, ein Warägerabkömmling. Die auf Peter folgenden Zaren und großen Zarinnen waren deutsche Fürsten.

Den Stil des Gewaltherrschertums mußten sie sehr wider Willen mitmachen. Viele Regungen zeigen, daß sie ihrem Wesen nach gerne europäischer regiert hätten. Katharina, die Voltaireschülerin, hätte sich in der Rolle eines Friedrich II. oder Joseph II. gefallen. Der Zar-Befreier, Alexander II, ist eine

tragische Gestalt geworden, von Anarchisten gemordet, als er seine Europäisierungsziele, die angeblich auch die ihren waren, gerade erfüllen wollte. Und kann man sich den sanften, weichen, edlen Weltkriegszaren Nikolaus II. als wesensgemäßen Despoten denken?

Erst unter diesen deutschen Fürsten wurde Rußland europäische Großmacht und innerasiatische Kolonialmacht.

Wo keine starken politischen Formungstendenzen sind, dort sind ebensowenig volkstümliche Tendenzen auf staatlichen Zerfall hin zu erwarten. Amorphe Massen behalten eine einmal erzwungene Form auch leichter als formungsinteressierte. Das ist eine Einsicht, die nicht nur für Rußland, sondern auch für den noch weiteren Osten gilt. Umgekehrt gilt das französische Volk wegen seiner vielen politischen Einfälle und seines Individualismus als besonders schwer zu regieren.

Blicken wir nun nach Innerasien! Aus diesem erhoben sich nicht nur die allbekannten Mongolenstürme, sondern es hat viele großartig ausgedehnte Staatengebilde, daneben allerdings auch ebensoviel stumpfes Zurücksinken in völlig naturvölkerhafte Zersplitterung gesehen.

Rassisch gehören die Staatsbildner Innerasiens zu einem großen Teil in die Übergangszone zwischen Europäiden und Mongoliden, so die meisten Türkenvölker. Von der mongolischen Rassengruppe sind die Nordmongolen (Tungide nach Eickstedt) beteiligt, also diejenigen mit den ausgeprägtest mongolischen Gesichtern, deren physiognomischer Eindruck durchaus hart-stumpfe Brutalität ist. Die überstarken Jochbogen, überflachen Nasen und engst geschlitzten Augen der Tungiden findet man in China, und erst recht im malaischen Süden nicht.

Gemeinsam ist halbeuropäiden und tungiden Innerasiaten die ungemein harte Naturzüchtung der nördlichen Steppe. Wenn die mongolide Rassengruppe an zäher Fähigkeit, Unbilden zu ertragen, die Europäiden im ganzen überragt, so tritt das ganz besonders bei den innerasiatischen Steppenvölkern hervor. Die Araber mögen die schärfste Menschenrasse sein, die Innerasiaten sind die zäheste. Spitz die einen, stumpf die anderen. Die Germanen als die dritte große Ausgriffsrasse stehen in der Mitte zwischen ihnen.

Der Zusammenprall von Innerasiaten und Orientaliden in Iran im 13. Jahrhundert muß ein besonders lehrreiches Beispiel gegensätzlicher Menschlichkeit gewesen sein. Stübe schildert folgendermaßen:

„In der muslimischen Welt tritt eine Fülle individueller Kräfte und persönliches Heldentum hervor, bei den Mongolen wirkt die Masse, kaum je sehen wir die Taten hervorragender Persönlichkeiten . . . Nicht sich auszuzeichnen ist der Einzelne bestrebt, er befolgt nur unbedingt die Befehle der Vorgesetzten. Auch die höchsten Führer sind nur folgsame Werkzeuge, die den Willen Tschinghiz-chans ausführten. Dagegen vermochten die Helden der muslimischen Welt keine Massen zu organisieren, und ihr persönliches Heldentum konnte die Lage nicht retten.“

So wie wir es vom Chinesen im Verhältnis zur Sippe besprochen haben, vermögen auch die Innerasiaten in einem Maße im sozialen Ganzen aufzugehen, das uns immer fremd bleiben muß. Diese Einfügungswilligkeit ist das große Plus, mit dem mongolische Staatsmänner rechnen können. Es ist dies eine Eigenschaft, die man bei den wilden Steppennomaden ebenso antrifft, wie bei den Kulturvölkern Ostasiens, die also nicht etwa durch Domestikation, kulturelle Zähmung, bedingt ist, sondern im allgemeinen rassischen Wesen liegen dürfte.

Wir unterscheiden unter uns Asoziale und sozialwillige Menschen. Im Vergleich zur Sozialwilligkeit der Mongoliden sind wir normalen Europäer samt und sonders asozial.

Der Dschingis-Khan hat sich seine Gefolgschaft kaum erringen müssen. Sie ist ihm zugeflossen, weil sie in ihm den Herrn spürte.

Nun darf man sich aber auch nicht vorstellen, die Mongolenstürme hätten die Form etwa einer großen, rein triebhaften Tierwanderung gehabt. Sie waren im Gegenteil Beweise einer organisatorischen Genialität und eines übermenschlichen Willens sondergleichen, nur eben auf der Basis sehr einfügungswilligen Menschentums.

Besonders bewundert wird, wie der Dschingis-Khan, in kleinsten Verhältnissen, im äußersten Osten, im Amurgebiet geboren es vermochte, die Zustände des Riesenkontinentes Asien doch überall richtig zu erfassen, förmlich zu erahnen, wie er sich, selbst der Schrift unkundig, aller Mittel der Kultur, der Künste zu bedienen wußte.

Innerasien hat die kolossalen Vorbilder östlichen Herrentums, denen gegenüber die turanischen Herren Zwischeneuropas bloße Epigonen und Ausläufer sind, geliefert. Diese innerasiatischen Herren sind erst recht Naturphänomene wie Blitz und Donner, ihren Stimmungen und ihren Kräften gehorchend, ohne Gesetz, aber selbst ein titanisches Gesetz. Nicht die Spur von Abstraktion, reine Konkretheit, nicht die Spur von Gott und Jenseits, Begnadung oder magischer Weihe, reines Diesseits und reine Eigenkraft. Als Kubilai von den indischen Unsterblichkeitslehren hörte, interessierte er sich sehr dafür, aber nur, weil er meinte, diesseits ewig leben zu können!

Es erklärt sich aus der Doppelpoligkeit, aus der Ambivalenz alles Seelischen, daß solche Herrennaturen, die in ihrer Bindungslosigkeit uns Europäern nur am Typ des Großen Verbrechers klar gemacht werden können, aus gleicher Wurzel kommen wie die Über-Einfügungswilligen.

Innerasien ist noch Übergang zwischen Europa und Ostasien. In Ostasien triumphiert die Einfügungswilligkeit. Es hat kein eingeborenes Herrentum in osteuropäisch-innerasiatischem Sinne entwickelt.

Einfügungswilligkeit ist nicht ohne weiteres gleich Suggestibilität. Suggestibel ist, wer einen fremden Einzelwillen zu seinem eigenen macht. Suggestion geht von Person zu Person. Im Vorstellungsleben der Ostasiaten regiert aber

einfach stärker die Vorstellung vom Sozialganzen als Wertungszentrum. Die Einzelperson wird daneben überhaupt unwichtig.

China ist im Verhältnis zu Innerasien so etwas wie ein östliches Rußland. Es wußte sich aber der Steppenstürme besser zu erwehren und ließ sie gleichsam nur gefiltert zu sich hinein. Auf diese Weise hat Nordchina aber noch starken türkisch-tungiden Einfluß erfahren. Die am ehesten herrenmäßigen politischen Persönlichkeiten Chinas, die Tschoudynastie, Schihuangti, Taitsung und die Tang, Kubilai und die Yuan, sowie endlich die Mandschu stammen von dieser Seite.

Für das eigentliche China ergibt sich aber das Paradox, daß das dauerhafteste Großreich der Weltgeschichte nicht auf Verherrlichung, sondern auf theoretischer Verachtung der Macht, insbesondere des kriegerischen Heldentums aufgebaut ist. Unter den vier Ständen der chinesischen Sozialtheorie ist der Gelehrte der erste, der Landmann der zweite, der Kaufmann der letzte, der Soldat aber bleibt außerhalb der Standesordnung. Diese Sozialtheorie ist, wie alles Wesentliche am chinesischen Geist, uralt, ist sicher nicht etwa erst das Ergebnis einer waffenmüden, pazifistischen Spätzeit.

Zwischen der Theorie von der Verachtung des Machtstrebens und der tatsächlichen Praxis, welche voll von grausam geführten Kriegen und eine endlose Kette erbitterten Machtstrebens ist (man winde sich etwa durch Frankes Darstellung der komplizierten Ereignisse hindurch!), klafft freilich eine gewaltige Kluft.

Das ist eben auch ein chinesisches Parodox: nüchtern, phantasielos, diesseitig wird dieses Volk gescholten und lebt doch unerschütterlich in phantastischen Einbildungen: Daß es die Mitte der Welt sei, daß Literaturstudium für den Staatsmann das wichtigste sei, daß die eigentliche Staatsmannskunst das Nichtmachen (Wuwei) sei, daß alles auf Lehre und Beispiel ankomme.

Es ist keine Heuchelei in solchen Meinungen, sondern sie sind von uns aus gesehen einfach unkritisch, Wirklichkeit und Wunsch, diffus vermengend, etwa wie Kindern die Wirklichkeit selbst Phantasie ist.

Aber siehe da: Die Sache funktioniert, das konfuzianische Reich lebt in unübertrefflicher Stetigkeit, trotz immer wiederkehrender Misere, und in einer Weitenerstreckung, die der Westen kaum übertroffen hat.

Seine Kaiser sind nicht durch einzelne Götter mächtige Priesterkönige, wie orientalische Fürsten, sondern einfach beispielgebend kultivierte Menschen, von denen Segen ausgeht, indem sie über dem Reich schweben. Seine Mandarine wissen mit altertümlichen Schriften gut Bescheid, aber die Sprache der Bevölkerung, welche sie zu regieren haben, verstehen sie in der Regel nicht. Auch ihnen liegt nur die stille Machtübung des Darüberschwebens ob.

Sie sind keine Priester. Priester sind Menschen, die sich besonders gut an die Götter zu wenden wissen, welche im Überspringen des Abstandes von profaner und sakraler, dies- und jenseitiger Welt geübt sind. Die Mandarinen hingegen haben durch ihr gelehrsamkeitsgetränktes, kultiviertes Sein selbst die segenausströmende Macht an sich, ohne daß Götter und ein Jenseits bemüht werden

Man kann diese Art des Regierens noch am ehesten mit der stillen Macht vergleichen, welche edle europäische Frauen durch ihr einfaches Sein auf ihre Umgebung ausüben können, zwingend, ohne etwas zu sagen, wirkend und doch „nicht machend".

Grundfalsch ist es, wenn ein englischer Autor die mangelnde Fachausbildung der Mandarinen im Regieren damit vergleicht, daß England mit nur humanistisch gebildeten Amateuren ebenfalls ausgezeichnete Erfahrungen gemacht habe. Amateure schwingen sich nur dann hoch, wenn sie an allgemeiner Befähigung hervorragende Persönlichkeiten sind, während mit der aus Fachausbildung erfließenden Berechtigung solche Persönlichkeitsauslese nicht zu vereinigen ist. Davon hat England Gewinn gezogen. In China gehen die Mandarinen aber durch ein sehr strenges Prüfungs- und Berechtigungswesen. Sie haben die konfuzianische Regel genauest zu erfüllen, also gerade nicht außerordentliche Persönlichkeiten zu sein. Mandarin und englischer Amateurpolitiker sind also Gegensätze — der typische Gegensatz von Ost und West —, nicht Parallelen.

Daß diese Regierung des segenausströmenden Darüberschwebens Erfolg hat, liegt daran, daß sie der diffus-konkreten Geistigkeit der Rasse entspricht, daß sie mit höchster sozialer Willigkeit der Rasse rechnen kann, und daß die anderen Kollektivkörperschaften wie die Zünfte, die Sippe, der Regierung sehr viel abnehmen, was im Westen der Staat tun muß, daran, daß in der Praxis durchaus auch rücksichtslose Machtmittel eingesetzt werden, endlich aber auch daran, daß das Volk in seinen Ansprüchen an die Leistung der Regierung genügsam ist wie in allen seinen Lebensansprüchen.

Die Legitimation der Regierung ist im Osten der Auftrag des Himmels. Der Kaiser muß sich mit dem Kosmos, das heißt aber mit der Weltordnung in ihrer Totalität in Ordnung wissen, wenn das Fürstenrecht bei ihm sein soll. Diese Idee des Himmelsauftrages ist neben dem Besitz magischer Kraft, auf welche der orientalische Fürst pocht, und neben der Aufgabenerfüllung, mit welcher der europäische Fürst sich sein gutes Gewissen holt, ein Drittes. Der Orientale ist von seinem Ich, der Europäer von seiner Aufgabe, der Chinese von seinem richtigen Platz in der Weltordnung überzeugt. Egozentrisch, sachlich, kosmisch — in dieser Reihe weitet sich der Umkreis der Machtlegitimation, wird außermenschlicher, diffuser und ganzheitlicher.

Daß der Auftrag des Himmels nicht mehr beim Kaiser oder beim Mandarinen ist, merkt man einfach schon daran, daß eine Empörung gegen ihn, eine Revolution, gelingt. Welche Rangerhöhung des Aufrüh-

rers! Im Orient ist der Majestätsverbrecher schlechthin Verbrecher, in Europa verdammt man ihn nicht immer, in China aber ist er nötig, damit die Regierung in den richtigen Händen bleibt. Nur einem äußerst sozialwilligen Volke konnte wohl solches prinzipielles, nicht erst an Mißstände gebundenes Aufruhrrecht gegeben werden.

Gehen wir auf Japan über, so finden wir ein anderes soziologisches System, das im wesentlichen als Stehenbleiben auf einer älteren chinesischen Entwickelungsstufe zu verstehen ist. Es herrschte bis zur Europäisierung noch jener Feudaladel, der in China seit dem Niedergang der Tschu in der Periode der kämpfenden Staaten (bis 221 v. Chr.) gestürzt ist. China ist seitdem demokratisch und „literatokratisch". In Japan fehlt der Konfuzianismus, dafür konnte der Buddhismus dauerhafter Boden fassen.

Findet man nun in Japan vielleicht das uns vertraute kämpferische Lebensideal wieder, das in China vermißt wird? In gewisser Weise ja, Japan hat keine unsoldatische Theorie wie China. Aber — in der Praxis ist der Heeresdienst auch bei den Japanern keineswegs beliebt. Insbesondere die Studenten ziehen die Bücher weit vor (Abegg).

Und wie eigenartig mutet uns das japanische Edelmannstum doch an! Es geht da nicht um heldenhafte Taten, sondern um heldenhafte Erfüllung des Bushido-Kodex. Abendländische Ritter hatten Witwen und Waisen zu helfen, das japanische Ritterleben empfängt seine Weihe hingegen von der Pflicht, sich aufzuopfern. Das Harakiri, das uns sinnlos scheinen will, ist die größte Heldentat des Japaners.

Jeder Adel unterscheidet sich dadurch vom „gemeinen Leben", daß er den Tod in seine Tatenrechnung bewußt mit einsetzt; der ostasiatische Adel setzt aber den Opfertod, der europäische den Tatentod in diese Rechnung ein.

Hinter dem feinen und höfischen Gebaren des europäischen Ritters blickt dafür überall die männliche Rauheit durch, der Umkreis des Samurai ist von durchweg damenhafter Zartheit. Man vergleiche nur die Wappen der Japaner mit den europäischen!

5. Freiheit

Die außermenschliche Welt ist Notwendigkeit und Naturgesetz. Auch den Leib und seine Krankheiten kann man nur nach seinen Naturgesetzen behandeln und heilen. Wer in dieser Erkenntnis lebt, dem ist es durchaus nicht so selbstverständlich, daß in der politischen Welt Freiheit herrschen müsse oder auch nur überhaupt herrschen könne. Bestimmte Befreiungen kann es geben, gewiß, aber Freiheit schlechthin? Die Menschen, die dafür schwärmen, verstehen wohl wenig von sachlicher Wirklichkeit.

Freiheit ist aber ein Grundthema der europäischen Politik, so weit zurück wir sie verfolgen können, und nur ein europäisches. Der Orientale kann von seinem Fürsten nichts verlangen, und der Ostasiate verlangt vom Staat nicht Freiheit, sondern Erfüllung des Schicklichen und Rechten, des Himmelsauftrages. Die griechischen Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton gehören demgegenüber zu den ältesten Bildwerken Europas. Das politische Freiheitsproblem ist in der europäischen Antike voll im Gang, das philosophische Freiheitsproblem folgt ihm erst in germanischer Zeit als eine verinnerlichte Abwandlung nach.

Natürlich meint das politische Schlagwort „Freiheit" in Wirklichkeit nur etwas sehr eng Begrenztes. Besser als alle Revolutionäre und Doktrinäre der Neuzeit hat der kaiserliche Philosoph Marc Aurel ausgesprochen, worum es geht: er fordert für den Idealstaat Isonomie und Isegorie, Gleichheit vor dem Gesetz und Gleichheit der Rede.

Die Gleichheit vor dem Gesetz ist möglich und heute weitgehend durchgedrungen. Freilich müssen wir uns darüber klar sein, daß damit eine südliche Geisteshaltung gesiegt hat, die keineswegs den allein richtigen Inbegriff von Gerechtigkeit darstellt. Gleicher Maßstab für alle, das ist gewiß gerecht. Aber sollte man nicht wesensverschiedene Menschen auch verschieden messen müssen? Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe.

Die Gleichheit der Rede ist unbestreitbar nur eine Utopie, die so tut, als entspränge nicht jede Rede einer bestimmten Situation und suche eine bestimmte Veränderung zu bewirken, eine Utopie, die übersieht, daß Menschen auf jeden Fall nur das sprechen, was sie sich erlauben können, und umgekehrt, daß die Rede eines der wichtigsten Mittel der Tyrannisierung ist, das ungehemmt loszulassen durchaus kein Grund besteht. Warum sollen gerade die Redegewandten, die doch nicht einmal die Denkgewandten sein müssen, geschweige denn die Begabtesten oder die Edelsten, einseitig einen Freibrief erhalten müssen?

Der Kampf um die Freiheit im 19. Jahrhundert ging äußerlich vor allem um Redefreiheit (Pressefreiheit) und um die Einrichtung von Redeplätzen (Parlamente und Versammlungsrecht). Darin spricht sich die von der französischen Revolution herkommende südliche Einstellung aus, der die unmittelbare Einwirkung auf Menschen das Natürlichste ist. Die germanische Monarchie ließ den Rednern zu wenig Platz, die antike Agora sollte wiederhergestellt werden.

Es konnte nicht fehlen, daß, besonders im typischen Lande dieser Isegorieforderung, in Frankreich, die Advokatennaturen, die vollständigsten Verkörperer dieser Begabungsrichtung, zuerst bei der Volkswahl und dann auch bei der Besetzung der Regierungskollegien allen anderen gegenüber sich weit im Vorteil fanden.

Die Freiheitsbewegung wäre aber nicht in ganz Europa so mächtig gewesen, wenn nicht auch die Veranlagung des nordalpinen Teiles der Europäer ihre Ideenkräfte mit im Streit gehabt hätte. Diesen ging es aber nicht um Redefreiheit, sondern um Selbstverwaltung, um Privilegien, um Liberalismus.

Selbstverwaltung heißt, die sachliche, quasi naturgesetzliche Regelung des Gemeinschaftslebens konkreter, den Bedürfnissen entsprechender und daher besser vollziehen zu können, als es von oben herab und nach allzu abstraktem Gesetz möglich wäre. Geredet braucht dabei nicht zu werden.

Privilegien nannte man auf deutsch geradezu „Freiheiten" (besser eigentlich Befreiungen). Sie bedeuten, daß dem Recht des Gemeinschaftsganzen gegenüber seinen Gliedern bestimmte Grenzen gesetzt werden. Das größte Privileg ist das Privateigentum, das denn auch von allen außergermanischen Despoten einschließlich Ludwig XIV. immer theoretisch negiert war (das ganze Land Eigentum des Königs), während sich kein germanischer Fürst je so fühlen durfte.

Das germanische Denken konstruiert hier aus dem Ganzen zu den Gliedern hin. Das Recht des Ganzen ist der Regelfall, wie die Gesetzlichkeit der Natur die selbstverständliche Regel ist. Davon werden Ausnahmen abgegrenzt, welche das Recht der Gliedschaften ausmachen. Genau umgekehrt die Südalpinen. Sie geben dem Einzelnen theoretisch und abstrakt alle Freiheiten (wie das höchstens der despotische Einzelne auf dem Throne verwirklichen kann!) und sind dann gezwungen, jede einzelne Abweichung von der Freiheit des Einzelnen aus dem Zusammenlebenmüssen abzuleiten (Rousseau ist Klassiker, nicht Erfinder dieser Sozialtheorie des Contrat social).

Wieder einmal ein glänzendes Beispiel für das Konstruktionsprinzip südalpiner Ideologien! Zuerst wird ein abstrakter Begriff „der freie Einzelne" gebildet, der gut klingt und eine klare Vorstellung ist. Nur darf niemand mit der Frage kommen, wo es diesen freien Einzelnen je gegeben habe und wie er sich in der Wirklichkeit ausnehmen solle. Und dann wird von diesem Gedankengebilde wieder einiges zurückgenommen, gleichsam als Zoll des Ideales an die nicht ideale Wirklichkeit.

Es klingt paradox, daß die „individualistischeren" Germanen stärker vom Ganzen ausgehen sollen. Aber es äußert sich damit im Gemeinschaftsempfinden die gleiche Erlebnisweise, wie sie auch in nordalpiner im Vergleich zu südalpiner Kunst zutagetritt. Altdeutsche Bilder sind ungleich individueller und wirklichkeitsnäher als italienische, und doch ist für die italienische Kunst die Komposition, die Zusammensetzung der einzelnen Figuren das Hauptproblem (wie für die südalpine Sozialtheorie der Gesellschaftsvertrag der Einzelmenschen), während die deut-

schen Meister um Darstellung, um Gestaltwerden der intuitiv erfaßten Gesamtidee ringen.

Liberalismus konnten wir drittens zum germanischen Gedankenkreis rechnen, weil sein Kerngehalt der ist: es gibt eine Naturgesetzlichkeit auch im Sozialleben, und wenn man diese möglichst ohne Eingriffe künstlicher Gesetze wirken läßt, fährt die Gemeinschaft am besten. Es bedeutet das prinzipielle Ablehnung des künstlichen Vertragsverhältnisses, von dem die südalpine Sozialtheorie ausgeht zugunsten der Wirklichkeit und der Naturordnung.

Wie auch das zugehörige Schlagwort, „Kampf ums Dasein" zeigt, geht es dem Liberalismus übrigens eher um die Herrschaft der Stärksten als um die Freiheit aller. Darum wurde auch die Ausbeutung der Schwachen die erste und schwerste Anklage gegen das liberalistische Wirtschaftssystem.

Im heutigen Deutschland erkennt man die biologische Bedeutung des Kampfes ums Dasein durchaus an, gibt aber den wirtschaftlich Schwächeren im Namen ihrer außerwirtschaftlichen Werte die Privilegien, welche ihnen der nur ökonomisch denkende englische Urliberalismus vorenthielt. Dieser war übrigens immer darin inkonsequent, daß auch das freie Spielenlassen der Kräfte in Wirklichkeit eine ganz spezielle Sozialregelung und keineswegs der einzig gesunde Naturzustand ist.

Der deutsche Sozialismus ist eine wirklichkeitsnähere Synthese aus südalpiner (französischer) und englischer (liberalistischer Sozialtheorie). Wir werden sehen, daß die meisten deutschen Geisteshaltungen wirklichkeitsnächste Synthesen sind und zwischen Süd und Nord in der Mitte stehen. Wir werden dies auch als die tatsächliche rassenpsychologische Stellung unseres Volkes herausarbeiten und verteidigen.

Ein kurzes Schlußwort: Das politische Freiheitsproblem ist ein nur europäisches Problem, aber jede der europäischen Zonen hat in eigentümlicher Weise an ihm Teil. Auch das wird sich immer wieder bewahrheiten. Weder die Germanen noch die Romanen sind „die Individualisten", weder die Germanen noch die Romanen die wahrhaftigen Vertreter der „Freiheit"; ganz Europa nimmt an den meisten tief europäischen Ideen mit abgestuften Wesenskräften teil.

6. Der absolutistische Staat

Die europäische Freiheitsbewegung der letzten 150 Jahre nahm ihren konkreten Ausgang vom „absolutistischen" territorialen Fürstenstaat, wie er seit Beginn der Neuzeit entstanden war.

Aber auch dieser ist eine nur Europa eigentümliche Form, die nicht damit abzutun ist, daß man von einem „Einbruch asiatischen Despotismus" spricht. Der europäische absolutistische Staat war die grandioseste

Zusammenfassung der Kräfte in eine integrierte Wirkungseinheit, die es bis dahin gab.

Das Hauptgebiet, das der absolutistische Staat den Staatsaufgaben hinzufügte, war die geregelte Wirtschaftsführung. Dazu begann die Dynastie der Bürger zu bedürfen, während die strukturelle Bedeutung von Adel und Ständen dem zeitgemäßeren Bündnis dieser beiden neu emporkommenden Mächte, Thron und Bürger, gegenüber dahinschwand. Wie hätte es ohne diesen Prozeß je zum Nationalstaat heutiger Prägung kommen sollen?

Der absolutistische Staat ist vor allem eine große sachliche Organisationsaufgabe, schon das läßt vermuten, daß er *nicht* ungermanisch ist. Die Fürsten nahmen sich viel Rechte, weil sie viel Pflichten vor sich sahen.

Deshalb soll natürlich nicht geleugnet werden, daß das, was die Fürsten des 17. und 18. Jahrhunderts tatsächlich trieben, oft sehr sultanisch und orientalisch war.

Aber vieles, was uns heute als sinnlose Willkür erscheint, muß doch in den ideellen Grundlagen der Zeit gut verankert gewesen sein. So muß z. B. ein ungeheurer Stilzwang zur Darstellung der Herrlichkeit des höfischen Lebens bestanden haben. Denn gewissenlose Bösewichter waren z. B. die deutschen Fürsten, die in ihren kleinen Ländern Residenzen errichteten, als wäre jeder der König von Frankreich, ein Bischof von Würzburg, ein Herzog von Württemberg, ein Kurfürst von Sachsen, ein Friedrich I. von Preußen, bestimmt nicht.

Und was an ihrem Treiben wider die gesunden Auffassungen ihrer Völker verstieß, wirkte sich in einem rapiden Verbrauch des Autoritätskapitals des Absolutismus aus. Gab es im 17. und 18. Jahrhundert in Europa Sultane, so waren sie doch schon im 19. Jahrhundert weggefegt, im Orient gibt es aber Sultane seit Cheops und Chamurapi.

Indem der zum Absolutismus strebende Fürst vor allem Lehenswesen und Stände liquidieren mußte, schien die Bewegung zunächst auf wesentliche Verminderung der konkreten Ausgliederungsfälle des Soziallebens abzuzielen. Dem mußte sich ein ähnlicher volkstümlicher Gefühlswiderstand entgegensetzen, wie er z. B. während des Aufkommens der Maschinen die Handwerksmeister begünstigte. Adel und Handwerk sind in der alten Ordnung der Dinge das gleiche gewesen wie Staat und Maschine in der neuen. Staat und Maschine sind zunächst gefühlskalt. Vielleicht war der Aufwand des Hoflebens allein schon dadurch gerechtfertigt, daß Volk und Adel durch neue Gefühlserlebnisse getröstet werden mußten.

Da Adel wie Handwerk gerade in der nordalpinen Zone besonders tief eingewurzelt waren, nimmt auch nicht Wunder, daß die ersten

absolutistischen Versuche im Süden unternommen wurden. Es sei nicht geleugnet, daß dabei auch das orientalische Beispiel lehrreich wirkte.

Sieht man von dem unteritalienischen Staat Friedrichs II. ab, der ohne Folgen blieb, so beginnt die absolutistische Bewegung mit dem endgültigen Maurensieg Ferdinands und Isabellas in Spanien, also um 1500. Das Spanien des 16. Jahrhunderts ist aber denn auch mehr durch orientalische Unbeschränktheit der Fürstenmacht gekennzeichnet als durch den Fortschritt der integrierten sachlichen Organisation. Besonders die Wirtschaftspolitik in der „großen Zeit“ Spaniens war bekanntlich verheerend. Auch religiös wirkt das orientalische Vorbild dahin, daß sich die spanischen Könige als Kalifen des Katholizismus fühlen, ihre eigenen Päpste waren. Karl V. hat bekanntlich ebenso wie gegen Luther auch gegen den Papst gekämpft und Philipp II. hat in jeder Weise den Anspruch der Kurie gedrückt.

Erst hundert Jahre später rückte der Absolutismus nach Frankreich. Vier glückhaft aufeinanderfolgende politische Genies — Heinrich IV., Richelieu, Mazarin und Louis XIV. — bewirkten die europäische Hegemonie des vorher keineswegs besonders ausgezeichneten Landes, indem sie den Absolutismus europäisierten. Hier erst wird integrierte Wirtschaftspolitik getrieben, die Religion wird wieder, wie sie in Europa immer gewesen war, aus der Achse zum bloßen zweiten Brennpunkt des Staates.

Hier erst tritt nun auch die Verpflichtung zur künstlerischen Darstellung der Herrlichkeit des Staates mit vollem Glanz auf. Der Ton wird dabei nach Norden immer menschlicher. Spanien ist auf Würde, Frankreich auf Charme, Süddeutschland auf Liebenswürdigkeit abgestimmt, Wien darin der unbestrittene Gipfel. Es ist dies auch ein Weg vom seelischen Außen zum Innen. So ist durchaus sinngemäß, wenn nördlich von Süddeutschland der höfische Glanz überhaupt abflaut und in England, Holland und Niederdeutschland die Höfe einfach die größten Häuslichkeiten des Landes werden und gutgeführten Bauernhöfen gleichen.

Nochmals hundert Jahre nach der vorwiegend braunäugigen (Spanien) und der vorwiegend nicht blauäugigen Zone meldet sich die vorwiegend blauäugige Zone mit dem ihr eigentümlichen Absolutismus: Preußen entsteht.

Es kommt ebenso durch den glücklichen Zufall einer überragenden Viererreihe von Regenten hoch wie das absolutistische Frankreich: Der große Kurfürst, Friedrich I., Friedrich Wilhelm, Friedrich II. Daß Preußen Preußen wurde und nicht eine Macht wie andere europäische Mächte auch, liegt an Friedrich Wilhelm.

An der Rasse allein liegt es nicht. Das sieht man nicht nur daran, daß der Große Kurfürst und Friedrich I. noch einen durchaus in den allgemeinen Rahmen passenden Staat hatten, sondern auch daran, daß die absolutistische Entfaltung Schwedens seit 1660 zwar eine große und glanzvolle Leistung, aber keine Ideenstufe war.

Preußen mußte am wahrscheinlichsten in Niederdeutschland entstehen, aber Niederdeutschland konnte und kann auch unpreußisch sein.

Friedrich Wilhelm zeigte zum ersten, daß es für den Fürsten Aufgabe genug sei, ein großer Hausvater und Erbhofbauer seines Landes zu sein. Zum zweiten hat er die äußerste Disziplinierung des Menschenwillens, wie sie in der kirchlichen Askese und im reformierten Puritanertum Einzelmenschen durchgeführt hatten, auf kriegerisch tätige Menschenmengen übertragen. Das ergab die Armee im modernen Sinne.

Die Außenpolitik Brandenburg-Preußens war bis zum Tode König Friedrich Wilhelms I. äußerst bescheiden und defensiv. Man bekommt den Eindruck, daß die Armee hauptsächlich als künstlicher Ersatz der fehlenden natürlichen Grenzen ins Leben gerufen wurde. Das prinzipiell verteidigte Land würde dann auch zu den Erfindungen Friedrich Wilhelms gehören.

Man bedenke: Als Friedrich II. in Schlesien eingriff, warf Maria Theresia ihm unter Neipperg ihr einziges Heer von 15 000 Mann entgegen. Gegen Bayern und die Franzosen, die sie 1741/42 angriffen, hatte die Herrin von Österreich und Ungarn nichts aufzubieten! Man pflegte eben feindliche Heere zu schlagen, wann und wo sie sich zeigten, daß aber ein Land wie eine Festung ein totales Verteidigungsgebiet sei, hatte man nicht im Sinne.

Geschlossene Fronten gab es aber überhaupt zum ersten Mal im Weltkrieg (Schützengräben schon im Russisch-japanischen Krieg). „Totalen Krieg“, d. h. Krieg gegen ganze Länder, in gleicher Weise wie ehedem Krieg gegen einzelne Festungen, gibt es erst heute (im Weltkrieg war er bekanntlich nur improvisiert).

Immer weitergehende Integration des Staates ist die Losung, und der Norden hat dabei seit zwei Jahrhunderten die Führung.

Friedrich Wilhelm von Preußen ist auch Ahnherr des „aufgeklärten“ Absolutismus. Dieser ist ja nichts anderes als von seinen sachlichen Aufgaben durchdrungenes, weder auf Gottes Gnade noch auf Glanzrausch gestelltes Fürstentum. Er fand damit große Nachfolger nur im germanischen Gebiet: seinen Sohn, Maria Theresia, Joseph II., Katharina von Anhalt-Zerbst, Zarin von Rußland. Wäre nur ein großer französischer Fürst gleichen Stiles aufgestanden, dann wäre die Revolution und wäre die Glanzrausch-Despotie Napoleons nicht gekommen usw. usw.

Deutschland war um 1800 konservativer, weil es seit 1700 im Staatsdenken fortgeschrittener war als Frankreich.

Während die Wellen des absolutistischen Staates französischer Prägung bis nach Preußen und Schweden schlugen, haben sie in England nur ganz episodisch Einfluß gewonnen. Man darf aber auch das nicht für einen Beweis nehmen, daß der Absolutismus dem germanischen Wesen zuwider sei; wie könnte man das auch, wo sich die Engländer nicht nur vorübergehend einem Karl I. und Karl II., sondern aus ganzer Wesenstiefe auch unter die strikte Despotie eines Cromwell gebeugt hatten. Es lag nur wieder daran, daß England schon um 1700 an staatlicher Integration zu weit entwickelt war, als daß Ludwig XIV. noch starken Eindruck machen konnte.

7. Volkstum und Nationalstaat

Während seit der Romantik die Erörterungen „was ein Volk sei" (Fichte) nicht alle wurden, während Leben und Politik schon längst mit dem Phänomen des Völkischen stärkstens rechnen mußten, ohne daß die Theorie mit kam — können wir heute durchaus eindeutig sagen, worum es sich dabei handelt.

Erstens immer um ganze Bevölkerungen in generativem Zusammenhang. Man wird in sein Volk hinein geboren.

Zweitens um Bevölkerungen, die sich in irgendwelchen wichtigen objektiven Merkmalen von anderen Bevölkerungen wesentlich unterscheiden. Als solche Merkmale kommen in Betracht die Dichte des verwandtschaftlichen Zusammenhanges (die Blutsgemeinschaft), der Besitz eines bestimmten Landes, einer Lebenshaltung und Kultur, insbesondere aber der Besitz einer bestimmten Sprache. Sprachen sind deshalb als Volksmerkmale so wichtig, weil sie Trennung nach außen und Verbindung im Inneren unvergleichlich klar und auffällig dokumentieren. Daß sie Ausdruck eines bestimmten Geistes sind, haben sie mit den anderen Seiten des Kulturlebens gemeinsam.

Drittens bedeuten alle diese objektiven Zeichen aber für sich allein nur Volks-Möglichkeiten. Volk ist erst dort wirklich, wo die Menschen sich wie ein übergroßes Ich fühlen, Glieder eines überpersönlichen personaliden Zusammenhanges geworden sind. (Vgl. I. Bd. S. 36.) Völker sind überpersönliche Funktionsgebilde, Subjekte eines Gesamtschicksals. Das äußert sich subjektiv in gemeinsamen Geschichtserinnerungen ihrer Glieder, die jeder Einzelne erlebt, als wäre es sein eigenes Schicksal, vor allem aber im Willen, gemeinsam die Zukunft anzupacken. Darum drängen Völker so sehr nach eigenem Staat, denn der Staat ist ja die hauptsächliche Aktionsform des gemeinsamen Tuns.

Hochstrukturierte Völker, in denen sich alle volksbildenden Momente genau decken, sind nicht die Regel, sondern ein nur selten verwirklich-

ter Idealfall, natürlich und allgemein ist nur, daß jede menschliche Bevölkerung ihre objektiven Volkstumsmerkmale hat, auch diese aber in der Regel nicht in genauer Deckung miteinander. Wie oft müßte man die Völker nach den Sprachen objektiv anders abgrenzen als nach den Rassen, nach dem Land, nach der Kultur. Entscheidend ist dann Gesetz und Wille.

Daß man sich solange nicht ins klare kommen konnte, was denn das entscheidende Merkmal eines Volkes sei, liegt daran, daß man ein solches unbedingt unter den objektiven, äußeren und am Einzelmenschen ablesbaren Tatbeständen finden wollte, die doch allesamt nur Möglichkeiten, nicht geschichtliche Wirklichkeiten sind.

Sinnvoll ist dagegen, zu fragen, was die Volkstumsmerkmale eines Einzelmenschen sind. Rassenmerkmale eines Einzelnen sind alle seine erbbiologischen Eigentümlichkeiten, an denen man seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Bevölkerung merken kann. Seine Volksmerkmale sind dann *alle seine durch Wachstumsformung* (vgl. I. Bd. S. 33) *verwirklichten Eigenschaften, durch welche seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Bevölkerung zu merken* ist. Seine „Gesinnung" und seine Ansprechbarkeit für gewisse Geschichtserinnerungen und Schicksalsentscheidungen gehören zu diesen Volkstumsmerkmalen mit dazu.

Das Volksgefühl beherrscht das neue Europa ebenso stoßkräftig, wie das dynastische Gefühl das vorangegangene. Welchem Teil Europas gehört es wesensartlich am stärksten zu?

Das nördliche Europa war schon zur Zeit der Antike nach Stämmen geordnet. Diese Stämme hatten alle wesentlichen Merkmale dessen, was wir heute Völker nennen. Die Volksidee ist also älter als die dynastische. Die Jahrhunderte, in welchen diese herrschte, werden später vielleicht einmal als ein bloßes Zwischenspiel der europäischen Geschichtsideen gelten. Auch erkennt man dynastische Idee und Volksidee leicht als Schößlinge aus gleicher Wurzel. Beide beruhen auf Wertung des naturhaften generativen Zusammenhanges, auf überpersönlicher Stetigkeit in der Zeit, auf der innigen Verbindung von Mensch und Land.

Bis zu Karl dem Großen waren übrigens die germanischen Fürsten ebensogut Stammesbeauftragte wie erbhungrige Dynasten. Ich möchte auch nicht verfehlen, darauf hinzuweisen, daß im Vergleich zum gotisch spitzen und linearen Dynastiegedanken (vgl. S. 74) der Volksgedanke etwas Raumweites hat wie die Kunst der deutschen Kaiserzeit (die sogenannte Romanik) und die Hallenkirche, die für den mittelalterlichen deutschen Kirchenbau kennzeichnend ist. Frankreich wurde vielleicht deshalb der erste europäische Einheitsstaat, weil es gotischer,

d. h. aber dynastischer empfand, während das breite, naturhafte Volksleben, das dem Deutschen vorschwebt, auf jene Zustände hinführte, die wir als Zerfall des Ersten Reiches bezeichnen. Die deutschen Dynastien wirken schon durch ihr vielfaches Neben- und Ineinander wie aufgelöste Spätgotik im Vergleich zur schlanken Geschlossenheit des französischen Kathedralbaues wie des französischen Einheitsstaates der Capetinger.

In England ist der Stammes- und Volksgedanke, und zwar vorwiegend das Korpsgefühl für den notwendigen funktionalen Zusammenhang der ungleichen Teile, wohl nie ernstlich durchkreuzt worden. Man staunt über die instinktive Sicherheit, mit der schon im frühen Mittelalter in England Stadt und Land weniger auseinanderklafft als anderswo, der Adel den Zusammenhang mit dem Bürger ebenso wahrt wie das Vorrecht des Königs usw.

Zur Theorie des neueren, nachdynastischen Volksgedankens haben Deutsche, Franzosen und Italiener besonders bemerkenswert beigetragen.

Die Deutschen betonten die Naturhaftigkeit der Tatsache Volk. Besonders stark wirkten sie damit kennzeichnenderweise auch auf die Völker des Ostens und des Südostens. „Von Frankreich haben wir nur äußere Dekorationen der gesellschaftlichen Kultur. Herder und der Deutsche Idealismus hat uns aber unser inneres Selbst eröffnet", so ungefähr spricht sich der Bulgare Ianeff aus. Auch den Russen ist die deutsche Naturhaftigkeit höchstens noch zu bestimmt, zu wenig kosmisch.

Die Franzosen betonen, daß Besitzer bestimmter Merkmale, wie z. B. der Sprache, die Freiheit haben müßten, sich mit Besitzern gleicher Merkmale zusammenzutun.

Für die Italiener kennzeichnend ist es, das Volk in einer allegorisch-mythologischen Verkörperung zu erleben (Mazzini). Es spricht sich darin die antike Kraft aus, alles, was man als starke Macht fühlt, aber nicht mit Augen sehen kann, in Göttergestalten zu verkörpern.

Der Faschismus stellt bekanntlich die Staatsordnung, nicht die Volksordnung in den Mittelpunkt. Sein Zeichen ist nicht ein einheitliches und bewegtes Natursymbol wie das Hakenkreuz, sondern ein Bündel von Stäben, also zusammengebundene und dadurch stark, aber auch unbeweglich gemachte Einzelteile.

So spricht sich in den heiligen Zeichen der süd- und der nordalpinen Bewegung der Stilunterschied des politischen Empfindens aufs deutlichste symbolisch aus!

Und England schwieg zur Volkstheorie. Volkstum war ihm kein Problem, sondern eine Selbstverständlichkeit.

Soviel über die wesensartlich nördliche Herkunft des Volksgedankens. Der National s t a a t ist, wie schon betont, ein Kind des Absolutismus, liegt in der integrierenden, verganzenden Richtung, welche der europäische territoriale Fürstenstaat vorwärtstrieb. Ist der absolutistische Staat eine soziale Maschinerie von zuvor unerhörter Präzision und Einheitlichkeit, so ist der Nationalstaat die noch höhere Synthese, welche diese Einheitlichkeit unmittelbar aus Wesen, Gesinnung und Eigenschaften der beteiligten Menschen aufsteigen lassen will. Im Nationalstaat will der Staat wieder naturhaft und organisch werden wie der Einzelmensch oder wie der Germanenstamm der Völkerwanderungszeit. Der Kreis der Entwicklung soll sich damit auf höherer Stufe schließen. Dieser Gedanke ist seinem ganzen Stil nach typisch eine deutsche Höchstsynthese und geht auch historisch von Deutschen aus. Seine organisierende Macht wirkt aber, oft genug halbverstanden oder mißverstanden, über Deutschland hinaus. Wenn heute Türken und Ägypter, Araber und Inder nationalistische Bewegungen entfesseln, so beweist das nur, wie wirkungsstark diese nordische Idee ist.

8. Städte

Städte sind zweierlei: dichtestes konkretes Zusammensein von Menschen und höchste Kulturleistung im Sinne der Schaffung einer künstlichen, menschengeborenen Anpassungswelt. So bezeugen sie einerseits den Trieb des Zoon politikon, andererseits den Trieb des Homo faber, des sachliche Welten gestaltenden Menschen.

Politische Fähigkeit als Organisationskraft steht in der Mitte zwischen beidem und wird überall gebraucht, wo es überhaupt Städte gibt.

Man könnte die Fähigkeit zur Stadtgestaltung zunächst am einfachsten an den erreichten Einwohnerzahlen abzuschätzen versuchen. Man käme damit zu der Feststellung, daß es Millionenstädte ebenso wie Großreiche in China, Indien, Mesopotamien, Ägypten gibt bzw. gegeben hat, nicht allein im Abendland. Dies ist zur Beurteilung der organisatorischen Leistungsfähigkeit gewiß nicht ganz unwichtig.

Aber wichtiger noch als die extensive ist die intensive Richtung der Bewährung. Besonders wichtig ist, daß wir nicht von der komplizierten Architektonik unserer heutigen Stadtverwaltung aus alles Städtische beurteilen — und damit als Organisationsleistung überschätzen.

Städte ohne Straßenbahn, ohne Wasser-, Licht- und Gasleitungen, Städte, die nicht zu groß sind, um von der erreichbaren Umgebung mit Nahrungsmitteln versorgt zu werden, funktionieren ganz weitgehend von selbst, fast ebenso weitgehend wie der orientalische Staat, der auch nur durch Tribut und Landfrieden zusammengehalten wird.

Die Berufsverteilung in der Stadt kann besonders lange der liberalistischen Selbstregulierung überlassen bleiben, denn wer hier nicht Nahrung findet, wan-

dert eben anderswo hin. Aus einer Stadt wandert man leichter ab als aus einem Reich. Das erleichtert die Organisation besonders im Orient, wo die Städte nichts sozial Eigenes darstellen. Wo es eine geschlossene Bürgerschaft gibt, oder Stadt und Staat gar zusammenfallen, muß hingegen für alle Glieder gesorgt werden.

Ich hege also den Verdacht, daß man die Organisationsleistung, welche zum Zustandekommen einer Stadt nötig ist, in vielen Fällen eher überschätzt, und daß sie jedenfalls außerordentlich verschieden ist.

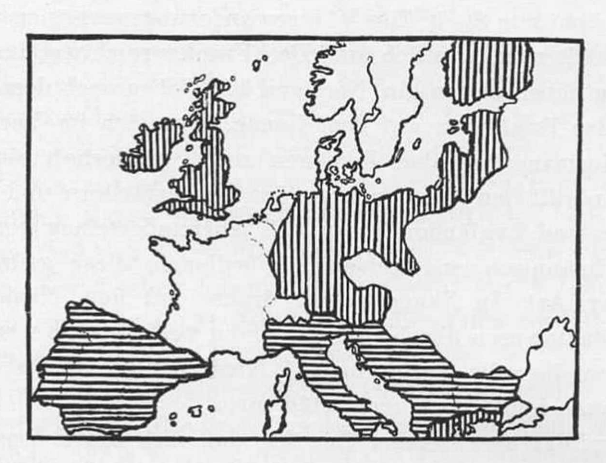


Abb. 5. Länder mit relativ viel (waagrecht schraffiert) und mit wenig (senkrecht schraffiert) Kleinstädtern.

Wir haben schon besprochen, daß der Trieb des Zoon politikon zur Menschennähe der kleinen Stadt in der südalpinen Zone eine besondere Bedeutung gegeben hat (vgl. S. 82). Da ist es von Interesse, das Kartenbild 5 zu betrachten. Auf diesem ist dargestellt, wieviel Prozent aller Städter heute in den einzelnen europäischen Ländern Kleinstädter sind. Die südalpine Zone weist die höchsten Prozentsätze auf. Das kann mancherlei Gründe haben, ist aber ein weiterer wichtiger Anhaltspunkt dafür, daß die kleine Stadt im Süden wesensgemäß stärker verankert ist als im Norden. Auch die überseeischen angelsächsischen Kolonialgebiete überspringen die Stufe der Kleinstadt. Wer überhaupt Städter ist, trachtet Großstädter zu sein (Kleinstädter in USA. 12%, in Australien 5%, in Neuseeland 12%).

Die Kleinstadt paßt offenbar besonders gut zum Zoon politikon der südalpinen, die Großstadt hingegen zum Homo faber der nordalpinen Zone.

Große Stadtgebilde des Südens sind zudem häufig Klitterung aus gleichsam zusammengebackenen Kleinstädten. Jede venezianische oder

neapolitanische Parochia ist eigentlich eine Kleinstadt für sich mit ihrem Platz in der Mitte. Rom entstand aus sieben Hügelsiedlungen, innerhalb von Paris leben die kleinsten Bereiche ihr eigenes Leben. Die größere Stadt der italienischen Renaissance ist durchaus aus Vicinanzien, Nachbarschaften, zusammengeklebt. Diese treten auch bei der Repräsentation nach außen in Erscheinung (B r e y s i g).

Ein besonders fesselndes Problem ist die Einstellung der Germanen zum städtischen Leben. Vorgeschichtlich gibt es in Nordeuropa nur geringe Ansätze zur Stadt. Die Völkerwanderungsgermanen wichen den römischen Städten bekanntlich aus. Das Frankenreich richtete sich jahrhundertelang neben diesen ein. Noch um 1100 leben nach dem Domesday-Book 90% der Engländer auf dem Lande. Was sich im Verhältnis der südlichen Germanen zu den Romanen zeigt, wiederholt sich im Verhältnis der nördlichen Germanen zu den Niederländern und Deutschen. Skandinavier und Engländer lassen sich jahrhundertelang von deutschen Gästen kaufmännisch und gewerblich bedienen, diese gründen Städte nach eigener Art. In Skandinavien drohte mit dem Niedergang der Hanse das Städtewesen überhaupt wieder zu verfallen, so wenig nahmen diese Bauernvölker die Anregung auf. Niederdeutschland ist im Grunde genommen auch heute noch recht städtearm.

Es unterliegt also keinem Zweifel, daß sich die Germanen gegen das städtische Leben ebenso gesperrt haben wie einst die antiken Völker gegen den orientalischen Machtstaat.

Das war nicht Begabungsmangel. Gerade auf dem Gebiet von Gemeinschaft und Politik treten die Germanen den römischen Traditionen als völlig fertige entgegen. Sie haben die für sie neuen ungeheuren Aufgaben fast ohne Anleihen bei antiker Staatskunst gemeistert. Alle Forscher stimmen darin überein, daß gerade auf diesem Gebiete römisches Kulturgut fast nirgends weiterlebte.

Sowie aber der orientalische Machtstaat letztlich doch in die südalpine Zone übergehen mußte, war die Entstehung eines nordischen Stadttypus eine Schicksalsfrage für das Werden einer nordalpinen Großkultur. Denn wer Kulturleben, d. h. Leben mit künstlichen Anpassungsgütern bejaht, der muß auch die Stadt bejahen.

Diese nördliche Stadt nahm denn auch geradewegs bei der Kulturbejahung ihren Anfang. Sie entstand abseits vom Leben des Adels durch Verdichtung der gewerblichen Produktion. So ist sie von Anbeginn Arbeit, Werkstatt der Homo faber. Im Süden zogen umgekehrt die Adeligen in der Antike und in allen Zeitstufen seither in der Stadt zusammen. Max W e b e r nennt die antike Stadt geradezu eine Kriegerzunft, was aber nichts anderes bedeutet, als daß sie im Kern ein

Adelsverband war. Im Norden ist der Adel hingegen immer eher erster Bauer als erster Bürger gewesen. Geldgeschäfte und Beteiligung an der modernen Wirtschaft fallen zusammen mit innerlicher Entthronung des germanischen Adels. Schon die Helden des Ur-Islams erhielten hingegen Geldpensionen, nicht Landlehen.

Die Organisation der sachlichen Arbeit hat dem Norden Europas seine Städte gegeben; um diesen Kern hat sich ein nicht minder reiches und eigenartiges Dasein ausgebildet, als es die südalpinen Städte hatten.

Wesentlich später dann hat die Organisation des Fürstenstaates Hauptstädte erfordert. Die absolutistischen Hauptstädte waren die ersten eigenwüchsigen Städte Skandinaviens! Uns erscheint es selbstverständlich, daß jedes Land seine Hauptstadt hat und dort regiert wird. Schon die spätrömischen Kaiser hielten aber Hof im Stratopedon, im Feldlager, und mieden Rom mit seiner unmonarchischen Vergangenheit. Ebenso zogen die großen Kaiser des Ersten Deutschen Reiches von Woche zu Woche umher. Daß sich Fürst und Stadt fanden, war eine wichtige Integrationsstufe europäischen Lebens. (Zuerst wohl im 15. Jahrhundert in den Niederlanden, wo es im 11. Jahrhundert die ersten nordalpinen Städte überhaupt gegeben hatte.)

Freilich war die nordalpine Stadt niemals von solcher Selbstherrlichkeit wie die antike. Die freiesten sind die Reichsstädte, also immerhin noch Glieder eines territorial-völkischen Gesamtgebildes. Die oberdeutschen wie die niederdeutschen Städtebünde kamen nur wegen mangelnden Staatsschutzes zustande.

Wenn der nordalpine Mensch in die Stadt geht, dann ziehen ihn vor allem die sachlichen Einrichtungen, nicht der Menschenverkehr. D a r u m ist er lieber Groß- als Kleinstädter.

Wie steht es nun im Orient? Es gibt dort sehr große Siedlungen, aber keine Städte mit eigenem Recht, mit eigener Verwaltung und Politik, kein Bürgerbewußtsein. Es hängt das eng damit zusammen, daß es *auch keine politische Freiheit gibt. Fast alle orientalischen Städte zerfallen* in eine Mehrzahl von Ghettoquartieren, in Viertel, die sich gegeneinander abschließen und ihr eigenes Leben führen. Meistens handelt es sich um verschiedene Religionsgemeinschaften, die sich verachten oder einander Luft sind, obwohl sie auf demselben Boden leben und, sollte man meinen, größtenteils gemeinsames Schicksal haben.

So zerfallen auch die indischen Städte in die „Wards", Kastenquartiere, die allein sich zusammengehörig fühlen (K r e b s).

9. Soziale Scheidewände und soziale Differenzierung

Wir knüpfen an das Letztgesagte an: Orientalische Städte zerfallen in ein Nebeneinander völlig geschiedener Ghettos. Es ist dies keine

Einzelerscheinung. Das Gesellschaftsleben der Südeuropäiden ist voll von grellen und schroffen Scheidewänden.

Ebenso wie die Vertreter verschiedenen Glaubens, die Bekenner verschiedener heiliger Schriften, verachten sich die einzelnen Beschäftigungszweige oder sind sich Luft. So leben im arabischen Orient die Fellachen, die Bedaui und die Herrenschichte der türkisierten bzw. europäisierten „Effendi" nebeneinander her. Während den europäischen Beamten und sein Publikum das Gefühl der sachlichen Verpflichtung verbindet, ist im Orient der Beamte der Mächtige und der andere der Ohnmächtige.

Echte Sklaverei, die im dienstverpflichteten Menschen nicht den Menschen sieht, ist eine orientalische Erfindung. Griechenland soll sie von der Insel Chios her bezogen haben, es läßt aber wesensartlich tief blicken, wie gut sich echtes Sklaventum in der Antike verankern ließ. Selbst ein Aristoteles fand es selbstverständlich, daß der Sklave kein Mensch sei! Wie unverständlich das ist, erhellt ganz erst daraus, daß die Sklaven der Antike in der Regel ja in keiner Weise rassefremd waren, sondern sich z. T. selbst aus Hellenen besiegter Städte rekrutierten. Bekanntlich passierte es selbst einem Plato, in Sklaverei verkauft zu werden! Wie anders ist es, wenn es den Kolonialeuropäern erlaubt schien, Neger zu versklaven, die ganz offensichtlich eine andere zoologische Species darstellen!

Man darf wohl sagen, daß die Germanen festgesetzte Dienstverpflichtungen verschiedenen Grades, aber nicht, oder nur ausnahmsweise, volle Sklaverei mit Aufhebung von wechselseitiger Verpflichtung und Gemeinschaft zwischen Herr und Diener kannten (Dopsch).

Noch weniger ist Sklaverei mit dem besonders lebhaften Sozialgefühl der Ostasiaten zu vereinbaren.

Jede schroffe, sachlich unbegründete Kastentrennung entspringt ja letztlich dem Mangel an Phantasie des Miterlebens fremder Seelenregungen.

Wir können hier einen überraschenden Rückblick tun: Was ist die strenge südliche Trennung von Mann und Frau anderes als ein Beispiel für die stärkere Zerreißung der Teile der Mitmenschenumwelt im Geiste des Südeuropäiden?

Eine auf Naturvölker bezügliche Bemerkung sei angefügt: Die sogenannten Altersklassen werden von der Ethnologie als allgemeine Erscheinung des primitiven Lebens betrachtet. In Wirklichkeit kulminieren sie ganz deutlich in Negerafrika. Das bekannte Werk von Schurz heißt „Altersklassen und Männerbünde". Damit ist der geistige Zusammenhang hergestellt. Die Trennung der Altersstufen kommt den gleichen Völkern in den Sinn, die auch Männer und Frauen nicht vereint lassen, und

die — wie im II. Band nachgewiesen — auch in jeder anderen Weise ein höchst aufgespaltenes, atomistisches Wirklichkeitserlebnis verraten.

Das grandioseste Beispiel einer orientalischen Aufspaltung der Gesellschaft sind aber die indischen Kastenverhältnisse. Die klassische Vierkastenordnung mag ein soziales Sinnganzes von nördlichem Geist bedeuten, sie mag auch der Rassenerhaltung der arischen Nordvölker gedient haben. Die Hunderte von heutigen indischen Kasten sind aber keine Ausgliederung eines sozialen Zusammenhanges, sondern ein Nebeneinander von verschieden begründeten Sozialgruppen, denen gegenseitige Abschließung der hauptsächliche, durch Magie, Ritual und Mythologie tausendfach gestützte Daseinsgrund ist. Primitive Stammesgruppen finden sich neben esoterischen Sekten, neben Berufszünften und Völkerrelikten, manches wird Kaste genannt, was es gar nicht ist. Was aber Kaste ist, ist vor allem magische Einheit der Genossen, Abschluß gegen die Nichtgenossen.

Interessant muß sein, was sich ergibt, wenn sich das orienthafte indische System mit mongolider Veranlagung trifft. Das ist in Siam der Fall. Dort tritt neben den despotischen König seine Sippe und besetzt die Ministerposten. Es regiert also nicht ein repräsentierender Herrscher, sondern eine Familienzunft, ähnlich wie in den großen japanischen industriellen und kommerziellen Familienkonzernen. Mit abnehmender Verwandtschaft zum König tauchen die Sippenangehörigen im siamesischen Volk unter, beim fünften Glied hört der bevorrechtete Adel ganz auf: das orientalische System ist also auch hier im Sinne der Vermeidung starrer Kastengrenzen umgebogen.

Es ist gar nicht denkbar, daß sich die Juden in Europa so lange erhalten hätten, wenn sie nicht die orientalisch schroffe Abscheidungskraft von ihrer konkreten Umwelt besessen hätten. Germanen gehen demgegenüber in der Fremde nur allzu leicht ihres Volkstums verlustig — aus dem gleichen Grunde größerer seelischer Offenheit, wie ihnen Sklaverei über gleich aussehende Menschen unmöglich wäre. Ebenso wie germanische Erobererschichten, gingen auch die innerasiatischen Erobererschichten in China unter, wenn sie von der Kultur des Reiches der Mitte umspült und umschmeichelt wurden. Die Araber hingegen haben das Kunststück fertiggebracht, fast ohne eigenen Kulturbesitz einem ganzen großen Kreis viel begabterer Völker ihre Sprache und ihren Namen zu geben. Die vorderasiatischen Türken haben ebenfalls ihre Sprache durchgesetzt, obwohl sie als die Nomaden und Barbaren kamen.

Der Ambivalenz des Seelischen entsprechend kommt die Schwärmerei für allgemeine Menschenliebe ebenso im orientalischen Rassenkreis hoch wie die Sklaverei. Sie gilt dem Nächsten oder der Summe der Nächsten: das heißt aber Einzelwesen ohne jede Beachtung sozialer Gefüge. Und sie bedeutet eigentlich nichts anderes als: Alle Menschen

sind eine einzige Kaste. Innerhalb der Kastenbrüderschaft war ja gegenseitige Hilfe dem Orientalen seit jeher Pflicht!

Ganz anders stellte sich der Ferne Osten zur Lehre von der allgemeinen Menschenliebe. Sie fand in Me ti einen einheimischen Verkünder. Dieser kam aber hoffnungslos ins Hintertreffen gegen Konfuzius mit seiner Lehre, daß jedem Menschen die Liebe gegeben werden solle, die ihm nach dem konkreten Zusammenhang des Gesellschaftsganzen gebühre. Gerade diejenigen Völker also, die keine Sklaverei und keine Kasten kennen, verweigern doch ihre Liebe dem Einzelmenschen und erweisen sie dem Sozialglied.

Für Spanien beklagt Ortega y Gasset, daß jeder Stand geneigt sei, einen Staat im Staate zu bilden und das Ganze nicht anzuerkennen. Die ebenfalls übergroße Zerspaltenheit der spanischen Gesellschaft in der Blütezeit im 16.Jahrhundert schildert Pfandl. Zur Sozialtheorie wird die Absonderung der Interessenkreise innerhalb des Gesellschaftsganzen im romanischen Syndikalismus und auch im System des korporativen Staates. Auch der „Ständestaat" wurde in der Gegenwart von Rom aus verkündet.

Immerhin geht es diesen südalpinen Ideen doch darum, das vereinzelt Gesehene zu einem Ganzen zu binden. Das ist der Übergang zum germanischen Begriff des gegliederten Ganzen.

Soziale Gleichheit war in Germanien niemals zuhause. In jedem Bauerndorf wird der tatsächlichen Verschiedenheit der Höfe Rechnung getragen und werden feine Unterschiede gemacht. Wenn in altgermanischer Zeit eine einheitliche Bauernkultur bestand, so gab es doch Führer, Adel und Dienstpflichten verschiedener Abstimmung (Otto, Helbok). So waren die Vorformen schon vorhanden, aus denen sich nach Überfluten des römischen Gebietes allenthalben mit Urgewalt das abgestufte germanische Herren- und Adelswesen entfaltete. Die mittelalterliche Gesellschaft ist ein sozialer Kosmos sehr ungleicher Funktionsteile. Absolutismus und Nationalstaat sind keine Gleichheitsbewegungen. Die Rangstufung der Armee wie die Betriebsgemeinschaft trotz ungleicher Einkommen sind nach dem Zwischenspiel der Menschenrechte und des Klassenkampfes heute in Deutschland schon wieder volkstümlich als sinnvoll anerkannt.

10. Das Rechtsleben

Die Kategorie der Gerechtigkeit und der Vergeltung dürfte im Gemeinschaftsdenken aller Menschen vorhanden sein, was an sich gar nicht selbstverständlich ist. Vielmehr ist es eine rational gar nicht einsehbare Vorstellung, daß Strafe eine Sünde wegwaschen könne, ebenso angeboren, nicht erdacht, sind aber die Begriffe Recht und Unrecht.

Schon das kleinste Kind lehnt sich gegen nichts so auf wie gegen ungleichmäßige Behandlung. Der Mensch ist so beschaffen, daß er eine geordnete Welt im Handeln seiner Mitmenschen voraussetzen will, und er will sie ganz besonders im Handeln autoritärer Mächte voraussetzen können.

Diese grundlegenden Denkweisen des Rechtslebens findet man auch bei Naturvölkern durchaus entwickelt. Der Trieb nach rechtlich geordneter Gemeinschaft ist nicht weniger allgemein als der Trieb nach Gemeinschaft überhaupt und ebenso der Ausgleich von Verfehlungen durch Bußen (vgl. Thurnwald).

Die Quelle des Rechtes sind tatsächlich gebietende Persönlichkeiten und ihre Macht. Der Idee nach kann Recht entstehen, indem solche Gebote gutgeheißen oder indem Rechtslagen eingesehen werden. Das Einsehen kann mehr die begrifflichen Zusammenhänge betreffen, in welche der Fall hineingehört, oder kann den Eigenheiten des jeweiligen Falles selbst gerecht zu werden suchen.

So kommen wir zur Unterscheidung einer autoritativen, einer rational-idealisierenden und einer induktiv-sachgerechten Begründung des Rechtes. Eigentliches Rechtsempfinden kommt nur im letztgenannten Falle in Betracht.

Autoritatives Recht hat den Vorteil der zeitlosen Festigkeit, induktiv-sachgerechtes den Vorteil der Lebensnähe.

Autoritatives Recht in reinster Form sind die altorientalischen Rechtskodizes. Sie kommen von Gott, dem Willen Gottes aber kann man vielleicht nachgrübeln, man kann ihn jedenfalls nicht je nach Einsicht bejahen oder verneinen. Die orientalischen Rechtsbücher gehören zu den ältesten geoffenbarten Büchern (vgl. später S. 131).

Auf der anderen Seite ist in Ostasien das geschriebene Recht völlig unentwickelt und alles dem unglaublich feinen konkreten Rechtsempfinden anheimgegeben. Jeder Fall wird durch sich selbst entschieden, ohne Bindung an autoritative Gebote und auch ohne auf abstrakte Zusammenhänge und Folgerichtigkeit zu achten (Grover Clark).

Die germanischen Rechte stehen dazwischen. Sie streben zwar andauernd nach Lebensnähe, suchen aber doch auch nach dem festgelegten geschriebenen Recht, das mit dem Rechtsempfinden zusammenfallen und eins werden soll. Damit haben sie sich eine unendliche Aufgabe gestellt, die auf verschiedene Weise zu lösen versucht wird.

Das Streben nach eingesehenem, nicht bloß hingenommenem Recht ist ganz Europa gemeinsam. Der Süden versucht dies mit Vorliebe, indem er den begrifflichen Kern des „Falles“ herausschält und an diese idealisierten Tatbestände seine Urteile anschließt; der Norden, indem er

trachtet, mit der ganzen bisherigen einschlägigen Rechtserfahrung in Einklang zu sein, indem er alle „Präzedenzfälle“ berücksichtigt.

Der Typus des südlichen Poles des europäischen Rechtsdenkens ist das römische Recht, der Typus des nördlichen Poles das englische Recht.

Die „mittleren“ europäischen Rechte entstehen dadurch, daß sich das südliche Streben nach begrifflicher Idealisierung mit dem nördlichen Streben nach stetigen und vollständigen Rechtsentscheiden vereinigt. Das ergibt die großen „scholastischen“ Rechtssysteme, die, in Norditalien (Bologna) vielleicht zuerst entstanden, sehr bald nach Frankreich kommen (Legistenschulen) und in Deutschland erst Jahrhunderte später in der so viel umstrittenen „Rezeption des römischen Rechtes“ nachgeholt wurden.

Nach der ganzen Lage Deutschlands ist zu vermuten, daß ein „mittleres europäisches Recht“ unserem Volke durchaus auch angemessen ist. Denn das deutsche Rechtsempfinden strebt ohne Zweifel nicht nur nach richtiger Erledigung einzelner Fälle, sondern auch nach allgemein einsehbaren Zusammenhängen. Was aber auf Franzosen oder Italiener paßt, ist für Deutsche natürlich zu südlich. Unser Glaube an die Verbindlichkeit konstruierter Begriffe ist nicht so groß wie in diesen Völkern, wenn auch nicht so klein wie in England.

Darum ist ein Rechtsbuch, welches zwar allgemeine Paragraphen enthält, die sich aber möglichst vielen konkreten Lagen anzupassen suchen, und welches außerdem dem Richter jederzeit „Sicherheitsventile“ an die Hand gibt, wo sich die begriffliche Konstruktion von der Wirklichkeit des Falles allzu sehr entfernt, uns wohl am meisten auf den Leib geschrieben. Als solche „Sicherheitsventile“ sind im neuen Deutschland nicht nur die „guten Sitten“ anerkannt, sondern auch der Geist des Gesetzes (der Wille des Gesetzgebers), der auch selbst gegen die Buchstaben stehen kann, die nationalsozialistischen Grundsätze und das „gesunde Volksempfinden“. Einem guten Franzosen wären solche Lücken und Unklarheiten unbegreiflich, für unser deutsches Empfinden ist es nur natürlich, daß das Leben und die Wirklichkeit auf keinem Gebiete, und so auch nicht auf dem juristischen, dem Theoretisieren schrankenlos ausgeliefert werden darf.

Ein „Autoritatives Recht“, das in Europa, und zwar insbesondere von den Germanen wichtig genommen wurde, ist die völkische Überlieferung, die Sitte der Väter. Diese enthält aber ja gerade keine beliebigen Gebote, sondern ist das Endergebnis längster und vielfachster Erfahrung und damit ein Recht, von dem man auch ohne Prüfung annehmen kann, daß es einem bestmöglichst auf den Leib geschnitten ist. Auch den Römern war neben dem eigenen Denken das „mos maiorum“ für das Recht maßgebend.

Daß jeder germanische Stamm sein eigenes Recht hatte, daß in den Germanenreichen Römer, Goten, Langobarden nach ihren eigenen Satzungen gerichtet wurden, ja daß bis zur großen französischen Revolution jeder Stand unter anderem Recht lebte, ist ebenfalls ein Ausdruck des nordischen Strebens nach Lebensnähe des Rechtes, die eben sehr im Gegensatz zur südlichen Überzeugung von der notwendigen Allgemeingültigkeit der Gerechtigkeit wie aller anderen Werte steht. Daß der Satz „gleiches Recht für alle" keine bare Selbstverständlichkeit ist, versteht man vielleicht besser an seiner folgerichtigen und doch offenbar nicht zutreffenden Ergänzung „gleiche Pflicht für alle".

Welche Rechtsgüter da und dort für schützenswert galten, ist ohne Zweifel volkscharakterlich und rassenpsychologisch höchst bezeichnend, doch muß ich diese Darstellung einem Spezialforscher überlassen.

Nach der Seite der tatsächlich begangenen Rechtsbrüche hin sollte die Kriminalstatistik zahlenmäßigen Aufschluß von rassenpsychologischer Bedeutung enthalten. Sie erfüllt diese in sie gesetzte Erwartung nur in sehr beschränktem Umfang, weil Rechtsprechung und Zählverfahren in den einzelnen Ländern zu verschieden sind.

Interessant ist etwa die große Rolle von Trunkenheitsdelikten in Nordeuropa (in Schweden 19%, in Finnland 27% aller Straftaten). Prohibition setzt dort ein, wo die Rasse dem Alkoholteufel besonders ausgeliefert ist, darum ist sie eine nordeuropäische und nordamerikanische Angelegenheit. Umgekehrt sind die Bewegungen für sexuelle Enthaltsamkeit dort zuhause, wo der Geschlechtsteufel wütet, in Südeuropa. Vielleicht könnte man die Parallele sogar noch weiter treiben: Die Alkoholprohibition kam nicht im gefährdetsten Volke auf, nämlich bei den Russen, sondern dort, wo sich nicht mehr ganz so große Gefährdung mit stärkerer Willenskraft trifft. — Die südliche Keuschheitsbewegung ist vielleicht ebenso nicht der Zone stärkster Sexualtriebhaftigkeit zuzuschreiben, nämlich den Orientalen, sondern den willensstetigeren Süd-Europäern. Das Keuschheitsideal hat in der europäischen Geschichte ja auch eine zu große Rolle gespielt, als daß man es rassisch für so uneuropäisch halten dürfte, wie dies gewöhnlich geschieht.

Ostasiatisches Gegenstück zu den sexuellen Lastern Süd- und den alkoholischen Lastern Nordeuropas ist das Glücksspiellaster. Wilhelm und Brandt schildern das für China, in der japanischen Kriminalstatistik machen Glücksspielvergehen 44% aus! Es ist dies eine Leidenschaft für den Zufall, welche zur Zeitscheu des Orients, von der wir noch sprechen werden, in schroffstem Gegensatz steht. Auch wir Europäer finden den Zufall vorwiegend sinnlos, und die Zahl anlagemäßiger Spielernaturen ist in Europa nicht groß. Die englische Wettleidenschaft richtet sich aufs intuitive Vorhersehen, nicht auf den unvorhersehbaren Fall der Würfel, Münzen oder Hasardscheiben. Dieser entspricht nur einer reinen Geschehensfreude ohne jedes Sinnbedürfnis.

Aus der auf gleichmäßigen Grundlagen beruhenden Rechtsstatistik des Deutschen Reiches liest man ab, daß Betrug und Unterschlagung in Nord und Süd nicht deutungswertig verschieden häufig sind. Von den großen Städten mit viel Handel haben z. B. München 19,6%, Frankfurt 18%, Hamburg 21%, Köln 18,3% solcher Vergehen.

Körperverletzung ist in Süddeutschland, aber auch in Ostpreußen und von daher im rheinischen Industriegebiet häufiger als in anderen Reichsgebieten. In Südeuropa nimmt die Zahl der Körperverletzungen, was Affekttaten anlangt, wahrscheinlich weiter zu (Hurwicz).

Eine interessante Erscheinung ist es, daß Zivilprozesse in norddeutschen Gerichtsbezirken viel öfter in die Berufungsinstanz gelangen als in süddeutschen. Man vergleiche die folgende Gegenüberstellung:

Nord:	Süd:
Berlin 3,7%	Bamberg 3,0%
Braunschweig 4,9%	Darmstadt 2,7%
Celle 5,0%	München 3,8%
Oldenburg 7,2%	Nürnberg 2,9%
Rostock 5,9%	Stuttgart 2,8%

Diese zähere Tatenkonsequenz der Norddeutschen ist ein Gegenstück zu ihrer geringeren Beteiligung an Affektdelikten.

B. Die Weltanschauungsgüter

1. Numinöse Mächte und numinöse Personen

Es hat, wie im I. Band besprochen (vgl. S. 225), großen seelischen Anpassungswert, anzunehmen, daß die Numina, die religiösen Mächte im weitesten Sinne, mit denen sich der Mensch das eindrucksvolle Unbestimmte ausfüllt, irgendwie persönlich und menschenhaft sind; denn sie verlieren dadurch die Schauerlichkeit des gänzlich Unbekannten. Darum dreht sich die Religionsgeschichte in so hohem Maße um numinöse Persönlichkeiten.

Deren Leibhaftigkeit ist aber sehr verschieden. Zwischen zwar benannten, aber als unbestimmbar gefühlten Mächten und der genauen Personenbeschreibung und Biographie, welche z. B. Homer von seinen Göttern liefert, ist noch ein großer Unterschied.

Der geringste Personifizierungsgrad der numinösen Mächte ist wohl in Ostasien anzutreffen. Schang, der Himmel, hat zwar einen Namen, aber es bleibt dauernd zweifelhaft, ob er eigentlich als Person vorgestellt wird. Shinto und Yamato, die japanischen Religionslehren, sind götterlos. Ostasiens Religion ist in so hoher Weise eine Naturreligion, daß nicht Personifikationen der Naturkräfte, sondern das konkrete Naturerlebnis selbst das andächtige Fühlen bestimmt.

Leibhaftigere Götter wurden von Indien her eingeführt und haben, besonders auf die Volksreligion Südchinas, Wirkung ausgeübt. Aber im ganzen ist Ostasien das Gebiet, in welchem mythologische Denkweise am besten erhalten, aber andererseits am wenigsten anthropomorphe Mythologie ausgebildet worden ist.

Dafür berührt den Ostasiaten jede Landschaft als ein mythisch bedeutsames Ineinander heiliger Beziehungen (Geomantik). Sittlichkeit und Erfüllung des Sinnes der natürlichen Welt fallen ihm durchaus zusammen.

Gibt es für diese Tatsachen eine psychologische Erklärung? Ich glaube, ja. Der Gesamteindruck der Natur stimmt andächtig, so andächtig, daß nichts Größeres sein kann. Nüchterne Analyse zerstört dies. Auch Götterpersonifizierung ist schon ein Stück dieser zerstörenden Analyse, denn sie setzt einen Namen und eine Vorstellung anstelle des konkreten Erlebnisses. Sie versagt: Der Donner, der Blitz ist nichts als ein Mensch, wenn auch ein göttlich großer. Wo wenig analytische Neigung und gleichzeitig viel Offenheit für die Außenwelt ist, dort wird es wenig Personifizierung geben. Vor allem auch dort, wo der Mensch auch seine eigene Person nicht so wichtig nimmt. All dies trifft in Ostasien zusammen.

In uns Nordeuropäern muß diese Scheu vor Personifizierung unbedingt verwandte Saiten anklingen lassen. Auch das altarische Leben gehört kaum zu den Gebieten lebhafter Personifizierung des Göttlichen. Wir sehen in der indischen Geistesgeschichte das Götterpantheon erst stufenweise und allmählich aus dem hehren Glauben an das All, an seine Ordnung und seine mythische Geschichte aufsteigen, unter unzweifelhaft starker Beteiligung der einheimischen Tropenrasse. Auch Persien ist von einer unpersönlichen Religiosität erfüllt. Götterstatuen erstehen erst unter den Achämeniden (W i n t e r n i t z). Die Licht-Dunkelmythologie und Kampfethik verbinden sich zu dem ältesten bekannten System universaler Sittlichkeitsordnung (Zoroaster). Es ist ferner kein Zufall, daß wir die leuchtendsten Bilder germanischer Göttergestalten erst aus Spätzeiten haben. S c h w a r z meint geradezu, daß die Germanen gar nicht die Göttergestalten, sondern eine sittliche Weltordnung (die natürlich ein Teil des verehrungswürdigen kosmischen Alls gewesen sein muß) wichtig nahmen. Es ist dies um so wahrscheinlicher, als bekanntlich auch die klassischen Völker die Götter als an unpersönliche Schicksalsordnungen gebunden betrachten.

Aber das darf doch nicht übersehen lassen, daß die numinöse Persönlichkeit in Europa ja doch eine viel größere Rolle spielt als in Ostasien. Es könnte dabei sein, daß der Ostflügel der nördlichen Europäiden an Naturfrömmigkeit einen Übergang zu Ostasien abgibt. Die leib-

haftigsten Gottgestalten schufen jedenfalls einerseits die südalpine Zone, andererseits die Tropeninder.

In Griechenland sieht man deutlich, wie die reiche Persönlichkeitsmythologie erst nahe dem Ende des mythologischen Zeitalters und an der Schwelle der Wissenschaft aufsteigt. Homer ist nicht viel früher wirksam geworden als der Anfang der ionischen Naturphilosophie. Die alten kosmischen Götter wie Uranos, Chronos, Moira werden kaum durch Zeus und sein olympisches Geschlecht überstrahlt, da beginnen die philosophischen Kosmologien und zeigen die stark nordische Erlebnisweise der damaligen Griechen, indem nicht nur an nördlichem Erbgut festgehalten wird, sondern sogar eine solche Neuschöpfung im nordischen Sinne möglich ist.

Im Vergleich zur Naturfrömmigkeit sind die personifizierten Naturgewalten des Polytheismus schon Theorie, bereiten das wissenschaftliche Begreifen vor, indem sie zunächst einmal dessen Gegenstände schärfer umreißen. Das eigentümlich Arische an der Göttererfindung ist jedenfalls nicht die Personifizierungsgabe als solche, sondern der große Wurf, aus solchen Götterwesen eine ganze Welt zu schaffen. In dieser Weise sind die Vielgötterreligionen eine zweite Stufe der indogermanischen Naturfrömmigkeit, die dritte ist dann die Naturwissenschaft.

Die künstlerische Anschaulichkeit der Götter im Sinne vollkommener Schönheit fällt in Griechenland (4. Jahrhundert) und in der italienischen Renaissance mit Zeiten skeptischen Unglaubens zusammen, ist also, vom religiösen Standpunkt betrachtet, eine Verfallserscheinung. Es ist ja auch klar: Die Schönheit ist wie das Licht ein Feind des eindrucksstarken Unbestimmten.

Nun steigen wir noch tiefer in den Süden, in den Orient. Hier finden wir zwei „Schichten" religiöser Gegenstände: den Fetisch und den Wortnamen. Beidem ist gemeinsam, daß es sich um Einzeldinge handelt, die mit geheimer Kraft geladen sind. Diese Kraft ist personenhaft, aber in der Regel unanschaulich.

Man darf den Fetischglauben nicht dahin mißverstehen, als wäre das Materielle selbst das Numinöse. Es enthält es nur. Man darf aber auch die Bedeutung des heiligen Wortes im Orient nicht dahin mißverstehen, als sei es selbst das Heilige. Wiederum enthält es es nur, ist nur der bekannte Name zu einem numinösen Sinn.

Der Islam will betont der zweiten, „geistigen" Schicht der numinosen Dinge dienen, dem N a m e n Gottes (die hundert heiligen Namen Allahs spielen im Islam tatsächlich eine große Rolle!). Darum gilt sein fanatischer Kampf den Götzendienern (lies Fetischdienern), während gegen all die vielen Religionen von „Schriftbesitzern" (lies Wortnamengläubigen) relative Toleranz herrscht. Es geht also nicht um die eine

Wahrheit, die sich ja gerade mit den Wahrheiten der anderen Offenbarungen nicht vertragen könnte, sondern um Wort- anstelle von Fetischgläubigkeit.

Die altorientalischen Götterbilder waren *Fetische*. Wer sie in eine andere Stadt übertrug, schleppte die Gottheit selbst mit sich. Ob sie als Menschen dargestellt wurden oder als Tiere oder als Bundeslade, Stab und Schlange, war gleichgültig, denn ihre Kraft steht ja in keinem rationalen Verhältnis zu ihrer äußeren Form. Erst recht ist für die Wirkung gleichgültig, wo der Fetisch sich befindet, denn er hat ja kein Verhältnis zur Landschaft. Demgegenüber sind arische Gottheiten kosmisch oder irdisch-örtlich lokalisiert.

In der zweiten Schichte, in der *Wortnamen-Religiosität*, wirken sich, wie noch zu besprechen, offensichtlich starke südalpinarische Einflüsse aus, so vor allem auch der iranisch-persische Kosmosglaube. Der Orient liefert einen scheinbaren Beitrag zur Weltordnungsmythologie durch die großartigen Bilder von *Hierarchien numinöser Wesen*, die aber wohl erst mit den gnostischen Systemen, also in nachchristlicher Zeit, aufkommen. Diese Hierarchien werden jedoch nicht von Wirklichkeitsanschauung getragen, sondern sind ein Ausfluß der Ordnungen, die sich aus der abstrakten Bearbeitung von Wortnamen (Begriffe zu sagen, wäre zu viel, denn der Orientale hantiert ja gerade mit Namen für Unbegriffenes, das er durch Deutung erst zu erreichen sucht) ergeben. Darum weiß man z. B. bei Philon von Alexandria nie recht, was eigentlich philosophische Deduktion und was innerseelische Mythologie sein soll.

So wenn die Sophia, die Weisheit, die Tochter Gottes ist und Logos, das Wort, sein Sohn.

Einen Beitrag zur Naturreligion kann man allerdings dem semitischen Orient nach historischer wie nach innerer Wahrscheinlichkeit zuschreiben: die Sternen- und Zahlenkulte.

Astronomie ist jene Naturwissenschaft, die am wenigsten mit Natur zu tun hat. Sie ist Wissenschaft der Nacht, der alles Konkrete auslöschenden Lichtlosigkeit, die nur feinste Lichtpünktchen am Himmel läßt.

Es ist höchst bezeichnend, daß die Semiten (Babylonier) sich gerade dieser Erscheinung zugewendet haben, die schon kaum mehr Natur heißen kann, als sie mit der sumerisch-iranischen Naturmythologie in Berührung kamen. Besser kann die Richtung des Geistes auf Unkonkretes *schon vor der geistesgeschichtlichen Erfindung der abstrakten Begriffe* nicht dargetan werden.

Sterne sind die einzige Naturerscheinung, welche man ohne den integrierenden, verganzenden Überblick des Auges erfassen kann, weil sie ohne Form und ohne Ausdehnung sind. Außerdem ist ihre Anordnung am Himmel ebenfalls will-

kürlich und regellos. Sternenpersonifikation wurde die eigenständigste naturmythologische Leistung der Semiten.

Es war dies, wie nicht verkannt werden soll, ein Beitrag von gewaltiger Bedeutung für uns alle, denn wo andersher als vom Nachthimmel, den die ägyptischen und insbesondere die babylonischen Priester so eifrig und mit erstaunlichen Erfolgen durchforschten, wäre Zeitrechnung und quantitativ-exakter Kalender herzunehmen gewesen?

Fast jede der großen, für alle Menschen später wichtig werdenden Entdeckungen ist rassenpsychologisch an einer ganz bestimmten Stelle wahrscheinlichst. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch die semitisch-orientalische Geistesbeschaffenheit bedeutende Beiträge zur allgemeinen Kultur wesensgemäß am ehesten liefern konnte.

Von der Astronomie ist nur ein kleiner Schritt zur Mathematik. So schließt an die Sternenmythologie ganz naturgemäß an der gleichen Stelle der Erde auch eine Zahlenmythologie an. Zahlen sind ja ebenso wie Sterne haarscharf auf dem Schnittpunkt von Anschauung und Wortname gelegen, und sie bilden ein Reich voll unerschöpflicher Geheimnisse in sich und in der Anwendbarkeit auf alle Weltgebiete.

Die Anwendbarkeit der Zahlen war für den Orient ein besonderes magisches Wunder, und das sogenannte „Anwendungsproblem" der Mathematik ist bis in unsere Tage hin nicht verstummt. Es hängt m. E. allein an einer Geistesart, welche in den Wortnamen eine besondere Welt sieht und die Zahlen dieser Welt und nicht der Anschauung zurechnet. Wenn nämlich die Zahlen Ausdruck einer allgemeinsten Eigenschaft des Anschaubaren sind, dann ist es weiter kein Rätsel, daß sich die Schlußfolgerungen aus Zahlen, eben die ganze Mathematik auf alles Anschauliche müssen anwenden lassen.

Welch diametraler Unterschied: Der Kosmos als große Landschaft ist den Ostasiaten, Sterne und Zahlen, Fetische und Wortnamen sind den Orientalen die eigentlichen numinösen Gegenstände. Flutende Ausdehnung und unzerspaltbare Anschaulichkeit das eine, punktuelle Ausdehnungslosigkeit und sich jeder Anschauung entziehendes Geheimnis das andere.

Dazwischen die Europäer: Das sachlich geordnete All mit Neigung, sich diskreter und faßbarer in Göttergestalten zu organisieren, aus ostasiatischer Hinnahme des Angeschauten zur Theorie des Angeschauten zu werden, die sittliche Ordnung ein Teil der Weltordnung, aber nicht wie in China mit der Natur identisch. Naturbewußt, aber doch mehr auf den Menschen abgestimmt.

Und dem Orient gegenüber: alles anschaulich und alles ausgedehnt; jede sich abhebende Gestalt doch ins große, überpersönliche, naturhafte und ordnungshafte Ganze eingebunden.

Man kann die stetige Übergangsreihe vom Orient nach Ostasien sogar noch flüssiger machen, indem man die stärkere Bedeutung der numi-

nösen Einzelgestalt in der südalpinen Zone und die voraussichtlich stärkere Bedeutung der Naturhaftigkeit im europäiden Osten erwähnt.

Auch das russische Christentum ist in seinem Kern wahrscheinlich vor allem eine eigenartige Verschmelzung kosmischen und ethischen Ganzheitsfühlens. Vgl. etwa die „Brüderlichkeit" aller Kreatur, die nur bildhafte Erfaßbarkeit der Gottheit, die „platonische" (d. h. von Gesamtideen), nicht aristotelische (von Einzelerfahrungen ausgehende) Artung des russischen Geistes trotz vorwiegend südalpin-orientalischen (byzantinischen) geistigen Erbes.

Und letztlich wollen wir unterstreichen, daß Indien auch in seiner späteren, von Tropenvölkern geführten Phase die zweite Hauptheimat anschaulicher Göttergestalten, die in ein kosmisches Ganzes eingebunden sind, geworden ist, ja nach seiner glutvollen Fruchtbarkeit wohl die Hauptheimat des Polytheismus überhaupt. Es sieht darin jedenfalls eher Griechenland als dem Orient, zu dem es zonenmäßig gehört, ähnlich. Die vielzüngige Besonderheit Indiens kündigt sich uns darin zum ersten Male an.

Hinter dem Orientalen aber steigt im Süden der Neger auf, nur daß dieser stärker in der fetischistischen Schichte stecken blieb. (Daß der Totemglaube ebenso wie die ägyptischen Tiergötter Übergang zur Schichte der Wortnamengläubigkeit sein könnten, erhellt aus früher Gesagtem [vgl. S. 77]). Fetisch, Magie, eine rein auf Menschen- oder Tierpersonen bezügliche, akosmische anthropomorphe Mythologie — alle diese Eigentümlichkeiten der Neger lese man im II. Bde. nach. Das Absinken des Kosmischen und das Aufsteigen des personaliden Prinzipes setzt sich auch über den Orient hinaus in Negerafrika noch fort.

2. Vor- und nachlogische Religionen

Das erstaunlichste an der Religionsgeschichte ist für den Psychologen die Sicherheit, mit welcher Aussagen über Dinge vorgetragen werden, die niemand erfahren haben kann, weil sie eben überweltlich oder jenseitig sind.

Aber es ist da noch ein großer Unterschied zwischen Religionen, die von Bildern, und Religionen, die von Urteilen leben.

Es ist kaum denkbar, daß Homer oder daß die Skalden von ihren Göttergestalten anders überzeugt gewesen sein sollten als von ihren Heldengestalten, die sie ja auch im Namen der dichterischen Wahrheit ersannen. Niemals hätten Thorgeir oder Hesiod den Existenzbeweis für ihre Aussagen vor Gericht antreten mögen. Sie hätten das so absurd gefunden, wie wenn ein moderner Schriftsteller sich des Betruges angeklagt sähe, weil sich seine Gestalten nicht im Melderegister vorfinden lassen. Anders die Frühchristen! Hier ist dauernd Gerichtsgezänke und Tod gegen den Ketzer, der auch nur im geringsten und feinsten abweicht.

Religionen, die von Bildern leben, wenden auf sich die logischen Kategorien nicht an, alle Mythologien sind „prälogisch". Prälogik heißt freilich nicht, daß die zugehörigen Menschen überhaupt nicht denken, sondern nur, daß sie die logische Architektur und die Kritik der Wirklichkeit und Wahrheit nicht in Bereiche vortragen, die soweit jenseits der Praxis des Alltages liegen und so anderes bedeuten wie die Mythologie. Nur durch solche „Prälogik" gibt es ja z. B. auch epische Dichtung und Historienbild. Man soll sie daher nicht über die Achsel ansehen. Ohne sie wäre Mythologie unmöglich, fast alles an unserem höheren Denken und Erkennen geht aber auf mythologische Wurzel zurück. Man könnte der kritiklosen „Prälogik" auf religiösem Gebiete daher geradezu den teleologischen Sinn unbewußten Selbstschutzes keimenden geistigen Lebens zuschreiben.

Nach der Anlage der sie treibenden Individuen bedeuten sie natürlich ein Adoptionsübergewicht für Phantasten und Dogmatiker aller Art gegenüber den sachlicheren Naturen, die erst später ihre Herrschaft antreten (vgl. II. Bd. S. 66).

Mythologien sind den geistigen Inhalten nach betrachtet den unmittelbaren Erlebnissen und ihrer allmählichen Organisierung in eine Begriffswelt zugewandt, darin besteht ihr Schöpferisches. Darum sind die Wertkategorien wahr und falsch, wirklich möglich und unmöglich auf sie kaum anwendbar, was ja von allen Begriffen gilt. Bei Begriffen geht es um aufschlußreich, klar, geordnet usw., nicht um wahr oder falsch.

So die vorlogischen Religionen. Diese unterliegen aber mit vordringendem Denken und vordringender wissenschaftlicher Einstellung heillos der Zersetzung, was wir in Griechenland am klarsten historisch beobachten können. Der erste skeptische Atheismus und die aristotelische Logik fallen zeitlich zusammen. Diese Logik war vor allem Urteils- und Schlußlehre.

Seit Aristoteles gibt es in Europa keine vorlogische Mythologie mehr.

Aber es gab für die Religion noch einen neuen Weg. Wenn die homerische Religion in die Literaturgeschichte zu verweisen war, sollten doch weitere zwei Jahrtausende mit Glaubensformen ausfüllbar sein, die ihr Anrecht dadurch bezeugt hatten, daß sie sich mitten in die Wissenschaftsgeschichte selbst hineinstellen.

Anstelle der Vorlogik der mythologischen Begriffe, die vor der Logik der Urteile dahingeschmolzen waren, tat sich eine neue Heimat für die religiösen Gemüter auf: das Überlogische.

Dieses müssen auch die nüchternsten Wissenschaftler zugeben. Denn das logische Denken wird nun einmal in seinem eigenen Fortgang aus Sinn zu Unsinn oder führt wenigstens zu Begriffen, die kein Urteil recht umfassen kann, und die sich daher durch ihre Rätselhaftigkeit dem

Wunsch, zu glauben, wie von selbst empfehlen. So die berühmten Antinomien, der Begriff des Seins, des Absoluten, der Ewigkeit, des höchsten Guten usw. Wenige Begriffe, aber die orientalische Spekulation hat seit Aristoteles nun schon mehr als zweitausend Jahre an ihnen, und fast nur an ihnen, gekaut und wiedergekaut. Auch das Abendland nahmen sie für lange Zeit ganz vorwiegend gefangen.

Der Ausweg ins Überlogische ist jedenfalls der einzige Grund dafür, warum der Religionsgeschichte die besten Geister erhalten blieben.

Nun bildete sich die Schicht der nachlogischen Religionen. Der Mythendichter Plato hat ihnen das erste Beispiel gegeben, wie er ihr geheimer Meister geblieben ist („Neuplatonismus").

Es waren Religionen, wissenschaftsvereinbar, aber natürlich nicht selbst Wissenschaften.

Zu dieser Wissenschaftsvereinbarkeit gehört auch die Geoffenbartheit der Lehren. Denn Offenbarung ist die Form des Wissens vom nicht Wißbaren, die auch dem Logiker unangreifbar ist.

All dies ist autonomer Fortgang griechischer Geistesentwickelung, aber man kann sich denken, wieviel mehr orientalisch veranlagte Menschen mit dieser griechischen Geistesstufe anfangen konnten als mit der homerischen. Zum griechischen und orientalischen kommt drittens noch das iranische Erbe, das insbesondere für die Verbindung von Überlogik und Allgläubigkeit von Bedeutung sein mußte. Aber man muß auch noch wissen, daß der damalige Orient an sich durch Perser, Hellenen, Mazedonier und Römer besonders vernordet, von helleren Menschen erfüllt war (es war die sogenannte „hellenistische Zeit").

Ermißt man das, dann sieht man ein, wie schwer es sein muß, die in dem ungeheuren geistesgeschichtlichen Ereignis der nachlogischen Religionen zusammenwirkenden Rassenkräfte auseinander zu halten.

Ich halte dafür, daß man sich vor allem hüten muß, die Bedeutung des Orients, der nicht aufgehellten Europäiden, in diesem Zusammenhang zu überschätzen, wie es oft geschieht.

Z. B. wirkt Europa dabei wohl soweit, wie es überhaupt um Begriffe und Glaubenssätze geht, das ist aber in der spätantik-frühchristlichen Geistesentwickelung doch sehr weithin. Der Orient hat keine Logik entwickelt, und so mußte ihm auch die Überlogik eine bloße Gelegenheit werden, die geistigere Wortnamengläubigkeit neben der plumperen Fetischgläubigkeit zu entwickeln. Das ist damals geschehen, und Spengler hat das Frühzeit der magischen Kultur genannt. Die „magische Kultur" ist, soweit es so etwas überhaupt gibt, eindeutig Reaktion auf den Hellenismus.

Daß sich innergriechische Reaktion auf Homer und orientalische Reaktion auf Griechenland bis zum Verwechseln ähnlich sehen können, ist wiederum klar. Daß auch in Griechenland die relativ orientalisch Veranlagten sich an dieser Reaktion vermehrt beteiligt haben, kann man natürlich ebenfalls annehmen.

Die nachlogischen, im Überlogischen beheimateten Religionen erlebten eine Krise, als die endgültige Ohnmacht der Logik auf „metaphysischem“ Gebiete klar wurde. Kant, der diese Ohnmacht nachwies, bedeutet hierin etwas Ähnliches wie Aristoteles. Dicht neben Kant stehen allerdings die Metaphysiker des Deutschen Idealismus, wie Plato neben Aristoteles, Religionsstifter neben dem strengen Analytiker. Ob der deutsche Idealismus einmal eine ähnliche religionsgeschichtliche Bedeutung bekommen wird wie Plato, ist heute noch nicht zu übersehen. Vorderhand erkennt man nur, daß die gewaltige Entfaltung wissenschaftlichen Lebens in Deutschland, obwohl es von Kant herzukommen scheint, doch ebensosehr an die Mythologien Fichtes, Hegels, Schellings, Onckens und Carus' anschließt. Auch in der griechischen Wissenschaft wirkte in der gleichen Weise neben offensichtlicher aristotelischer Schulung doch auch die Triebkraft platonischen Geistes.

Platos wissenschaftliche Wirkung trat jedenfalls viel schneller ein als seine religiöse. Wird sich auch diese Parallele am Deutschen Idealismus erfüllen?

3. Geister, Götter und der Gott

Götter sind den Geistern gegenüber die Erhabenen. Es kommt ihnen damit das Merkmal der W e i t e, das wir als Grundmerkmal der Hochkulturen beschrieben haben, zu. So gibt es denn auch keine Hochkultur ohne Götter.

Die Schicht der Geister lebt daneben volkstümlich munter fort. Das Kleinere verschwindet nicht wegen Entstehen des Größeren.

Kennzeichnend für das südlichere Europa sind die ortsgebundenen Geister. Daß die Madonna von Lourdes oder von Loreto besondere Kräfte hat, kommt davon, daß sie nicht eigentlich die Madonna schlechthin ist, sondern die Göttin des Ortes. Orientalische Fetischgötter kann man beliebig verschleppen, in Europa, insbesondere in der südalpinen Zone, schafft jede Kultstätte das in ihr verehrte Numen zu einem Ortsgeist um.

Der Heilige gehört durch seinen Mangel an erhabener Weite in der Regel zur Geisterwelt. In jeder südlichen Stadt muß jeder der wichtigeren Heiligen seine Kultstätte bekommen, dem verdanken die unzähligen Kirchenbauten Italiens ihre Entstehung.

Demgegenüber verehrt das islamische Volk die Grabstätten großer Frommer, also ihren Leib, als Fetisch. Die Gins, die Geister, flattern gespenstig überall herum. Die Kultbauten heißen nach ihrem Erbauer,

denn der Allah von Damaskus ist kein anderer als der Allah von Sevilla. Allah kennt keinen Ort.

Über die tiefgreifenden Unterschiede zwischen arischen und semitischen Göttergestalten ist genug gesagt. Wir wenden uns gleich der Frage des Einen Gottes zu.

Schon im II. Band (S. 162 f.) wurde darauf hingewiesen, daß unsere Betrachtungsweise, als sei der Monotheismus die höchste Stufe der Religionsentwickelung, historisch befangen ist. Christentum und Evolutionismus haben gemeinsam darauf eingewirkt.

Eingötter gibt es fast überall in Negerafrika. Der Vatergott liegt Kindern viel näher als polytheistische Systeme. Auch der Denkfaule tut alle Fragen am leichtesten ab, indem er sie auf den einen Gott und allmächtigen Urheber schiebt.

Neben diesen rudimentären Eingottvorstellungen gibt es aber auch auf höchstentwickelter Denkstufe mindestens drei Richtungen, in denen man zum Monotheimus kommt.

Wer das All sieht und religiös erlebt, ist Monotheist. Er hat seinen Monotheismus mit einem einzigen Sprunge, mit einer einzigen primären Ganzheitserfassung erreicht.

Wer nach Vervollkommnung sucht, komponiert aus einzelnen Werten immer höhere Wertharmonien mit immer geringeren Unwertschlacken. Das Ende dieses Kompositionsprozesses ist dann der Allmächtige, Allgütige, Alliebende, die Fülle der Ewigkeit und der Vollkommenheit.

Wer nach Macht strebt und sich darin von seinem Gott geführt weiß, kann den Machtumkreis dieses Gottes immer hungriger ausdehnen, kann seinen Gott die anderen Götter immer weiter zerschmettern lassen, bis schließlich dessen Macht so weit ist wie die Welt.

Die erste dieser Bildungen ist höchster Orientierungswunsch, geboren aus theoretischem Interesse, die zweite höchster Harmoniewunsch, geboren aus ästhetischem Bedürfnis, die dritte äußerste Expansionskraft der praktischen Ichbefangenheit.

Für jede der Völkergruppen, welche diesen drei Richtungen folgen, ist ihre Hochgottvorstellung tief bezeichnend.

Darstellung des Alls ist Gott in Indien, Iran, Innerasien, Ostasien, im nördlichen Europa. Auch die Polytheismen dieser Gebiete sind wie ein zergliederter einziger Gott, der das All ist.

Relativ schwächlich ist die Naturbedeutung Gottes in der südarischen Zone. Hier hindert die Freude am Nahen, Konkreten den erhabenen Allausblick und das Interesse drängt sich auf den Menschen zusammen. In dieser Zone hat sich aber der Höchstgott als vollkommene Wertharmonie entwickelt. Daß z. B. der griechische Gott eine Harmonie und eine Komposition ist, ergibt sich gut aus der zentralen und fanatisch um-

kämpften Stellung der Trinitätsvorstellung im griechischen Christentum. Die Griechen sind nie reine Monotheisten geworden, denn eine Eins ist keine Hamonie, diese erfordert zusammenklingende Mehrheit. Als Polytheismus haben denn auch Juden, Monophysiten, Moslim das östliche Christentum verabscheut. Unsere Gottesvorstellung der Allmacht, Allliebe, Allgüte, Allwissenheit, kurz Allvortrefflichkeit stammt aber aus Griechenland. Sie ist Transposition der sinnlichen Schönheit ins Überlogische.

Der Orient hat den Typus des Machtgottes geliefert und mit großer Entschiedenheit festgehalten. Jahwe ist einwandfrei als solcher erkannt. Allah wacht eifersüchtig auf seine Alleinherrschaft, welcher das einzige wirklich unerbittliche Glaubensgesetz des Islam ist.

Wer hat nun im Eingötterglauben die zeitliche Priorität? Rein geschichtlich beglaubigt dürfte kein Eingötterglaube älter sein als die merkwürdige Aton-Verehrung Amenophis IV. Aber diese wirkt in Ägypten ebenso als Einsprengling wie die einmalig freie Eleganz der Büste der Gemahlin Nofretete des gleichen Pharao. Aton konnte sich auch nicht durchsetzen. Es ist weitaus am wahrscheinlichsten, das Amenophis diese seine universale Sonnenverehrung von einem nördlichen Volk bezogen hat. Er korrespondierte ja auch mit indogermanischen Königen Kleinasiens. Aber auch ohne diesen Nachweis ist dieser erste historische Monotheismus nichts Neues, denn die Allgläubigkeit der nördlichen Völker ist zweifelsohne älter.

Auch der Weise Herr der iranischen Gathas ist indogermanisch. Die monotheistische Jahwevorstellung, die sich im Judentum erst nach dem langdauernden persischen Exil zeigt, könnte daher stammen, geklärt ist dies nicht (Winternitz).

Der Gott als das überlogische Absolutum, als die Große Eins, diese uns heute so schwer nacherlebbare und einschätzbare Vorstellung, welche im Orient, insbesondere auch in Iran und Indien die tieferen Geister so mächtig geplagt hat, ist wohl letztlich Abstraktion des Allgottes, wobei das Ganze und das Eine verwechselt wurde. Er stünde dann in ähnlichem Verhältnis zum Allgott wie der Sternenglaube zur Vielgötterreligion.

Und der Christengott? Er stammt mitten aus dem hellenistischen Kreis, der aus griechischen, iranischen und semitischen Geistesquellen gespeist war (vgl. S. 121). Wieder gilt darum von vornherein die Warnung: Man soll das Orientalische an ihm nicht überschätzen.

Zeichnet man sich eine Karte der Geburtsorte der großen Geister des Frühchristentums und der gleichzeitigen Spätantike, so deckt sich beides. Das Christentum ist nicht orientalischer beheimatet als das daneben lebende philosophische Heidentum. Daß orientalische Gebiete mit-

sprechen, kommt nicht weniger von deren hellenistischer Vernordung, als es orientalische Geistigkeit beweist.

Man kann folgende Liste heidnisch-antiker Gedanken aufstellen, die auf das Christentum deutlich vorausweisen:

1. Die Logik, aus welcher sich Überlogik und nachlogische Religionen rechtfertigen. Das Christentum ist durchaus überlogisch wissenschaftshaft.

2. Die universelle Sittlichkeit als Lehre der Stoa (immerhin sei aber beachtet, daß die Stoiker in Kleinasien, die gleichzeitigen Epikuräer in Athen beheimatet waren. Griechen waren die Stoiker trotzdem).

„Wer wohlgeartet von Natur zum Guten strebt,
ist, mag er auch ein Neger sein, doch edlen Bluts".
(Stoischer Spruch.)

3. Liebe deine Feinde, ebenfalls stoische Lehre.

4. Das Zurücktreten der mythischen Götter hinter Tyche und Automaton (Glück und Zufall), also hinter Weltgesetzabstraktionen, in welche der Monotheismus ohne weiteres einströmen konnte.

5. Weltflucht, Buße und Erlösung bei Plato stark anklingend, früher in Beziehung zu den Mysterienkulten und Pythagoras. Nebenströmung des Griechentums von vielleicht alter orientalischer Abkunft.

6. Die Welt als Stockwerkbau mit Seinsschichten und dazwischen auf- und niedersteigenden Geistern (Poseidonios, 46 v. Chr. gestorben, früher als der Jude Philo und der ägyptische Begründer des Neuplatonismus Plotin).

7. Unsterblichkeitsgedanke beschäftigt Plato lebhaft, nachdem er im älteren Griechentum nur blaß gewesen war.

8. Die Clementia, die verzeihende Milde, von Cäsar als Grundtugend in die Politik eingeführt.

So wie beim ersten Blick der germanische Norden an Kulturleistungen dem europäischen Süden gegenüber zurückzutreten scheint, während in Wirklichkeit alles im Süden voll nördlicher Kräfte ist, scheint auch der Orient leichter über- als unterschätzt zu werden. Das Bestechende am Süden ist die sinnliche Klarheit, das Suggestive am Orient die scheinbar gewaltige Weite seiner in Wirklichkeit dimensionslos-abstrakten Gedanken und Kulturgebilde.

4. Religionsstifter

Es gibt ein Christentum und Mohammedanertum, einen Buddhismus, Babismus und Calvinismus. Es gibt aber kein Homertum. Persönlichkeiten treten in der nachlogischen Religionsgeschichte viel stärker hervor als in der vorlogischen, weil es um geoffenbarte Lehren geht, die durch ihre menschlichen Träger verbürgt werden.

Wieder handelt es sich um eine Eigenschaft der nachlogischen Religionen, welche eine besonders starke Resonanz aus orientalischer Wesensart heraus bekommt. Das Christentum hat nicht sehr viel Orientalisches, Jesus aber war Jude.

Zunächst einmal ist die repräsentierende Persönlichkeit überhaupt eine uralte orientalische Vorstellung. Sie lag dem altorientalischen Königtum zugrunde, das sich zu seinem Staat und Volk etwa verhielt wie der Wortname zum Begriff. Sie spricht sich auch noch in der Ungeheuerlichkeit aus, daß Heil oder Verdammnis uns Heutigen noch immer durch den Kreuzestod eines Einzelnen vor zweitausend Jahren gewährleistet sei.

Sodann will Religionsstiftung bekehren, Bekehrtwerden aber heißt Wiedergeboren werden, Zungenreden und Offenbarungserfüllt sein. All das fällt Europäern schwer. Sie entwickeln sich, werden nun einmal selten über Nacht von etwas erfaßt, das sie wie eine neue Geburt erleben (Paulus als Beispiel für den religiösen Typus der „Zweimalgeborenen", wie James ihn kennzeichnet).

Drittens gehört erst recht eine eigentümliche Erlebnisweise dazu, sich selbst als Offenbarung oder als jenseitigen Erleuchtungsträger zu fühlen.

Es gibt nun unter den Religionsstiftern solche, an denen die Lehre, und solche, an denen die Manifestation des Göttlichen überwiegt. In der Bewegung der Gnosis spielt der pontische Grieche Markion die erstere, Simon der Magier aus Syrien die letztere Rolle. Auch Buddha ist vor allem ein Mensch mit einer genialen Einsicht, Mohammed hingegen Mensch mit der fixen Idee besonderer Gottesbeziehung.

Philosophenschulen haben einen Meister, Sekten eine magische Persönlichkeit zum Mittelpunkt, deren Lehre unwichtig ist gegenüber der Erleuchtung. Die jüdischen Propheten waren Sektenhäupter. In Persien ist die Sektierererleuchtung in einen großen Weltenplan allmählicher Vervollkommnung eingebaut (Mahdismus). Ist dies ein Anzeichen indogermanischen zusammenhängenden Denkens? Der Islam gebiert mystische Sekten. Auch seine Reformatoren sind Sektenhäupter, die nichts lehren als Rückkehr zur ursprünglichen Reinheit, aber erleuchtet sind (Mohammed selbst, die Karadchiten, Wachabiten, Almoraviden, Senoussiten usw.).

In Europa haftet der Sekte der Geruch des Eigenbrödlerischen an, aber es fehlt gerade im nördlichen protestantischen Gebiet nicht an Sektenhäuptern, die eine persönliche Erleuchtung vertreten. In Deutschland finden sich Sekten vorwiegend nicht in der blauäugigen Zone, sondern in der Zone mischfarbiger Augen: Ostpreußen, Schlesien, Schwaben, Schweiz, Niederlande. Soweit ihre Führer nicht einfach innerlich Fromme sind, denen der Kirchendienst nicht genügt, drängt sich wohl bei den Offenbarungen mehr das schizophrene als das ekstatische Element hervor. Gerade auch unter den Angelsachsen gibt es ein lebhaftes Sektenwesen, wieder weniger im blauäugigen England als im farb-

gemischteren Amerika (Mormonen, Christian Science, Theosophie, Adventisten usw.). Daß hierfür schizoide Innerlichkeit und schizophrene Eingebungsgefühle erst recht maßgebend sind, läßt sich schon wegen der ungemein leptosomen Konstitution der Angelsachsen erwarten.

Natürlich sind das nur Andeutungen zur Rassenpsychologie der religiösen Persönlichkeit.

Die europäische „Normalreligion" zeigt wenig Religionsstifterbegabung des Erdteiles. Die Reformatoren sind vorwiegend Lehrer, nicht offenbarungsmäßig Erleuchtete. Keiner der Sektenapostel kam zur weiteren Anerkennung. Die Wiedertäufer zeigen am ehesten solche Anklänge, wurden aber weggezüchtet, hielten den Wettbewerb der anderen reformatorischen Bekenntnisse nicht aus.

In Ostasien scheint es den einheimischen ekstatischen oder schizophrenen Religionsstifter überhaupt kaum zu geben (Schizophrene mit den europäischen entsprechenden Krankheitsbildern gibt es aber!). Die Heiligen, um welche sich die buddhistischen Sekten scharen, die eigentlich Schulen sind, stammen überwiegend aus Indien (Varuna, Boddhidharma, Dharmakirti usw.).

Konfuzius hingegen war schlichter Lehrer und wurde erst Jahrhunderte nach seinem Tod als Gegengewicht gegen den eindringenden Buddhismus künstlich zum Gott gemacht.

5. Jenseits und Himmel

Fast alle Völker haben irgendwelchen Glauben an ein Fortleben nach dem Tode. Jenseits- und Himmelsglaube hat aber eine ganz bestimmte historische Wurzel.

Jenseits und Himmel sind dadurch gekennzeichnet, daß sie vom Diesseits schroff abgeschieden sind und daß sie die höchsten Hoffnungen an sich reißen.

Schuchhardt hat an vorgeschichtlichem Material gezeigt, daß solcher betonter Unsterblichkeitsglaube in Europa südlich und südwestlich ist, während die nördlichen Völker es bei weitem vorziehen, auf der Erde zu bleiben.

Auch im Jenseitsglauben kann man eine fetischistische und eine Wortglaubens-Stufe unterscheiden. Das ergreifendste Zeugnis für die erstere sind die Totensitten in Ägypten. Der Pharao will andauern, als ob er nicht Leben, sondern Granit wäre. Diesem Wunsch liegt das Urerlebnis von vergänglichem Leib und unvergänglichem totem Stein zugrunde; und die Versteinung wird gesucht. Als besser als das irdische Leben wird sie aber kaum betrachtet worden sein.

Die altägyptische Mythologie ist die erste, welche das Totenreich wichtig nimmt. Osiris ist dort Richter über die Menschen und — das ist wieder so recht

orientalisch — wiegt ihre guten und schlechten Taten gegeneinander aus. So als ob man pfundweise gut und schlecht sein könnte!

Einen ungeheuren Antrieb erhielt die Jenseitsvorstellung aber durch die Entdeckung der Griechen vom Überlogischen. Alles was logisch unbegreiflich, antinomisch und unumfaßbar ist, bekam damals im Orient die Bedeutung eines zweiten Reiches, dessen Wesen nur ist, daß es jenseits liegt und alle Negationen des Diesseitigen in sich aufnehmen kann. Leib und Stein, Diesseits und Jenseits bedeuten auf fetischistischer und auf der Wortglaubensstufe das gleiche: nur konnten sich ins Jenseits ganz andere Hoffnungen hineinergießen lassen als in das tote steinhafte Sein. So entstand der Himmel.

War aber der Gedanke solch eines Ortes aller im Bereich des logisch Erfaßbaren unbefriedigten Hoffnungen einmal entstanden, dann konnte sich jeder Mensch seinen Ort beliebiger Hoffnungen ausdenken, insbesondere konnte auch alles anschauliche Wohlergehen hineingeträumt werden. Die hohen Geister mußten solchen exoterischen Vordergrund der Himmelshoffnungen, welchen sich das Volk zurechtbaute, um das abstrakte Geheimnis des Überlogischen mitzugenießen, schon dulden.

Damit war aber eine Vorstellung auf die Erde gekommen, die auch den Völkern, welche sie selbst nicht erdacht hätten, zuviel versprach, als daß sie sich ihr hätten verschließen können.

Im Mittelmeergebiet, wo auch Mann und Frau, die Stände und Völker sich besonders scheiden, war die Diesseits-Jenseitsvorstellung besonders gut gebahnt, wie wir von Schuchhardt hörten. In Indien hat sie Buddha noch nicht gekannt, sie eroberte sich aber um Christi Geburt auch den Buddhismus und gab dem sog. Mahayanabuddhismus das Gepräge. An sinnlicher Ausmalung fehlte es nicht, und in dieser Form machte die Himmelsvorstellung auch insbesondere in volkstümlichen Kreisen Ostasiens starken Eindruck.

Hatte die schroffe Scheidung von Diesseits und Jenseits zur Himmelsvorstellung geführt, so gebar diese begreiflicherweise wieder ihren eigenen Gegensatz: den Ort der Bestrafungen und der Qualen. Auch hier war die durch den Gegensatz von Tag und Nacht bedingte Vorstellung eines lichten und eines dunklen Totenreiches, wie z. B. der germanischen Hel, nur ein schwaches Vorspiel zur Hölle. Der Lohn-Strafe-Gedanke, welcher der Hölle erst ihre Bewohner gab, ist, wie schon das ägyptische Totenrichtertum zeigt, ebenfalls eine sehr südliche Erfindung.

Abgesehen von den primitiven Hoffnungen und Befürchtungen, die jedes menschliche Herz erfüllen müssen, dem Himmel und Hölle gelehrt wird, boten diese Vorstellungen den Germanen neues Material zur unendlichen Ausweitung ihres allgläubigen Weltbildes. Wo einst die Weltesche sich reckte, mußte auch ein Himmel und eine Hölle unterzubringen sein. Nur werden sie anstelle der radikalen Entgegensetzung, die sie im Orient bedeuten, zu zusammengehörigen Teilgliedern einer Welt.

Die kosmologische Schaugewalt, wie sie sich in der Wöluspa äußert, hat die äußersten Gedanken des Orients wie einzelne Bauglieder in ihre Gesichte eingebunden. Auf germanischem Boden entsteht in karolingischer Zeit die bildliche Darstellung des Weltgerichtes, wie überhaupt jene kosmologische Bilderfolge, die wir fünf Jahrhunderte später erst in Giottos Fresken in der sog. Arena zu Padua erhalten sehen (Pinder) und die letztlich zum Freskenwerk Michelangelos in der sixtinischen Kapelle geführt hat.

Auch des gotisch-oberitalienischen Dichters Dante (seine individuellen körperlichen Rassenmerkmale können wir, den modernen rassenbiologischen Grunderkenntnissen entsprechend, nicht so wichtig nehmen, wie einerseits Woltmann, andererseits Frasseto), Divina Comedia ist Abkömmling der Wöluspa und gibt den drei Bereichen Hölle, Fegefeuer, Paradies in einer unendlichen Welt einen geographischen Sinn.

Ähnliche kosmologische Schaugewalt begegnet in der indischen Ausdeutung der Himmel im Mahayanabuddhismus wie im Brahmanentum. Jeder indische Tempel ist ein vielschichtiger Weltberg. Die Veden stehen hinter diesen Vorstellungen wie die Wöluspa hinter den germanischen.

6. Toleranz

Daß Völker, die sich bekämpfen, gleichzeitig verschiedener Religion sind, mußte immer vorkommen. Die Glaubensinhalte selbst waren aber bis vor zweitausend Jahren in bemerkenswert geringem Maße Unfriedengründe. Die Entstehungszeit der „Religion der Liebe“ bezeichnet hier einen sehr einschneidenden Wendepunkt.

Die mythologischen Polytheismen vertrugen sich in einer Weise, über die man sich nur höchlichst wundern kann. Die Existenz der fremden Götter wurde immer freigiebigst mit vorausgesetzt, bestenfalls durch Namensgleichung bescheidene Übereinstimmung erzielt. Widersprüche waren in diesem goldenen Zeitalter offenbar nicht Widersprüche.

Und damit sind wir im Kern der Frage. Toleranz und Intoleranz haben eng zu tun mit der besprochenen Unterscheidung vor- und nachlogischer Religionen. Erst in dem Augenblick, in dem der Glaubenssatz anstelle des Glaubensbildes seine Herrschaft antritt, wird der Gläubige auf religiöse Urteile festgelegt, die alles außerhalb ihrer selbst Stehende notwendig verurteilen müssen. Denn der Logos kam nach der Logik und kann deren Grundgesetz vom ausgeschlossenen Widerspruch nicht entgehen.

Es ist in Griechenland auch unmittelbar zu verfolgen, wie die christlichen Konzilien den eifersüchtigen Hader der antiken Philosophenschulen erben. Hinter den Sinngründen werden die Triebgründe der Intoleranz sichtbar!

Der antike Staat, und zwar die Polis wie das römische Reich, kannte gleiche Intoleranz gegen den Bürger, der sich ihm nicht völlig verschrieb (etwa der Mißachtung der Staatsflagge heute zu vergleichen). Die Kultverweigerung brachte bekanntlich auch die Christenverfolgungen mit sich. Diese kamen aber sehr allmählich in Schwung. Sie waren im Anfang eher Lynchjustiz des Pöbels. Erst allmählich stieg der Christenhaß in höhere Kreise der Staatsführung, und zwar zu einer Zeit, wo sich auch das antike Heidentum in eine „Kultkirche" im Sinne der nachlogischen Religionen gesammelt hatte (Seeck).

Indien blieb im allgemeinen vorlogisch tolerant gegen alle auftretenden Heilslehrer. Der „nachlogische" Buddhismus verfiel in Indien bekanntlich. Gegen ihn hatte das Brahmanentum auch höchst intolerante wütende Verfolgungen eingeleitet, vor allem im mehr orientaliden Nordindien.

Auch das uns so wunderliche Nebeneinanderleben der Religionen in Ostasien ist vorlogisch, beruht auf Unwichtignehmen des Satzes vom ausgeschlossenen Widerspruche. Wo sich das Staatsganze bedroht fühlte, traf die Anhänger fremder Bekenntnisse durchaus der weltliche Arm (Buddhistenverfolgungen in China, plötzliche Ausrottung der Franz-Xaver-Christen in Japan).

Im Westen ging die richtige Intoleranz erst los, als die siegreiche Kirche Muße hatte, in sich Fehden zu führen. Nun erst entsteht der Begriff des Ketzers als des Kardinalverbrechers schlechthin, der der Kirche so wenig entgeht, wie dem Staat, da beide eins sind.

Liest man von der Zankwütigkeit der griechischen Bischofsynoden, dann greift man sich unwillkürlich an den Kopf. Aber wie gewöhnlich in der Geschichte hat das Wunderliche einen tieferen Sinn, ist nicht bloß Ausfluß von Allzumenschlichkeiten, die sich Repräsentanz eines Zeitalters anmaßen. Nicht nur, daß sich die nachlogische Religion des Griechentums in der Synode eine neue Agora voll von Geschwätzigkeit schafft (während die islamische Glaubenslehre durch die Fetwas des Scheich-ül-Islam dekretiert wird) ist echt südalpin.

Echt griechisch-wissenschaftlich ist auch das Ernstnehmen der Vernunftswahrheit. Denn unwiderleglich richtig ist ja, daß Glaubenswahrheiten, wenn sie als echte Erkenntnisse aufgefaßt werden, keinen Widerspruch neben sich dulden können. Die griechische Frühgeschichte des Christentums ist überschäumend ergriffene Frühgeschichte des Glaubenssatzes an Stelle des Glaubensbildes!

Vom Einbruch des wissenschaftlichen Urteils in die Religion bis zur auch juristischen Verurteilung der abweichend Meinenden ist es nicht weit.

Falsche Glaubenssätze wären ja nicht so gefährlich, wenn nicht von ihnen das Heil abhinge. An diesem Punkte beginnt für uns heutige

neue Unbegreiflichkeit. Was kann Gott an den Irrungen des schwachen Menschen viel liegen!

Das richtige Bekenntnis ist aber nun einmal den nachlogischen Religionen der magische, zauberische Himmelsschlüssel.

Es liegt darin ein Funken richtiger Wissenschaftlichkeit, ein Nachklang des Frohlockens darüber, daß man sich auf seine logischen Schlüsse so weithin verlassen kann, wie auf kein Wissen der vorlogischen Zeit. Es liegt auch ein Vorklang technischen Bewußtseins darin. Auch der Techniker darf sich nicht im mindesten verrechnen, wenn er nicht die Wirkung gefährden will.

Aber der Glaubenssatz ist weder eine logische Begründung, noch ein erwiesenes Naturgesetz, ist ein Urteil, das nirgends abgeleitet und auf nichts realiter anwendbar ist, ein herausgebrochener sinnloser Brocken einer genialen geistigen Leistung.

Das hindert aber nicht seine Herrschaft. Er ist eben angeblich aus dem Jenseits gekommen und auch auf das Jenseits anwendbar. Oder er steckt in autoritären Schriften und kann durch wissenschaftliche Bemühung um diese herausgelöst werden.

Der nach der Herkunft und Wirkung doppelt magische Bezug des Glaubenssatzes sowie sein Charakter als geistiger Fetisch hat ihn natürlich dem Orient empfohlen, ja der Islam, der um den Satz „Es gibt keinen Gott außer Allah" herum gebaut ist, ist die einzige nachlogische Religion, die sich unter Farbigen dauerhaften Eingang geschaffen hat.

Gerade Spanien, rassisch und geographisch in vieler Hinsicht ein westliches Gegenstück zu Byzanz, hat ein Jahrtausend später das zweite klassische Beispiel für die erbarmungslose Herrschaft des Glaubenssatzes über den Ketzer gegeben.

Die an die Reformation anschließenden Glaubenskämpfe sind hingegen wesentlich Souveränitätskämpfe. Das zeigt sich daran, daß die evangelische Freiheit als solche, also der Widerspruch gegen die souveräne kirchliche Bindung, nicht ein bestimmtes Dogma oder seine Leugnung ihren Kern ausmachte. Aus diesem Freiheitsaufruhr wurde denn auch bald zwischenstaatlicher Kampf, was bei der südeuropäischen Intoleranz nirgends eintrat, und auch die Schlußformel von 1556, Cuius Regio, eius Religio, war eine staatliche. Die erst hundert Jahre später erkämpfte endgültige Schlußformel der europäischen Glaubenskämpfe, das Toleranzpatent, ist die eigentliche Abdankung der nachlogischen Religion vom staatlichen Leben, 150 Jahre nach dem Münsterer Frieden hat auch die Metaphysik als Wissenschaft abgedankt. Von da ab ist Intoleranz über Jenseitsfragen nicht mehr Wissenschaftlichkeit und die skeptische Toleranz beherrscht das Feld. „Das Geheimnis ist zu groß, als daß ein Weg zu ihm führen könnte" — dieses Wort des Heiden

Symmachos, der 383 beim christlichen Kaiser Duldung für das Heidentum suchte, ist das Endergebnis aller zwischenliegenden europäischen Intoleranz.

All dies zeigt, daß Intoleranz nicht europafremd ist. Im Orient ist wohl die Verständnislosigkeit der Glaubensgemeinden gegeneinander auf die äußerste Spitze getrieben, daneben steht aber fest, daß insbesondere die Moslim oft toleranter waren, als die Christen.

Christen und Juden sowie andere „Schriftbesitzer“ (vgl. S. 117) dürfen in islamischen Staatswesen in der Regel ungeschoren mitleben. Als sich in Spanien die christliche und die islamische Welt etwa die Waage hielten, hat der Kalif Christenausweisungen und -verfolgungen nicht einmal in Beantwortung ähnlicher Maßnahmen der Christenfürsten angewendet. Und heute herrscht der mohammedanische Nizzam von Haidarabad über seinen vorwiegend von Hindus bewohnten Staat, wie auch das umgekehrte vorkommt. Dabei ist der weißglühende Haß der indischen großen Glaubensparteien aufeinander allbekannt. Wo bleibt da Cuius regio eius religio? Religiöse Gleichgültigkeit wie im türkischen Reich liegt doch wahrhaftig nicht vor.

Aber der Auftrag Allahs wie Jahwes gehen auf Beherrschen, nicht auf Erlösen der Ungläubigen, während sich die Kirche für das Heil der Ketzer verantwortlich fühlt. Der orientalische Staat, der nur Unterworfene hat, kann auch Fremdgläubige unterwerfen. Eine innere Einheit will er ja doch nicht sein.

Vor allem aber: Wo Offenbarung und magische Bedeutung des Wortes voll herrschen, verliert sich der logische Zwang zur Intoleranz. Darum reicht Europa, so parodox das klingt, im Süden so weit wie die nachlogische Intoleranz. Wo die verschiedensten und widersprüchlichsten Lehren auf dem gleichen Boden wachsen können wie im Islam und im Talmud, dort herrscht die Wortnamenmagie und ist Orient.

7. Die Germanen und das Christentum

Adoption einer fremden Religion hat immer besonderes kulturbiologisches Interesse, weil sie einen innerlichen Vorgang historisch sichtbar macht. Ganz besonders interessieren muß uns aber, wie unsere nordalpinen Vorfahren zu dem Glauben gekommen sind, welcher sie während ihrer Hochkulturzeit beseelt hat.

Es ist gerade in den letzten Jahren viel darüber nachgedacht und geforscht worden, ob und wieweit das Christentum den Germanen arteigen sei. Dies ist eines der vielen Anzeichen dafür, daß die nordalpinen Völker daran sind, über das Christentum hinauszuwachsen.

In vorliegendem rassenpsychologischen Zusammenhang haben wir aber die gleiche Stellung einzunehmen, welche Pinder für die Kunstwissenschaft ausgesprochen hat: Die Wissenschaft von der deutschen Kunst hat es mit allem zu tun, was von deutschen Menschen hervorge-

bracht wurde, aber auch nur mit diesem. Alle Vorstöße, welche einmal das eine, einmal das andere am deutschen Kunstgut als undeutsch verdächtigen, sind eine unberechtigte Einengung des deutschen Leistungserbes. So können auch wir hier die Augen vor der Tatsache, daß die europäischen Völker, und nicht am wenigsten die germanischen, seit tausend bis zweitausend Jahren dem Christengott anhängen, nicht verschließen. Wir können nur ergründen, wieso das rassenpsychologisch möglich war.

Betrachten wir da einmal die Art der Bekehrung, so ist gleich zu betonen, daß das Christentum nicht nur als Religion, sondern als Gesamtexponent eines breiten Kulturstromes voll alter und reifer Erfahrungen an die Germanen herantrat. Annahme des Christentums bedeutete Adoptionswilligkeit für spätantike Kultur. Alle nach Süden gekommenen Germanenstämme haben verhältnismäßig rasch diesen Zoll gezahlt. Sie hätten wohl auch Odin und Thor schlecht auf einen Boden verpflanzen können, auf dem der einheimische Zeus und Apollo schon dahingestorben war.

Zu zwangsweiser Bekehrung hatten die südlichen Völker meist einfach nicht die Macht (ausgenommen etwa zeitweise die byzantinischen Kaiser).

Die Bekehrung konnte freilich umso eher oft bloße Staatsangelegenheit und Politikum sein, da auch die Germanen so wie Griechen und Römer völkische Kultreligionen vorlogischen Stiles hatten.

Man sieht keine missionarische Expansivität der Mittelmeermenschen nach Norden hin. Hätten die Germanenvölker sich nicht untereinander selbst bekehrt, so wären sie Heiden geblieben. Ganz besonders bemerkenswert ist, daß das erste innerlich eigenständige Christentum im äußersten Nordwesten, in Irland-England, entstand, also dort, wo Zwangseinwirkungen des Mittelmeergebietes wahrhaftig am wenigsten in Betracht kamen. Und wenn dieses irische Christentum ägyptisch-koptische Elemente zeigt, so deshalb, weil Sankt Patrick und seine Genossen nicht ruhten, bevor sie an den fernsten Quellen ihres Glaubens getrunken hatten, nicht umgekehrt, wegen Nordexpansion des Orients. Selbst die Alpenländer, also ehemalige römische Provinzen, sind nicht vom nahen Süden, sondern vom fernen Irland her bekehrt worden (ob sich die Iren hier leichter taten, weil es noch keltische Sprachreste gab, wie wohl möglich, ist dabei verhältnismäßig eine Nebensache). In Mitteleuropa, Slavenland und Skandinavien, hat sich das ganze erste nachchristliche Jahrtausend hindurch ein teils christliches, teils heidnisches Staatensystem erhalten, das sich durch Kulturhöhe und allgemeine Kulturgesinnung in seinen christlichen und nichtchristlichen Bestandteilen gar nicht allzusehr unterschieden zu haben scheint. Daß das Heidentum abbröckelte, das

Christentum allmählich zunahm, war ein ganz allmählicher und vielfältiger Vorgang, der weit über jeder Zufallshaftigkeit steht. Mittelmeermenschen waren ungemein wenig, Orientalen überhaupt nicht daran beteiligt. Auch die dabei vorgekommene kriegerische Gewalt wurde von Nordvölkern gegen Nordvölker ausgeübt. Das berüchtigte Blutbad von Verden verübten Franken an Sachsen.

Es wäre furchtbar, wenn die Adoption des Christentums und der antiken Tradition, diese vielleicht größte geistesgeschichtliche Entscheidung des europäischen Nordens, Ergebnis von Irrtum oder bloßer Gewalt wäre. Wer zeigt, warum die Christianisierung auch rassenpsychologisch sinnvoll war, entlastet unser Geschichtsbewußtsein von dem ungeheuren Druck, alle unsere bekannte Geschichte als Sklaverei betrachten zu müssen.

Zunächst steht da die Frage, ob eine blühende eigenständige Religionsentwickelung abgeknickt wurde? Daß der Christengott immer wieder und an so vielen Stellen siegreich war, spricht nicht gerade dafür. Die vielen Stimmen, welche sagen, daß die heidnische Phase des germanischen Glaubenslebens von innen heraus zu Ende ging, will ich durch einen allgemein kulturkundlichen Grund bestärken: wenn anders die Germanen schon in der Heidenzeit hohe Kultur hatten, dann hatten sie auch in sich zusammenhängende Geistesgeschichte. Wenn aber dies der Fall ist, dann muß es grundfalsch sein, geistige Erscheinungen, die wir aus einer ganz bestimmten Phase kennen, für uralt und den Inbegriff des Germanischen zu erklären — dann wird aber auch die nordische Vielgötterreligion, von der wir zu wissen glauben, daß sie schon in der jüngeren Steinzeit begonnen hatte, in der Völkerwanderungs- und Wikingerzeit bestimmt schon alt gewesen sein.

Aber man stelle sich doch auch einmal die Frage, was denn die fremde südliche Religion für diesen Mittelmeer-Süden selbst gewesen ist. Aus den vorangegangenen Abschnitten ergibt sich doch klar folgendes: Auch das antike Heidentum ist wenige Jahrhunderte vor den Germanengöttern vom Christentum verdrängt worden. Wurde Zeus und Apollo ebenso künstlich geknickt wie Odin und Thor? Nein, von diesen südlichen Göttern ist eindeutig gewiß, daß sie an Alter und Skepsis gestorben sind, als das erste wissenschaftliche Zeitalter Europas den vorlogischen Religionen ein Ende machte. Und das Christentum ist einfach die siegreiche, weil europäischeste der nachlogischen Religionen, deren Geschichte mit dem Griechen Plato anhebt, gewesen. Und man soll auch nicht den orientalischen, sondern den hellenistischen Ursprung dieser wissenschaftlichsten aller Religionen betonen. Wenn also die Germanen von Süden her überfremdet wurden, so die Mittelmeermenschen ihrerseits ebenso, wenn aber der Schritt von vorlogischer zu nach-

logischer Religion in der inneren Geistesgeschichte des europäischen Heidentums vorgezeichnet war, dann hätten die germanischen Götter nur das gleiche erleben können wie die griechischen, und der Vorgang wurde dadurch, daß eine nachlogische Religion schon ausgearbeitet bereitlag, höchstens beschleunigt.

Der Christianisierungsvorgang wird auch dadurch schwer verzeichnet, daß unbewußt die Vorstellung besteht, als hätten es die Germanen mit dem heutigen Katholizismus zu tun gehabt. Es gab aber nicht nur keine Unfehlbarkeit, die ja erst 1870 (!) in diese Welt kam, keinen Jesuitenorden, sondern auch keinen Papst, kein Zölibat, keine Bettelorden, keine Beichte und kein Bußsakrament, keinen universalen Souveränitätsanspruch der Kirche, ja auch kein endgültig gefestigtes Dogmennetz. Alle diese für den heutigen Zustand so bezeichnenden Dinge sind erst seit der Germanenbekehrung, und nicht immer ohne germanische Hilfe, zustandegekommen.

Auch von dieser Seite aus erscheint die Reaktion gegen das Christentum einfach als Reaktion gegen einen sich dem Ende zuneigenden Zustand Europas. Man tut dem Orient zuviel Ehre an, wenn man ihm eine geistige Macht zuschreibt, die Europa durch zwei Jahrtausende geknechtet hätte.

Hebt man alle diese späteren geschichtlichen Schichten vom Christentum, mit dem die Germanen in Berührung kamen, ab, dann zeigt sich, wie unbestimmt, gleichsam noch plastisch knetbar diese Lehre und Lebensform war. Die Germanen haben denn auch weidlich daran geknetet und geformt.

Lothar schildert, wie den arianischen Germanen der Gott-Mensch im Mittelpunkt stand, den Franken aber der himmlische König, eine vor allem politische Macht, wie sie selbst. Auf den englischen Inseln sei die vertiefte Problematik des Menschenlebens, Anfang und Ende, Todesangst und Unendlichkeitssehnsucht vor allem empfunden worden, während den Sachsen Christus im Sinne des Heliand der Gefolgschaft verlangende Heerkönig gewesen sei.

Das irisch-angelsächsische Christentum der altbritischen Kirche beginnt schon im 6. Jahrhundert als geistige Gestalt dem griechischen ebenbürtig zu werden. Hier kann man wahrhaftig von Geburt eines neuen Weltgefühles und von einer ersten Manifestation nicht nur gotischen Gefühles, sondern gotischen Geistes sprechen. England hat zum gotischen Christentum ungemein viel beigetragen. Die gleichsam substanzlose Unendlichkeitssehnsucht ist wohl überhaupt in ganz besonderem Maße westnordisch gewesen.

Unendlichkeit ist nun gleich ein Kernbegriff des germanischen Christentums, der sich an einen südlichen Begriff anschließen läßt, aber eine ganz neue Welt eröffnet. Ewigkeit ist das große Standfilmbild

im Sinne des Orients, das hinter dem Ruck der Einzelbildchen steckt (vgl. S. 151). Unendlichkeit im germanischen Sinn ist aber umgekehrt der nirgends aufhörende Fluß des Zeitfilmes.

Die Griechen haben den Begriff der Unendlichkeit wohl gekannt, wie verschiedene Gedanken aller klassisch-griechischen Epochen beweisen. Aber sie haben ihn gescheut und verdrängt, weil ihnen um sinnlich-nahe Harmonie zu tun war. Die Germanen aber haben sich auf ihn gestürzt und selbst dem sinnlich-Nächsten Unendlichkeitsfarbe beigemischt.

Die weltengroßen Vorstellungen, welche man sich aus der Theologie des Überlogischen entwickeln konnte, dürften dem germanischen Gefühl überhaupt besser gelegen haben, als die enge sinnliche Begrenztheit der klassischen Weltsymbole. Aber die Germanen weiten das Sinnliche schrankenlos aus, wo die Südlichen es durch Geistiges überwinden wollten. Die germanische Allgläubigkeit konnte in das Überlogische wunderbar einströmen.

Wir haben damit die wahrscheinlich allumfassendste Formel für das Wesen der nachantiken europäischen Kulturen gegeben.

Nachdem sich die altnordische Allerhabenheit in die Göttermythologie allzusehr aufgespalten hatte, sorgte die monotheistische Gottesvorstellung des Christentums dafür, daß die Germanen von neuem vom höchsten Ganzen, vom Unendlichen her, dachten, fühlten und lebten. Wenn man weiß, wie sehr alles germanische Denken vom unfaßbaren Ganzen her in die schrittweise sich verfestigenden Glieder hinein zu konstruieren sucht, so kann man ermessen, welchen ungemeinen Dienst die nachlogische Gottesvorstellung gerade auch den nördlichen Europäern geleistet hat.

Aus dem Keimgrund des unendlichen Gotteswesens hat sich die schrittweise Verweltlichung ergeben, die schließlich zu unserer fast nur noch weltlichen Kultur geführt hat. Diese neueuropäische Kultur hat dafür aber das Thema „Weltlichkeit" in einer allen anderen Völkern unfaßbaren Fülle durchgeführt, so ähnlich, wie das Griechentum das Thema „Harmonie".

Weltlich, das heißt hier endlich und ist ein Ausschnitt aus dem Unendlichen, nicht ein Gegensatz dazu. Dieser Ausschnitt ist aber heute schon so sehr gewaltig in sich, daß er einen großen Teil der Gefühle auf sich ziehen kann, die sonst der außermenschlichen Unendlichkeit zukamen. Nicht nur der gestirnte Himmel über uns, auch ein Konversationslexikon oder die Leunawerke sind schlechthin erhabene Naturerscheinungen, obwohl Menschenwerk.

Man darf den Germanen von einst, die eine solche Durchführung des Themas „Weltlichkeit" erst für die Zukunft vorhatten, auch wieder nicht übelnehmen, daß sie mehr an Unendlichkeit und die Geheimnisse

der letzten Dinge dachten (vgl. S. 128) als wir. Aus diesen ihren blutigen Nöten sind die Gegenstände unserer heutigen Weltfrömmigkeit wie unserer heutigen Bequemlichkeit geworden. Ihre Himmelssehnsucht hat auch den Himmel auf Erden geschaffen, der unser heutiger Zustand im Vergleich zur Geplagtheit aller früheren Völker ja doch ist.

Aber solange das Christentum bei den Germanen ist, war es nur ein Hintergrund, der volkhaftes und weltfreudiges Dasein überhöhte und seine Lücken ausfüllte. Von den wirklichen germanischen Lebensinhalten der vorchristlichen Zeit ist bei der Mehrzahl der Menschen und die längste Zeit ihres Lebens herzlich wenig weggefallen. Mönchstum war die große Ausnahme, Tat, Macht, Kampf und weidlicher Genuß des Daseins blieben im Schwange. Den Theorien vom Unwert des Daseins mochte folgen, wer von der Praxis genug bekommen hatte.

Was nach außen die Unendlichkeit, das war den Germanen nach innen die Seele, eine zweite dem beschauenden Bewußtsein nur teilbekannte Landschaft, die letztlich in Gott wurzelte, d. h. aber auch wieder ein Ausschnitt der Unendlichkeit war. Man muß, glaube ich, wiederum zugeben, daß die energische christliche Verweisung auf die Seele für die germanischen Entdeckungen über Innenleben, seelisches Wachstum und Charakter eine ähnliche erzieherische Bedeutung hatte, wie die Verweisung auf das Überlogische.

Selbst die Gedanken der Sünde und der Buße haben unverkennbar starken Eindruck auf die Germanen gemacht. Sünde ist freilich in germanischem Sinne nicht Erbsünde und Buße nicht Demut. Gerade aus der Freiheit der Persönlichkeit und aus der adeligen Fähigkeit, auch nicht zu sündigen, heraus kann ja Sünde erst als persönliche Schuld empfunden werden.

Und welche Rolle muß erst recht in einer so ganz auf Tat abgestellten Welt auch die Missetat gespielt haben! Im Vergleich dazu haben wir meisten Heutigen gar nichts zu büßen und zu bereuen. Die Tat ist dem Germanen ja weder bloßer Zweck noch blinder Ausbruch, sondern Stil, an dessen Erfüllung die Ehre und der ganze Wert des Lebens hängt. Danach muß man die Reue des Missetäters bemessen. Sie ging auch nicht um kleine Dinge, sondern meist um vergossenes Blut oder Gottesfrevel. Südliche Normen dafür, was Missetat sei, haben sich die Germanen nur in recht kleinem Umfange aufdrängen lassen. Das meiste an den späteren Ritterpflichten mußten auch Wikinger und Völkerwanderungsmannen schon gutheißen.

Daß das Rittertum Bändigung bedeutete, können wir kaum beklagen. Denn, wie man ebenfalls neuerdings einsieht, war in den übergroßen Zeiten der Wanderung Zucht und Sitte doch bedenklich außer Rand und Band geraten, ohne daß das für Germanen als der Normalzustand betrachtet werden darf. Wir wollen

das gewiß heldische Benehmen der Kriegshaufen des Dreißigjährigen Krieges, die ebenfalls vorwiegend germanischen Blutes waren, doch auch nicht in Bausch und Bogen gutheißen!

Auch das christliche Liebesgebot muß im nördlichen Europa irgendwie auf fruchtbaren Boden gefallen sein. Sonst wäre nicht noch heute „die christliche Moral" gerade in Skandinavien und England im volkstümlichen Bewußtsein so stark verankert. Sie bleibt dort, wo Dogma und Kult abblättert, als das „wahre Christentum" bestehen,

Umgekehrt war im Frühchristentum der Ketzer und der Kultverächter der Kardinalverbrecher, und nicht die christliche Liebe, sondern die egozentrische Heilsbemühung kennzeichnet die Urkirche, die uns heute unendlich fremd geworden ist.

Wenn so im Norden die Moral der standhaltende Kern der Religion bleibt, fühlt man sich da nicht sofort daran erinnert, daß auch die heidnischen Germanen die Götter weniger wichtig nahmen, als die heilige Sittlichkeitsordnung?

„Christliche Liebe", germanisch verstanden, ist Ausweitung der Wertgefühle über das eigene Ich hinaus auf anderes Leben. Wenn man den Wert der eigenen Persönlichkeit sachlich (im Gewissen, d. h. durch Wissen) einschätzt, dann kann man auch für andere Persönlichkeiten, die doch die gleichen Werte enthalten, nicht blind sein. Egozentrisches Fühlen ist enge, daher beschränkt, dumm und böse. Gerade an der geistigen Achtung und Verantwortung für sich selbst erwächst das, was der Germane Menschenliebe nennt. Es ist sachliche Lebensliebe. Man wird sich keine europäische Sittlichkeitsordnung vorstellen können, die sich dem je wieder entzieht. Wahrscheinlich steckte ähnliches aber auch schon im vorchristlichen Empfinden des Nordens.

Die vereinzelten Caritasakte des frühchristlichen Südens schlossen sich im germanischen Mittelalter zu einem ganzen System von Einrichtungen zusammen. An Stelle der Magie der Almosen trat dabei die verpflichtende Solidarität und letztlich die Fürsorgebeauftragung der Gesamtgemeinschaft, des Staates. Nicht mehr der Bettler, der in Verachtung herabsank, sondern nur Menschen in irgendwie hilfloser Lage, also gefährdetes Leben, wurde Empfänger der Liebesbereitschaft. Heute sind Krankenpflegewesen, Arbeitslosenunterstützung und die ganze Sozialpolitik aus diesen Anfängen entstanden. Wenn man weiß, wie wenig der Orient für Ethik und Sozialleben Interesse hat (vgl. die Schaubilder S. 160), dann wird die Behauptung absurd, Europa habe sein auf Erden einmaliges System menschlicher Solidarität aus dem weiten Süden bezogen.

Freilich unterschieden sich Mönche und Ritter immer wie Rotes Kreuz und Feldtruppe. Aber das bedeutet doch nicht, daß nur die Waffengewalt in Germanien heimisch gewesen sei.

Auch etwa, was dem christlichen „Liebe Deine Feinde" entspricht, ist wohl nur auf dem germanischen Boden stark geschichtswirksam geworden. Das freilich nicht in dem passiven Sinne des vielberühmten

„wenn Du eine Ohrfeige bekommst, halte auch die andere Backe hin", sondern in Gestalt der Ritterlichkeit im Kampfe, welche Naumann und Gehl als eindeutig germanisches Empfinden herausgestellt haben, in Island z. B. als Drengsskapr nachzuweisen, in England den Gedankenkreis der Fairness bildend. Der Gegner ist sachlich notwendig zum Kampfspiel. Und: Wer gegen mich ist, dem ist deswegen nicht die Ehre genommen, und ich bin nicht aller Verpflichtung gegen ihn frei. Das ist das germanische „Liebe Deine Feinde", ein starker Gegensatz zum weißglühenden Haß des Orients, dem jeder Feind nichts ist als ein Majestätsverbrecher, gegen den man aller Verpflichtungen ledig ist.

Wenn wir so inne geworden sind, daß wir die germanische Phase des Christentumes gerade auch im Sinne nordischer Rassenveranlagung durchaus bejahen dürfen, so ist damit natürlich nicht geleugnet, daß es besser und schöner und erfreulicher gewesen wäre, wenn der europäische Norden all dies aus sich allein geschaffen hätte. Aber solch frommer Wunsch erinnert an den Widerwillen jüngerer Geschwister, in die Kleider zu steigen, die für ihre älteren Brüder gekauft worden sind. Spätergeborene werden immer erben müssen, erben ist aber nicht immer erfreulich. Außerdem gilt aber allgemein im Kulturleben, daß Adoption neben Eigenschöpfung herläuft, ja sogar in der Regel numerisch viel öfter vorkommt. Wie stark spiegelt sich nicht auch z. B. in vielen Erscheinungen des archaischen Griechenlands der Orient! Wie willig hat Rom fast die ganze griechische geistige Welt adoptiert!

Ein sachlich zu rechtfertigendes germanisches Selbstgefühl wird die Tatsache, daß wir auch Erben und auch Adoptierende waren, ruhig anerkennen.

Wir können hier nicht im einzelnen verfolgen, wie sich das nördliche germanische Gotische Christentum ausbildete und eine auch für den Spätgeborenen erschütternd große Welt wurde. Aber über den inneren Gehalt der Reformationsbewegungen und ihre Auswirkung sei wiederum einiges von mancher geläufigen Meinung Abweichende gesagt.

Die Reformationsbewegung wird heute meist großenteils in dem Licht gesehen, daß es sich um einen großen Befreiungsversuch germanischen Wesens vom Christentum handle. Ich glaube, man soll die Überzeugung der Zeit selbst, das Christentum nicht abgeschüttelt, sondern erneuert zu haben, nicht zu gering einschätzen. Das meiste, woran sich Wiclef, Hus, Luther usw. stießen, war nicht im Orient oder im frühen Griechenland entwickelt worden, sondern auf europäisch-südalpinem Boden, und zu einer Zeit, wo die Germanen großenteils ebenfalls schon Christen gewesen waren. Ablaßunfug, Werkfrömmigkeit, Heiligenwesen, Paptsttum, Souveränitätsanspruch der Kirche auf allen Lebensgebieten. Vor allem aber, das vergesse man nicht, der geistes-

geschichtlich unwesentliche, aber praktisch im Vordergrund stehende ungeheure ideelle Verfall der Kirche, die heillose, weil zügellose Weltlichkeit ihrer Diener.

Der evangelische Eifer um den alleinigen Glauben bedeutete vor allem eine neue Rangerhöhung des unendlichen Daseinshintergrundes, zu der Südeuropa nicht mehr fähig gewesen wäre, weil ihm der religiöse Ernst nach der Überspanntheit der patristischen (kirchenväterlichen) Epoche gründlich vergangen gewesen war zugunsten einer echt antik-heidnischen, sinnlichen Weltfreude. Wir werden noch zeigen, daß die ganze Kunst der Renaissance nichts ist als Gegenschlag zur nordalpinen Gotik. Ebenso ist der Katholizismus, jene relativ südliche Religion, die seit dem Tridentinum ihren Ernst wiedergefunden hat, Gegenschlag zur verbliebenen Urgewalt des Unendlichkeitsglaubens in Luther.

Die protestantische Verwerfung der guten Werke besagt nicht, daß man nicht christliche Liebe üben solle, sondern nur, daß man den Gedanken aufgeben solle, damit das Unendliche zwingen zu können. Es ist hochinteressant, wie der gleiche Gedanke, daß der Mensch sein Heil durch Wohltun nicht erkaufen könne, im reformierten Westeuropa die Form der Prädestination, der Vorherbestimmtheit von Heil und Verdammnis annimmt, also in eben dem Gebiet, in dem der strenge mechanistische Kausalbegriff das geistige Gesicht bestimmt, eine auf die Wirklichkeit angewandte Scholastik (Schlußfolgerungswut).

Auf welche Rassenkräfte die Reformation zurückzuführen ist, ergibt sich aus der geographischen Herkunft ihrer Führer. Luther, Melanchton, Karlstadt, Münzer, Calvin und Zwingli, Hus, aber auch Cusanus, Tauler, Böhme, Paracelsus, Meister Eckart sind sämtlich im vorwiegend nichtbraunäugigen, jedoch nicht im vorwiegend blauäugigen Gebiet geboren. Über Mittel- und Süddeutschland und durch ganz Österreich war die geistige Sturmbewegung sofort hindurchgegangen. Die fanatischsten Kämpfer der Gegenreformation erstanden ebendort, wo zuerst die innere Stoßkraft der Reformation am stärksten war. Für Niedersachsen hatte die Reformation hingegen nach Lauffer wegen der Beharrlichkeit des Volksstammes kaum Aussicht durchzudringen, wenn nicht die Verderbtheit der spätmittelalterlichen Kirche gewesen wäre. Gerade diese Verderbtheit ist aber ein verhältnismäßig äußerliches Motiv der Reformation. Auch in Skandinavien hatte die Reformation längst nicht so rasche Erfolge wie in Süddeutschland. Westfalen, Südoldenburg, Köln, wesentliche Teile Hollands, Flandern sind nicht protestantisch geworden, obwohl diese Bevölkerungen großenteils zur vorwiegend blauäugigen Zone gehören.

In Frankreich hatte die Reformation umgekehrt eine sehr beachtliche Stärke und einheimische Form. Calvin war Franzose aus der Picardie. Die französischen Protestanten behaupten auch heute noch

von sich, daß *ihre* Art der Religionsauffassung die echt französische sei, zu diesem Volke von vernünftelnden Individualisten passe (*Distelbarth*).

Auch Spanien, insbes. Nordspanien und Italien, insbes. Norditalien (z. B. Venedig), standen der Bewegung durchaus nicht ganz kalt gegenüber.

Die Wiedererhöhung des Glaubens im Namen der evangelischen Freiheit hat wohl *im ganzen vorwiegend nicht braunäugigen Europa breite Bevölkerungsteile erfaßt.* Die vorwiegend farbgemischtäugigen erwiesen sich dabei als revolutionärer und geistig produktiver, die vorwiegend blauäugigen als hartnäckiger und konsequenter. „*Ohne Süddeutschland hätte die Reformation nicht begonnen, ohne Norddeutschland hätte sie sich nicht gehalten*". Für die Reformation gilt damit die gleiche volkscharakterliche Formel wie für die neue große Volksbewegung des Nationalsozialismus.

Auch die hitzige Wiedertäuferbewegung hat in der Schweiz begonnen, sich aber nur in Gestalt der holländischen vorwiegend blauäugigen und nüchtern moralischen Mennoniten erhalten.

Wieder darf man das heutige Schlußergebnis der Entwickelung nicht mit dem Zustand verwechseln, der den Zusammenstoß überhaupt auslöste. Daß sich *heute* Protestantismus und Katholizismus gegenüberstehen wie Vernunft und Weihe, Geistigkeit und Bildlichkeit, Individualismus und Autorität, war um 1520 noch nicht abzusehen. Es hat sich erst allmählich daraus ergeben, daß in dem großen Glaubensprotest der nichtbraunäugigen Zone die eine Partei vorwiegend südliche, die andere vorwiegend nördliche Hilfsvölker erhielt, so daß sich *nachträglich* ein Kampf des Wesens der vorwiegend blauäugigen mit dem Wesen der vorwiegend braunäugigen Zone daraus entwickelte.

8. Die Stufen zwischen Mythus und Wissenschaft

Philosophie löst den Mythus auf und löst ihn ab. Sie ist aber noch von den gleichen seelischen Grundkräften getragen wie dieser. Deshalb fragen wir uns fast ebenso verwundert, wie wir die bestimmten Behauptungen des Mythus über Himmel und Götter feststellen, auch woher denn den Philosophen der Mut und das gute Gewissen zu ihren so verschiedenartigen Behauptungen über die letzten Dinge kommt. Sie sind eben auch noch Mythenbildner, sind als solche der Gewalt großer Intuitionen ausgeliefert, deren innere Wahrheit zu überzeugend ist, als daß man um ihre äußere Wahrheit allzu besorgt wäre.

Philosophie trennt sich dort vom Mythos ab, wo Begriffe und Urteile an Stelle der Bilder treten. Damit konstituiert sich Wissenschaft. Diese schafft zuerst *Systeme logischen Zusammenhanges*, wesentlich später erst *Systeme geprüfter Wirklichkeitszusammenhänge*. Wiederum ist also zu beobachten, daß der dem Mythos näherstehende innere logische Zusammenhang früher wichtig genommen wird als der geprüfte Wirklichkeits-

zusammenhang. Die Geisteswissenschaften sind auch heute noch ungleich mythenbildnerischer als die Naturwissenschaften.

Alles Wissen hat, wie früher gezeigt (vgl. I., S. 34), einen besonders hohen Grad von Unumkehrbarkeit. Was sind denn nun solche unumkehrbare Fortschritte der Philosophie? In erster Linie wohl die Darstellung von Begriffsmaterial, die Klärung der „Essenzen", des „Wesenswas", abgesehen von Existenz. Sodann die von der wirklichen Existenz ebenso unabhängige Systematik der aufgezeigten Essenzen. Beides zusammen nimmt als „Begriffsturnen" die Frühzeiten der Denkwissenschaft ein.

So besteht die sumerische Wissenschaft aus dem Bemühen um übersichtliche Anordnung aller Gegenstandsbegriffe, die man sich überhaupt gebildet hat. Die Semiten, welche das sumerische Erbe antraten, haben daraus bloße mnemotechnische Listen ohne Regel und Zusammenhang gemacht (W. von Soden). Die indische und die chinesische Philosophie ist voll von Freude am Begriffsturnen. Aus Griechenland ist von dieser Stufe wenig erhalten.

Ein wahrhaft epochaler unumkehrbarer Fortschritt der Philosophie war die aristotelische Logik, die Wissenschaft von der richtigen Fügung von Substanz und Akzidens, Subjekt und Aussage zu Urteilen und des weiteren zu Schlüssen. Wie bei allem Griechischen, ja bei allem Südalpinen, geht es auch hier um Kompositionsregeln, um richtige Fügung aus Einzelnem!

Gerade an dieser Leistung der arischen Antike konnte auch der Orient nicht vorüber, und die Inder hatten größte Mühe, nacharistotelisch einen außerlogisch-mythologischen Standpunkt festzuhalten.

Auch für das Abendland schien die wissenschaftliche Logik mit Aristoteles begonnen und auch schon wieder in Vollendung geendet zu haben. Noch Kant war der Meinung, daß man über Aristoteles nicht hinaus könne.

So viel über wissenschaftliche Fortschritte in der Philosophie. Überall dort, wo der Philosoph über die Betrachtung seiner Vorstellungen hinaus zur sachlichen Wirklichkeit der Existenz vorzustoßen suchte, hat er nichts Unumkehrbares erkannt, sondern Mythologien geliefert.

Dabei ist jene zwischen Mythologie und Wissenschaft eingeklemmte geistige Leistung, die man Philosophie nennt, in den einzelnen Hochkulturgebieten sehr verschieden entwickelt. Es wird nun im folgenden versucht, das auf die Formel zu bringen, daß der Weg von der Mythologie zur Wissenschaft von den einzelnen Rassengruppen verschieden weit gegangen worden ist.

Ein Außenposten ist China, übrigens das einzige mongolische Gebiet mit eigenständischer Philosophie. Tibet, Korea, Japan, Siam, Burma, Java haben Interesse, aber keine größeren eigenen Gedanken.

Im hier behandelten Zusammenhang ist für die chinesische Philosophie kennzeichnend, daß Urteil und Schluß nie in voller Gewalt eingedrungen sind.

Es gab in der eigentlich schöpferischen großen Zeit der chinesischen Philosophie, die bekanntlich mit der Blütezeit der griechischen Philosophie die Zeitstellung ungefähr gemeinsam hat, wohl auch Köpfe mit logischem Interesse. Aber diese „Erörterer", Pien-Schi, wurden nicht ernst genommen und dürfen nach Hachmann auch tatsächlich keinen Platz unter den führenden Geistern beanspruchen.

Yin Wen tse ist vor allem mit dem richtigen Zusammenhang von Ding und Dingnamen beschäftigt, ist also „Begriffsturner", mit bemerkenswert starkem Interesse nicht nur für innerlogische, sondern auch für außerlogische Wirklichkeit, nicht nur für Essenz, sondern für Existenz. Außerdem will er seine Erkenntnisse vor allem juristisch verwertet sehen. Man sieht in ihm also das starke Hindrängen zur konkreten Wirklichkeit und insbesondere zur sozialen Wirklichkeit in echt chinesischer Weise das eigentlich logische Interesse überwiegen.

Hui tse kommt durch Ausdehnung von Begriffen an ihre Unendlichkeitsgrenzen zu Antinomien und Paradoxien, welche denjenigen der Eleaten verblüffend gleichen. So taucht auch der berüchtigte Alexander mit der Schildkröte in China auf!

Den energischsten Vorstoß in die Probleme der Denkwissenschaft haben endlich Schüler des Me ti, also des von den Chinesen zurückgewiesenen Verteidigers der allgemeinen Menschenliebe (vgl. S. 110), gemacht. Ihr Bestreben war aber zu sehr das Rechtbehalten im Streitgespräch, als daß sie eine geschlossene Logik hätten erreichen können.

Nachdem die „Erörterungen der hundert Schulen", wie die Chinesen ihre Klassiker auch nennen, zu Ende gegangen waren, ohne auf dem Wege über die Logik zu echter Wissenschaft geführt zu haben, tritt an China die große Möglichkeit heran, die Logik, die es selbst nicht schuf, doch auf dem Wege über emsiges Lernen zu adoptieren. Die Bewegung der nachlogischen Religionen des Westens schlug in den Nestorianern, Manichäern und Moslem unmittelbar nach China über. Vor allem aber war China voller Lerneifer gegenüber Indien.

Den Buddhismus hat Ostasien mit einer Behendigkeit nachgeäfft, die nur mit der gegenwärtigen Rezeption der abendländischen Technik verglichen werden kann. Und zwar war auch damals Japan zielbewußter und eiliger als China. Chinesische Pilger unternahmen lebenslange Reisen nach dem Buddhaland. Ganze Übersetzungsfabriken von bewundernswerter Organisation haben indische Schätze zugänglich zu machen gesucht. Tibet und China haben das Verdienst, durch diesen an Schulmädchen erinnernden Eifer einen großen Teil der buddhistischen Literatur überhaupt auf uns gebracht zu haben.

Wovon eigentlich der Zauber des Buddhismus für den Osten ausgegangen ist, das kann man sich umsomehr fragen, als Europa, von wenigen hochindividuellen, wenn nicht dekadenten Ausnahmsfällen abgesehen, einen solchen ja nie verspürt hat. Die einleuchtendste Erklä-

rung ist jedenfalls, daß im Westen schon der Orient zuviel Eigenes hatte, während in Ostasien ein nach irgendwelcher Ausfüllung gieriges Vakuum bestanden haben muß.

Daß der Buddhismus nichts eigentlich Wesenstiefes für Ostasien bedeutet hat, sieht man auch daran, wie wenig Eigenes China daraus gemacht hat, und wie schwach und spät der Gegenschlag gegen den indischen Import gewesen ist. Der sogen. Sung-Konfuzianismus, dieses kurze Aufflackern einer zweiten chinesischen Philosophieepoche im 11. und 12. Jahrhundert, ist in gewisser Weise chinesisch-indische Synthese. Aber der Unterschied gegen die klassischen einheimischen Lehren ist nicht groß, wenn auch das Denken etwas gestraffter.

Von den auf chinesischem Boden entstandenen buddhistischen Schulen geht die „Lotosschule" auf den Inder Asvagosha zurück, ähnlich die anderen Schulen auf die Inder Kumarajava, Boddhidharma, Silabhadra usw.

Wo Ostasien spricht, wird der Buddhismus verweltlicht und vernatürlicht. Wang Jih hsiu warnt davor, die praktische Heilsarbeit über der Spekulation zu vergessen oder sich von einem „trügerischen Meditationstrieb" umgarnen zu lassen. Genau das Entgegengesetzte hätte jeder Indier empfohlen! Und der „Nichirenismus", der typische Buddhismus Japans, lehrt vor allem Naturgefühl, heitere Sinnenfreude und Staatstreue, also ebenfalls gerade das, was wir am Buddhismus vermissen.

So kann man wohl sagen: Was Ostasien an den Indern imponierte, war, außer dem Götterwesen und der Himmelsverheißung, die in die Religionsgeschichte gehören, das schärfere und klarere Denken. Der Erfolg der Bemühungen um Logik und Abstraktion war aber recht gering.

Das gleiche sagt Ohm von Japan: „Die Japaner sind keine besonderen Freunde der Abstraktion und Metaphysik. Tiefsinnige Spekulationen berühren sie nicht oder nur wenig. Dagegen finden alle Gedanken und Lehren, die sich auf konkrete Verhältnisse beziehen, bei ihnen einen günstigen Boden. . . Der japanische Buddhismus vereinigt in sich die denkbar größten Gegensätze und Widersprüche." Demgegenüber ist das Christentum eine streng architektonische Wissenschaft.

Indien, das so oft verschwommen mit Ostasien zusammen als „der Osten" betrachtet wird, ist umgekehrt ein Hauptgebiet von Abstraktion, Metaphysik und Logik. In neuerer Zeit wurde sogar zu erweisen versucht, daß allerlei Gedanken, die bislang als griechisch galten, in Wirklichkeit indisch sind (Fries). Vielleicht handelt es sich dabei allerdings um unabhängige Parallelbildungen aus gleichen Bedingungen. Die indische Philosophiegeschichte hat auffallend ähnliche Stufen wie die griechische!

Hier interessiert uns besonders, daß Indien das einzige Land ist, in dem es, außer in Griechenland, zu einer wunderbar selbständig ent-

wickelten Denklehre (Logik) gekommen ist. Die Systeme des Nyaya-Vaisesika, in denen diese sich darstellt, sind nachchristlich, also viel jünger als der Zug des Schülers des Aristoteles, des Alexander, nach Indien. Man müßte daher annehmen, daß die Inder die Logik von den Griechen haben. Aber die Gedankenführung ist durchaus unaristotelisch und sie ist ohne Zweifel nicht zu dessen klassischer Prägnanz gediehen, sondern verrät viel mehr Mühe eines unfertigen Ringens. Es ist daher auch wieder kaum wahrscheinlich, daß die Nyaya zustandegekommen wäre, wenn man Aristoteles gekannt hätte.

Die indische Logik ist eine Theorie der Erkenntnismittel in engem Anschluß an eine begriffsrealistische Naturphilosophie und Psychologie. Als Erkenntnismittel gelten sinnliche Wahrnehmung, logische Schlußfolgerung, Analogie und sprachliche (autoritäre) Überlieferung. Der logische Schluß wird eigenartig in fünfgliederiger Form dargestellt. Die Lehre von den Grund-Denkweisen (Kategorien) ist reich entwickelt und voll tiefer Einsichten.

Wenn aber die Inder sich eine Logik entwickelten, so ist doch ihr ganzes Philosophieren in höchst eigenartiger Weise darauf gerichtet, deren Ertrag, nämlich die erkennbare Realität der Welt, zunichte zu machen. Darin gehören sie zum Orient.

Freilich konnten sie im Gegensatz zu den Orientalen ihrem ganzen Wesen nach die konkrete Welt und die Natur nicht einfach links liegen lassen wie diese. Sie zeigen sich vielmehr von Wirklichkeitskräften dauernd umdrängt und umspielt.

Aber die tiefsten Antriebe, aus denen heraus Europa an der Logik festhält, nämlich die doppelte Tatfreude zuerst an der Erkenntnis und dann an der durch Erkenntnis möglichen sachlichen Leistung, spielen bei den Indern fast ebensowenig eine Rolle wie bei den Orientalen. Sie sind nun einmal theoretisch Pessimisten und praktisch Heilsucher, seitdem das indische Weltbild festliegt. Immerhin weist aber die große Wichtigkeit, welche der richtigen Erkenntnis für das Heil zugesprochen wird, wieder auf den Zusammenhang mit Europa hin.

Aber auch was Erkenntnis heißt, ist verschieden. In Griechenland sind logische Urteile damit gemeint, im nördlichen Europa sachliche Erfahrung, in Indien aber ein besonderer ekstasisch-gelöster Bewußtseinszustand, den sämtliche indischen Weisen nach den Methoden der Yogi anstreben. Es ist dies eine „Mystik des Kopfes“ (Florensky), bei der wir Europäer nicht mitkönnen. Unser Nervensystem arbeitet einfach nicht so. Auch in Indien sind die Yogi-Virtuosen übrigens selten, und die Ostasiaten haben sich trotz aller Gelehrigkeit erst recht in der Regel vergeblich darum bemüht. Die „richtige Erkenntnis“ der Inder ist eine intellektuelle Entsprechung zum islamischen Ornament, das wir später als gestaltenarm, aber qualitätenreich beschreiben werden.

Dabei gehen die Inder mit einer gewissen Wissenschaftlichkeit vor. Sie weisen Mayahaftigkeit und das Illusionäre der Außenwelt bündig nach, wie ein europäischer Naturforscher müßte. Sie enthalten sich auch, wie der Naturforscher müßte, über das Außernatürliche aller bestimmten Angaben, abgesehen von gewissen Grundbegriffen, die den europäischen physikalischen Grundbegriffen entsprechen wie Atman, Purusa und Prakrti usw. Die dabei verwendeten Schlußkonstruktionen wirken z. T. ausgesprochen vorwissenschaftlich. Auch die reich ausgebildete indische Psychologie untersucht vor allem die Natur der Seele, mit nicht wenigen wirklich bedeutenden Einsichten und in stetem Zusammenhang mit dem Kosmos als äußerer Natur.

Das sind Züge, die uns wieder unbedingt verwandt anmuten müssen, viel verwandter als die Art, wie der vordere Orient die griechische Lehre von der Logik aufnimmt.

Der Orient leugnet die Welt der Erscheinungen nicht, aber er interessiert sich nicht für sie. Ihn interessiert nur das Überlogische, die Antinomien. Europäische Denker bemühten sich hingegen verzweifelt um Rettung der Logik auch auf diesem Gebiete oder gaben verdrießliche und wenig befriedigende Antworten wie Kant. Für die Orientalen sind die Antinomien aber merkbar eine frohe Botschaft.

Um was geht es dabei? Um Relativ und Absolut, welch letzteres nicht anders bestimmt werden kann, denn als schlechthin Nicht-Relatives. Um Ewigkeit und Zeit, wobei die Ewigkeit nicht Unendlichkeit an Zeit, sondern Nullpunkt der Zeitlosigkeit ist, Negation des Zeiterlebnisses. Um das Sein des Nichtseins, um die Vollkommenheit, die nicht anders bestimmt werden kann, denn als Nicht-Unvollkommenheit.

So entspringt die ganze Antinomik der Überzeugung, daß man alles gedanklich Gesetzte müsse sinnvoll negieren können. Absolutes, Ewigkeit, Nichtsein, Vollkommenheit sind keine Begriffe, sondern unbegriffene Wortnamen. Negation ist eine Denkkategorie, nichts, was der Außenwelt irgendwie zugehört. Darum ist die Behauptung, man müsse alles negieren können, ein freigesetztes Axiom. Man kommt von dieser Einsicht zu dem Verdacht, daß sich auch eine antinomienfreie Logik müsse konstruieren lassen, daß nur Südeuropa und der Orient kein Interesse daran hatte. Aber dazu ist hier nicht der Ort.

Daß es dem Orient mit der Logik nicht so ganz ernst ist, merkt man auch daran, daß einerseits der Begriff, andererseits der Schluß in der orientalischen Philosophie im Vordergrund steht. Begreifen kann man auf mehrfache Weise, auch begründen kann man auf mehrfache Weise, das Urteil ist aber ein widerspruchlos fester Mörtel zwischen einem bestimmten Subjekt und einer bestimmten Aussage darüber. Was wir talmudistisch nennen, jener große Aufwand von Logik ohne die Absicht und ohne das Ergebnis unwiderleglicher Wahrheit, entspringt einem Mangel an innerseelischem Sachlichkeitsgewissen, oder umgekehrt aus-

gedrückt, einer unsteten Suggestibilität gegenüber Worten, die sich ja auch darin ausdrückt, daß andauernd mit der Autorität dieses oder jenes Rabbi begründet wird. Die einzelnen Schlüsse wären bestechend, wenn nicht Anfang und Ende in der Luft hingen.

Horten nennt die Leistungen des Orients in der wissenschaftlichen Logik zahlreich, aber er findet es nicht der Mühe wert, sie zu erwähnen, und sie haben auch auf Europa nicht eingewirkt. Das macht es verdächtig, ob es sich um echte wissenschaftliche Findungen handelt.

Wir sahen den chinesischen Geist dem konkreten Erlebnis so sehr verhaftet, daß er in gewisser Weise vorlogisch bleibt, etwa nach Art des Alltagsdenkens. Diametral ihm gegenüber den Orient, dessen Pathos es ist, das Konkrete nicht zu sehen. Dazwischen Indien mit seinem Bestreben, das gesehene Konkrete erkenntnistheoretisch zu durchnichten.

Zwischen China und Orient gibt es aber noch ein anderes Mittelding: anstatt Feindschaft von unmittelbarem Erlebnis und Philosophie ein Bündnis dieser beiden: Dieses Mittelding, es ist Europa, und dieses Bündnis, es heißt Wissenschaft. Ahnt man nun, daß unser Erdteil nicht bloß zufällig die Heimat der Wissenschaft wurde? Daß die große Aufteilung der Wesensanlagen ihm von Anbeginn diese Rolle zuwies?

Verbreitungsdynamisch im Sinne von kulturellen Beeinflussungsströmen, die sich gerade in Europa getroffen hätten, kann man das nicht verstehen. Ostasien, der eine Pol, hat kulturell auf Europas Denken praktisch nicht eingewirkt (wenn auch manche Gedanken der Aufklärungszeit durch die chinesische Sozialphilosophie mögen unterstützt worden sein). Auch das orientalische Denken ist dem Westen, wie die Orientalisten mit Recht klagen, ein Buch mit sieben Siegeln. Wie wenig übrigens äußere Beeinflussung philosophiegeschichtlich ausrichten kann, zeigt das Beispiel des indischen Geistes in China.

Innerhalb Europas sind nochmals zwei Stufen zu erwarten: Vertrauen in die Begriffenheit und Anschauungshaftigkeit (die Evidenz) der Vorstellungsinhalte und Vertrauen in die Sachlichkeit der äußeren Erfahrung. Bemächtigt sich ein strenge architektonischer Wille des Materiales an Vorstellungen (an „Begriffen", was von begreifen kommt und den magischen Wortnamen des Orients entgegengesetzt ist), dann entstehen die „Geisteswissenschaften"; bemächtigt er sich des Materiales an Außenweltserfahrungen, dann entstehen die „Naturwissenschaften" — wenn man den Unterschied einmal überspitzt aussprechen will. In Wirklichkeit gehen natürlich in jede Geisteswissenschaft auch Außenweltserfahrungen ein und beruht Naturwissenschaft mit auf der innerseelischen Verarbeitung evidenter Begriffe.

Aber das näher zu erörtern und nach der geographischen Verteilung der innerseelischen und außenweltsverhafteten Forscherneigung zu fragen, sei der Wissenschaftsgeschichte im Abschnitt Praxis und Wissen vorbehalten.

9. Die Rassen und die Wirklichkeit

Wir sahen, daß die Vorstellungswelt der Tiere enge ist, indem sie nur das konkret Bekannte umfaßt, daß sie nur grob gegliedert ist, da sie nicht mehr zu leisten hat, als genügende Merkzeichen für das Verhalten zu liefern, und daß endlich die Rangordnung der Dinge allein vom Affektgewicht abhängt und die Abbildung der Welt daher sehr wenig getreu sein kann (vgl. I. Bd.).

Bedenken wir diese Verhältnisse beim Tier, dann liegt nahe, daß auch beim Menschen die „richtige" Wirklichkeitsvorstellung nicht selbstverständlich ist, ja selbst auf höchster geistiger Stufe nicht eigentlich erreicht wird. Denn relativ enge, relativ grob gegliedert und vom Affektgewicht abhängig ist auch noch das Weltbild des schärfsten Denkers und weitesten Geistes.

Es ist aus den gleichen Gründen auch ohne weiteres anzunehmen, daß die Art und Weise, Wirklichkeit zu erleben und aufzubauen, stark von Rassenanlagen abhängen dürfte. Für die Naturvölker haben wir dies im II. Band sehr wahrscheinlich gemacht, und was wir bisher über die Weltanschauungen der Rassen gefunden haben, weist auf solche Differenzierung des primären Wirklichkeitserlebnisses ja ebenfalls schon hin.

Von Ostasien haben wir gesagt, daß es im konkreten Erlebnis stecken bleibt, ohne zu der strengen architektonischen Fügung zu kommen, mit welcher die Wissenschaft die inner- und außerseelische Wirklichkeit zu erreichen sucht. Ist der Unterschied nicht der gleiche wie zwischen Sippen- und Familienbewußtsein? Kann man nicht eine allgemeine Abneigung annehmen, das unmittelbare Erlebnis aufzuspalten (dieses unmittelbare Erlebnis ist nicht bloße Sinneserfahrung, zu solcher kommt man vielmehr erst durch analytische Aufspaltung der geistigen Auffassungsakte (vgl. I., S. 40). Positiv heißt das: Besteht für die Ostasiaten nicht ein besonders starkes Gefühl dafür, daß alles zusammenhängt, daß man die Eindrücke nicht ihrer Fülle entkleiden und zu relativ toten Größen machen dürfte, mit denen die logische und wissenschaftliche Spekulation weiterrechnen könne? Nennen wir das mangelnde Abstraktionsfähigkeit, so wird der Ostasiate umgekehrt uns barbarisch finden in unserer mangelnden Ehrfurcht vor dem Ganzen und wird darauf hinweisen, daß Völkern, deren Wesen hingebende Naturkindschaft ist, das Sezieren nicht liegen kann. Er hätte sich damit genau so schön und entwaffnend verteidigt wie eine Frau, der ihr unmännlicher Geist vorgeworfen wird.

Ja, hätte der gleiche Ostasiate nicht in gewisser Weise sogar einen Goethe als Kronzeugen nennen können, den großen olympischen Anschauenden, der gegen Newton mit seiner Farbenspalterei so erbittert kämpfte? Goethe war dabei wenig musikalisch, der höchste Fall von Augenmensch.

Wahrscheinlich können ausgeprägte Augenmenschen keine ausgeprägten Logiker sein. Das Bildhafte, und zwar vorwiegend gerade das Augenbildhafte, ist ja gerade jener Rest, der einer analytischen und mathematischen Behandlung des Wirklichen am meisten widerstrebt. Und nicht nur Mathematik ist, wie immer gesagt, mit Musik verwandt, sondern das ganze logische Denken, das im inneren Hinhören auf die Wortklänge fortzuschreiten pflegt. Abstraktion ist ja dasjenige am Begriffe, was stärker am Namen haftet als am Vorstellungsbild (vgl. die Begriffstheorie I. Bd. S. 48 f.). So ist das Ohrenmäßige mit ihr tief verwandt. Begriffe werden als Bilder gezeugt, aber als Namen zu den schwierigeren logischen Operationen benutzt.

Von einem Augenvolk und einem das Erlebnisganze verehrenden Volke wie dem chinesischen kann man kritische Wissenschaft nicht erwarten.

Die gleiche Eigentümlichkeit findet man aber auch an den anderen ostasiatischen Völkern wieder, und ebenfalls an den südlichen Mongolen (vgl. im II. Band über Indonesien).

Wir machen nun einen großen Sprung zum großen Gegensatz Ostasiens, zum Orient hin. Hier sind wir in Negernähe. Von den Negern haben wir früher ihre vorwiegend akustische Einstellung betont, haben erwähnt, daß sie die Wirklichkeit sehr stark aufspalten und wenig imstande seien, Ganzheiten zu erleben. All dies sind Züge, die wir auf ungleich höherer geistiger Begabungsstufe im vorderen Orient mit seinen schwarzbraunäugigen Europäiden wiederfinden.

Worringer, der in seinen „Formproblemen der Gotik" den primitiven, antiken, gotischen und orientalischen Typus des Weltgefühles schildert, kommt auch von seinen ganz anderen Voraussetzungen aus dazu, daß der orientalische Geistestypus ein äußerst gehobener und geläuterter primitiver sei.

Geographie, Psychologie und körperliche Merkmale decken sich also. zur Aufgespaltenheit der orientalischen Vorstellungsweise:

Auch bei der typischen Aufspaltungspsychose, der Schizophrenie, überwiegen die wahnhaften Ohreindrücke („Stimmenchören") weitaus die Gesichtshalluzinationen.

Die arabische Sprache stellt prinzipiell jedem Hauptwort seine logische Speziesbezeichnung voran: Die Zustimmung heißt: haqa'iqu't -tasdiq = die Wesenheiten der Zustimmung. Der eristische Beweis heißt tariqu'l -muquama = die Methode des eristischen Beweises (Horten). Wer denkt hier nicht sofort an die Bantusprachen Negerafrikas, welche ebenfalls jedem Wort Klassenbezeichnungen voranstellen, d. h. aber jeden Eindruck sprachlich in mindestens zwei zerlegen (Finck, vgl. II. Bd.). Man hat sich immer über soviel abstrakte Fähigkeit der primitiven Neger gewundert. Die Erklärung eröffnet sich erst mit den hier dargestellten Erkenntnissen über den psychologischen Zusammenhang von Musikalität, Aufspaltungs- und Abstraktionsfähigkeit.

Im Orient werden die einzelnen Eigenschaften der Gottheit immer halb und halb als besondere Personen aufgefaßt. Allah, der auf die Spitze getriebene Eingott, hat immerhin neben sich den amr, seinen Befehl, den ruh, seinen Geist, die

sakina, seine schützende Kraft. Demgegenüber ist der griechische Gott Harmonie aus drei Personen, der germanische unbedingt ein einziges Ganzes.

Eigenschaften abzuspalten und das Abgespaltene wieder zur Person zu machen, das zeigt auch schon einen weiteren Zug der orientalischen Erkenntnisweise, den man etwa so ausdrücken könnte: Alles, was vorgestellt wird, ist wirklich, und alles, was wirklich ist, ist Person.

Aber weitere Beispiele für die Spaltungsneigung. Der Orient ist der Bereich der doppelten Wirklichkeit, auch der doppelten Wahrheit. Jedes Ding hat einen sichtbaren Vordergrund und ein geheimes Tiefenwesen, darum ist der Orient Kultur der Geheimnisse und wurde von Spengler magische Kultur genannt. Jedem Koranwort wird ein bis zu 70facher „innerer Sinn“ (batin) zugeschrieben.

Geirrt hat Spengler darin, daß er annahm, dieses Wesen sei erst um Christi Geburt entstanden. Es wurde damals nur von der fetischistischen auf die Wortnamenstufe gehoben. Schon im Alten Orient ist der Gedanke doppelter Wirklichkeit beherrschend, daher etwa das Parallelgehen von Menschen- und Sternenschicksal in der Astrologie. Ägypten war neben Babylon seit jeher Stätte der Geheimwissenschaften, die altorientalischen Götter hatten alle einen Fetischvordergrund und ein geheimes Tiefenwesen usw.

Von talmudistischer Pseudologik, von dem bunten Nebeneinander widersprüchlicher Meinungen im Islam haben wir schon gesprochen.

Der orientalische Gedanke der Doppelwirklichkeiten bedeutet nichts anderes als die hochkulturmäßige Durchführung der animistischen Weltanschauung, welche in jedem Ding seinen Geist wohnen sieht, also eine Einstellung, welche die Ethnologen den Naturvölkern zuschreiben.

Der Orientale denkt durch und durch dualistisch. Aber es geht dabei nicht um den großen Gegensatz Bewußtsein—Welt, der in Europa selbst von den fanatischen Monisten nur schlecht abgeleugnet werden kann, sondern der orientalische Dualismus betrifft die Außenwelt. Das Problem der Subjektivität ist — wie großenteils übrigens auch in der klassischen griechischen Philosophie — unbekannt. Darum ist alles, was vorgestellt wird, auch wirklich. Und daß alles Wirkliche Person ist, ist letztlich nichts anderes als in höchste Höhen der Abstraktion vorgetriebener Animismus.

Dualistisch, das heißt Spaltung von Geist und Körper, heißt Spaltung von Jenseits und Diesseits. Das Heil besteht solchen Menschen darin, von einer Wirklichkeit in eine andere verwandelt zu werden („Erlösungstyp“ nach Clauss). Dem gleichen Drange getreu, feiern die europäischen Juden den Geist gegenüber der Wirklichkeit und schlagen sich instinktiv allen Lehren zu, die irgendwie den plötzlichen

Hereinbruch eines Gottesreiches verheißen. Der Germane ist hingegen als Weltverbesserer Sozialreformer, der so viel von der Wirklichkeit weiß, daß er überzeugt ist, sie wird nur besser, wenn man sie allmählich zu einer besseren macht. Er erwartet keinen Messias, sondern vertraut sich einem Führer an.

Noch ein Spezialgebiet: Avicenna und andere Araber haben sich die weite Aufspaltung des Tastsinnes, welche erst die moderne Physiologie als richtig erkannt hat, schon gedanklich geleistet. Er unterschied um 1000 n. Chr. je einen Sinn für das Feuchte und Trockene, Heiße und Kalte, Harte und Weiche, Klebrige und Pulverisierte, Schwere und Leichte. Nicht nur die weite Aufspaltung eines Sinnes, der in Europa als uninteressant vernachlässigt wurde, ist bedeutsam, sondern auch das große Interesse gerade für den Tastsinn als solchen. Dieser unspezifische Sinn ist ebenso wie Geruch und Geschmack dem Orientalen wichtig, während Europa fast nur für die „höheren" Sinne Gesicht und Gehör etwas übrig hat. Die genannten fünf Tastsinne werden von den Arabern übrigens als gleichberechtigt neben Gesicht, Gehör, Geruch und Geschmack addiert, sodaß insgesamt neun Sinne herauskommen.

In besondere Tiefen führt wieder die orientalische Neigung, auch die Zeit als in lauter Augenblickchen, in Zeitatömchen zerspalten zu erleben. Man darf hier auch das indische Stichwort „Momentanheit alles Gegebenen" anführen. Das Leben besteht gleichsam aus lauter zu langsam gedrehten und daher ruckartig gespalten aufeinanderfolgenden Filmbildchen. Wenn diese in der orientalischen Philosophie überall auftauchende Auffassung nicht bloß spekuliert ist, dann hätte die Welt für diese Menschen allerdings ein tiefgreifend anderes Aussehen als für uns. Dann gäbe es überhaupt keinen echten Vorgang für sie, an dem man sich freuen könnte, sondern nur ein dauerndes Beben kleinster Rucke. Dann wäre die uns so unverständliche Zeitscheu, einer der auffallendsten Phänomene der südeuropäiden Geschichte, auf elementare Auffassungsbesonderheiten zurückgeführt. Wir schaudern vor der Vergänglichkeit, aber freuen uns auch des Werdens, dem Orientalen ist aber das eine wie das andere die gleiche beängstigende Unverbundenheit.

Neben der unablässigen Wiederkehr dieses uns so fremden Motives der Zeitscheu sind z. B. die Zerspaltenheit der negerischen Bewegungen in Zuckungen, wie überhaupt die Fähigkeit zum inneren Hinhören und zur Abstraktion Anhaltspunkte dafür, daß mehr dahinter steckt, als bloße sich überspitzende Spekulation.

Das Absolute hinter dem ruckartigen Ablaufen des Relativen ist dann nach Art eines großen ruhenden Filmbildes gedacht. Zu diesem wollen alle orientalischen Gottsucher hin, die Vorderasiaten mehr durch Ergrübeln, die Inder mehr durch Erlebnis, durch „Mystik des Kopfes".

Die Urwesenheit, das stehende Filmbild haqîqa ist die Einzahl von haqaiq, die Dinge. Darin gibt sich schon zu erkennen, daß die Mannigfaltigkeit der Individuen für den Orientalen nichts Eigenwüchsiges ist, sondern daß diese nur gleichsam die zersprungenen Scherben der ursprünglichen Glasplatte Urwesenheit sind. Individuen erwachsen nicht, sie entstehen durch Grenzbildung, durch Zerfall. Das bemerken, heißt zur Urwesenheit vordringen.

Aus dieser Gedankenrichtung kann dann die so sonderbare Vorstellung hervorgehen, daß es nur einen einzigen Menschen geben könne, denn das Principium individuationis ist die Materie, im Immateriellen gäbe es nur die Spezies „Menschenseele", jede Spezies kann aber als nicht individualisiert nur einmal vorkommen (Ibn Roschd, Averroes). Diesen Weg spekuliert die Bagdader Schule zu Ende, indem sie lehrt, jede Begriffsbildung sei unmöglich, weil jedes Individuum vom anderen total verschieden sei und daher eine Spezies für sich bilde. Wir geben diesen Scharfsinn zugleich als Beispiel für orientalisches „Beweisen", dem jeder einmal gefaßte Wortname wichtiger ist als das Begreifen des Gegenstandes, um den es sich handelt. Die Worte Spezies, Principium individuationis, Immaterielles sind hier wichtiger als die Tatsache, daß es viele einander ähnliche Menschen gibt und sich die Begriffsbildung danach einzurichten hat.

Alles, was man denkt, ist wirklich. Infolgedessen ist es eine Substanz (etwas Körperhaftes), von der man Eigenschaften aussagen kann. Die Eigenschaften spalten aber wieder ab, sind wieder Substanz usw. ad infinitum. Das große Rätsel, worin denn dann die Inhärenz bestehe (der Zusammenhang von Substanz und Akzidenz) ist wiederum eines von den großen Dauerthemen des Orients. Er spaltet so scharf, daß er selbst darüber kaum wegkommt.

Der Raum ist Substanz, die Zeit ist Substanz, manchen gilt selbst die Bewegung als eine Substanz (Samarkandi, Hischam). Jede Eigenschaft droht dauernd, zur Substanz zu werden und zu erstarren.

Demgegenüber hat sich den europäischen Philosophen das Dinghafte umgekehrt immer weiter in bloße Eigenschaften, in Akzidentien, aufgelöst, bis schließlich nur das Ding an sich übrigblieb oder den radikalen Empiristen nicht einmal dieses.

Zuckung, Aufspaltung, Erstarren und Überwiegen des Körpererlebnisses war auch in Negerafrika eine zusammenhängende Erscheinungsgruppe.

Dem Orientalen wird alles Vorgestellte mit offenbar sehr starkem Denkzwang zur Wirklichkeit — ein besonders krasser Fall des im I. Band besprochenen „Prinzipes der voreiligen Objektivierung", das sich vor allem im primitiven Denken auswirkt. Außerdem spaltet sich aber das Gedachte für den Orientalen von der Erfahrung so scharf ab, daß er gar nicht auf den Gedanken kommt, dem wirr-raffinierten Kreis-

lauf des Denkens durch neues Erfahrungsmaterial frisches Blut zuzuführen. Das Material orientalischen Denkens ist ungeheuer enge. „Ich begehre zu wissen Gott und die Seele, sonst nichts", dieser Ausspruch des Nordafrikaners Augustinus könnte über der ganzen orientalischen Philosophie stehen.

In dem irren Zwang, alles Gedachte gleich wieder für wirklich halten zu müssen, haben auch die vielen Spekulationen über Das Sein des Nichtseins ihre Wurzel, die hier als besonders krasser Fall von „Begriffsrealismus" erwähnt seien. Schließlich erklären besonders tiefsinnige Orientalen sogar die Materie für kompakt gewordene Negation.

Solcher „Begriffsrealismus" ist aber auch nichts anderes als ein Teil des „naiven Realismus" überhaupt, denn die Begriffe sind unmittelbare Erfahrung. In Europa ist dieser naive Realismus gesünder, indem er das Gleichgewicht von außen und innen wahrt, und er ist nur Ausdrucksweise des täglichen Lebens, über welches sich die Philosophie weit erhebt. Schon der Begriffsrealismus der Scholastik sinnt doch vorwiegend dem Problem nach, wie aus dem Konkreten das Allgemeine abgeleitet werden könne, während der Orient gleich mit der Gegebenheit des Allgemeinen beginnt. Von da aus entfaltet er ein Begriffsdenken von einer Aufgespaltenheit und Feinheit der Unterscheidungen, gegen welche sich die europäische plump ausnehmen mag wie ein gotischer Druck neben einer Arabeske.

Scheitert aber die chinesische Philosophie an der zu großen Ehrfurcht vor dem Gesamt des Wirklichen, so die orientalische an der zu großen Ehrfurcht vor der Wirklichkeit des Begrifflichen.

Daß Europa auch in seiner Wirklichkeitsauffassung zwischen Orient und China in der Mitte steht, wird man nun schon gleich erwarten. Sucht man aus so universaler Betrachtung ein allgemeines Schlagwort für den Geist der europäischen Philosophie, so ist von dem Empirismus Europas zu sprechen, was aber weiter gemeint ist als die Bezeichnung Empirismus innerhalb der europäischen Philosophie. Es muß etwa übersetzt werden mit: Vertrauen in die geistigen Auffassungsakte (Erfahrungen) und Ernstnehmen der Wirklichkeit.

Der sogenannte Rationalismus mit seinem Vertrauen in die Vernunft, d. h. in den notwendigen Zusammenhang und die Welthaltigkeit der Vorstellungsgebilde ist in diesem Sinne ebenfalls Empirismus.

So wie der humanistisch Gebildete die Äußerlichkeit und Plattheit der europäischen Maschinenzivilisation verachten mag, empfinden orientalische Denker gewiß auch der ganzen europäischen Philosophie gegenüber ein übertriebenes Wichtignehmen der Vordergründe, eine geschäftige Durchforschung des Tages und ein Übersehen der Nachttiefen der Welt.

Auch die Theologie der Scholastik und sogar jene der Patristik ist den Orientalen zu rationalistisch, hat ihnen zu feste Umrisse und reicht zu tief in die Welt hinein.

So wie die Maschinenzivilisation als die praktische Zuspitzung des ewigen europäischen Empirismus' für England entwickelungsgeschichtlich besonders bezeichnend ist, ist auch der Empirismus im engeren Sinne — den nicht nur die Orientalen, sondern auch wir Deutsche, und nicht nur wir Deutsche, sondern auch die Franzosen platt finden — in England zuhause. England ist zugleich das nördlichste und das westlichste kulturelle Kraftzentrum; das dürfte seine geistige Bedeutung rassenpsychologisch umreißen.

Das zweite Grundmerkmal aller europäischen Weltansichten (in voller Kenntlichkeit allerdings erst der neueren nördlicheren) ist der Dualismus zwischen Bewußtsein und Welt. Dieser steht dahinter, wenn das Problem der Subjektivität für Europa so zentral wurde, er ist auch der Grund für den Rang, den das Problem in der europäischen Geistesgeschichte einnimmt.

Das Bewußtwerden der Subjektivität erst läßt eine Kluft zwischen den Auffassungsakten und der Wirklichkeit entstehen, fordert erst zur Erkenntniskritik heraus und hat diesen spezifisch europäischen Zweig der Philosophie erst aufschießen lassen. Es sieht ja lange Zeit hindurch sogar so aus, als wäre alle europäische Philosophie Erkenntnistheorie. So ist das in den anderen Erdgebieten nicht gewesen, und konnte es nicht sein.

Auch das Problem, wie man von der unmittelbaren Erfahrung zur allgemeinen Wahrheit komme, stellt sich erst durch den Dualismus von Bewußtsein und Welt. Wenn durch Jahrhunderte das mittelalterliche Denken um „Nominalismus" und „Realismus" rang, so zeigt das, wie weit das Wichtignehmen des Subjektivitätsproblems in der nördlichen europäischen Philosophie zurückreichte.

Das Wesen des (Begriffs-)realismus kennen wir schon. Nominalismus als die Behauptung, daß die Begriffe nur subjektive Namen seien und die Wirklichkeit in den Einzelerfahrungen liege, ist wiederum eine allein europäische Erfindung.

Man spricht zwar auch von einer nominalistischen Schule von Bagdad, aber diese lehrte umgekehrt, daß jedes Einzelding begriffhaft sei, nicht daß die Begriffe unwesentlich gegenüber den Einzeldingen seien.

Nominalismus war eine ursprünglich normannisch-englische Erfindung. Die extreme Zuspitzung des Subjekt-Weltproblemes ist überhaupt die nördlichste Lösung des gesamteuropäischen Problemes. Der Nominalismus hat stark in das übrige Europa hineingewirkt (auf der Linie Occam—Gerson auch auf Luther), aber kennzeichnend für die nichtenglischen Philosophien sind doch verschiedene Grade gemäßigten Begriffsrealismus geblieben, die jedoch samt und sonders in das Subjekt-Objektproblem eingebaut sind.

Auf der Linie von Vorderasien nach England trifft man stufenweise immer subjektivistischere Lösungen an. Vorderasien—Griechenland—Frankreich—Schwaben—Norddeutschland (Kant)—England, in dieser Stufenfolge wird der objektive Gehalt, der den Begriffen zugemessen wird, immer geringer.

Griechenland unterscheidet sich vom Orient vor allem dadurch, daß das Bildhafte, nicht das Namenhafte in den Mittelpunkt tritt. Der Ähnlichkeitsumkreis als stark geballte sinnliche Erfahrung, nicht der untergründige Gehalt der „Wortnamen“ herrscht in der griechischen Philosophie. Auch die platonischen Ideen sind sinnliche Ähnlichkeitsumkreise. Wo die unmittelbare Erfahrung überhaupt herrschen darf, da gibt es aber auch Identität, damit aber auch ausgeschlossenen Widerspruch und überhaupt zwingende Logik und Gesetzlichkeit des Denkens.

Dadurch erweist sich die griechische Philosophie als europäische, obwohl ihr Begriffsrealismus die ganze klassische Zeit hindurch objektivistisch und daher unproblematisch gewesen zu sein scheint. Auch die griechische Skepsis gefällt sich darin, die Unmöglichkeit eines widerspruchsfreien Begriffsmateriales aufzuzeigen, ist aber nicht darauf gekommen, den Grund dafür in der Subjektbedingtheit zu suchen. Diese Tiefendimension des Denkens haben erst die Germanen, sie aber so bald, daß man zweifelt, ob es sich dabei eigentlich um eine einzelne Entdeckung handle, ob es nicht ein volkstümliches a Priori des Welterlebens bei ihnen gewesen sei, die Grenze zwischen Ich und Nichtich zu spüren und zu sachlicherer Erfassung dieser beiden Welten auszunutzen.

Die nordalpine Philosophie schlägt mit unglaublicher Instinktsicherheit i h r e Themen an, sobald sie überhaupt mit der antik-christlichen Überlieferung vertraut ist, an der die niedergeschriebene Weltweisheit der Nordvölker sich erst entfaltet.

Eine Stufe vorwiegender Kompilation und Schülerarbeit geht dem natürlich voran. Aber es ist ein Unterschied, ob im 7. Jh. Isidor von Sevilla kompiliert, weil er am Schluß der antiken Geistesarbeit nichts mehr zu tun weiß, oder ob Beda Venerabilis kompiliert, weil er und seine Iren hungrig nach den gleichen Schätzen sind, die ihnen ganz neu sind.

Zur Zeit Karl des Großen ist schon alles wie Vorausweisung der ganzen großen kommenden Zeit.

P a s c h a s i u s R o d b e r t u s arbeitet das erstemal ein Problem nach der ganzen vorliegenden Literatur durch. Er ist damit schon Wissenschaftler im nordalpinen Sinne und leitet die Scholastik ein. Scholastik heißt, mit den überlieferten Textstellen so umgehen, wie der Naturwissenschaftler mit Erfahrungsbefunden, zu denen er eine vollständige, schlüssige und bündige Hypothese sucht. E s i s t d a s e t w a s

völlig anderes, als das beliebige Zitieren von Autoritäten und die geheimnissende Deutung einzelner Textstellen in der Patristik: mühevoller, sachlicher und unerbittlich architektonisch wie alle echte, d. h. aber alle nordalpine Wissenschaft.

Augustinus wird mit seiner Gottesstaatidee nun erst und dann das ganze germanische Mittelalter hindurch gewürdigt oder eigentlich systematisch mißverstanden. Für Augustinus war nämlich der Gottesstaat etwas wie ein Geheimbund aus einzelnen Geweihten, für die Germanen ist er eine christliche Übersetzung des kosmologischen Bildes von der die Unendlichkeit durchwuchtenden Weltesche. Auch die Bewußtseinsprobleme des Augustin fallen erst bei den Germanen auf fruchtbaren Boden.

Scotus Eriugena versteht die neuplatonische Lehre als Hierarchie von Begriffen, Ähnlichkeitsumkreisen und letztlich von wirklichen Dingen, nicht von geistigen Wesenheiten. Er weist damit ohne Zweifel in die Richtung des Nominalismus. Interessant ist, daß übrigens auch der älteste englische Denker so wie später die Deutschen (vgl. weiter unten) Verwandtschaft zum Neuplatonismus zeigt!

Hrabanus betont die Wichtigkeit der weltlichen Wissenschaften. Die Entthronung der Theologie beginnt in nuce mit den ersten nordalpinen Denkern, obwohl diese christliche Sprache reden mußten. Das Problem des Zwiespaltes von Wissen und Glauben ist auf einmal da, sowie die Philosophie in die kühlere Luft des Nordens einzieht.

Die Willensfreiheit ist ebenfalls schon ein Lieblingsthema der karolingischen Hofschulen. Zwar hatte auch die Antike den Begriff Willensfreiheit schon gekannt, aber von zentraler Bedeutung wird er erst in der nordalpinen Philosophie. Die Freiheit des Willens ist nämlich die letzte Konsequenz des Vertrauens in das Icherlebnis, während die Unentrinnbarkeit der Kausalität die letzte Konsequenz der Erfahrung von der geistigen Beherrschbarkeit der äußeren Welt ist. Die Determinismus-Indeterminismus-Probleme sind daher die für den Seele-Welt-Dualismus der nordalpinen Menschen kennzeichnende Antinomie, die sich unaufgelöst bis in die Gegenwart in der abendländischen Philosophiegeschichte zeigt.

Echte Wissenschaftlichkeit, Unendlichkeitsweltbild, Interesse für das Wirkliche und Konkrete, Parteinahme für das Wissen und gegen den Glauben, Problematik der Willensfreiheit — es ist sehr viel, was in den Gelehrten um Karl den Großen schon lebte. Dabei war die Wissenschaft im Karolingerreich nichts als eine schwache und rasch geknickte Vorblüte.

Nach der Jahrtausendwende entfalten sich die nordalpinen Philosophiethemen in nunmehr stetigem Fortgang. Besonders fesselnd in unserem Zusammenhang ist die Frage nach Wahrheit und Wirklichkeit (Subjektivitätsproblem).

Dieses ist in der ersten Phase, wie wir schon gesehen haben, Kampf um das Eigenrecht des sinnlich und vernünftig Erfahrenen gegenüber der Glaubensoffenbarung. Der Weg, der hier zu durchmessen war, ist durch die patristische Formel credo quia absurdum als Ausgangspunkt und die Formel credo ut intelligam des Anselm von Canterbury als noch gläubiger Endpunkt bezeichnet. Ich glaube, obwohl es absurd ist, hatte Tertullian gesagt; ich glaube, um besser zu verstehen, sagte der norditalienische Frühscholastiker des 11. Jh. Glaube als Hypothese, welche das erfahrungsgemäß Eingesehene ergänzt — es ist dann auch nicht zu verwundern, daß es hundert Jahre nach Anselm in Paris auch schon zum ersten abendländischen Atheismus gekommen ist.

In zweiter Linie ist der Nominalismus-Realismusstreit zu erwähnen, der auf nordfranzösischem Boden beginnt, bis dann allmählich die Engländer immer eindeutiger auf die subjektivitätsbetonende nominalistische, die Franzosen aber auf die objektivitätsbetonende realistische Seite treten. In Italien gibt es erst recht nur Realisten.

In dritter Linie war es ein Aufatmen für das gelehrte Europa, als der ganze Aristoteles bekannt wurde und damit das Beispiel einer außertheologischen Weltlehre den mittelalterlichen Denkern vorgehalten wurde. Der neue Aristotelismus kam durch Vermittlung der „Araber", vor allem durch den Perser Ibn Sina und den Spanier Ibn Roschd. Diese zwei Größen verdienen den Namen eines westlichen und östlichen Thomas von Aquino des Islams, indem sie so wie dieser den Ertrag eines Jahrtausends nachlogischer Religionsgeschichte mit dem geistigen Ertrag des echten Griechentums zu verbinden suchten (übrigens sind alle drei auch an „gleicher" Stelle, nämlich am Südrand der südalpinen Zone, geboren). Während aber der Stern des Thomas immer heller aufstieg, weil Aristoteles in Europa wie ein geistiger Erlöser aufgenommen wurde, erlitten Ibn Sina und Ibn Roschd beide die Verdammnis ihrer sehr viel dunkeläugigeren Theologen-Kollegen.

In vierter Linie sei an die Lehre des Duns Scotus im 14. Jh. erinnert, welche aussprach, daß die Welt überhaupt keinen Gesamtsinn habe, als den des zufälligen Willens Gottes. So revoltierte der germanische Nordwesten gegen die südliche Theorie der objektiven Werte an sich, der Allgüte, Allweisheit usw.

Fünftens hat der im 15. Jh. vorwiegend von Deutschen ausgebildete Gedanke der konkreten Unendlichkeit der Welt (Cusanus) wieder die

objektive Seite des Makrokosmus und die subjektive Seite des Mikrokosmus der Menschenseele. Diese Makrokosmus-Mikrokosmus-Vorstellung, die in der Renaissancephilosophie so wichtig ist, entspricht durchaus wieder dem Seele-Weltdualismus des nordalpinen Empfindens.

Sechstens haben wir die englichen „Sensualisten“ der Barockzeit zu erwähnen, welche das Mißtrauen in die Objektivität des Aufgefaßten soweit treiben, daß sie alle höher integrierten Auffassungsgebilde zerschlagen und in ein Gewoge und Genetze kleinster und sinnentleertester „Sinneseindrücke“, impressions, perceptions, auflösen. Alle philosophischen Probleme, welche nicht die elementare Außenweltserfassung betreffen, gehen dabei fortschreitend verloren. Die Rationalisten auf dem Kontinent, die den englischen Auffassungs-Nihilisten Widerpart hielten, waren darin durchaus ebenfalls Empiristen, daß sie ihr unbegrenztes Vertrauen auf die innerseelischen Vorstellungsbilder und Denkakte, auf die „Vernunft“ setzten und im Bereich der logischen Erfahrung verblieben.

Kant, der diese Entwickelung vollendet, ist in ganz hervorragendem Maße wiederum Seele-Weltdualist. Er „hat die Grund-Intuition von der schöpferischen Macht des Ich durchgeführt“ (Eibl), er läßt eine Welt der Erscheinungen und eine Welt der Freiheit nebeneinander gelten.

Siebtens soll abschließend ein Blick auf die wesentlichen Richtungen der heute zeitnahen Philosophie geworfen werden.

An der vielfältig schillernden Gestalt Nietzsches sind vielleicht das dauerndste seine psychologischen Entdeckungen; diese sind aber überall Entdeckungen von der Ichbedingtheit der Erkenntnis und des Weltsinnes. Sein Kampf gegen das Christentum ist erkenntnistheoretisch Kampf gegen jeden Begriffsrealismus, der ihm als schwächliche Flucht vor der Größe der Gesamtwirklichkeit sklavisch und verächtlich ist.

Die „Existentialphilosophie“ (Kierkegaard, Heidegger, Jaspers) trägt schon in ihrem Namen ihre Absicht von bestimmten Lebenssituationen, nicht vom An sich irgendwelcher Werte und Dinge auszugehen. Ihr Meister Kierkegaard setzt Luther fort. Hat dieser das freie Individuum vor Gott gestellt, so Kierkegaard das grenzenlos einsame. Das Heideggersche Philosophieren ist ein „Sensualismus der Großen Dinge“, während der Sensualismus der Engländer nur die äußere Welt betroffen hatte. Existenzbeziehungen spielen hier die gleiche Rolle wie die Sinnesempfindungen dort.

Sehr bemerkenswert ist, daß die zweitausend Jahre lang tote Wissenschaft der Logik in letzter Zeit neu in Bewegung gekommen ist. Hegel hat am Begriffe das Werden betont und damit schon eine im Ver-

gleich zum Süden unstarre, weitere und tiefere Vorstellung vom Ausgangsmaterial der Logik vertreten. Ich möchte aber glauben, daß damit erst ein kleiner Teil einer wirklich nordalpinen Logik aufgezeigt ist. Der Kernpunkt dieser nordalpinen Logik wäre die Frage: wie kommt der Mensch zu Begriffen und wie steht es um die Welthaltigkeit dieser Hilfsmittel des Denkens? Diese Frage ist an sich so alt wie die nordalpine Philosophie, müßte vom neuen psychologischen Weltbild aus aber eine gänzlich andere Behandlung erfahren können als bisher.

Während dies ein Wunsch ist, hat ein Weiterbau gleichsam am anderen Ende der aristotelischen Logik tatsächlich stattgefunden: In der Logistik, welche nicht nur Schlüsse, sondern ganze große Schlußsysteme auf Gesetze zu bringen versucht. Die Logistik ist nicht durch Betonung der Subjektivität, wohl aber durch Ausweitung des Griechischen ins vor dem Unübersehbare typisch nordalpin (Russel, Whitehead, Carnap).

Fragt man nach der möglichen gehirnphysiologischen Entsprechung zum typisch europäischen und insbesondere nordeuropäischen Verhältnis zur Wirklichkeit, so kommt man in negativer Richtung auf die geringere Leibhaftigkeit der Vorstellungsgebilde, welche kühlere Kritik und Überlegung zulassen, in positiver Richtung auf die vollständigere Verbundenheit der Einzelakte untereinander, welche komplexeres und dadurch sowohl weiteres als stetiger ausgewogenes Auffassen ermöglicht. Diese Verbundenheit ist nicht Intelligenz, nicht größere Denkgewandtheit, sondern kennzeichnet schon das Material des europäischen Denkens vor jeder denkerischen Absicht.

10. Die philosophischen Interessenrichtungen

Die tiefsten Fragen jedes Lebensgebietes nennt man Philosophie. Darum ist nur selbstverständlich, daß das, was unter dem Namen Philosophie geht, in verschiedenen Völkern ganz verschiedene Gebiete betrifft.

Ich suche das auf die Weise aufzuzeigen, daß ich die Anzahl der verschiedene Teilgebiete betreffenden Registerstellen in gleichartigen Darstellungen der Denkleistungen verschiedener Kulturkreise auszähle. Auf diese Weise ist das Schaubild 6 gewonnen.

Man vergleiche nun einmal Chinesen und Orientalen! Fast in jedem Punkt sind die Interessen gegensätzlich gelagert. China hat sehr viel, der Orient wenig Naturphilosophie, der Orient viel, China wenig Theologie, China sehr viel, der Orient überhaupt keine Sozialphilosophie.

China und Indien sind sich hingegen in einem Teil der Fragen ähnlicher, so z. B. im Naturinteresse.

Ganz verblüffend ist die Übereinstimmung der philosophischen Interessenrichtungen in Indien und im Abendland; ein historischer Zusammenhang steckt da weiß Gott nicht dahinter.

Die Patristische Philosophie stellt sich zwischen Europa und Orient.

11. Sittlichkeit

Was sittlich genannt wird, ist nicht nur nach seinem speziellen Inhalt, sondern auch nach seinem allgemeinen Wesen orts- und zeitabhängig. Allgemein hat Sittlichkeit den Charakter zusätzlicher Forderungen, die über Neigung und Zwecke des Handelnden hinausgehen, aber von diesem trotzdem anerkannt werden sollen.

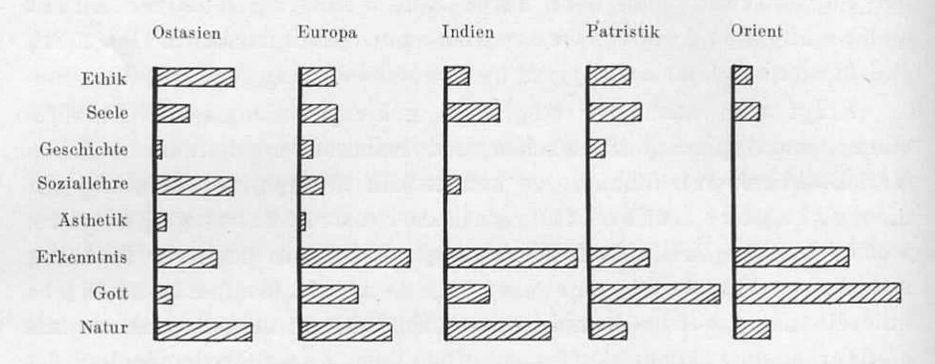


Abb. 6. Die philosophischen Interessenrichtungen (Prozentangaben nach Auszählung der Registerstellen bei Hachmann, Aster, Strauss, Eibl, Harten).

Die Begründung dieser Forderungen ist, daß sie Wichtigeres und Wertvolleres darstellen als Neigung und Zwecke des Individuums. Dabei kann die sittliche Begründung sich bis zur Identität mit der Neigung und bis zur Identität mit den persönlichen Zwecken mischen, ersteres beim „von Natur aus guten“ Menschen, letzteres überall dort, wo Nichtbefolgung handgreiflichen Schaden bringt; die „eigentliche“ sittliche Spannung besteht aber dann, wenn diese beiden Extremfälle nicht vorliegen und die Antriebsmacht der sittlichen Forderung sich mit der Antriebsmacht sonstiger Neigungen und Zwecke überkreuzt.

Es kann wohl ohne weiteres gesagt werden, daß diese „eigentliche“ sittliche Spannung realiter der große Ausnahmsfall ist. Weitaus das meiste sittliche Handeln geschieht unter annähernder Identität zwischen Forderung und Neigung, oder aber unter Bedacht des aus der Nichterfüllung erwachsenden Schadens. Unter den Begriff des Schadens fällt dabei jegliche gerne vermiedene Unlust.

Unschön zu handeln kann genau so quälend sein wie ungewaschen zu sein; und so, wie die Qual des Ungewaschenen sich potenziert, wenn er sich in feiner Gesellschaft ungewaschen weiß, so steigert sich auch die Qual des unschön Handelnden durch das mißbilligende Urteil seiner Mitmenschen so sehr, daß sie jeder körperlichen Qual, die man mit allen Kräften flieht, gleich wird.

Als überindividuelle Werte, im Namen derer sittliche Forderungen ergehen, kommen vor allem drei geschichtlich in Betracht: Der Wille Gottes, der Nutzen der Gemeinschaft, der unmittelbare Eindruck der Handlung. So kommt der theologische, der soziale und der ästhetische Typus der Sittlichkeit zustande.

Unter sittlicher Ästhetik ist dabei jedes Selbstwerterlebnis des Handelns verstanden. „Schönheit des Handelns" kann sich auf die einzelne Tat oder auf lebenslange Folgerichtigkeit beziehen, kann naiv sein, oder von der Reflexion der Persönlichkeit über sich selbst genährt werden.

Es liegt auf der Hand, daß die drei genannten Sittlichkeitstypen geographisch gesondert auftreten. Die ostasiatische Sittlichkeit ist auf richtige Einfügung in Gemeinschaft und Naturordnung abgestellt, ist also durch und durch sozialbezogen. Die orientalische Ethik auf der anderen Seite ist Erfüllung des göttlichen Willens, als soziales Sittlichkeitsobjekt bleibt nur der einzelne „Nächste" übrig. Die europäische Sittlichkeit beruht im Kerne durchweg auf unmittelbarer Wertung der Taten, ist also ästhetisch in dem gekennzeichneten weiten Sinn. Sie ist der Ausfluß eines Menschentumes, das sich seiner selbst in besonderem Maße bewußt ist.

Natürlich soll das nicht heißen, als hätten theologische und soziale Forderungen nicht auch in der sittlichen Motivierung europäischen Handelns immer eine große Rolle gespielt. Es ergibt sich das ja auch schon aus der Mittelstellung Europas zwischen Orient und Ostasien. Gerade im europäischen Süden hat die theologische und gerade im europäischen Osten (Rußland) hat die soziale Forderung schon sehr viel zu sagen. Auch im eigentlichen Europa sind sie natürlich da, werden aber nicht blind und naiv anerkannt, sondern nach ihrer Wirkung auf das „Gewissen", d. h. auf das ethische Wissen der Seele um sich selbst, bewertet.

Das „Gewissen" ist ein ewiger Kampfplatz zwischen der praktischen Wertschätzung des jeweils erwünschten Zieles und der ästhetisch-theoretischen Wertschätzung der zu ihm führenden Handlung.

Die europäische Sittlichkeit hat ihrerseits wieder einen Südflügel, in dem das Gefühl für die Schönheit der Einzelhandlung besonders entwickelt ist, und einen Nordflügel, in welchem das Gefühl für die Folgerichtigkeit des Handlungsgesamtes maßgebender wird. Für die Griechen ist ethisches Handeln wahrhaftig ein Teil ihres künstlerischen Erlebens. Auf der anderen Seite steht der kategorische Imperativ, welcher von jeder Einzelhandlung den Charakter allgemeiner Gesetz-

lichkeit verlangt, und steht die Anforderung der „Selbsterfüllung", die in so vielen Abwandlungen hinter den ethischen Bestrebungen nördlicher Europäer steht. Auch das „Ichideal" kann freilich einen äußerlich-eitlen und einen innerlich-gesetzesartigen Charakter haben.

Die Ästhetik des Handelns scheidet sich auch danach, was für einen Eindruck man damit auf sich selbst und auf die Mitmenschen macht. Großenteils geht beides freilich parallel. Am wesentlichsten sind die Mitmenschen begreiflicherweise den Ostasiaten. Dort hat die Furcht „sein Gesicht zu verlieren" eine ebenso große und drohende Wirkung wie im Westen die Furcht vor Höllenstrafen (Wilhelm). Demgegenüber wird vom christlichen Heiligen verlangt, daß er „die Menschenfurcht abstreife und nur in der Furcht Gottes dahinwandle".

Auch das Interesse für sittliche Fragen und Erscheinungen selbst ist offenbar rassenverschieden. Ethik spielt in der orientalischen, indischen und auch in der frühchristlichen Philosophie eine sehr geringe Rolle (vgl. die Schaubilder S. 160). In Altgriechenland wurde demgegenüber sehr reichlich über Ethik disputiert, aber sieht man näher zu, so entpuppt sich ein sehr großer Teil der griechischen Ethik als Anleitung zum persönlichen Glück. Das ist doch ganz etwas anderes als die grüblerische und moralisierende Sittlichkeitsproblematik, wie sie in Nordeuropa aus tiefstem Wesenszwang auftritt. Das Christentum bekommt im Norden eine verstärkte, ja vielfach vorwiegende ethische Färbung (vgl. S. 138). Die vorchristlichen Religionen Germaniens waren vielleicht weniger Glauben an Götter als an das Walten sittlicher Mächte. Puritaner und Preußen nehmen Sittlichkeit so wichtig, wie das südlichere Völker nicht verstehen können. Es hängt dies offenbar mit der Ichsichtigkeit und Tatensichtigkeit der Nordeuropäer zusammen (vgl. S. 384). Moral (Schönheit und Richtigkeit der Taten) ist für solche Menschen ihre Form künstlerhaften Erlebens.

Nun knappe Anmerkungen über einzelne sittliche Inhalte!

Ehre: ist der Inbegriff der geschilderten europäischen Ethik der Tat als Selbstwert. Niedrig und ehrlos ist, wer sich nur von Neigung und Zweck leiten läßt. Der Ehrlose wird nicht bestraft wie der Sünder gegen Gottes Gebot, er bestraft sich selbst, weil er wertlos ist. Hierin liegt der tiefste Unterschied zwischen orientalischer und europäischer Ethik, der durch die Überchristlichung Europas zu schweren, besonders von Rosenberg dargestellten Konflikten geführt hat. Wenn Rosenberg Blut und Ehre als die nordischen Höchstwerte preist, so ist damit in unübertrefflicher Kürze die positive Einstellung zu allem Natürlichen (Blut) und die bewußte Einstellung zum Ich mit seinem Tun (Ehre), welche für Europa, insbes. Nordeuropa, kennzeichnend ist,

herausgestellt. Letztlich handelt es sich wieder um den besprochenen charakteristisch europäischen Seele-Welt-Dualismus.

Der Orient kennt keine Ehre und keine Ehrlosigkeit.

Wahrhaftigkeit: Ein Gebot gegen das Lügen gibt es weder im Alten Testament noch im Koran.

„Falsches Zeugnis" gegen den „Nächsten", wie es im V. Gebote Mosis verboten wird, ist nur eine sehr spezielle Form von Lüge. Im Islam gibt es nur ein Gebot, sich nicht durch Lügen verführen zu lassen!

Die Skrupellosigkeit im Lügen war bei den Altgriechen berüchtigt. Die Römer hielten hingegen sehr viel auf Vertragstreue.

In allen orientalischen Märchen von den Berbern bis zu den Lasen im Kaukasus ist der skrupellose Lügner der eigentliche Held. Lob der Tapferkeit kommt daneben auch vor.

Wahrheitsliebe liegt Menschen, welche ein starkes Gefühl für Beständigkeit in der Zeit haben, die bei allem, was sie jetzt sagen, rot werden müßten in der Erinnerung über das, was sie früher sagten. Völker von schwachem Zeitgefühl und weniger drängender Erinnerung können die Peinlichkeit des Lügens gar nicht empfinden, erst recht nicht Völker, denen wie den Orientalen alles einen zwei- und dreibis siebzigfachen Sinn hat.

Nur Nordeuropäer konnten in der Wahrhaftigkeit und Echtheit den Inbegriff aller Tugenden sehen.

Aufopferung: Es ist falsch, zu behaupten, die „naturgemäße" Triebrichtung aller Lebewesen gehe auf Egoismus, erst Geist und Sittlichkeit brächten andere Motive auf. Nicht nur Egoismus, auch jede „aufopfernde' Zielsetzung ist veranlagungsbestimmt. Der Bauer denkt in gleicher Weise an seinen Hof, wie man sonst von Egoismus spricht, der Japaner in gleicher Weise an sein Volk, jede Mutter an ihr Kind.

Der Gedanke, sich prinzipiell jedem Nächsten aufzuopfern, ist freilich nicht biologisch begründet. Er ist eine speziell christliche Idee, die bezeichnenderweise von Mohammed mit fast noch gesteigerter Betonung übernommen wurde (ihsan = Tat der Nächstenliebe). Er hat dort, wo die organischen Sozialbindungen und Sozialverpflichtungen nicht ausreichten, zweifellos unendlich viel Gutes gewirkt, wird aber von selbst bedeutungslos, wo diese Bindungen in Ordnung sind.

Askese: hat ganz verschiedene Richtungen und ist daher nicht allein orientalisch. Außer aus der Schlechtigkeit der Welt kann sie sich auch aus der Stärke und Konsequenz des Willens ergeben, also ausgesprochen ein Stück Ichbewährung sein. So im germanischen Mittelalter, so aber auch bei den indischen Mönchen vedischer Zeit, die durch ihre Buße (welche nichts mit Sünde zu tun hat) selbst die stärksten Götter zwingen.

Askese findet sich im Alten Orient wenig und Mohammed hat sie verneint. Auch dies zeigt, daß sie nicht so ausgesprochen orientalisch ist. Indien ist bis

heute volkstümlich asketisch, nicht um der Entsündigung, sondern um der Ekstase willen.

Feindschaft gegen die Sexualität ist gerade mit starken geschlechtlichen Trieben verknüpft, darum ist sie eine südliche Sittlichkeitsforderung.

C. Praxis und Wissen

Der Mensch handelt, bevor er bewußt erkennt. Wissen ist Handlungs*folge*. Insbesondere sachlich verwertbare Erkenntnis gehört mindestens ebensosehr zum Handeln wie zur Weltanschauung. Um das besonders zu unterstreichen, bringen wir die Wissenschaftsgeschichte mit der Praxis zusammen, nicht mit der Weltanschauungsgeschichte, mit der sie natürlich ebenso enge, aber nicht enger, zu tun hat.

Hinter der Praxis steht für den Menschen das Muß, mit den Bedingungen der Erde fertig zu werden. Darum sind viele ihrer Grundformen überall auf der Erde ähnlich und von allen Rassen ausfüllbar. Graduelle Abstufungen der Berufsneigungen und -fähigkeiten bestehen dabei sicherlich, wir müssen uns ja aber notgedrungen die experimentelle und statistische Behandlung quantitativer Tatsachen versagen und vor allem auf qualitative Unterschiede achten, welche die Folgen der quantitativen sein mögen.

Auf der anderen Seite ist das Wirtschaften natürlich nicht schon deshalb rassenpsychologisch uninteressant, weil es auf reinem Umweltzwang beruht. Es ist eine ebenso schöpferische Leistung wie jede andere Kulturseite. Man kann in Skandinavien keine Dattelpalmen züchten, aber man kann sich überlegen, ob man als Bauer, Fischer, Seefahrer, Exportindustrieller, Renntiernomade, Muschelesser usf. dort leben will. So ist die Erdgebundenheit der Wirtschaft zwar eine bedeutende Konkurrenz für das rassenbiologische Erklären, aber die Rasse behält doch ihr Feld.

a) Seelische Grundlagen

1. Tat, Tätigkeit und Arbeit

Von unserem Standpunkte aus ist es ein unantastbares Axiom, daß alles Leben ständige Bewegung und demgemäß eigengesetzliche Aktivität ist. Tat und Arbeit muß daher als jener Zustand des Menschen gelten, in dem das Leben am meisten „bei sich selbst ist", um mit Hegel zu reden, am unmittelbarsten sein Wesen erfüllt. Sie sind daher aufs höchste zu bejahen.

Kann man aus allem Menschen-, Tier- und Pflanzenleben etwas anderes ablesen als dies?

Die meisten Völker denken aber nun einmal nicht biologisch. Ja selbst in Europa ist die Biologie eine der jüngsten Wissenschaften. Tat und Arbeit wurde im Abendland aber schon viel früher bejaht, als es biologische Erkenntnis vom Wesen des Lebens gab. So scheint es also eher so zu sein, daß wir das ewig bewegte und aktive Wesen des Lebens nur deshalb erfaßten, weil es unserem eigenen Stil die Welt zu sehen entsprach.

Dann dürfen wir aber nicht den Kopf darüber schütteln, daß andere Völker in ihrem Bewußtsein *gegen* Tat und Arbeit eingestellt sind, obwohl ihr Leib ebenso voller bewegter Aktivität ist wie der unsrige.

Da sie gar nicht auf Erden leben können, ohne tätig zu sein, verwickelt das Erdenleben die Geistigen unter ihnen in unlösbare Widersprüche. Es kommt zu theoretischer Verneinung des Lebens trotz praktischer Bejahung, wie weiter oben besprochen.

Tat und Arbeit heißt die Wirklichkeit bejahen und heißt die Zeit bejahen, welche ja der Mutterschoß von Tat und Arbeit ist.

Was unterscheidet nun weiter Tat und Arbeit? Tat ist ein Großes und ein Selbstwert, Arbeit ein Gefüge kleinster Taten und ein Dienstwert. Dient die Arbeit dem Arbeitenden selbst, so erfordert sie von ihm doch eine zielstrebige Ordnung kleinen Tuns — einen stetigen Willen zur Sachlichkeit. Dient die Arbeit einem Arbeitgeber, so erfordert ihre freudige Bejahung auch noch Einfügungswilligkeit in eine soziale Ordnung.

Zwischen oder neben Tat und Arbeit steht die Tätigkeit, die Selbstzweck ist, nur ein weniger ernster als das kindliche Spiel, in welchem Tat, Tätigkeit und Arbeit noch undifferenziert neben einander stehen. Tätigkeit wird von der Lust des Augenblickes geführt und nimmt weder die Wirklichkeit noch die Zeit wichtig, wie Tat und Arbeit es tun.

Nach dieser positiven Wesenserklärung ist es gut, auch die charakteristischen Einwände zu erwähnen, die gegen Tat, Tätigkeit und Arbeit gemacht werden.

Taten fallen ihrem Begriffe nach außerhalb des Normalformates menschlicher Aktivität. Viele Menschen haben in ihrem ganzen Leben nichts getan, was einer Tat ähnlich sieht. Taten erfordern Begabung, Heldentum, Kraft.

Man kann gegen ein allzu tätiges Leben vor allem einwenden, daß es eine sinnlose Hetze ist, welche dem Menschen keine Zeit läßt, die Lebenswerte zu sehen und das Dasein zu genießen. Es ist dies ein Vorwurf, den in stetiger Reihenfolge die jeweils südlicheren den jeweils nördlicheren Bevölkerungen machen: Von den Türken auf der einen Seite bis zu den Amerikanern auf der anderen Seite hin. Die jeweils nördlicheren antworten darauf, daß Faulheit keine Kontemplation und Genuß nicht Befriedigung sei.

Wird dem Täter vorgeworfen, daß er sich sinnlos hetze, so dem Arbeiter, daß er dumm genug sei, sich in ein Joch zu begeben und sich darüber auch noch zu freuen. Arbeit und Sklaverei, Dienst und Zwang zu unterscheiden, ist eben schwer, wenn man durch die anschaulichen Vordergrundseindrücke gebannt wird. Denn es sind Unterschiede der Gesinnung, der inneren Haltung.

Der Vorwurf gegen die Tätigkeit endlich ist, daß sie zu spielerisch sei, daß sie „das Leben nicht ausfülle". Doch wird davon zweierlei nicht betroffen: die hohe Tätigkeit, die den Menschen ganz ausfüllt, in der er sich jenseits von Wirklichkeit und Zeit an ein Wertvolles hingibt. Diese Tätigkeit nicht achten, hieße für das ganze religiöse, künstlerische und wissenschaftliche Erleben blind sein. Zum zweiten aber auch die bloße Tätigkeit der jederzeit Tatbereiten, wie sie in der schönen Muße des Adelslebens sich geschichtlich stilisiert hat. Wer jederzeit das Leben zu wagen bereit ist, darf in den Zwischenzeiten ohne Erniedrigung faul sein oder spielen.

Nach dieser positiven und negativen „Phänomenologie" von Tat, Tätigkeit und Arbeit nun zu den geschichtlichen Zeugnissen!

Die Einstellung der Antike zur Tat war eine zwiespältige. Einerseits war die Ruhmsucht, der Wunsch, bei der Menschenumwelt mit seinen Taten Eindruck zu machen, unermeßlich und waren die griechischen Poleis ebenso wie das römische Heer in ständiger kriegerischer Bewegung. Auf der anderen Seite kennt schon Homer den Helden, der Unendliches duldet und auch Eindruck macht, indem er darüber beweglich klagt. Diese Haltung wäre der germanischen Welt durchaus fremd. Man soll auch nicht sagen, daß es einfach ein primitiver und naiver Zug sei, wenn Achill und andere ihren Tränen freien Lauf lassen. Hat man einen doch nicht weniger primitiven Indianerkrieger je weinen gesehen, und könnte man sich einen germanischen Helden in freigiebigen Tränen denken? Ich halte die ganze altgriechische Heldengesinnung vielmehr für typisch südalpin. Südalpine Affekte sind leicht erregt und leicht erschüttert. Daß die stoische Haltung in der Spätantike das Um und Auf der Ethik wurde, mag eher davon kommen, daß man eben nicht stoisch war. Auch der Spanier und der Orientale beherrscht sich nicht, sondern schließt sich autistisch ab, verkrampft sich, „verhärtet sein Herz" — so wie es Odysseus seinen Leiden gegenüber verhärtet hat.

Mußte man den südalpinen Soldaten Ruhm versprechen, so waren die islamischen Soldaten seit jeher so tapfer, weil der Schlachtentod ein magisches Sakrament der Erhöhung ins Paradies war.

Von ähnlicher Gesinnung waren noch im letzten Spanienkrieg die katholischen Requetès, die Kampfmänner der ultraklerikalen und ultraabsolutistischen Carlistenbewegung.

Mit dem germanischen Wunsch, nicht den Strohtod zu sterben, ist das nicht identisch. Die Germanen fanden es unehrenhaft, zur Hel niederzufahren, aber sie hatten kein Bedürfnis, nach Walhall zu kommen.

Zur Arbeit hat der Süden wohl immer in einem vorwiegend negativen Verhältnis gestanden. Dazu ist zu bemerken, daß die Rangerhöhung der

Arbeit auch im Norden im Vergleich zu der hohen Bewertung der Tat, die mindestens zwei Jahrtausende alt ist, eine junge Erscheinung ist. Sie ist so jung, daß Scheler zur Zeit des Weltkrieges als eine der innersten Wurzeln des Deutschenhasses die Abneigung der übrigen europäischen Völker gegen das von Deutschland aus vordringende intensivierte Ethos der Arbeit bezeichnet hat. Das betrifft freilich nur die diesseitige Weltanschauung von der Arbeit als zentraler Lebenserfüllung. Religiöse Weihe hatte nach Max Weber der Arbeit schon der Calvinismus gegeben, in praxi fleißig und arbeitsfreudig waren nordische Bürger und Bauern seit jeher, schon zur Zeit, als die nordische Stadt als Werkstatt begründet wurde (vgl. S. 106). Schon im Mittelalter hieß in Süddeutschland der Rentier der „Ehrsame Müßiggänger”, was nichts anderes besagt, als daß der Müßiggänger in der Regel ehrlos gewesen sein muß.

Demgegenüber waren die antiken Bürger „abanausisch”, d. h. sie schoben alle trivialen banausischen Arbeiten, die nicht Tat und Tätigkeit waren, ihren Sklaven zu. Banausisch war dabei z. B. auch die Bildhauerei, also die Kunst, die uns als die Seele ganz Griechenlandes erscheinen will.

Die antiken Bürger waren wirtschaftlich gesehen Rentner, die entweder Sklaven arbeiten ließen, oder sich Schiffe kauften, die sie fahren ließen, oder ihre Gelder an Unternehmer ausliehen (vgl. Weber, Wirtschaftsgeschichte). In der Renaissance stellten sich die gleichen Verhältnisse wieder ein, und in der Zwischenzeit wird es vielleicht nicht viel anders gewesen sein.

Dem reichen Rentner steht der arme Bettler, der ob seiner Faulheit kein schlechtes Gewissen hat, als ebenso konstanter sozialer Typus Südeuropas gegenüber. Der berühmte Lazzaroni, der in der Sonne liegt, ist nur ein kleiner Ausschnitt daraus. Die Versorgung breiter Massen auf Staatskosten war in der Antike gang und gäbe, während sie bei uns als die moralisch bedenklichste der Krisenerscheinungen gilt. Die Annona, die Schatzung der Tributpflichtigen zugunsten der Hauptstadt Rom, diente vor allem den dort zusammenströmenden Massen von „Staatsrentnern”. Ein nordalpines Volk hat von seinen Führern niemals guten Gewissens Brot verlangt, genau so wenig wie Spiele nie im Norden ein Staatsproblem wurden. Es wäre grotesk, so etwas zu denken! In der Antike war beides ständige Staatssorge Nr. 1. Das Bettlerwesen erhielt eine neue Wendung durch die christlichen Caritasideen. So wie heute in Fremdenverkehrsgegenden die „Charakterköpfe” sich fürs Photographiertwerden bezahlen lassen, wußten die Bettler um ihren Wert: sie gaben Gelegenheit, alle Register der Nächstenliebe spielen zu lassen.

Wie stark das Bettlerwesen in der „Großen Zeit” Spaniens war, hat Pfandl geschildert! Wie schwer Italien gegen Bettelei kämpfen muß

und wie Bettelei bei allen nicht besonders erzogenen südlichen Bevölkerungen wuchert, ist allbekannt. Auch Indien und China haben ihre Bettlerkasten. Der Bettelmönch ist eine indische und eine südalpine Erscheinung.

Die spanische Volksgeschichte ist eine einzige Tragödie stolzer Abanausie, wirklichkeitsfremder Verachtung der niedrigen wirtschaftlichen Tätigkeit. Der Niedergang Nordafrikas hat den gleichen Hintergrund. Die Faulheit hat dort System. Sie ist eine autistische Krampfstellung.

Bekannt ist der türkische „Keef", das versunkene untätige Sichhingeben an ein wohliges und wollüstiges Spiel gaukelnder Vorstellungsbilder. Nicht nur der Türke, jeder Orientale kann jederzeit und scheinbar willkürlich und beliebig dies sein „Traumkino" einschalten und vergißt darüber selbst seine dringlichsten wirtschaftlichen Sorgen. Das Verständnis für das wirkliche Kino ist übrigens gering; so war z. B. der Bau eines Großkinos in Jaffa ein wirtschaftlicher Fehlschlag. Das Schauen mit den Augen ist dem Orientalen wohl noch zu äußerlich und wirklichkeitsnahe (z. T. persönliche Mitteilungen Heinz Keiters. Vgl. auch Banse).

Auch die schreiende Armut der indischen Massen im Vergleich zu dem Reichtum einiger weniger ist ein Zeichen, wie wenig ein zur Wohlhabenheit führendes tätiges Leben verlockt. Nicht die Ausbeutung von oben, sondern der fehlende Auftrieb von unten bestimmt letztlich die Gegensätze. Auch die englische Wirtschaft leidet unter diesem mangelnden Erwerbstrieb der Inder (Wenz).

Es sind dann im Orient immer nur einzelne Kasten, insbesondere die Juden, Parsen, Banya, in denen die Einstellung umschlägt, und die zwar nicht arbeits-, aber doch besitzbesessener sind als irgend ein Europäer.

Übrigens soll hier ausdrücklich betont werden, daß bewundernswerter Fleiß den südlichen, insbesondere den südalpinen Bevölkerungen durchaus auch vertraut ist. Davon legt die spanische (Haberlandt) wie die italienische Landwirtschaft Zeugnis ab. Aber das bedeutete keine soziale und geistige Rangerhöhung der Arbeit, keine freudige Verkehrung des Bibelwortes vom Schweiß der Arbeit, zu dem der erbsündige Mensch verflucht ist wegen eines sinnlosen kleinen Ungehorsams.

Es ist eine grobe Verkennung der allgemeinen Gegebenheiten, wenn für das Rentnerideal der Franzosen eine besondere ostische Rasse bemüht wird. Daß die am ehesten ostischen Bevölkerungen Deutschlands, nämlich die mitteldeutschen, fränkischen und pfälzischen zu den ruhelos fleißigsten gehören, liegt wohl ebenso auf der Hand, wie daß umgekehrt der Hang zum Rentnertum allen südeuropäischen Bevölkerungen seinen Stempel aufdrückt. Der Franzose ist damit, daß er in der ersten Hälfte ein arbeitsames und in der zweiten ein geruhsames Leben führt,

eine echte südnördliche Mischgestalt, oder eigentlich Doppelgestalt. In Indien schrieb das Brahmanentum eine ähnliche Doppelgestalt des Lebens vor wie das französische Rentnerideal. Denn was bedeutet die Formel: zuerst Hausvater sein und erst in späterem Alter sich der Meditation hingeben denn anderes, als zuerst fleißig sein müssen und dann faul sein dürfen? Übrigens schwebt dem französischen Rentner nicht Nichtstun vor, sondern „planter ses choux", also nicht arbeiten, sondern tätig zu sein.

Viel eher als in der germanischen Mitte Europas, welche allerdings an Kult der Arbeit allen anderen Völkern zuviel tut, kann an abanausische Neigungen im Norden Europas erinnert werden: In Deutschland an den bequemen Marschbauern, in England an das otium cum dignitate des Adels sowie an das strenge Festhalten an der üblichen Arbeitszeit, in Skandinavien an die insbesondere schwedische Fähigkeit, sich einen guten Tag zu machen. Aber solches ergibt sich im Norden erst aus größerer wirtschaftlicher Gunst und geruhsamer Sättigung. Die gleichen Angelsachsen und Skandinavier sind in Amerika hinter dem Dollar her wie wild.

2. Pflegliche Erhaltung

Der Stolz der deutschen Hausfrau auf das Blitzen und Blinken ihres ganzen Hausstandes wird von den südlicheren Völkern belächelt oder beneidet. Umgekehrt wundert sich jeder Südlands- und Orientreisende über die mangelnde Reinlichkeit und die vielen, vielen halben und ganzen Ruinen, in und neben denen gelebt wird, offensichtlich ohne daß es die Menschen stört.

Sowie man die deutsche Sauberkeit nur oberflächlicherweise Pedanterie und Kleinlichkeit nennen darf, steckt auch in der „Unaufgeräumtheit" des Südens mehr als bloße Trägheit oder Rückständigkeit.

Der südalpine Mensch sieht die kleinen Unordnungen offenbar nicht in gleichem Maße wie wir, weil sein Auge mit der Kraft der Idealisierung der Eindrücke begabt ist. So ist das Vermögen, welches die klassische Kunst hervorgebracht hat, mit schuldig an der mangelhaften Straßenreinigung.

Bekanntlich sieht man ja überhaupt nicht, indem man alles aufnimmt, was vorhanden ist, sondern man erkennt die Dinge wieder und rechnet dann im allgemeinen damit, daß sie den Begriffen entsprechen, die man sich von ihnen gebildet hat. Auch unsere Augen haben dadurch eine gar nicht geringe idealisierende Kraft, sehen Unebenheiten erst, wenn sie darauf gestoßen werden. So können wir, wenn wir nicht Hausfrauen sind, einen Riß in der Mauer oder einen Fleck in der Tapete wochenlange nicht sehen. Einmal entdeckt, guckt er uns dann dauernd an. Ein Volk mit nur ein wenig stärkerer Fähigkeit, Vorstellungen an die Stelle der konkreten Eindrücke zu setzen, wird eben noch einmal nur halb so viele Risse und Flecken entdecken.

Der Orientale dann, der schwarzbraunäugige Mensch sieht von seiner wirklichen Umwelt noch weniger, begnügt sich noch mehr mit den

dringlichsten Merkzeichen, um sofort seine Begriffe und seine Träume daran zu hängen. Er ist darum äußerem Elend gegenüber bewundernswert stoisch und kann auch Herr bleiben, wenn er mit seinesgleichen um ein Kohlenöfchen mit Kaffee am Straßenrand hockt. Auch die Hausungen reicher Orientalen sehen daher mehr aus wie Verwirklichung von Träumen als wie „Wohnmaschinen", d. h. sachliche Mittel zu gesteigerter Bedürfnisbefriedigung.

Die sachliche Umwelt kommt aber im Süden auch vor den Menschen der Umwelt an Interesse nochmals zu kurz. Die strahlende Eleganz des südalpinen Menschen stellt den Nordländer leicht in den Schatten — man denke auf der anderen Seite an die prinzipiell ungebügelten Hosen der Engländer, die ihre neuen Anzüge zerknittern, damit sie wenigstens so aussehen, als hätten sie schon etwas zu erzählen.

Daß die Schuhputzer überall im Mittelmeergebiet solch wichtige Persönlichkeiten sind, ist kein besonderer Schuhfetischismus, sondern der Glanz der Schuhe ist nur der gefährdetste Teil des Glanzes seines Herren. Auf volkskundlichem Gebiete sieht man im Süden, z. B. in Griechenland, die Trachten aus der sonstigen Bedürfnislosigkeit herausragen. Frankreich hat die elegante Frau geschaffen, England the homemaking wife.

Pflegliche Erhaltung erfordert immer etwas von liebender Hingabe, fast etwas Mütterlichkeit gegenüber den Gegenständen. Auch der Bohemien, der solche Hingabe als unwürdige Zumutung empfindet, hat einen romanischen Namen. Daß Künstlertum und Boheme zeitweise fast als notwendig zusammengehörig galten, beweist den oben aufgestellten Zusammenhang zwischen größerer idealisierender Kraft des Auges und geringerem Sinn für Gepflegtheit der sachlichen Umwelt.

Für den orientalischen Herrscher war es selbstverständlich, daß der Palast seines Vorgängers, mochte es auch sein Vater gewesen sein, mangels pfleglicher Erhaltung in Trümmer fiel. Auch in Indien brachte die Errichtung eines neuen Tempels größeren religiösen Verdienst als die Erhaltung eines vorhandenen.

So regierten die Pharaonen des Alten Reiches wohl 300 Jahre zu Memphis, aber jeder doch wo anders um die Stadt herum. Die Sorge des Ägypters, sich selbst zu erhalten, hat die Unheimlichkeit des toten anatomischen Präparates und ist der Mütterlichkeit pfleglicher Erhaltung, welche auch Bauwerke, Heimstätten und Kleider gleichsam als Lebewesen betrachtet, nicht ähnlich.

Nur weil die Alhambra die letzte und jüngste der arabischen Prachtbauten in Spanien war und als solche bald nach ihrem Entstehen in spanische Hände überging, ist sie erhalten.

Für die Bedenkenlosigkeit, mit der in alten Bauwerken geräubert wurde, ist Ramses II. bezeichnend, der der kolossalen Masse seiner großenteils aus gestohlenen Teilen errichteten Bauten seinen besonderen Nachruhm verdankt. Auch daß die Moslim ihre Moscheen bis ins 9. Jahrhundert fast ausschließlich

mit geraubten römischen Säulen ausstatteten, hat in Europa wohl nicht seinesgleichen.

90% der Handgriffe einer deutschen Hausfrau dienen nicht der Gegenwart, sondern der Zukunft. Man braucht es sich nur einmal auszuzählen! Alles Wiederzurechtstellen gehört seinem Zweck nach, nämlich die Dinge wiederzufinden, ebenfalls dazu. Schon mit dem Kochen kann die Hausfrau so sehr um das (künftige) Wohl ihrer Gäste besorgt sein, daß diese Gäste sie nie als gegenwärtig zu sehen bekommen. Uns ist diese T y r a n n i s d e r Z u k u n f t ü b e r d i e G e g e n w a r t selbstverständlich, sodaß wir gar nicht merken, eine wie spezifische, hochspezialisierte Lebensweise sie eigentlich darstellt.

Der Blick in die Vergangenheit ist die Umkehrung des Blickes in die Zukunft. So fehlt auch die pflegliche Erhaltung des Alten, obwohl, oder vielleicht gerade weil es alt ist, dort sinngemäß, wo man sich die Gegenwart auch durch die Zukunft ungern verderben läßt.

So hat sich etwa der nordalpine Begriff des Volkes in Italien halbwegs eingebürgert, die romantische Volkskunde aber, welche die alten Volksgüter um ihres Alters willen schätzt, ist in Italien als Wissenschaft nicht entstanden. Das Interesse der Skandinavier und Engländer für Folklore ist umgekehrt sehr stark.

Das Lebensalter, das sich der Südalpine wünscht, ist seit jeher dasjenige, das am meisten Gegenwart, am wenigsten entweder Zukunft oder Vergangenheit in sich hat. Ein Vierzigjähriger kann in Italien auf seine ergrauenden Schläfen zeigen und beklagen, er sei ein Alterchen, ein vechiaio und könne nicht mehr recht mitreden. Die griechische Antike war ohne Sinn für das Greisenalter und seine Möglichkeit der abendlichen Fülle eines langen Lebens. Dabei ist die faktische Lebenserwartung bei gleichen hygienischen Verhältnissen im Süden kaum eine andere als bei uns und auch die Vorstellung, daß die südlichen Menschen wesentlich früher reif werden und altern, ist zu einem großen Teil ein Vorurteil. Das Entscheidende ist die geistige Einstellung.

Auch in der Stärke des Willens zum Kinde würden sich Rassenunterschiede zeigen, wenn sie nicht durch andere Momente überdeckt wären. Die Dame Frankreichs wollte keine Kinder mehr, weil sie dadurch am eigentlichen Leben gehindert wird, die Engländerin verschwendet Mütterlichkeit an Hunde, wenn sie glaubt, „sich kein Kind leisten zu können". Auch die Vernachlässigung der Kinder hochgeborener Eltern durch die Mutter ist romanischer, insbesondere französischer Gesellschaftsstil. Das deutlichste Beispiel für den unter im übrigen gleichen Verhältnissen geringeren Kinderwillen der Südlichen ist aber der innere biologische Zusammenbruch der Juden in Deutschland schon vor 1933. Schrittmacher

des Geburtenrückganges waren die Juden seit 1840, 1932 hatten sie es auf nur 6 Kinder aufs Tausend gebracht.

Daß sich Frauen scheuen, ihr Alter zu nennen, stammt ebenso aus der romanischen Auffassung vom Frauenleben. Der erblühte, aber noch nicht mütterlich fruchtbar gewordene Zustand enthält die meiste Gegenwart und ist demgemäß die Klimax, auf die sich die Wünsche steil zusammendrängen, die Hochzeitsnacht bringt die Peripetie. Daß das wünschenswerte und erstrebte Alter der Frau im letzten Jahrhundert immer höher rückte, von 17 auf 20, auf 25, 30 Jahre, hängt mehr mit der Zurückdrängung des französischen Gesellschaftsstiles zusammen als mit Fortschritten jung erhaltender Lebensweise.

So sehen wir: Der Sinn für pflegliche Erhaltung führt in den Unterschied der Lebensanschauungen tief hinein. Pflegliche Erhaltung heischt Interesse für die Sachgüter der Umwelt und Interesse für Vergangenheit und Zukunft; beides ist dem nordalpinen Menschen in besonderem Maße eigen.

Aber auch nach Osteuropa hin „verschlampt" das Hauswesen, schon bei der eleganten Polin, erst recht beim plumpen Russen. Hier hängt das aber damit zusammen, daß im osteuropäischen Weltgefühl überhaupt die formlose Stimmung über jede Art von Form die Oberhand gewinnt. Dabei wird dort, wo nicht französischer Einfluß stark ist, die Adrettheit der Menschen ebenso unwichtig wie die Adrettheit der Sachen. Noch ein anderer Unterschied ist gegenüber dem Süden die willkürliche Zerstörung von Hausrat. Das festliche Gläserzerschmeißen beim „Mulatschag" der Ungarn und Kroaten, das wüste Hausen, mit dem Peter der Große das ihm als Gast des preußischen Königs überlassene Schlößchen Monbijou demoliert hat.

Den Stimmungen ist die Sachumwelt nicht nur relativ gleichgültig, sie springen auch um wie böige Winde und fühlen sich nicht wohl ohne Zerstörung. Auch das Trinken des Russen enthält nicht wenig Selbstzerstörungslust.

Die Russen sind dem Alkohol ausgeliefert fast wie die Indianer, die aus dem sibirischen Nachbargebiet ursprünglich stammen. Dagegen muß man jedes einzelne der südalpinen Völker für seine Mäßigkeit im Alkoholgenuß loben, ebenso die Orientalen — wieder sehr wichtige Hinweise auf das unterschiedliche Rauschbedürfnis der Rassen (vgl. II. Bd. S. 279 ff.).

b) Die Wirtschaftsweisen und Berufe

1. Hirten und Pflanzer

Die rassenpsychologische Bedeutsamkeit des Überganges von der „Wildbeute" zur „Nahrungsballung" ist im II. Bande mehrfach besprochen. Diese Nahrungsballung geht ihrerseits nun entweder mehr in die viehzüchterische oder mehr in die pflanzerische Seite. Hirtentum und Bodenbau sind die beiden möglichen Grundlagen auch für die Hochkultur.

Sind Hirten und Pflanzer rassisch verschieden oder nur durch den Zufall der verschiedenen Wirtschaftsmöglichkeiten?

Die Antwort darauf hängt weitgehend davon ab, ob Siebung in die eine oder andere Gruppe möglich ist, oder ob sich Hirtenvölker und Pflanzervölker starr gegenüberstehen, so daß ein Hirtensohn eben immer Hirte, ein Bauernsohn Bauer wird. Gewiß kommt auch der Selektion durch die unterschiedlichen Anforderungen der beiden so grundverschiedenen Lebensweisen rassenzüchtende Bedeutung zu, aber die erbbiologische Aussonderung durch Siebung geht doch viel schneller und erfolgreicher vor sich.

Daß Hirten immer Hirten und Bauern immer Bauern bleiben, ist nun tatsächlich zumindestens in vielen Gebieten ein Trugbild. So etwa in Ägypten und Nordafrika.

Die Wüstensöhne kommen da durchaus nicht immer als stolze Räuber in die Städte und Oasen, sondern viel öfter als halbverhungerte demütige Bettler. Das Niltal zieht leise sickernd dauernd Beduinen an sich, und ähnliche Erscheinungen habe ich selbst in Lybien beobachtet. Und was für Armseligkeit, diese Wüstenhirten! Unsere Zigeunerlager sind noch hohe Kultur gegenüber ihren Lumpenzelten, Lagerfeuerchen und abgemagerten Kläffhunden. Auf der anderen Seite ist es natürlich für jeden abenteuerlustigen jungen Mann leicht, sich in der Steppe Genossen zu finden und das seßhafte Leben seiner Väter aufzugeben.

Noch viel fließender gehen Hirtentum und Pflanzertum natürlich dort ineinander über, wo der Oasen-Wüstengegensatz nicht so grell ist wie im vorderen Orient. Südrußland war im Laufe seiner Geschichte ebensogut reine Nomadensteppe wie ein Ackergebiet mit 60 Menschen auf den Quadratkilometer. Die russischen Bauern sind freilich immer halbe Nomaden geblieben, die Leibeigenschaft war in Osteuropa z. T. deshalb nötig, weil das ewige Weiterziehen der Bauern gehemmt werden mußte. Diese russischen Bauern sind eben Nachkommen der finnischen Kammkeramiker, die zu Zeiten, wo das ganze übrige Europa schon seine Äcker bebaute, noch unstet herumzogen. So lang erhält sich ein solches Erbe! Freie Wahl zwischen Hirtentum und Pflanzertum ist auch in den meisten Gegenden Innerasiens möglich. Wir möchten übrigens wenigstens daran erinnern, daß aus dem gleichen Gebiete auch die Indianer stammen, von denen wir im II. Band nachgewiesen haben, daß sie aus wesensartlichen Gründen in der bodenbauerischen Entwickelung zurückgeblieben sind.

Hirten und Pflanzer waren also nirgends isoliert. Gerade weil Wechsel möglich war, handelt es sich notwendig um Siebungsgruppen nach Neigung und Befähigung; und da der gleiche Prozeß schon durch fünf Jahrtausende läuft, muß der Rassenunterschied von Hirten und Pflanzern auch dann ein einschneidender sein, wenn es sich um Menschen mit den gleichen äußeren Merkmalen handelt.

Die ursprünglichen Bauernkulturen Indien, China und Europa unterscheiden sich denn auch wesentlich von den extensiven, schöpfungsarmen Kulturen auf der Nomadengrundlage der Semiten und Türkvölker.

In Alteuropa standen sich Nomadentum und Bauerntum ebenfalls lange gegenüber. Seit das zweite gesiegt hat, konnten die unbäuerischen Menschen

zwar nicht mehr Hirten werden, aber sie lieferten wohl die germanischen Wanderwellen und zogen in die Städte.

2. Das Bauerntum

Kulturgeschichtlich ist das echte Bauerntum zum Unterschied vom allgemeinen Pflanzertum das Ergebnis eines Integrationsprozesses aus viehzüchterischer und pflanzerischer Wirtschaftsweise. Der Pflug baut den Boden, braucht dazu aber Zugvieh! Bauernkulturen entstehen im Mixoneolithikum (späte Mischstufe der Jungsteinzeit) nach Menghin überall in Europa und darüber hinaus.

Bemerkenswert ist, daß das Bauerntum im Süden leicht entartet, verknechtet wird und bedeutungslos wird, während es der Hauptlebensquell der nordischen Völker bleibt. Nur im europäischen Norden liefert das Bauerntum für die soziale Stufenleiter alles, fließt in den Städtern Bauernblut und gebärden sich Adel und Fürsten als große und größte Bauern.

Es könnte das nun eine Resterhaltung sein, in dem Sinne, daß der anregungsarme Nordrand Europas das Bauerntum später bekam, es ebendarum aber auch zu Zeiten noch festhielt, wo der Süden schon wieder Neuem zueilte. Aber Herrschaft und Stadt sind im Süden kaum jünger als das Bauerntum, es wäre also zumindest bemerkenswert, daß sich der Norden so vorwiegend das Bauerntum von dorther geholt hätte.

Im Körneranbau ist Nordeuropa schon einfach deshalb notwendig Entlehner, weil der einheimische Wald und die einheimische Flur keine anbaufähigen Pflanzen hergaben. Ob aber nicht die hohe Integration der Bauernwirtschaft überhaupt die Antwort des Nordens auf diese Leihe war? Noch sind in Südeuropa keine so alten Pflüge nachgewiesen wie in Norddeutschland (z. B. Dabergotz). An Ackerbaugerät konnten die Germanen selbst noch von den Römern nach Bühler nichts lernen.

Wenn Europa der Erdteil der Mechanismen wurde, so deshalb, weil die Nordeuropäer für ausgegliederte Vieleinheiten besonders begabt sind. Sollte das nicht auch schon der Erfindung des Bauernhofes zugutegekommen sein? Noch heute gibt es echte Bauernhöfe und hochstehende Dorfkultur fast nur im germanischen Teile Europas.

Das bäuerliche Leben ist in verschiedener Hinsicht der ganzheitlichste Beruf. Auf der einen Seite läßt es den Menschen Glied der Natur sein, auf der anderen stellt es ihn in ein ungemein mannigfaltiges sichtbarliches Leistungsganzes. Die Stadt trennt demgegenüber nicht nur von der Natur ab, sondern auch von der Eigenherrlichkeit der kulturellen Selbstversorgung. Eigenherrlichkeit des Bauern hat viel mit Herrentum zu tun, daher ein tiefer Trieb des europäischen Adels, auf seine Weise Bauer zu sein. Auch das ist dem Bauern und dem politischen Führer gemeinsam, daß ihr Handeln daran gebunden ist, immer den rechten Augenblick abzuwarten und auf Gottes Segen mit vertrauen zu müssen.

Der größte Feind des nordeuropäischen Bauern wurde der Gutsherr, d. h. der Adelige, der sich im 15. und 16. Jahrhundert selbst in großem Stile um seine Wirtschaft zu kümmern begann, und damit kapitalistische Absichten verband. Der Bauer wurde hier vom größeren Bauer bedroht, der die Höfe zusammenlegte und Dienste aufzwang.

Das führte aber nur etwa 200 Jahre lang, von 1600—1800, zur Leibeigenschaft. Im allgemeinen macht man sich von den Lebensbedingungen des deutschen Bauern in der Vergangenheit eher zu schlechte Vorstellungen, wie Dopsch zusammenfassend erweist. Vor allem handelt es sich immer um feste Verpflichtungen, nicht um beliebige Willkür. Leider können wir auf Einzelheiten der verwickelten europäischen Agrargeschichte nicht eingehen! In Skandinavien blieb der Bauernstand bis zum Aufkommen des absolutistischen Staates der führende Stand.

Die nach Süden wandernden Gruppen nordischer Völker haben bekanntlich vor allem immer ihr Bauerntum mitgebracht, wahrscheinlich sehr zum Segen der Länder. Auch die Kraft der klassischen Völker hängt mit dem Bauerntum zusammen. Daß die Makedonier eintraten, als die Griechen verbraucht waren, und dann die Römer die Geschichte weiterführten, bedeutet nichts anderes, als daß gesunde indogermanische Entwickelung bisher immer vom Bauerntum vorangetrieben wurde, während z. B. in Ägypten erst in der unmittelbaren Gegenwart geborene Fellachen als Politiker eingreifen.

Von den Gründen, warum sich das Bauerntum im Süden verbraucht und bedeutungslos wird, kann man folgendes anführen: Die geringe Wertung der Arbeit, der der Landmann auch im Süden nicht so gut entrinnen kann, wie in anderen Berufen. Die Vorliebe für die Stadt und das konkrete Zusammensein mit Menschen anstatt mit der Natur. Das geringere primäre Interesse für Arbeitstechnik und Intensivierung, welche zu einem allgemeinen Zurückbleiben des südlichen Landbaues geführt hat. Endlich aber die ganzheitsferne Wirklichkeitsauffassung, welche gerade das weniger schätzt, was das Bauernleben auszeichnet, in einem Ganzen drinzustehen und selbst ein Ganzes zu bilden.

In Griechenland war der Bauer schon in der klassischen Glanzzeit der Städte in dieser Weise entwertet. In Rom mit seinem starken Traditionsgefühl galt es zwar bis in späte Zeiten hinein für einzig vornehm, Grundbesitz zu haben. Aber was nützte das, wenn dieser Besitz keine Aufgabe mehr für den Eigentümer beinhaltete? Man hatte als Städter Boden, wie man eine Villa hat. Ihn zu bewirtschaften blieb den Sklaven. In dieser Lieblosigkeit steckt das ganze Latifundienelend, das für Rom so verhängnisvoll wurde. In der späteren Kaiserzeit wirtschaftete das Sklavenwesen ab, aber der daneben auftauchende Colonne war sogleich schlimmer dran als z. B. der deutsche Bauer in seiner tiefsten rechtlichen Erniedrigung. Und da kamen, z. T. einfach nach dem ökonomischen Gesetz des Vakuums von den verwaisten Böden angezogen (Helbok), die

nordischen Bauern und erklärten, der ganze Städteplunder interessiere sie nicht!

Auch von Italien und Spanien kann man nicht sagen, daß das Bauerntum gediehen sei. Colonnentum, Oberherrschaft städtischer Geldherren stellte sich von neuem ein.

Ein interessantes Kapitel mit wahrscheinlich rassenpsychologischem Hintergrund ist die Wirtschaftsentwicklung Englands, wo, ganz abgesehen von der Industrie, eine nomadistisch-viehzüchterische Entwickelung im Kleinformat, nämlich die Schafzucht, das Ackerland verdrängt. Im großen und ganzen fallen auf den britischen Inseln Keltenland und Grasland, Angelsachsenland und Pflugland zusammen. Ähnliches geschah übrigens auch in Spanien. Von einer dem deutschen Dorfleben gegenüber auffallenden Ärmlichkeit ist das Bauerndasein überall in Westeuropa, auch in Frankreich (vgl. M. Haberlandt).

Das Bauernleben ist betont arbeitsschwerer Dienst am Werke. Die Bäuerlichkeit der adeligen Altgermanen ist das am weitesten zurückreichende Zeugnis für jene Bejahung der Leistung, der Arbeit und des Werkes, die für das moderne Europa im ganzen allen anderen Erdteilen gegenüber kennzeichnend geworden ist.

Wenn das nordalpine Bauerntum heute eine Krise durchmacht, so sehe ich die Ursache dazu in erster Linie in der um 1880—1930 so großen technischen Überlegenheit des Stadtlebens. Daß die Stadtleute geselliger leben, hat dem nordalpinen Bauern nicht viel bedeutet. Auch daß sie feiner und genüßlicher leben können, hat ihn verhältnismäßig kalt gelassen. Aber daß ihm technische Primitivität drohte, hat ihn in den Grundfesten erschüttert. Die städtischen Theoretiker haben es nicht begreifen können, es unklug, wenn nicht gar moralisch verwerflich gefunden, daß die Bauernsöhne in die städtische Fabrikarbeit drängten, wie die Motten ins Licht. Dieses proletarische Elendsdasein, dunkle Gassen, schmutzige Arbeitsstätten, enge Hinterhöfe! Und dafür wird Wald und Feld aufgegeben, die Scholle verlassen? Man kommt dieser Erscheinung gegenüber auch mit der Erklärung nicht aus, es habe Mangel an Land dahintergesteckt. Es steckte der Zauber des technischen Wunders Stadt dahinter, das nordalpine Bauerntum ist eben seit jeher nicht nur organisch-naturverwachsen, sondern auch technisch-leistungsfreudig gewesen und war gewohnt, daß sich der Städter in dieser Hinsicht nicht wesentlich über den Landmann erhob.

Hätten die spätantiken Städte arbeitstechnische Wunder dargeboten, dann wären auch die damaligen Germanen kaum draußen geblieben.

Heute in der Zeit der Postautoverbindung, des elektrischen Lichtes, der Landwirtschaftsmaschinen und des Rundfunkes kann man schon viel eher wieder das gleichmütige: was soll ich denn in der Stadt? erwarten. (Vgl. J. Müller-Sulzthal 1940.)

3. Handwerk

Kultur ist ein Ausfluß fleißig schaffender Hände. In dieser allgemeinen Weise betrachtet, kann es wieder nicht anders sein, als daß jedes Kulturvolk auch sein Handwerk hat.

Wo stecken trotzdem Rassendifferenzen? Man denke etwa darüber nach, was es bedeutet, daß gerade nur in germanischen Ländern (einschließlich Frankreich) ein ausgesprochener Mittelstand den Ton angeben kann, während im Osten wie im Süden der zu schroffe Gegensatz zwischen Unten und Oben die Krebskrankheit am sozialen Körper ist (vgl. S. 108). Dieser germanische Mittelstand ist bäuerlichen Ursprungs und tritt in der Stadt zuerst als Handwerker in Erscheinung.

Ich halte es für wissenschaftlich wie völkisch höchst bedenklich, wenn man diesen offensichtlichen ständigen äußeren und inneren Zusammenhang von Bauern und Handwerkern in den nordalpinen Völkern übersieht und etwa von einem naturnotwendigen Gegensatz von Land und Stadt spricht. Daß so verschiedene Kulturorgane auch ein stark verschiedenes Leben bedeuten, ist klar, aber naturnotwendig ist vor allem doch ihr funktioneller Zusammenhang. Dieser liegt auch in der weitgehenden rassischen Gleichheit der Menschen hier und dort. Hätten nicht auch unsere Bauern Handwerkerinstinkte, so wäre es nicht zu so intensiver Landflucht gekommen. Dafür trauern umgekehrt die meisten nordalpinen Städter dem Landleben nach. Gartenstadtbewegung, Standrandsiedlung usw. sind nordalpine Erscheinungen, sie fielen dem Süden nicht bei.

Die nordalpinen Städte sind in ihren Anfängen vor allem als Handwerkergründungen zu bezeichnen. Der Handwerker schaltete sich in ihnen zwischen Bauer und Adel ein. Er wurde der Arbeitsbürger mit einem eine totale Welt bildenden Bewußtsein, während er antikisch und spätrömisch Sklave und unfreier Leiturge gewesen war.

Was wir die Krisis des Handwerkes in der Zeit der Industrialisierung nennen, war nach der seelischen Seite nichts anderes als die Trauer um den Verlust dieser charakteristisch bürgerlichen Totalität des Werkes, des Arbeitsproduktes. Handwerksmeister gewesen sein und nun nur einen Hebel an einer Maschine zu bedienen! Diese Krise wurde mit der erstaunten Feststellung überwunden, daß das Industriezeitalter mindestens ebensoviele neue Handarbeit und Totalarbeit neu geschaffen hat, wie es umgebracht hat (genaue Bilanz bei Chase).

Daß das nordalpine Handwerk etwas Besonderes ist, ergibt sich auch aus seinen Leistungen. Wenn Kultur Ausfluß eifrig schaffender Hände ist, so gilt diese Kennzeichnung in erster Linie von der Kultur im nordalpinen Sinne. Hätte man genaue Statistiken über die sachlichen Umweltgüter der einzelnen Völker, dann würde sich die handwerkliche Mehrausgliederung der nordalpinen Umwelt gewiß als eine sehr alte Erscheinung zeigen.

Z. B. lassen erhaltene Listen aus der Antike erkennen, wie lächerlich wenig Dinge sich selbst im Hause eines vornehmen Griechen fanden. Ebenso ist der heutige Romane bekannt bedürfnislos in seiner Habe. Gewiß erfordert nördliches Klima im allgemeinen mehr Anpassungsmittel als südliches, aber die romanische Bedürfnislosigkeit zieht sich doch z. B. in Frankreich auch nach Norden sehr stark hinauf. Die Franzosen können sich deshalb sogar einen relativ unindustrialisierten Zustand leisten (vgl. Stoye). Gering sind auch die Wohnbedürfnisse der doch in sehr kaltem Klima lebenden ostasiatischen Völker.

Im nördlichen Europa haben der Bauer, der Handwerker — und die Hausfrau durch dieses Versachlichungsbedürfnis, durch diese „Lebenshaltung inmitten gefrorener Arbeit" eine ganz andere Intensität als anderswo. Von der Genueserin seiner Zeit kann Aeneas Silvio berichten, daß manche seit sieben Jahren nicht in die Küche gekommen sei, von der Wienerin nicht.

„Der Mensch galt den Griechen mehr als seine Habe", in solcher südenfreundlichen Stilisierung betont Burckhardt den gleichen Sachverhalt. Umgekehrt rechnet es Pinder zu den wichtigsten eigenständigen Kunstleistungen Deutschlands, daß seine Handwerker immer führenden Ruf hatten (vgl. auch Potter).

Das nordalpine Handwerk hat es seit jeher ermöglicht, daß breite Volksschichten an reichlicher Daseinsausstattung teilhatten. Der nämliche Aeneas Silvio muß von Wien berichten, daß dort jedes Haus wie das eines Fürsten sei. Was vor kurzem unter der Devise: Jedem Bauernmädchen seinen Seidenstrumpf! ging — eine inzwischen selbstverständlich gewordene „Kulturforderung"! —, die Ansprüche des Landvolkes haben auch die erste Entstehung städtischen Handwerksbürgertums im 10.—12. Jahrhundert ermöglicht. Die bäuerliche Kaufkraft mußte dazu verhältnismäßig groß sein (M. Weber, Wirtschaftsgeschichte). Volk arbeitete schon damals in unserer Zone stärker für das Volk, als es z. B. bei dem durchaus für den Fürsten bestimmten Luxushandwerk des Orients der Fall war.

Was Totalität des Lebens anlangt, ist der Handwerker natürlich dem Bauern in beiden Richtungen unterlegen: er steht nicht mehr in der Natur, und er leistet seine eigene Versorgung nicht mehr selbstherrlich. Anstelle der Natur tritt die Werkstatt, anstelle der Gesamtversorgung das spezielle Werk.

Aber die Werkstatt hat mit der Natur immerhin die mögliche Einsamkeit gemeinsam. So führen die nordalpinen Handwerker ein Leben vorwiegend mit Sachen, nicht mit Menschen, wie die Bauern. Namen wie Hans Sachs und Jakob Böhme bezeugen ferner den Zusammenhang der Handwerks- mit der Studierstube. Es ist das ein anderes Leben als auf den südlichen Marktplätzen oder in den Bazarstraßen, wo jeder Handgriff in uns fast schamlos anmutender Weise vor den Augen sämt-

licher Vorübergänger als der möglichen Käufer geschieht. Dort kommt die erfinderische Vertiefung natürlich schlecht weg, wird lieber „schön" gearbeitet und die seit undenklichen Zeiten festliegende Rolle des magisch-traditionellen Arbeitsvorganges abgespielt. Die geistige Unproduktivität des orientalischen Handwerkes hängt sicher auch damit zusammen, daß man sich und seine Arbeit von den Menschen nicht abschließen, sich nicht in ein stilles Kämmerlein zurückziehen mag.

So wie die Werkstatt immerhin noch eine außermenschliche Welt ist, ist das Werkstück immerhin noch eine Leistungstotalität.

Wir berühren damit ein sehr interessantes Kapitel der Handwerksentwickelung. Handwerk entspringt aus Arbeitsteilung, diese kann aber in zweifacher Richtung erfolgen. Es ist möglich, daß der eine aus Lehm Töpfe und der andere aus dem gleichen Lehm Öfen macht, oder aber, der eine arbeitet in Lehm, der andere bringt die Glasuren an. Nur das letztere ist eigentlich Teilung der Arbeit, nicht Teilung der Schaffensgebiete. Solche Arbeitsteilung ist freilich eine Zerreißung der Totalität des Werkes. Sie ist im allgemeinen außerhalb Europas nirgends weit getrieben worden, während die handwerkliche Entwickelung in Europa wesentlich durch den Entschluß zu solch echter Arbeitsteilung zu der schwindelnden Organisationshöhe kommen konnte, die sich im Taylorsystem erst jüngst selbst überschlagen hat.

Die Tendenzen, die auf Wahrung der Totalität des Werkes abzielten (und also lieber Töpfe und Öfen von verschiedenen Meistern gemacht sahen), waren auch in Europa sehr stark. Sie beherrschen das mittelalterliche Zunftwesen noch durchaus.

Es entspricht wohl der maximal substanzlosen Tätergesinnung des westnordischen Menschen, wenn die Auflösung der Totalität des Werkes dort leichter und früher vor sich ging als in Deutschland, das im Vergleich dazu südlich substanz- und dingorientiert erscheint. Der Deutsche gibt das Werk nicht so leicht um des bloßen Wirkens an beliebigem Gegenstand auf. Auch heute noch hat man in Deutschland einen Beruf, im angelsächsischen Westen a job, eine Beschäftigung.

In England spaltete sich auch der Handel früher von der Erzeugung ab, was in seinen Gründen später zu überlegen ist.

Die Organisationsweise der echten Arbeitsteilung hat sich natürlich in Europa überall Eingang verschafft, denn sie führt zu einer höheren Ergiebigkeitsstufe.

Eine sehr wichtige Sonderbedeutung hatte europäisches Handwerk noch für die technischen Erfindungen. Handwerksstuben sind in ihrer relativ undifferenzierten Totalität wunderbarer Mutterboden für das freie Spiel der Einfälle, und sind auch die ungesellige Arbeitswelt, welche zum Reifen anstatt zum Zerreden solcher Einfälle führt. Der neuere technische Aufstieg Europas ist so alt wie die Handwerksstube. Was sich mit der Dampfmaschine und in ihrer Nachfolge vollzogen hat, ist eine späte Folge der tausendjährigen mechanischen Bastelei der nordalpinen Handwerker.

4. Technik

Materielle Anpassungshilfen hat jedes Volk. Die Stufe der Hochkultur bedeutet keinen allgemeinen technischen Stufenunterschied. Wir haben ja auch immer vielmehr die Menschenballung als ihr stufenkennzeichnendes Merkmal betrachtet. Mittelbare technische Wirkungen hat die Großansammlung von Menschen aber natürlich für die Erzeugung wie für den Verbrauch.

Je größer die Menschenhäufung, desto stärker diese Wirkung. Darum sieht die altorientalische Technik in mancher Hinsicht sogar entwikkelter aus als die der antiken Kleinstaaten.

Daß umgekehrt das Sozialleben von der Technik seine Gesetze erhält, tritt erst in der jüngsten europäischen Entwickelung bestimmend zutage (Stufe der Geräteballung, vgl. II. Bd., S. 70).

Unmittelbar mit der Anhäufung von Menschen, und zwar von Untertanen, hängen die quantitativ kolossalen technischen Leistungen des alten Orients zusammen. Hier ist in erster Linie die Bewässerung (bzw. in den Sümpfen Babyloniens auch die Entwässerung) zu nennen. Die künstliche Wasserführung ist die zentrale Organisationsleistung des altorientalischen Königs und seiner Beamtenhierarchie. Die gleichen das Erstaunen herausfordernden Leistungen sind dem Bauen der Altorientalen eigen. Man staunt über diese Dinge so sehr, weil sie ohne die genügenden technischen Hilfen gelangen, d. h. aber eben durch erzwungenen Fleiß ganzer Arbeiterarmeen — durch Menschensummierung statt Geräteballung.

Ebenso erstaunt man, daß das altorientalische und noch das antike Verkehrswesen genügen konnte, die Reiche zusammenzuhalten, daß also die Menschenballung trotz so wenig Technik funktionierte.

Den massiven Leistungen des Orients hat Ostasien in seinem Kaiserkanal, in seinen berühmten Schutzmauerbauten und in der Eindeichung der gewaltigen Ströme Gleichartiges an die Seite zu stellen. Holländische Ingenieure wußten den chinesischen Anlagen zur Bändigung des Jangtse nichts Wesentliches hinzuzufügen (Schmitthenner).

Aber in dem Unterschied orientalischer und europäischer Technik spiegelt sich der Unterschied von ägyptischer Pyramide und gotischer Kathedrale. In Europa triumphiert der Mechanismus. Selbst unser Tiefbau ist nicht so sehr durch seine fertigen Formen, als durch die Mechanismen, die für ihn eingesetzt werden, über früheres hinausgehoben.

An Mechanismen kommen für Ägypten Hebel, Heber, Schlittenkufen, Schaduff-Winde und andere Hebezeuge in Betracht (nach Neuburger): sonderbarer Weise lauter Dinge, die mit dem Heben von Lasten zu tun haben. Und auch lauter Dinge, von denen fraglich ist, ob sie den Ehrennamen Mechanismus wirklich verdienen.

Mechanismen sind aus Holz und Metall zusammengesetzt. Man kann dem alten Orient in diesen Werkstoffen nichts nachrühmen, was seinen Bauten in Erde und Stein gleichkäme.

Heinz Keiter schreibt mir über seine Erfahrungen als Ingenieur mit heutigen arabischen Arbeitern: „Trotz guter mathematischer Begabung ist keine Begabung für technische Dinge festzustellen. Es fehlen hiezu gänzlich die psychologischen Grundlagen. Das Denken ist rein analytisch eingestellt, die Phantasie hemmungslos, während die Technik gerade ein konstruktiv eingestelltes Denken und eine durch die strengen Begrenzungen des Möglichen geordnete und ausgerichtete Phantasie verlangt. Wohl aber wird das rein Handwerksmäßige als manuelle Fertigkeit durch Nachahmung schnell erlernt. Auch der geschickte arabische Fabrikarbeiter ist bezeichnend gleichgültig gegen seine Arbeit und kennt keine Verantwortung. Auch ist es mir bisher trotz größter Mühe nicht gelungen, den Arabern Verständnis für die technische Zeichnung beizubringen. Es mangelt dazu an der nötigen räumlichen Auffassungsgabe.“

Bei Beurteilung der antiken Technik fällt so recht auf, wie sehr anders die Sache aussieht, je nachdem ob man vom Orient oder vom nördlicheren Europa herkommt. Im ersteren Falle wird man finden, daß die Liste antiker Mechanismen nicht nur viel umfangreicher ist als die oben gegebene orientalische, sondern vor allem auch viel kompliziertere Gefüge enthält:

Schraube, Kriegsmaschinen, Wasserschnecke, Winde, Zahnrad, Wegemesser, Automaten, Göpel, Paternosterwerk, Wasseruhr, Wasserrad, Äolipile, Feuerspritze, Wasserorgel, Papinscher Topf, komplizierte Türschlösser, Vorhangschloß.

Nicht verschwiegen sei, daß die meisten dieser Leistungen in die hellenistische Spätzeit fallen. Viele sind in Alexandria ersonnen, zeigen aber m. E. gerade dadurch, daß eine Griechenstadt etwas ganz Unorientalisches bleibt, auch wenn sie im Nildelta liegt. Auch zeigen sie, daß das hellenistische Griechentum dem neueren Europa in mancher Weise verwandter ist als das klassische. Das ist sehr wohl verständlich, wenn es ein inneres geistiges Entwickelungsergebnis ist (wie weiter vorne vertreten), aber nicht wenn es ein rassisches Entnordungsergebnis ist.

Burckhardt und Spengler, deren Stimmen im folgenden zitiert werden, kommen zum umgekehrten Ergebnis, weil sie vom heutigen Europa aus urteilen und vorwiegend die klassische Zeit meinen.

„Im allgemeinen fügte man sich in Griechenland ohne Beschwerden darein, daß Dinge, welche irgendwie an menschliches Mühsal, an das Banausische erinnerten, vom Ausland entlehnt seien. So gaben die Griechen zu, daß Tyrsenos der Lyder die Trompete erfunden, daß Schild und Helm und Streitwagen und Geometrie aus Ägypten, die Gewandung der Pallasbilder aus Libyen, die Sonnenuhr und die Zwölfteilung des Tages aus Babylon zu ihnen gekommen seien.“ (Burckhardt.)

„Was Diels „Antike Technik“ zusammengetragen hat, ist ein umfangreiches Nichts... Meint man mit antiker Technik etwas, das sich mit entschiedenem Streben über die allverbreiteten Fertigkeiten der mykenischen Zeit erhebt, so gibt es keine antike Technik.“ (Spengler.)

Die Römer waren dem Norden rassisch näher als die Griechen, und sie waren bekanntlich immerhin schon ingenieurmäßiger gesonnen als diese. Römische Ingenieurbauten unterscheiden sich von orientalischen wie der griechische Tempel vom ägyptischen und lassen mit ihrer feineren Gliederung das Zeitalter des Mechanismus immerhin ähnlich vorausahnen wie etwa der romanische den gotischen Bau.

Für das neuere Europa muß man erst recht betonen, daß die ungewöhnliche technische Entwickelung keine junge Erscheinung ist, sondern sehr weit zurückweist. Man vergleiche die hierüber schon im I. Band S. 279 gegebene Zusammenstellung, nach welcher 85% der Erfindungen in die Zeit vor 1800 fallen.

Dem speziellen Land der Erfindung nach ist das Vorwiegen der nordalpinen Zone eindeutig. So entfallen in dem entscheidenden 17. Jahrhundert folgende Anzahlen mechanischer Erfindungen auf die europäischen Völker (nach Darmstädters Handbuch der Geschichte der Erfindungen in Naturwissenschaft und Technik):

England 23	Niederlande 6
Deutschland 25	Italien 2
Frankreich 23	Spanien 0

Suchen wir innerhalb der nordalpinen Zone nach der Rassenstellung stärkster industrieller Neigung, dann sei zunächst erwähnt, daß Bourges dem fränkischen Stamm die stärkste industrielle Neigung zuschreibt, und daß Schultz in dieser Hinsicht auf ganz Mitteldeutschland verweist. Auf der anderen Seite bespricht Franke von den ins Ruhrgebiet kommenden Ostpreußen, daß sie lieber Bergleute werden als Industriearbeiter, weil sie die unmittelbare Naturbetätigung nicht gegen das zu Künstliche des Fabrikbetriebes aufgeben mögen.

Interessant ist die Berufsverteilung auf die deutschen Gaue. Während die bäuerlichen Hektarerträge — also eine mit Verstand betriebene Landwirtschaft — in Norddeutschland ihr Maximum haben, sind an den meisten Industriezweigen süd-, und mitteldeutsche Industriearbeiter relativ am stärksten beteiligt (vgl. die Abb. 7—11). Die Industrien, welche die feinsten Hände brauchen, sind überdurchschnittlich in Sachsen, Franken, Württemberg zu finden, also dort, wo die Menschen relativ klein und zart gebaut sind. Die chemische und elektrotechnische Industrie zieht sich besonders in den Südwesten. Beim Maschinenbau im ganzen erreicht ausnahmsweise auch ein norddeutscher Bezirk ein Pluszeichen, Mittel- und Südwestdeutschland haben deren aber sieben und zwei Doppelpluszeichen. Für den feinen Geschmack der Bekleidung sorgen in erster Linie die beweglichen und gesellschaftsliebenden Pfälzer und Sachsen.

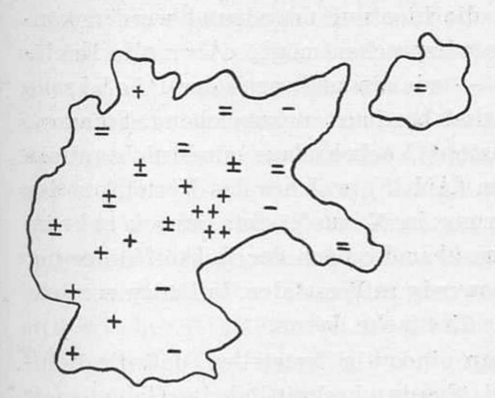


Abb. 7. Maschinen, Apparate, Fahrzeuge

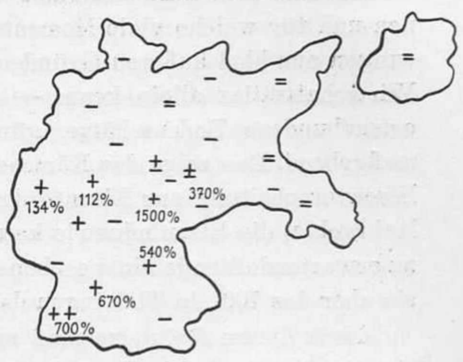


Abb. 8. Eisenwaren
(Die Prozentzahlen = Vergleich zur Eigenförderung der Landschaft an Eisen)

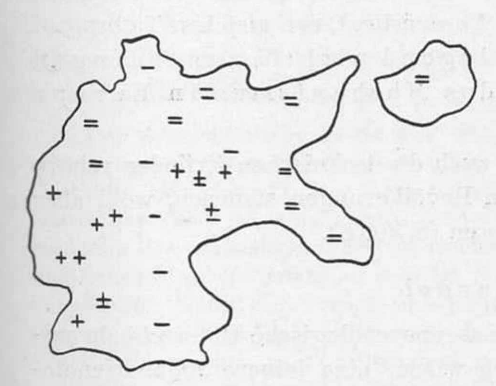


Abb. 9. Chemische Industrie

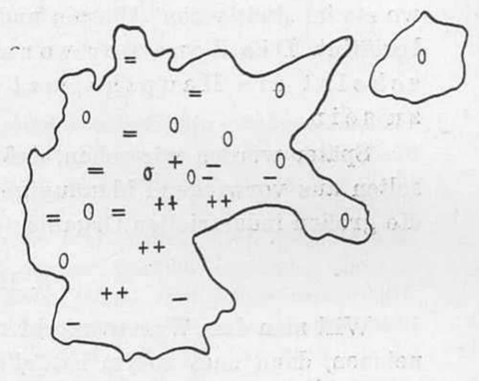


Abb. 10. Musikinstrumente, Spielwaren

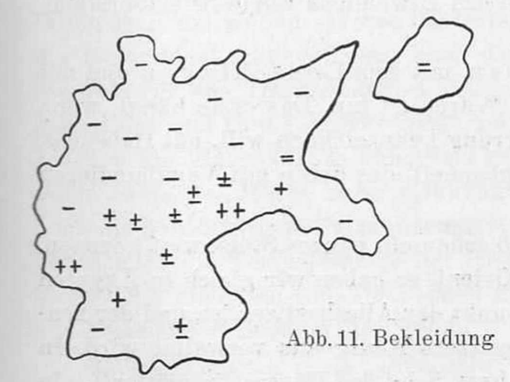


Abb. 11. Bekleidung

Skala:
- ++ weit überdurchschnittlich
- + überdurchschnittlich
- ± durchschnittlich
- − unterdurchschnittlich
- = stark unterdurchschnittlich
- 0 fehlend

Abb. 7—11. Anteil der Berufstätigen der Altreichslandschaften an den verschiedenen Industriezweigen.

Es sind dies Zusammenhänge, die hier nur angedeutet werden können und für welche viele Momente mitsprechen mögen. Aber alle Erklärungen aus bloß äußeren Gründen — wie sie z. B. noch der Pfohlsche Wirtschaftsatlas allein kennt — sind bestimmt unzureichend. Standort, ortsgebundene Bodenschätze, günstige Verkehrslage sind nicht allein maßgebend. Das zeige das Kärtchen (Abb. 8), welches das Verhältnis der Eisenverarbeitung zur Eisenförderung in % ausdrückt. Danach geht im Ruhrgebiet die Eisenindustrie kaum über die nach der Rohstoffförderung zu erwartende Menge hinaus, ebensowenig in Westfalen, in Baden erreicht sie aber das 700-, in Thüringen das 1500fache davon.

Nach diesen Befunden muß man eindeutig feststellen, daß die industrielle Betätigung in Deutschland überdurchschnittlich im Gebiete mit relativ viel braunen Augen liegt. Überlegt man die übrigen Industriezentren Europas, so findet man sowohl für Italien wie auch für Frankreich, wo die Industrie vorzugsweise im Norden, wie auch für England, wo sie im „keltischen" Westen und Norden liegt, den gleichen Tatbestand bestätigt. Die Zone der vorwiegend nichtbraunen Augen scheint die Hauptheimat des Mechanismus in Europa zu sein.

Später werden wir sehen, daß auch die technischen Erfinder relativ selten aus vorwiegend blauäugigen Bevölkerungen stammen, wohl aber die großen industriellen Organisatoren (S. 403 f.).

5. Handel

Will man dem Warenverkehr rassenpsychologische Unterschiede entnehmen, dann muß zuerst natürlich wieder eine feinere „phänomenologische" Aufgliederung der Erscheinungen Platz greifen. Denn daß an sich immer und überall Waren ausgetauscht und damit irgendwie Handel getrieben wurde, ist eine kaum des Erwähnens werte Selbstverständlichkeit.

Handel hat mit dem Erwerben, mit dem Losschlagen und mit dem Zurstelleschaffen von Waren zu tun. Das erste hängt, wenn man einmal durch negative Verzerrung kennzeichnen will, mit Habsucht, das zweite mit zudringlicher Geriebenheit, das dritte mit Vagabundieren zusammen.

Mit dieser Dreiteilung läßt sich schon ein ganzes Stück weit kommen. Beginnen wir etwa mit dem alten Orient, so haben wir gleich in Ägypten einen Staat vor uns, dessen Mittelpunkt der Allesbesitzer ist, und der zentral vom Schatzhause dieses Allbesitzers König aus verwaltet wird. In zweiter Linie ist der Pharao Gott bzw. Sohn des Rê, erst in dritter Linie Kriegsherr, ja es hat jeder Gau seine eigene Miliz, nicht das Reich und der König. Die Pharaonen waren, abgesehen von dem imperialistischen

Zwischenspiel des neuen Reiches, das wohl auf den Einfluß fremder Ideen zurückzuführen ist, fast ebenso unkriegerisch wie die Fellachen. Sie regierten mit doppelten Schätzen: mit Waren, in deren reichlichen Besitz sie sich zu setzen wußten, und mit religiös-magischer Macht. Wahrscheinlich war beides im Grunde das gleiche, denn auch die materiellen Waren hatten ja vor allem die Kraft, daß sie Macht gaben, wenn auch auf einem Umweg, den das europäische Herrentum zumindest nach außen hin immer verschmäht hat. In europäischen Staaten usurpiert die Plutokratie nur in Verfallszeiten Macht neben der souveränen politischen Führung, die auf militärischer Kraft beruht; der gleiche Umweg sollte auch den Juden die Weltherrschaft verschaffen. Die altorientalischen Könige hingegen sind selbst zutiefst materielle und magische Besitzer. Sie haben sich ja auch in der Theorie zu Besitzern alles Eigentumes in ihren Ländern erklärt, während z. B. noch ein Friedrich der Große, also ein „absolutistischer" europäischer König, bei seinen Kriegen in schwerste Geldverlegenheit kam, nicht weil in seinem Lande nichts mehr zu holen gewesen wäre, sondern weil er das Privateigentum nicht über das bewilligte Steuermaß hinaus antasten durfte.

Der altorientalische König war der erste kommerzielle Großunternehmer seines Landes. Wo er selbst dessen müde wurde, übernahm der Kronprinz diese Geschäfte (Meißner). Der Zentralsitz einer orientalischen Macht war nicht einem Bauernhof zu vergleichen, sondern eher einem Kontor. Demgegenüber muß sich der europäische Fürst in Geldsachen sehr zurückhalten. Pecunia olet, und habsüchtig wie geizig zu sein ist für das europäische Empfinden das Unvornehmste. Selbst der europäische Kaufmann rühmt sich lieber seiner Stiftungen oder seiner nationalökonomischen Leistungen als seines Bankkontos. Worauf das zurück geht? Selbst was man ererbt hat, soll man nach Goethe erwerben, um es dann erst zu besitzen. Es ist schmählich, darauf zu vergessen, daß es nicht auf die Warenkörper, sondern auf Leistungen ankommt.

Die Pharaonen haben natürlich in einer anderen Vorstellung gelebt. Wenn man um seinen eigenen materiellen Leichnam so besorgt ist wie die Pyramidenbauer, dann hat auch das materielle Haben einen anderen Sinn als für uns. Darum sandten sie besten Gewissens ihre Expeditionen nach Punt und zum Libanon, nicht um in erster Linie Land zu erobern, sondern um Warenkörper heimzuschleppen. Wie enge das mit der magischen Seite der Macht zusammenhängt, zeigt sich daran, daß Ägypten auch die habsüchtigste Priesterschaft der Welt herangezüchtet hat. Dabei haben auch die Tempelschätze mit irgendwelcher Bedürfnisbefriedigung so gut wie nichts zu tun, sie werden um des reinen Habens und der daraus kommenden Macht willen gehäuft.

In Mesopotamien ist es ebenso. Mit Vorliebe räubern die Könige Götterbilder zusammen, was genau an der Grenze zwischen magischem und materiellem Besitz liegt und die tatsächliche Identität beider Besitzarten gut vor Augen führt. Etwas weniger klar als in Ägypten ist das Bild in Mesopotamien deshalb,

weil die dortigen Könige auch Krieger waren, was sie dem uns Gewohnten etwas annähert.

Dafür hat die Keilschriftkultur die Ehre, diejenige Literatur hervorgebracht zu haben, in welcher die kommerziellen Urkunden prozentuell am meisten überwiegen! Auch das spricht Bände, nicht nur für die Bedeutung des Handelserwerbes, sondern auch für die Notwendigkeit, sich schriftlich zu sichern.

Noch unser heutiges Volksempfinden ist hingegen dem schriftlichen Vertrag abhold. Man entschuldigt sich gegenseitig förmlich, wenn man dergleichen verlangt, es sei ja nur der Form wegen, nur der Ordnung halber.

Die Mesopotamier haben wohl auch die Bedeutung der Edelmetalle für den Warenverkehr zuerst erkannt, also gesehen, daß jede Ware nach ihrer Wirkungskraft eigentlich Gold ist, und so das Geld erfunden (niemand kann nachweisen, daß die naturvölkischen Geldsorten älter sind als die babylonischen). Demgegenüber hält der chinesische Kaufmann zähe an der bloßen Warenhaftigkeit der Edelmetalle fest. Geld ist in Ostasien nie eigentlicher Besitz geworden (Wilhelm). Aber der Gegensatz zum Orient spricht sich auch darin aus, daß der fleißige und innerhalb seiner gewohnten Gebräuche absolut ehrliche und zuverlässige Kaufmann in Ostasien noch weniger soziale Anerkennung errungen hat als in Europa. Er gilt als der letzte der vier Stände, während er im Orient ohne Zweifel der erste ist.

Eine Währung hat der Orient auf das Edelmetall aber nicht aufgebaut. Die einzelnen Bankiers haben die Barren immer nur ad hoc gestempelt (M. Weber). Währung ist im Bereiche des Warenverkehrs ein Element quasi-naturgesetzlicher Stetigkeit, die Währungseinheit hat darin die gleiche Bedeutung wie das immer gleiche Atom, aus dem die Physik die qualitätenreiche Wirklichkeit gesetzmäßig aufbauen kann.

Das Münzatom ist von den ionischen Griechen um 650 v. Chr. erfunden worden. Der Vorsprung ihres Handels beruhte auf dieser Erfindung, welche z. B. die Phönizier bei ihren Unternehmungen nicht zur Verfügung hatten.

Uns erscheint eine Währung unerläßliche Voraussetzung des Wirtschaftens, aber das ist nordisch gedacht. Tauschhandel erfordert durchaus keine Währung, ja nicht einmal fixe Relationen. Feilschhandel haßt feste Relationen und Währung erst recht. Denn beim Feilschhandel fällt die Entscheidung über den relativen Wert der ausgetauschten Güter ja erst im letzten psychologischen Moment des Zuschlages, und fällt immer wieder neu und immer wieder anders. Natürlich bilden sich dabei Usancen, gewisse feste Gebräuche heraus, aber warum soll sich ein Feilschhändler nach einer naturgesetzlich fixen Währung sehnen?

Die Erfindung der Münze gleichzeitig mit der ionischen Naturphilosophie ist bezeichnend indogermanisch. Daß sich der Besitz nun aus abzählbaren Summen gleichwertiger Metallkörper zusammensetzt, entspringt

speziell griechischem atomistischem Genie. Daß aber die antike Welt zwischen Orient und Norden in der Mitte steht, hat sich auch an der Münze bewährt. Das Geld*stück* ist eine griechische Erfindung, die wirkliche Gleichhaltung gleichbezeichneter Münzen und damit Währung als geschlossenes Gefüge ist in der Antike nicht gelungen. Es gab in der Antike nur den Selbstwert der Münzen, diese hatten nicht die Tendenz, eine staatliche Garantie mehr zu bedeuten, als selbst ein Gut zu sein wie das heutige Geldwesen.

Die Gewichte der gleichen Münzen schwankten noch um 10%, wofür technisches Unvermögen kaum den vollen Grund abgab. Jedenfalls wurde die Münzwaage nicht entbehrlich und waren die einzelnen Stücke untereinander nicht ohne weiteres vertauschbar. Auch für die physikalische Atomvorstellung der Griechen war die Gleichheit, die die Atome haben müssen, wenn man aus ihnen eine Welt konstruieren will, übrigens nicht wesentlich!

Die besseren Münzexemplare hatten daher immer wieder die Tendenz, aus dem Verkehr zu schwinden. Die römischen Kaiser haben mit diesen individuellen Schwankungen der von ihnen selbst ausgegebenen Münzen ihre „Münzenrassen" bewußt „umgezüchtet". Die Grenzen zwischen Finanzweisheit und Schwindel waren dabei völlig fließend, was man ergötzlicherweise bei *Seeck* nachlesen möge.

Da die antiken Völker das Wirtschaften noch nicht als zusammenhängenden Vorgang empfanden, kamen sie natürlich auch zu keiner theoretisch-wissenschaftlichen Beherrschung der Gesetzlichkeit ihrer eigenen wirtschaftlichen Handlungen. Das braucht einen um so weniger zu wundern, als ja selbst für uns heutige auf kaum einem Gebiet sichere Voraussage der Zusammenhänge schwieriger ist als auf wirtschaftlichem. Nationalökonomie als Wissenschaft entgeht ja schwersten Blamagen auch heute noch nicht. Die Geldexperimente der ausgehenden Antike zeigen jedenfalls die theoretische Ahnungslosigkeit sehr deutlich.

In der Gotik kam auf einmal eine Münze, die sich selbst immer gleich blieb, zustande: der Florentiner Gulden von 1254 war das erste Beispiel dafür. Südlich von Rom ist aber das selbstverständliche Vertrauen auf Münzen, die man irgendwo erhält, erst in der unmittelbaren Gegenwart eingezogen.

So wie die feste Münze sind auch die festen Preise Ausfluß einer Wirtschaftsgesinnung, die möglichste Quasi-Naturgesetzlichkeit anstrebt. Wir beobachten den Einbruch der Prezzi fissi in den Süden in der unmittelbaren Gegenwart. Es handelt sich um eine der großen „preußischen" Leistungen des Duce. Schärfste Polizeiüberwachung ist nötig, und das ganze Gewicht des nationalen Ehrgeizes wird für diese Sache eingesetzt; denn es ist kein kleines, daß das Feilschen, als der besonders südliche Stil, Waren loszuschlagen, verdrängt werden soll.

Während wir in der südalpinen Zone keine Zeichen der orientalischen unheimlichen Stärke des Haben-Triebes finden, gehört die Kunst des Waren-Losschlagens wesensgemäß zu dem vorwiegenden Interesse für Mitmenschen, dem Einfühlungsvermögen und psychologischen Geschick dieser Zone dazu. Wenn der Südeuropäide Händler ist, dann ist er in dieser Weise bestimmt ein geschickter Händler. Scheidt hat diesen Unterschied als den Gegensatz seelenbetastender und sachabständiger Verhaltensweise beschrieben. Wahrscheinlich vermindern sich die händlerischen Neigungen in der südalpinen Zone im allgemeinen von Osten nach Westen (von den „Vorderasiaten" zu den „Westmediterranen" hin).

Wenn man dem Orient und dem südlichen Europa gerecht werden will, muß man allerdings auch wissen, daß neben der händlerischen dort zwei Arten gegenhändlerischer Gesinnung beheimatet sind: Die „kynische" Bedürfnislosigkeit im Diogenesstil und die religiöse Besitzfeindschaft. Bedürfnislosigkeit schließt Interesse am Handeltreiben freilich nicht aus. Bedürfnislos kann auch der Besitzhungrige sein. Und religiöse Besitzfeindschaft ergibt sich aus nichts anderem als daraus, daß der Habenstrieb seiner Sinnlosigkeit gewahr wird. Wer dessen, was er besitzt, bedarf, und das, was er erwirbt, als Leistungszeugnis betrachtet, hat keinen Grund zu irgendwelchem schlechten Gewissen dem Besitz gegenüber.

Der nordische Mensch verwächst mit seinen Gütern, bildet aus ihnen seine Welt und senkt seine Seele in sie ein. Der Orientale häuft sie als etwas ihm Fremdes an wie der orientalische Fürst Tributgebiete, die ja auch nie ein Staat in europäischem Sinne werden.

Modernes zusammenhängendes Wirtschaften mit Konten, Buchwerten, Schecks kannten schon die sizilianischen Normannen und Friedrich II. Alle diese Mittel entspringen einem Gefühl für den großen Zusammenhang der wirtschaftlichen Vorgänge, die sich gegenseitig vertreten, auf einander wirken, ansteigen und abebben. Damit wird das Zeitmoment in die wirtschaftlichen Einzelgeschehnisse hereingenommen, aus dem Besitzen wird nun mehr erst Wirtschaften, wie wir es verstehen. Diese Umstellung nimmt die Art und Weise der späteren europäischen Physik so sehr vorweg, daß Sombart sie den Leistungen Newtons und Galileis an die Seite stellt: Quantifizierung auf atomarer Basis, Bedeutung der Kräfte anstelle der Stoffe, Funktionsbeziehungen hier und dort. Letztlich steckt germanisches Schicksals- und Tatendenken dahinter.

Betrachtet man den durchaus nicht geringen altnordischen Handel, dann scheint das Zurstelleschaffen der Waren seine eigentümlichste Leistungsweise gewesen zu sein. Der Händler geht mit wenig Ware auf Abenteuerfahrt. Er preßt nicht in seine Kundschaft hinein, wie das heutige Wirtschaftsleben, sondern ist ersehnter Gast. Sein Gewinnanteil ist hoch, sein Umsatz klein, sein Schicksal unsicher und risikoreich. Solcher Handel geht im Wikingertum wie selbstverständlich mit.

Er reichte bekanntlich von Skandinavien über Gardariki bis in den Orient, woher z. B. die großen Mengen arabischer Münzen, ja selbst buddhistische Plastiken, die sich in Schweden fanden, stammen. Heithabu und Yomsburg sind die Zentralen.

Auch nach der Wikingerzeit stoßen wir in Nordeuropa auf viele Handelsleistungen. Es kann sicher nicht die Rede davon sein, daß der Germane kaufmännisch weniger begabt sei als andere Rassen, aber sein Kaufmannstum hat seinen besonderen Stil, den wir als Vorwiegen des Zurstelleschaffens und Hinneigung zu quasi-naturgesetzlicher Ordnung des Wirtschaftens ja schon gekennzeichnet haben.

Das Zurstelleschaffen hat die nach außen gerichtete Tendenz wie der Wikingerhandel noch oft bewiesen. Germanischer Handel ist Seehandel (großen Seehandel trieben allerdings auch die italienischen Republiken), er war zur Zeit der Hansen besonders weiter Überlandhandel, er blieb auch bei Niederländern, Engländern, Yankees dem Abenteuer verschwistert, die kaufmännischen Vorbilder sah das Bismarckreich in seinen Waterkantfirmen. Die suggestive Kunst des Warenlosschlagens scheuen alle diese germanischen Kaufmannsgruppen. Lieber noch schlagen sie mit der Waffe los, woraus dann Kolonialreiche werden. Wie von selbst ergibt sich politische Formung. Die neuere europäische Kaufmannsgeschichte beginnt um 1000 mit Gilden. Hanseatenbündnisse in allen nordeuropäischen Ländern. „Kompagnien" der Holländer, Engländer, Franzosen: was als Handel beginnt, hört als Staat auf. Umgekehrt wirkt sich der jüdische Besitztrieb aus. Er schafft Macht, aber keine politischen Ordnungsgebilde.

Letztlich auf Vorliebe für Naturgesetzlichkeit läuft auch die starke Betonung der geschäftlichen Ehrbarkeit hinaus, wie sie besonders die reformiert-puritanischen nordeuropäischen Kaufmannsgruppen pflegen. Sittlichkeit ist da freiwillige Handlungsbeschränkung um der Voraussehbarkeit willen.

Das Wikinger-Handelsprinzip des guten Gewinnes ohne besondere Sorge um den Umsatz, welcher nur durch Zudringlichkeit gewonnen werden kann, ist die englische Kaufgesinnung und Kaufmannsgesinnung bis heute geblieben. Von Kundenseite wird bereitwillig überzahlt dafür, daß man sich in einem renommierten Geschäft und in der traditionellen Geschäftsstraße befindet. Wir Deutsche billigen hingegen nur den Leistungslohn, das Justum Pretium, den sachlich gerechtfertigten Gewinn.

Ein interessantes Kapitel ist im gleichen Zusammenhang das moderne Reklamewesen. Man kann leicht zeigen, daß es gerade in germanischen Ländern sich schwer Eingang verschaffte. Es ist unvornehm für den germanischen Kaufmann, sich nach Kunden die Hacken abzulaufen. Daß sich unsere heutige Wirtschaft so umgestellt hat, daß jede schreiende Werbung für erlaubt gilt, wäre nicht geschehen ohne die paradoxe Situation,

daß beliebig produziert, aber nur beschränkt abgesetzt werden kann. Bei solchem Vorsprung der Produktionsmittel ist die Werbung nun einmal ein unentbehrliches Anpassungsmittel im kaufmännischen Daseinskampf. Es zeichnen sich gegenwärtig wohl in Deutschland auch schon die gesunden Grenzen ab, innerhalb derer sich die Werbung in der Wirtschaft halten wird. Wir sprechen von amerikanischen Reklametricks und jüdischer Vertreterwirtschaft, weil das eben zwei Werbungsarten sind, die sich, obwohl nicht unwirksam, doch bei uns nicht wirklich einführten, weil sie volkstümlichen Wertungsweisen widersprachen. Reklame in Bild. und Wort ist hingegen „innerlich zugestanden" und vollständig adoptiert. Warum wohl? Reklame in Bild und gedrucktem Wort wendet sich an „den" Kunden schlechthin. Sie kann einerseits wertvolle Kunst, andererseits auf das Reagieren des Durchschnittes abgestellte Reklamepsychologie sein; sie ist dadurch unpersönlich, sachlich, wendet sich an das Man, ohne bestimmte Ichs unvornehm zu bedrängen. Sie hat erlauchte Vorgänger in dem Flugzettelwesen, das schon in der Reformation, also kaum nach Erfindung der Buchdruckerei in Deutschland ein so gewichtiges Kampfmittel gewesen war.

Auch die klassische (englische) Nationalökonomie hat die spezielle Geschicklichkeit des geriebenen Händlers in ihr allerdings auch sonst unvollständiges Kalkül gar nicht einbegriffen. Sie rechnet nur mit einem durchschnittlichen homo oeconomicus, der mit naturgesetzlicher Eindeutigkeit nach der Linie des maximalen Vorteiles handelt, hat die sachlichen Momente des Wirtschaftens also so überbetont, daß dem Faktor individueller Mensch in der Wirtschaftstheorie sogar erst wieder Bahn gebrochen werden mußte.

Alle die vielen Wirtschafts„gesetze", welche in den letzten zweihundert Jahren das Licht der Welt erblickten, bezeugen vor allem, wie groß das Interesse des nordalpinen Europas an sachlichen Regeln auch des Wirtschaftens ist. Standgehalten haben freilich die wenigsten dieser Gesetze. Selbst das Fundamentalgesetz von der Preisbestimmung durch Angebot und Nachfrage gilt nur unter bestimmten politischen, weltanschaulichen usw. Voraussetzungen.

Wenn z. B. die heutige deutsche Wirtschaftsführung an Stelle des durch Angebot und Nachfrage naturgesetzlich geregelten Preises wieder den gerechten Preis betont, so bedeutet das aber keine Verneinung der Gesetzlichkeit des Wirtschaftslebens, sondern nur eine Verneinung der liberalen Theorie davon. Nicht der Zufall der Situation soll den Gewinn bestimmen, sondern die Mühe, und zwar wesentlich die Produktionsmühe, soll sich ihres Lohnes sicher wissen. Gleiche Mühe — gleicher Lohn ist aber ein nicht weniger gesetzlicher Kern eines großen Wirtschaftsdenkens als das liberale Gewährenlassen der angeblichen wirtschaftlichen Naturgesetzlichkeit.

Das Zurstelleschaffen der Waren, das einst den Wikingerhandel bis in den Orient trieb, kann sich anstatt in den geographischen Raum auch in den sozialen Raum hinein auswirken. Es ist dann freilich nicht mehr dem Abenteuer, sondern dem Staate verwandt und arbeitet nicht mehr mit Reisen, sondern mit Organisation. Es entstehen damit die großen „Unternehmungen" der Warenverteilung. „Unternehmung" drückt das Wesen des nordalpinen Staates dem Wortsinn nach sogar deutlicher aus, als das Wort Staat selbst. Das kommt davon, daß Staaten eine von den Germanen übernommene, die Unternehmung aber eine von ihnen selbst entwickelte Form der Leistungsordnung sind. Staat heißt Zustand, Unternehmen aber etwas tun wollen. Es gab wohl auch schon im Orient und in Rom große Kaufmannshäuser, aber nichts wie Karstadt und Aschinger, IG.-Farben oder Hapag. Solche Staaten im Staate haben etwas von den Königreichen, die zu erobern die Wikinger auszogen. Ein Unterschied besteht dabei freilich. Königreiche aus Land stoßen undurchdringlich aneinander. Die Lust, sich eines zu gewinnen, muß sehr weite, expansive Zerstreuung sein. Demgegenüber schachteln sich die Königreiche aus Leistung fast beliebig ineinander. Jedes hat seinen eigenen Raum. Darum kann eine auf Leistung beruhende Kultur einer ganzen Menge von „Königen" ein legitimes Reich verschaffen. Auch jeder Gelehrte hat ja das seine! Der Volkszusammenhang wird durch diese Reichsgründungen nicht zersprengt und zerstreut, sondern verdichtet und erhöht.

Daß auch der europäische Handel eine solche Entwickelung nahm, braucht nicht zu verwundern.

e) Wissenschaftsgeschichte

Wegen der besonderen Unumkehrbarkeit des Wissens und wegen seines übersubjektiven Charakters ist die Geschichte der Wissenschaften eine besonders klare Mechanik des Sichdarstellens der vorliegenden seinsgesetzlichen Möglichkeiten der jeweils gestellten Aufgaben. Die Rassenkräfte wirken dahin, welche Antriebsmacht (welches Interesse) die jeweils möglichen Aufgaben entwickeln und welche geistigen Mittel zu ihrer Bewältigung zur Verfügung stehen.

Die Darstellung der weltanschaulichen Grundlagen der Wissenschaft wurde oben so weit gebracht, daß Europa als notwendige Haupttheimat der Wissenschaften hervortrat, weil es den folgerichtig realitätskonstruierenden Geist besitzt. Dabei war noch die vorwiegende Betonung der innerseelischen (logischen) und die besondere Betonung der äußeren (sinnlichen) Erfahrung zu unterscheiden. Wir behandeln im folgenden einige Wissenschaftszweige, ohne Vollständigkeit anzustreben.

1. Mathematik

Nachdem die Sumerer für ihre Stufe grandiose Versuche begrifflicher Ordnung alles Bekannten gemacht hatten, verfielen ihre babylonisch-semitischen Erben in bloß listenmäßige Reihung, deren Zweck kein philosophischer, sondern ein pädagogisch-mnemotechnischer war. Auch auf dem nicht gering entwickelten Gebiet des Rechnens findet man in Babylon nur „Rechenschimmel", keine Versuche zur geistigen Durchdringung und zur Aufstellung mathematischer Gesetze (W. v. Soden).

Wir haben aber auch schon erwähnt, welche Zusammenhänge zwischen orientalischem Denken und Zahlen bestehen. Haben die Germanen die Welt als Vorgangszusammenhang, die Griechen die Welt als Bild entdeckt, so kann dem Alten Orient kaum der Ruhm entzogen werden, daß ihm der quantitative Kern der Dinge zuerst aufgegangen ist.

Man darf das nicht mit dem Frohlocken des Naturwissenschaftlers verwechseln, aus Quantitäten die Welt aufbauen zu können. Denn er braucht dazu mindestens noch das Atom, das erst die Griechen erfunden haben. Dem Orient ist jede Entdeckung und so wohl auch die Entdeckung der Zahl hingegen so etwas wie der Stein der Weisen gewesen.

Die wissenschaftliche Zahl, welche die Erkenntnis der Dinge erweitert, ist eine besondere Entdeckung über die banale Zahl hinaus. Getrennte Dinge auch abzuzählen ist eine anschauliche und durchaus nicht schwierige Kunst (vgl. II. Bd. S. 63). Etwas anderes ist die Entdeckung, daß man Wichtiges dazu gewinnt, wenn man ein Ding, das als eines erscheint, so behandelt wie getrennte Dinge, indem man an ihm abzuzählen anfängt. Solches abzählen an einem Ding heißt messen. Das entspricht nun in zwei Richtungen den orientalischen Auffassungsgewohnheiten: Erstens dem Dualismus, indem nun in jedem Ding ein Zahlenwesen als zweite Wirklichkeit steckt. Daher die orientalische Zahlenmystik! Und zweitens dem überall starken Zerspalten der Wirklichkeit. Die Zerhackbarkeit aller Dinge in Maßeinheiten mag für den Arier zuerst ebenso fast grotesk gewesen sein wie die Zerhackung des Wortklanges in Buchstaben (vgl. den Abschnitt über Schrift). Und doch ist die Meßbarkeit des Wirklichen eine so ungeheuer wichtige Entdeckung, daß sie, einmal gefunden, nicht wieder preisgegeben wird — unter der Voraussetzung freilich, daß wissenschaftliche Veranlagung vorliegt. In Ostasien hat die Zahl niemals wesentliche kulturelle Rolle gespielt. Unser Mathematikgeschichtschreiber Wieleitner spricht daher geradezu mit Verachtung von der nur scheinbar hohen Kultur der Chinesen, während sich Kunstgeschichtler und Philosophen in der Verherrlichung Ostasiens vielfach nicht genug tun konnten.

Der Widerstand von Seiten der Griechen war trotz ihres bildhaften Denkens nicht so groß. Der Meister Pythagoras als Urheber des griechi-

schen Zahlenwesens bezeugt schon durch Geheimniskrämerei seine Beziehung zum Orient. Auch bei Plato treten die Zahlen als Geheimnis der Dinge und als identisch mit den Ideen auf.

Aber es ist auch schon Pythagoras, der die Bedeutung der Zahlen für die Harmonie sichtbarer Größen erkennt. Er hört die Sphärenmusik der Planeten klingen; später entstand dann die sinnliche Schönheit als Problem des Proportionsschlüssels. Wenn nicht die Zahl, so hat doch die sichtbare Größe ihren eigenständigen Platz im griechischen Weltbild.

Hat der Orient mit unsichtbaren Zahlen gerechnet, so weitet die germanische Kultur die anschaulichen Größen der Griechen ins Unübersehbare aus, indem sie zu erfassen sucht, was kein Auge schauen kann, weil sein Blick zu enge ist. Dazu ist kühnste Konstruktion von Hilfsbegriffen nötig. Es entsteht jene Abstraktheit, die nicht Mystik sondern Methodik ist, die einen unantiken Eindruck macht, obwohl sie nur die Fortentwickelung des Griechischen ist. Das Grundrezept dieser germanischen Art von Abstraktheit, die von der orientalischen weit entfernt ist, ist das gleiche, welches früher als der Weg von den 3 zu den 3000 beschrieben wurde (vgl. II. Bd. S. 63).

Auf dem Wege solchen Konstruierens ist es auch dazu gekommen, daß der Zahl neben dem Größensinn, den sie in der griechischen Mathematik vorwiegend hatte, allerlei anderer Sinn unterlegt wurde, insbesondere der Sinn von Wirkungsstärken und Kräften. Auch daß der Unendlichkeitsbegriff und insbesondere die Grenzscheiden zur Unendlichkeit für das mathematische Denken des neueren Europa fruchtbar wurden, hängt mit der gleichen folgerichtigen Ausweitung zusammen. Immer aber bedeuten die germanischen mathematischen Symbole Beherrschbarwerden einer irgendwie konkreten Erfahrung und ihrer Konsequenzen, nichts Magisches oder Geheimnisvolles.

Nicht nur die Zahl als solche, sondern auch die Zahlenschreibung haben die Germanen aus einem orientalischen Gebiete genommen: Das indische Positionszahlensystem ist für das schwierigere Rechnen praktisch ebenso unentbehrlich wie z. B. die Notenschrift des Guido v. Arezzo für die Ausführung eines komplizierten kontrapunktischen Satzes. Doch war die weltschöpferische Weite der germanischen Mathematik nicht etwa eine Folge dieses technischen Besitzes: weder die indische noch die arabische Mathematik ist durch das Positionszahlensystem in die gleiche Richtung gedrängt worden wie die germanische. Außerdem sind die indischen Zahlen doch nicht mehr als das Rohmaterial zur mathematischen Zeichenschrift, welche sich das Abendland selbst geschaffen hat: eine Parallele zur ebenso einzigartigen Notenschrift Europas. Diese beiden Schriftarten sind aber charakteristischerweise Darstellung von Vorgängen und Tatanweisungen, während die orientalischen Schriften und auch die Positionszahlen ein Seiendes abbilden.

Die Positionszahlen kamen in Europa in gotischer Zeit in Aufnahme, nachdem sich all die Zeit vorher mit wahrhaft kümmerlichen Hilfsmitteln begnügt hatte, unter denen die Rechen„maschine“ unserer Volksschulerinnerungen, der Abacus eine große Rolle spielte. In China rechnete der Kaufmann noch vor ganz kurzem in gleicher Weise.

Wir müssen hier auch erwähnen, daß mathematische Begabung, so Unvergleichliches sie in Europa geleistet hat, doch bei uns als seltene Begabung gilt. Die Opposition gegen das mathematische Denken ist gerade in Deutschland nicht verstummt.

Man trifft ständig Leute, die besten Gewissens sagen: Zahlen sind für mich ein rotes Tuch, oder: in der Mathematik bin ich ein Idiot — Leute, die sich auf keinem anderen Gebiete für dumm würden halten lassen. Nur eine Parallele dazu gibt es: die Musik (vgl. S. 269).

Innerhalb der Mathematik kann das Denken entweder in der gekennzeichneten Weise sich nur als Fortentwickelung des Sinnlich-Anschaulichen fühlen, oder aber, es kann mit beliebigen Ausgangsbegriffen scharfsinnig weiterturnen. Das erstere führt zur welthaltigen Mathematik, die von Axiomen ausgeht, das zweite zur wirklichkeitslosen Mathematik, welche an Definitionen anschließt. Es ist seit Felix Klein des öfteren darauf hingewiesen worden, daß im europäischen Geisteszusammenhang die Juden besonders der letzteren Richtung zuneigen, dabei natürlich entsprechend ihrem abstrakten Scharfsinn auch ganz Hervorragendes leisten konnten.

Was dieser abstrakte Scharfsinn ohne das europäische Konstruktionstalent wert ist, zeigt das Steckenbleiben der orientalischen Mathematik nach bemerkenswerten Anfangsleistungen, die aber heute vier bis fünf Jahrtausende zurückliegen. In islamischer Zeit stammt ein großer Teil der an sich nicht überwältigenden mathematischen Leistungen von Persern, die zudem zumeist in Chorasan, also den Nordgebieten des Iran, geboren waren (Tabit, ibn Qurah, Muhammed ibn Musa aus Chiwa, Abulwafa, Alhogendi, Ibn Sina = Avicenna, Albiruni, Annasawi, Omar Alhaijam, Nasir eddin, Ulug Beg, Beha eddin nennt Wieleitner ausdrücklich als Perser, das sind 11 Namen und mehr als die Hälfte aller genannten „arabischen“ Mathematiker, deren Herkunft zudem nicht immer feststeht.

Um die Differenzierung der mathematischen Begabung innerhalb Europas zu erschließen, gehen wir ebenfalls von einer Namenzählung nach Wieleitner aus (vgl. Tab. 12). Wir verweisen dabei auf die allgemeinen methodischen Bemerkungen über die kulturbiologische Auswertung von Kulturschöpferbilanzen (s. S. 64).

Wir sehen daraus zunächst, daß sich die an sich geringen Mathematikerzahlen des Mittelalters recht gleichmäßig über ganz Europa verteilen. Nordeuropa hat einen starken Anteil, was zu wissen besonders wesentlich ist, weil in dieser Zeit die Grundlagen der neueren germanischen Mathematik geschaffen wurden. Neben besonders vielen Engländern beteiligen sich Skandinavier, Niederländer und viele Deutsche und „Nord-“franzosen. Auf die südalpine Zone

Tab. 12. Die europäischen Mathematiker (Material Wieleitner) Prozentangaben.

	Italiener	Franzosen	Engländer	Deutsche	Niederländer	Skandinavier	Iberer	Osteuropäer	Gesamtzahl
	%	%	%	%	%	%	%	%	n=
Mittelalter	13	19	24	19	3	6	8	8	37
16. Jh. Geometrie	23	17	9	31	19	—	1	—	75
Arithmetik	26	14	12	37	9	—	—	—	43
17. Jh. Geometrie	7	41	28	14	10	—	—	—	29
Arithmetik	14	25	31	15	13	2	—	—	52
18. Jh. Elementare und Darstellende Geometrie	20	24	8	48	—	—	—	—	25
Analytik, Trigonometrie	6	34	19	40	—	—	—	—	47
Arithmetik	6	29	20	36	5	3	1	—	69
Infinitesimalrechn.	6	31	31	23	2	4	—	2	48
19. Jh. (I. Hälfte)									
Geometrie	7	37	10	40	3	1	1	3	133
Arithmetik	8	28	18	42	2	1	—	2	125

entfallen nur 29%. Dieser Anteil geht dann im 16. Jahrhundert auf 25%, im 17. auf 12%, im 18. und 19. Jahrhundert auf 8% zurück, wenn Frankreich dem Norden zugeschlagen bleibt.

An der Geometrie sind Italiener entgegengesetzt zu Erwartungen, die man vielleicht hegen konnte, nicht stärker beteiligt als an der Arithmetik, nur unter den Vätern der Darstellenden Geometrie, also einer ausgesprochen künstlerhaften Leistung, tauchen sie vermehrt auf. Im übrigen ist interessant, daß in allen Jahrhunderten Frankreich mehr Geometer als Zahlenrechner, England umgekehrt mehr Zahlenrechner als Geometer hat, ein Unterschied, dessen Bedeutsamkeit dadurch noch wahrscheinlicher wird, daß Deutschland dazwischen in der Mitte steht.

Die geometrischen Neigungen Frankreichs zeigen, daß wohl auch sein Rationalismus auf anschaulicher Befähigung beruhen wird. Wir sagten oben: Rationalismus = Vorstellungsempirismus. Hingegen sind die neueren geometrischen Probleme zu wenig übersehbar, als daß sie an der sinnlich-anschaulichen Begabung der Italiener großen Rückhalt hätten. Anders stand es mit den Grundaufgaben, welche ein Pythagoras und (spätantik) ein Euklid löste.

Die relativ meisten Mathematiker haben im 16. Jahrhundert Deutschland und Italien, im 17. Jahrhundert Frankreich und England, im 18. und 19. Jahrhundert Frankreich und Deutschland. Ohne die Depression des Dreißigjährigen Krieges, die nichts mit den inneren Triebstärken der Wissenschaftsgeschichte zu tun hat, wäre Deutschland wohl in der ganzen Neuzeit das optimale Mathematikerland gewesen. Der Gesamtnamen-

zahl nach steht es mit 242 gegenüber 218 Franzosen, 137 Engländern und 79 Italienern noch immer an der Spitze. Wir wollen dem schon hier eine tiefere Bedeutung geben, als bloß im allgemeinen von besonders großer Begabung zu reden. Das Gleichgewicht zwischen geometrischen und arithmetischen Leistungen in Deutschland weist darauf hin, daß es sich um eine optimale Mitte zwischen französischer und englischer Begabungsrichtung handeln mag.

An der Infinitesimalrechnung ist England relativ zur übrigen Arithmetik stärker beteiligt als Deutschland. Charakteristisch ist der englische Name Fluxionsrechnung, welcher nicht die Beziehung zum Unendlichen, sondern das Vorgangsbezügliche dieser Rechnungsweisen in den Vordergrund stellt. Zahlentheorie und Kombinatorik, also relativ statische Zweige, sehen im 18. Jahrhundert Frankreich mit 40% in der Führung. Die analytische Geometrie, welche sich mit dem Aufsuchen rationaler Gesetze zu anschaulichen Formen beschäftigt, zeigt Franzosen sogar zu 48% beteiligt!

2. Die Wissenschaften von der Wirklichkeit des Leblosen

Die „exakten Naturwissenschaften" gehören zu den vielen einzigartigen Kulturerscheinungen des neueren Europa. An sich entfalten sie sich spät. Aber ihre geistigen Grundlagen liegen schon sehr früh, z. T. bald nach dem Jahre 1000, fest.

Dieser Grundlagen sind mehrere. Wir nennen folgendes:

Erstens die Logik. Naturgesetze werden nicht beliebig „aus der Erfahrung geschöpft", sondern begründen sich auf hypothetisch angenommene rationale Zusammenhänge, deren Folgerungen sich an der Erfahrung bewähren („Prinzip der Exhaustion" nach Dingler). Jedes physikalische Gesetz, das sich in eine mathematische Formel kleiden läßt, ist ein solcher rationaler Zusammenhang.

Die Physik und Chemie ziehen ihren Vorteil daraus, daß die Naturvorgänge verhältnismäßig einfachen solchen rational-logischen Schemata entsprechen. Die Natur müßte nicht so liebenswürdig sein, wie sie sich z. B. im Gesetz der ganzzahligen Verbindungsverhältnisse der Chemie tatsächlich gezeigt hat.

Die logischen Grundlagen der Wissenschaften von der Wirklichkeit des Leblosen haben ihren Meister in Aristoteles.

Zweitens ist das Denken in geschlossenen Bilanzen wirtschaftsgeschichtlich viel älter als wissenschaftsgeschichtlich (vgl. S. 188).

Drittens ist die Handwerkergesinnung älter als die theoretische Physik, aber eine praktisch unerläßliche Vorstufe.

Viertens ist das strenge Wirklichkeitsgewissen eine ethische Grundlage, ohne welche die germanische Wissenschaft nicht hätte werden können, was sie ist.

Fünftens sei das induktive Prinzip genannt, wiederholte Einzelerfahrungen durch systematisches Experiment zu verbinden. Induk-

tion ist aber nicht, wie irrigerweise mancher meint, der Inbegriff der Erfolge in der abendländischen Naturwissenschaft. Sie ist das am meisten englische Ingredienz. Von den englischen Nominalisten des Mittelalters gefordert, von Roger Baco im 13. Jahrhundert schon geübt, wurde sie von Bacon v. Verulam um 1600 in seinem Novum Organum neuerlich vertreten, das aber keine Wegweisung war, sondern ein ziemlich hilfloses Theoretisieren neben und nach den faktischen Erfolgen südlicherer Völker (Frost).

Wie man an dieser Aufzählung schon sieht, mögen sich in den gigantischen Erfolgen der europäischen exakten Wissenschaften die besten Kräfte verschiedener europäischer Rassenzonen die Hand gereicht haben. Die Geschichte der wissenschaftlichen Physik beginnt nicht vor den ionischen Naturphilosophen, die Geschichte der Chemie erst im Hellenismus.

Die jonischen Naturphilosophen sind freilich Mythologen gewesen, etwa der deutschen romantischen Naturphilosophie zu vergleichen, also ein „ergriffenes Frühstadium"; der Unterschied ist, daß die deutsche Naturwissenschaft bald von Oncken und Schelling abrückte, die heute vielleicht sogar zu undankbar betrachtet werden, weil die Erfolge in Reaktion gegen sie erzielt wurden.

Die griechische Naturwissenschaft ist nie in solcher entschiedener Weise vom bloßen Philosophieren abgerückt. Jede griechische Denkerschule hatte ihre unendlichen Debatten über naturgeschichtliche Themen und ihr naturphilosophisches System. Aber sich in die Laboratorien zur großen Nachprüfung zu begeben, ist niemandem eingefallen, die geisteswissenschaftliche Denkbefriedigung wog schwerer als das Wirklichkeitsgewissen.

Das griechische Positivum gegenüber dem Orient ist Freude und Interesse an der Natur, nicht Naturforschung. Von den oben genannten geistigen Voraussetzungen einer solchen war nur die erste, das Verständnis für logische Stimmigkeit, vorhanden; Bilanzgefühl, Handwerkergesinnung, Wirklichkeitsgewissen und Gefühl für die erkenntnistheoretische Problematik der Erfahrung und damit für das experimentelle Vorgehen mangelten.

Darum darf auch nicht Wunder nehmen, daß nur Ergriffenheit und Begreifen die antike Naturtheorie kennzeichnen und das Stadium der Anwendung so gut wie nicht erreicht wurde.

Die exakten Naturwissenschaften, welche sich aus bestimmter, aber hartnäckiger und unalltäglicher Fragestellung an alltägliche Dinge ergeben, waren darum weniger entwickelt als die beschreibenden Wissenschaften, welche die universale Neugierde des Griechen für Sichtbares, also an in der Weise des Alltagsdenkens behandelten unalltäglichen Anblicken, sei es von Tieren, Pflanzen oder anatomischen Präparaten stützen konnten.

Besonders primitiv blieb in der klassischen Zeit die Chemie. Diese erlebte ihre alchemistische Phase in hellenistischer Zeit. Wieder stehen wir vor der Frage: Ist das Einbruch orientalischen Geistes? Die Alchemie entwickelt sich gleichzeitig mit komplizierteren Mechanismen, die alles andere als orientalisch aussehen (vgl. S. 181). Die Araber sind auch in chemischen Dingen unproduktiv, bloße Vermittler geblieben. „Dieser griechische Einfluß war so mächtig, daß die Alchemisten der Syrer und Araber die eigentliche Alchemie um keinen einzigen neuen und originellen Gedanken bereicherten" (Bauer). Im Gegensatz zur Mathematikgeschichte fallen auch die Perser aus.

Chemie ist keine orientalische Wissenschaft, und daß sie in hellenistischer Zeit anhebt, liegt wohl daran, daß sie ebenso eine relativ komplexe, späte Stufe arischer Naturerkenntnis ist, wie der Mechanismus. Die geistige Linie des Hellenismus wird ja überhaupt vom neueren Europa im großen und ganzen weitergeführt bzw. wiederholt. Wieso die große Lücke dazwischen, das ist ein Problem für sich.

Wir bedienen uns für die genauere Erkundung der tragenden Kräfte der europäischen exakten Wissenschaften wieder der Methode der „Kulturschöpferbilanzen" (nach Kistner und Bauer).

Zunächst zur Physik! Die aus dem Mittelalter erhaltenen Namen sind rasch aufgezählt,

Unzweifelhaft führend sind der Engländer Roger Baco, Nominalist und Verfechter des Experimentes, und der Deutsche Albertus Magnus, ein begriffsrealistisch denkender Schwabe aus Bollstädt. England hat weiters Peckham, Neckam und Walter von Millimete, Deutschland Witelo, Theodorich, Heinrich v. Wieck und Jordanus Nemorarius, Frankreich nur drei Namen: Vitry, Guiot de Provins, Petrus Peregrinus, was angesichts der führenden Rolle der Franzosen in der Scholastik besonders auffällt, Italien neben dem kaum mittelalterlich zu nennenden überragenden Lionardo nur den fraglichen Erfinder der Augengläser Salvino degli Armati, Iberien nur den physikalisch interessierten portugiesischen König Alfons X.

Von den 16 Namen sind 13 (ohne die Franzosen noch 10) nordalpin, darunter die Deutschen mit 6 relativ am häufigsten. Wo die Rassenkräfte für die neue Physik liegen, kann danach nicht zweifelhaft sein.

In der frühen Neuzeit sind die Italiener sehr bedeutend, was während des Mittelalters nicht der Fall gewesen war. Physik beschäftigt sich in ihren einfacheren Stadien, wie schon gesagt mit alltäglichen, sinnlich nahen Dingen, so mit dem berühmten fallenden Stein! Die große italienische Renaissance-Physik ist nicht zufällig. Sie ist ebenso wie die italienische Renaissancekunst südalpiner Gegenschlag zum gotischen Mittelalter. Interesse für das Sinnlich-nahe und gleichzeitig klare und plastische rationale Schemata tat der Süden aus seinen Kräften zu den nordalpinen Ideen der Induktion, des Experimentes, der

Vorgangshaftigkeit und des Wirklichkeitsgewissens dazu: so erstand Galilei, der große südalpine theoretische Physiker. Nicht einmal das ist zufällig, daß er hundert Jahre jünger ist als Lionardo, der große südalpine Künstler und Techniker; es erweist sich daran nur wieder einmal das Nachhinken der Theorie gegenüber der Praxis.

Galilei ist ein echter südalpiner Mensch gewesen. Er hat nicht nur das Fallgesetz entdeckt, sondern war gleichzeitig ein Humanist und Dialektiker von glänzender Erudition und Diktion. Wo trifft man diese Verbindung bei einem nördlichen Physiker?

Das Fallproblem, das im Zentrum seines Wirkens steht, war ihm vom Norden überliefert, über die unalltägliche Betrachtungsweise des Natürlichen, welche erst den Physiker macht, hat er sich von Cusanus, Kopernikus belehren lassen; aber die Tragweite klarer logischer Schemata hat er als Italiener entdeckt, das ebensogut wie die vollplastische Schönheit Raffaelischer Gestaltung nicht bloß zufällig in Italien entstand. Sein Geist wirkte dann nach Norden weiter, wie die Renaissancekunst.

Galilei stand auch nicht allein. Kistner nennt 22 italienische Renaissance-Physiker. Da deren Wirken ins 16. und 17. Jahrhundert fiel, ist es auch grobe Verkennung der Tatsachen, den dann folgenden Verfall der italienischen Physik der Gegenreformation in die Schuhe zu schieben. Die italienische Physik war vielmehr erst während der Gegenreformation entstanden, ein spätes, weil relativ nördliches Produkt der Renaissance.

Einen wesentlichen Grund für den Abstieg der italienischen Physik müssen wir vielmehr darin sehen, daß die physikalischen Probleme den Bereich des Sinnlich-nahen verließen. So war schon Galilei z. B. in himmelsmechanischen Dingen ausgesprochen Schüler der Deutschen. Auch der große Verkünder des Unendlichkeitsweltbildes Giordano Bruno, ein Süditaliener germanischer Abkunft (Woltmann), fand seine Wahlheimat im Norden, in Frankreich, England, Deutschland. Er lehrte jahrelang in Wittenberg und nahm von der dortigen Universität in einer herzlich dankenden Rede Abschied.

Die Himmelsmechanik knüpft sich an die vier Namen Cusanus, Kopernikus, Kepler und Newton, von denen die drei Deutschen die relativ anschaulichen Teile schufen, Newton mit seinem allgemeinen Gravitationsgesetz aber endlich den unanschaulichen, grandios konstruierten Schluß ersann. Er dachte dabei so kräftemäßig, daß ihn die Unvorstellbarkeit der Actio in distans, des Wirkens über den leeren Raum hinweg, welche den Franzosen solche Kopfschmerzen machte, nicht störte. Sie ist bis heute ein unaufgeklärtes Rätsel und kann nur gerechtfertigt werden, weil die Newtonsche Theorie der Erfahrungsprüfung standhält, also

methodischen Ansprüchen genügt, ohne Vorstellungsansprüchen, geschweige denn Anschaulichkeitsansprüchen zu genügen.

Ahnt man nun, warum dieser für die weitere Entwickelung der germanischen Wissenschaften so entscheidenden Stufe kein neuer südalpiner Galilei mehr entstand?

Es ist die reine, früher beschriebene „Was-geschieht-wenn...“-Forschung, die reine konstruktive Auswertung der Erfahrung, die sich in diesem Newtonschen Schritt schon zeigt.

Im Vergleich zu ihr ist die Kausalmechanik relativ südlich, und zwar in ausgezeichneter Weise französisch. Den Zusammenhang mit der Prädestinationsidee des Reformators Calvin haben wir schon früher angedeutet (S. 140). Kausalmechanik rechnet mit Ursachenketten, die endlos und zwingend sind wie die Schlüsse der Scholastik. Mit der sinnlichen res extensa, der ausgedehnten Sache, hebt das französische Denken an und kann kein Ende finden, bevor nicht das ganze Weltall eine Maschine aus ausgedehnten Teilen, die jeweils Ursachen für einander sind, ist.

Demgegenüber ist der englische Empirismus bescheidener, denn er will nur einzelne bestimmte Gesetzeszusammenhänge aus dem Meer der Erfahrungen herausheben.

Das deutsche Denken stellt das französische ebenfalls auf den Kopf, denn es konstruiert vom Unendlichen her. Die deutsche Physik beginnt mit so schwierigen Dingen wie der Coincidentia oppositorum, dem Zusammenfallen der Gegensätze des Nicolaus von Cues. Wenn das Unendliche in allem wirkt, fällt das französische Problem, wieso sich aus der endlosen Ursachenkette der res extensae letztlich etwas anderes als eine große Maschine, eben Unendlichkeit, ergeben könnte, weg.

Die deutsche Einstellung ist dinglich-realistischer als die englische, aber unrationalistischer als die französische. Sie ist unter den großen eben aufgezeigten Nationalstilen der Physik, dem italienischen, französischen, englischen und deutschen die schwierigste, und man kann annehmen, daß ihre eigentliche Zeit erst kommt. Bislang haben die deutschen Physiker sozusagen noch gar nicht auf vollen Touren gelaufen, denn sie mischten italienische, französische und englische Methoden, ohne recht bei sich selbst zu sein. Die eigentlich deutschen Wissenschaftsdenker waren bislang in Gefahr, erfolglos, und daher Phantasten zu bleiben. So wurde z. B. Leibniz als Physiker von Descartes wie von Newton unzweifelhaft überholt.

Aber seine Stunde, wie überhaupt die deutsche Stunde kommt eigentlich erst; daß der, der es sich schwer macht, am letzten zum Ziel kommt, ist nur selbstverständlich. Ich möchte meinen, daß es eine stilreine deutsche Physik erst geben wird, wenn Physik, Chemie und Biologie als Teilstücke eines größeren Ganzen betrieben werden.

Tab. 13. „Wissenschaftler von der Wirklichkeit des Leblosen", Prozentangaben. (Nach Material Kistner, Bauer, Kretschmer, Hummel.)

	Italiener	Franzosen	Engländer	Deutsche	Niederländer	Skandinavier	Iberer	Osteuropäer	Gesamtzahl
	%	%	%	%	%	%	%	%	n=
Physiker									
16./17. Jh.	27	17	18	17	8	3	1	—	81
18. Jh. Mechanik	6	50	22	20	—	—	2	—	54
Akustik, Optik	12	12	40	30	—	6	—	—	17
Wärme, Elektrizität	6	22	34	32	4	2	—	—	88
19. Jh. Mechanik	0	16	23	57	1	3	—	—	93
Akustik	3	18	15	56	6	—	2	—	39
Optik	2	22	25	44	1	5	—	1	133
Wärme	2	21	24	44	1	5	—	3	84
Elektrizität	7	11	28	45	1	5	—	2	265
Chemiker									
Mittelalter	25	—	25	25	—	—	25	—	8
Jatrochemie	—	10	5	79	6	—	—	—	19
Phlogist. Zeitalter	—	37	15	41	2	2	—	—	39
Zeitalter Lavoisiers	—	36	20	32	—	11	2	—	56
Organische Chemie	—	14	22	57	1	4	1	—	111
Jetztzeit	—	10	9	73	1	1	—	5	81
Geographen									
Mittelalter	58	10	4	21	—	—	7	—	43
1500—1650	24	8	3	38	5	2	19	2	63
1650—1800	10	46	9	25	11	—	—	—	57
19. Jh.	—	—	—	100	—	—	—	—	18
Geologen									
Bis gegen 1825	2	24	31	38	5	5	—	—	42
Seit ca. 1825	2	16	22+ 5USA	52	—	3	—	1	189

Übrigens sind französischer, englischer und deutscher Physikstil doch nur Spielarten des nördlichen, dementsprechend haben sie großes Bilanzdenken, Wirklichkeitsgewissen, experimentelle Einstellung gemeinsam.

Mit diesen allgemeinen Grundlagen betrachte man nun die weiteren Zahlen der Tabelle 13.

Im 16. und 17. Jahrhundert stehen Frankreich, England und Deutschland gleichmäßig hinter Italien zurück.

Im 18. Jahrhundert ist vor allem das gewaltige Übergewicht der Franzosen in der Mechanik interessant. Das den Italienern entglittene, weil zu kompliziert werdende rationale Schema nimmt die nächst südliche und die

scholastische Nation auf. In der Mechanik triumphiert der Ursachenbegriff im Sinne der endlosen, aber anschaulichen und logisch unerbittlich geschlossenen Kette. Man spricht ja auch von Kausalmechanik, welcher Begriff also nur bildlich auf die anderen Gebiete der Physik übertragen wird.

Gleichzeitig übertreffen die Engländer, aber auch die Deutschen die Franzosen sehr stark in Optik und Akustik, also auf Gebieten, wo die Gesetzmäßigkeiten konstruktiv im Sinne der erfahrungsprüfenden Was-geschiehtwenn-Forschung erschlossen werden müssen ohne anschaulichen Vordergrund. Ebenso ist Wärme- und Elektrizitätslehre absolut nicht die Stärke der Franzosen, sondern sind ihnen die beiden germanischen Völker wieder gleichstark überlegen. Der große Mathematiker Poincaré hat gesagt, die Vorstellung der Elektrizität bereite dem französischen Geist Unbehagen.

Im 19. Jahrhundert dann sind die Deutschen trotz eigentlich nicht kongenialer Methoden nicht mehr zu hemmen, sie stellen durchschnittlich 49% aller schöpferischen Physiker Europas. Die Unterschiede zwischen den Teilfächern sind kaum mehr als Zufall.

Wieder sind die Deutschen offenbar optimale Mitte. Oder man könnte auch sagen: Sie ziehen Gewinn daraus, daß die Unendlichkeit, welche das Herz ihrer Wissenschaftlichkeit ist, allen physikalischen Teilgebieten gleich nahe ist.

Wir wenden uns gleich der Tabelle über die Kulturschöpferbilanz der Chemie zu.

Die wenigen europäischen Chemiker des Mittelalters verteilen sich über alle Völker.

Die Neuzeit setzt im Zeichen der „Iatrochemie", also eigentlich der Heilmittellehre, mit einem ungeheuren Übergewicht der Deutschen ein.

Der Iatrochemie der Deutschen steht die Iatrophysik als ebenso kennzeichnende italienische gleichzeitige Erscheinung gegenüber. Die Italiener ziehen aus dem anschaulich rationalen Schema auch für die Vorstellung von den Lebenserscheinungen Nutzen, sie simplifizieren den Leib also zur einfachen Maschine. Demgegenüber haben die Deutschen viel verwickeltere Vorstellungen, und diese führen sie zur unanschaulich-konstruierten Wissenschaft der Chemie.

Eine wie große Bedeutung dieser Tatsache zukommt, möge man daraus ermessen, daß es in der neuzeitlichen Geschichte der Chemie keinen einzigen italienischen Namen gibt, während Deutschland dauernd die Führung hat, die ihm nur in der mechanistisch-wägenden und einfach rationalistischen Epoche des großen französischen Chemikers Lavoisier (1743—94) vorübergehend etwas entgleitet.

Die Chemie ist die deutsche Wissenschaft. Was heute die IG-Farben und die deutsche Arzneimittelindustrie bedeutet, war schon seit Beginn der neueren Wissenschaftsgeschichte vorgezeichnet.

Woran liegt das wohl? Die Chemie ist die Wissenschaft realistischbestimmter, aber durchaus konstruierter und nie gesehener Wirklichkeiten:

Elemente, Radikale, Konstitutionsformeln haben alle diesen Charakter. Den Engländern war das wohl zu dinglich, den Franzosen zu unanschaulich. Der „Ort“ der Chemie in der von Süden nach Norden abgestuften Reihe der Rassenkräfte liegt dauernd zwischen Frankreich und England und mithin in Deutschland, während die Physik zugleich südlicher und nördlicher ist als das deutsche Denken. Die vielen Teilgebiete der Physik sind eben in ihrer geistigen Struktur auch viel ungleichartiger als die Chemie, die ja als Ganzes gleichsam ein Teilgebiet der Physik ist.

In zweiter Linie schließen sich an die Deutschen als Chemiker in den Zeiten der Anorganik nicht die Engländer, sondern eher die Franzosen, in der Zeit der organischen Chemie die Engländer an. Auch das ist ein Beispiel dafür, wie die Naturwissenschaften bei ihrem Komplizierterwerden nach Norden wandern.

Die Tab. 13 stellt auch die Daten für die zwei Wissenschaften von der Erde im ganzen, für Geographie und Geologie, zusammen.

Das Hauptproblem der älteren Geographie ist die Kartendarstellung. Diese beginnt als künstlerische Aufgabe der Verbildlichung, darum sind im Mittelalter die Italiener so stark daran beteiligt. Es handelt sich großenteils um Seekarten des mediterranen, gut überschaubaren Binnenmeeres.

Noch heute soll der Grande Atlante des Mailänder Touringklub das schönste Kartenwerk der Welt sein.

Die jüngere Kartographie, welche das Problem des naturgetreuen Maßstabes bewältigt, vergeschwistert sich mit der Kunst, das sinnlich nicht Meßbare durch Hilfsmethoden zu messen. Es kann nicht wunder nehmen, daß diese Art Kartographie nördlicher liegt, und daß sie die Franzosen, das typische Volk der Meßkünste, besonders beschäftigt. Das bedeutet der Gipfel bei Frankreich von 1650—1800.

Die beiden anderen europäischen Hauptvölker zeigen einen höchst merkwürdigen Gegensatz. Die Engländer fahren in der ganzen Welt herum, stellen aber fast keine wissenschaftlichen Geographen, die Deutschen hingegen sind enge eingepfercht, aber ihr Blick geht wahrhaftig weltweit. Der Globus ist das Symbol der älteren deutschen Geographie. Die wissenschaftliche Geographie im neueren Sinne, welche nicht mehr vorwiegend Kartenlehre und Länderkunde ist, steht nach Kretschmer ganz unter deutscher Führung.

Im Vergleich zur Geologie ist die Geographie eine „oberflächliche” Wissenschaft. Die Geologie greift tiefer, denkt konstruktiver, technischer, vorgangshafter. Sie ist in gewisser Weise die erste echte Geschichtswissenschaft, die ihren Blick nicht auf die Einzelereignisse wirft, wie die meiste Menschengeschichtsschreibung, sondern auf die Ablaufsweise der Geschehnisse. So nimmt nicht wunder, daß sie zu den jüngsten Wissenschaften gehört, und daß sie ausgesprochen nördlich zu-

hause ist. Die Deutschen führen, die Angelsachsen folgen mit, die Franzosen sind schwächer, die Mittelmeervölker fallen aus. Allein schon, daß der Geologe vorwiegend im Gelände herumklettern muß, ist ein völliger Gegensatz zu der Art und Weise, wie z. B. ein Aristoteles von seiner Studierstube oder gar von seiner Wandelhalle aus Naturwissenschaft betrieb.

3. Die biologischen Wissenschaften

Auch das Wissen vom Lebendigen hat stärkere logisch-geisteskundliche Grundlagen, als man denkt, beruht nicht allein auf Beobachtung und Beschreibung.

Hat die Physik an der strengen Stimmigkeit von Prämisse und Schluß (Ursache und Folge) sowie überhaupt an der aufgewiesenen Gesetzlichkeit der geistigen Vorgänge ein unschätzbares Modell gehabt, so lebt die Biologie von den Denkformen der Hierarchie des Begrifflichen, welches das Vorbild für jede Systematik abgibt, und der sich ausgliedernden Ganzheit, ohne welche das Grundprinzip des lebenden Leibes nicht zu fassen wäre.

Biologie als Wissenschaft vom Leiblichen behandelt einen Sachbereich, der weder so unmittelbar in seinem Wesen durchschaubar ist, wie das bewußte Seelenleben, noch relativ einfach ist wie die physikalische Natur. Der Leib hat von beidem etwas, es müssen sich in ihm sowohl psychologische wie auch physikalische Erscheinungen wiederfinden lassen, zumindest sind das die beiden einzigen Wege, wie wir Menschen zu seinem Wesen vordringen können.

Der Vater der Logik, Aristoteles, hat auch die biologische Systematik ins Leben gerufen. „Beschreibende" Naturkunde verbindet Anschaulichkeit, Merkwürdigkeiten, welche die Neugier wecken können, und begriffliches Gerüst. So war sie eine ausgesprochen griechische Aufgabe.

Einzelkenntnisse über Lebewesen hat natürlich jeder primitive Jägerstamm und jeder Bauernjunge. So fehlen sie auch in den vorgriechischen Kulturen nicht. Wissenschaft wird die Biologie erst nach Entdeckung der Begriffshierarchie und der sich ausgliedernden Ganzheit. Echt chinesisch ist es aber, daß schon 1000 v. Chr. im Reiche der Mitte der erste Tierpark angelegt worden sein soll, freilich ein Akt nicht der Naturwissenschaft, sondern der Naturfrömmigkeit.

Der biblische Schöpfungsbericht von der getrennten Formung aller Ahnenpaare, sozusagen aller Totemtiere, der heute lebenden Tiere durch Gott ist nicht nur naiv und primitiv, sondern auch typisch orientalisch, ebenso daß Gott dem zuletzt gebildeten Menschen die Herrschaft über alles Getier gegeben habe. Die Griechen fühlten sich dem herrlichen Kosmos eingefügt, nicht dessen Beherrscher. Wenn das Griechentum Entdeckung des Menschen bedeutet, so bedeutet es ebenso sehr auch Anerkennung der Natur.

Die Griechen glaubten schon im 6. Jahrhundert v. Chr. an ein allmähliches, zusammenhängendes Werden der Tierwelt (Anaximander ließ alle Lebewesen aus dem Meerschlamm hervorgehen und nahm an, die Tiere hätten erst beim Übergang zum Landleben ihre Hautpanzer abgelegt u. dgl. m.).

Die Tierbeschreibung hat ihren Höhepunkt unter Aristoteles, die Pflanzenbeschreibung kurz danach (Theophrast), die Anatomie und Physiologie erst unter den Alexandrinern (also wieder gleichzeitig mit Mechanismus und Alchemie).

Für die medizinischen Grundvorstellungen der Griechen gibt es zwei epochenbezeichnende Namen: Hippokrates und Galen. Der erstere ist klassischer Grieche, sein ganzes Streben geht auf Harmonie, auf Harmonie der Säfte innerhalb des Körpers, auf Harmonie mit den Naturkräften außerhalb. Das hippokratische System ist ein gutes Beispiel dafür, daß die Griechen unter Harmonie nicht nur die sinnliche Schönheit der Plastik meinten, sondern auch Wohlabgestimmtheit sinnenferner Kräfte.

Während Hippokrates fast keine Arzneien kennt, ist Galen ein Meister der chemischen Mittel, Verbindung von alexandrinischer Alchemie und Heilkunst. Nach dem, was wir über die rassenpsychologische Stellung der Chemie erkannt haben, wird man aber vorsichtig damit sein müssen, das auf das Eindringen orientalischen Geistes zurückzuführen. Schließlich ist auch die moderne „Schulmedizin" Galenismus in der höchstgesteigerten Form der führenden deutschen Präparate. Die sog. „biologische Medizin" unserer Tage ist dagegen hippokratisch, aber es kann nicht wundernehmen, wenn sie durch die herrlichen Erfolgsmöglichkeiten, welche die (vorwiegend deutsche) organische Chemie des 19. Jahrhunderts eröffnet hat, an die Wand gedrückt wird. So ähnlich stand es im alexandrinischen Griechenland. Übrigens hat Galen die hippokratischen Grundsätze ebenso wenig verkannt wie heute die „Schulmedizin" die biologischen Grundsätze.

Für die Krankheitslehre des Orients bezeichnend ist, daß die Krankheit in Form einer Person vorgestellt wird, die in den Leib des Patienten eingedrungen ist. Auf fetischistischer Stufe (Ägypten) ist das mit denkbar großer Handgreiflichkeit häufig ein Wurm, später öfter ein Dämon! Die „arabische" Medizin ist zu sehr ein Schatten der griechischen und zudem zu ungenügend überliefert, als daß das spezifisch Orientalische daran zu besprechen wäre. Jedenfalls gehört sie neben Mathematik, Chemie und Astrologie zu den Wissenschaften, die den Orientalen „liegen", weil sie dem vorwiegenden Interesse für Abstraktion, Geheimnis und Menschen entsprechen.

Höchst bezeichnend ist, daß in der altchinesischen Medizin der Puls, also ein rhythmisch wiederkehrender Bewegungsvorgang, als Inbegriff von Gesundheit und Krankheit betrachtet wird. Es werden 200 Pulsarten unterschieden.

Die nicht geringe indische Medizin rechnet auch übertrieben mit dem Pulse, aber nicht entfernt so einseitig wie die Chinesen. Übertrieben waren ja übrigens auch die Vorstellung über den Wert der Pulsbetastung, wie sie

Tab. 14. Die Biologen Europas. Prozentangaben.
(Nach Material Diepgens und Burckhardt-Ehrhards.)

	Italiener	Franzosen	Engländer	Deutsche	Niederländer	Skandinavier	Iberer	Osteuropäer	Gesamtzahlen
	%	%	%	%	%	%	%	%	n=
Anatomie									
16. Jh.	60	10	—	20	10	—	—	—	20
17. Jh.	12	13	21	21	21	12	—	—	24
18. Jh.	23	15	8	39	8	7	—	—	13
19. Jh.	4	6	6	84*)	—	—	2	—	51
Physiologie									
17. Jh.	25	8	42	8	8	—	8	—	12
18. Jh.	12	12	16	60	—	—	—	—	33
19. Jh.	8	17	12	55	2	2	1	4	180
Pathologie									
16./17. Jh.	32	—	7	34	11	4	4	—	28
18. Jh.	4	4	16	72	4	—	—	—	25
19. Jh.	4	16	6	70	—	2	—	1	142
Zoologie									
Mittelalter	44	12	—	38	—	6	—	—	16
16./17. Jh.	35	12	15	20	10	3	—	—	80
18. Jh.	6	23	26	40	3	3	—	—	81
19. Jh. I. Teil	7	25	19	48	1	—	—	—	147
II. Teil Systematik	1	16	17+ 12USA	40	3	4	3	1	112
Physiologie, Psychologie	4	12	10+ 4USA	67	1	1	1	1	136
Vererbung	—	10	15+ 24USA	47	2	2	—	—	34
Allgemeine Biologie	3	10	18	64	2	2	1	—	125

noch vor kurzem unter europäischen Ärzten üblich waren und heute noch beim europäischen Publikum zu finden sind. Wo das Leben als rhythmischer Vorgang empfunden wird, gilt der Puls eben leicht als sein Universalsignal.

Von der merkwürdigen Erscheinung des „leeren Jahrtausend" (vgl. S. 301 ff.) ist die Biologie aufs schwerste mitbetroffen gewesen, wenn auch ein vielfach zerfabelter Wissensbestand sich allezeit erhalten hat. Der Grund zur germanischen Wissenschaftsblüte, und so auch zur Blüte der neueren Lebensforschung ist damit gelegt worden, daß die Natur als das sichtbarliche Wirken Gottes Gegenstand der Theologie

*) weitgehend Histologen.

wurde. Das geschah merkwürdigerweise recht spät, erst gegen das Hochmittelalter zu.

Man kann im Gesamtüberblick nicht sagen, daß im Abendland entweder die biologischen oder die physikalischen Wissenschaften die älteren wären. Wohl aber hatten im 17. und 18. Jahrhundert die exakten Wissenschaften einen mächtigen Vorsprung vor den biologischen erreicht, der aber sehr einfach erklärbar ist. Der Physiker braucht nicht die ganze Erde nach seinem Stoff zu durchforschen, und er kann sich die Probleme beliebig einfach machen, während es der Biologe immer mit höchst komplizierten und nicht beliebig aufspaltbaren Tatsachen zu tun hat.

Im folgenden sind die Tabellen nach Burckhardt-Erhards Zoologiegeschichte und nach Diepgens Medizingeschichte, die ja weitgehend theoretisch-biologisch orientiert ist, zugrundegelegt.

Zuerst kommt es, in engem Zusammenhang mit der auf richtige Darstellung des Menschen abgestellten Renaissancekunst, zu einer Blüte der Anatomie. Die Italiener haben im 16. Jahrhundert ein gewaltiges Übergewicht unter den Anatomen, waren aber allesamt Schüler des Niederdeutschen Vesalius, so wie Galilei Schüler des Roger Baco, Nikolaus von Kues und Kopernikus war. Die führende mittelalterliche Anatomie hatte ebenfalls ein Italiener verfaßt, Mondino (gest. 1326). Anatomie als beschreibende „Geographie" des Menschenkörpers ist geradezu das Musterbeispiel einer Wissenschaft mit beschränkten seinsgesetzlichen Möglichkeiten. Schon das Werk Vesals enthält so viel (teilweise in Wiederholung griechischer Ergebnisse), daß seine italienischen Schüler vielfach schon zur Nachlese verdammt waren. Daß es schon im 17. Jahrhundert nur mehr wenige italienische Anatomen gibt, liegt nicht daran, daß sich Italien erschöpft hat, sondern daß die Anatomie, wie die Italiener sie verstanden, erschöpft war. Eine zweite Blütezeit erfuhr die Anatomie erst nach Entdeckung des Mikroskopes als Histologie. Diese zweite Blüte ist noch vorwiegender deutsch (84%!) als die erste italienisch.

Mikroskopisches Arbeiten ist von einer konstruierenden Anschaulichkeit, für welche das sinnlich Gesehene nur Gelegenheit und Anlaß ist. Wie schwer ist es für den Anfänger, die dürftigen Schnittebenenbilder des Präparates in die komplizierten Raumgebilde umzudenken, um die es sich handelt. Der Histologe sieht die Gebilde im Auf- und Abdrehen der Mikrometerschraube, in der Zeit entfaltet er so den Raum. Er ist daher ein Gegenbild gleichen Stiles zum Weltraum-Makroskopiker, der ebenfalls durch Verbindung von Bewegungsbeobachtung, Messung und einer unerhörten dreidimensionalen Vorstellungsgabe die zweidimensionale Himmelsschale in einen unendlichen Raum umgewandelt hat.

Daß die mikroskopische Anatomie danach eine nordalpine Wissenschaft ist, ist klar. Und zwar ist sie wohl ebenfalls nicht zufällig im

speziellen eine deutsche Wissenschaft. Plastische Vorstellung des Unübersehbaren, eine konstruierende Phantasie, die doch Dinge schafft, nicht bloß Funktionen sieht, ist ebenso kennzeichnend deutsch (und nicht englisch), wie volle Plastik des Sinnlichen südalpin ist.

Wie sehr diese Gabe in der Wissenschaftsgeschichte eine Rolle spielt, sei auch noch an dem Beispiel aufgewiesen, daß Italien gerade an der beschreibenden Anthropologie des ausgehenden 19. Jahrhunderts wieder höchlichst interessiert war (Sergi, Giuffrida-Ruggeri, Frasseto usw.), während die Teilnahme dieses Landes an der nordalpinen Wissenschaftsbewegung um diese Zeit im allgemeinen nicht stark war.

Daß die Italiener auch in den Frühstadien der Physiologie Unsterbliches geleistet haben (Iatrophysik!), entspricht den einstigen Leistungen der Griechen auch auf diesem Gebiete. Die Italiener haben in der „Iatrophysik", wie schon gesagt, vor allem versucht, von den Leistungen des Kreises um Galilei auch für die Erkenntnis des Körpers Gewinn zu ziehen. Aber die moderne Physiologie, die im 17. Jahrhundert erst anhebt, ist nicht nur eine spätere, sondern auch eine nördlichere Wissenschaft als die Anatomie. An ihren Anfängen ist eine Reihe großer Engländer beteiligt, seit dem 18. Jahrhundert liegt aber auch die Führung in der Physiologie bei den Deutschen, wie es ja auch der geistigen Ähnlichkeit zwischen Chemie und entwickelterer Physiologie entspricht. Die Franzosen sind ebenso wenig je ausgesprochene Physiologen wie Anatomen gewesen.

In der Pathologie, einem ausgesprochenen Parallelgebiet zur Physiologie des Gesunden, sind die Deutschen immer führend gewesen. Neben ihnen machen sich nur die italienischen Iatrophysiker des 16. und 17. Jahrhunderts nennenswert bemerkbar. Vor allem gehen auch die meisten großen theoretischen medizinischen Systeme der neueren Zeit auf Deutsche zurück (Stahl, Hoffmann, Ärzte der romantischen Naturphilosophie, Wiener pathologische Schule, Virchow, Molekularpathologie Schades, Konstitutionslehre Martius', heutiger Grundlagenstreit in der deutschen Medizin). Der erste Wortführer der pathologischen Anatomie aber — ist der ungemein fleißige und systematische Italiener Morgagni. Auch die so einflußreiche mittelalterliche Medizinschule von Salern betonte die anatomische Seite besonders stark.

Die Wiederbelebung der Zoologie im ausgehenden Mittelalter knüpft sich in erster Linie an Italiener und Deutsche, was angesichts des vorwiegenden Interesses der ersteren für Anschauliches und der letzteren für Lebendiges auch durchaus den Erwartungen entspricht. Auch in der vorwiegend beschreibenden Zoologie des 16. und 17. Jahrhunderts sind

die Italiener noch wichtig — in Wiederholung der altgriechischen Leistungsart. Seitdem führt Deutschland eindeutig.

Das hat seine guten Gründe. Das „organische Denken" ist nicht erst durch die deutsche Romantik erfunden worden, es steckt den Deutschen seit jeher im Blut. Darum sind die Erfolge der Deutschen auf biologischem und medizinischem Gebiete viel stärker durch den Einsatz ihrer eigenen Neigungen und Mittel errungen worden als ihre physikalischen Erfolge. Die französische Zoologie nimmt im ganzen eine absteigende Richtung, aber später als die italienische, die englische (und neuerdings besonders die nordamerikanische) ist eine ernste Rivalin der deutschen.

4. Geschichtsschreibung

Enger noch als alle anderen Wissenszweige ist die Geschichtsschreibung an die Praxis gebunden; denn sie will ja nichts anderes tun als Taten schildern.

Von der Aufzeichnung bemerkenswerter Ereignisse bis zu einer Lehre von der Menschenwelt als Ereignis ist freilich ein noch weiter Weg. Es kann zwar nicht gut eine Menschengruppe geben, die es nicht interessiert, von Taten und Geschehnissen zu hören, aber echtes geschichtliches Fühlen ist schon eine viel seltenere Sache, und eine Geschichtswissenschaft als unerläßlichen Teil voller Wirklichkeitserkenntnis hat nicht einmal das neuere Europa bis jetzt vollständig erzeugt.

Die südlichsten Europäiden sind sehr persönlichkeitsinteressiert, aber sehr wenig vorgangs- und entwickelungsfreudig(was mit historischem Gefühl gleichbedeutend ist). Ferner haben sie den Kalender erfunden. Aus diesen Feststellungen ergibt sich, wie es um die orientalische Geschichtsschreibung steht.

Ihre Geschichtsliteratur ist Panegyrikus und insbesondere Auto-Panegyrikus (Selbstbeweihräucherung). Die Inschriften des Alten Orients sind Reklametexte, die sich um des Imponierens willen jede Lüge herausnehmen. Alle Taten sagt der König von sich aus. Als in Ägypten die wirklich beteiligten Beamten begannen, sich selbst zu erwähnen, war das ein Verfallszeichen (Brestead). Auch Indien hat seine Königsinschriften, aber daneben als mythologische Geschichtsschreibung das Heldenepos. Im übrigen wissen wir von keiner Hochkultur so wenig Geschichtsdaten wie von der indischen, trotz ungeheuer reicher Literatur.

Die ersten stürmischen Jahrhunderte des Islams sind nicht zum Heldenepos geworden, aber sie haben geschickte Zeitgeschichtsschreibung veranlaßt. Deren Zusammenfassung zu einer „Weltgeschichte" versuchte bezeichnenderweise der Perser Tabari. Iranischer Geist zielt immer auf weite Weltschöpfung.

Die Türken haben sich gerade in der Geschichtsschreibung nicht die Araber, sondern die Perser zum Vorbild genommen. „In sachlicher Hinsicht haben die Osmanen für die Geschichtsschreibung ganz Hervorragendes ge-

leistet... Schon früh begann man auch mit systematischen Darstellungen der ganzen Reichsgeschichte. Seit dem 16. Jahrhundert sorgte die Pforte selbst durch Ernennung von Reichshistoriographen für die Geschichtsschreibung." (Brockelmann.) Diese Schilderung erinnert in mancher Weise an China. Auch dort sehr getreue, weitgespannte, nicht auf den Herrscher, sondern auf das Reich bezügliche Chronik (Ssema-Tsien unter den Han, Ssema-kuan unter den Sung als Hauptnamen). Kennzeichnend chinesisch ist, daß die Geschichte vorwiegend als moralisches Exempel betrachtet wird, Beispiele für Lohn und Strafe guter und schlechter Taten erbringen soll.

Babylonien hat im Zusammenhang mit Zahlen- und mit Sternenfreudigkeit den gemessenen Kalender, die Zeitrechnung entwickelt. Damit hängt Geschichtsphilosophie und Chronologie zusammen,

Jenseits von Stunde, Tag, Woche, Monat und Jahr wurden per analogiam Große Jahre, Zyklen, Epochen, Weltalter konstruiert, was einen großen zeitlichen Weltaspekt schuf. Dieser steckte z. B. schon in den altsemitischen Mythen von der Abfolge von sieben Göttergeschlechtern, welche nach neuen Forschungen auf dem Wege über die Chorrier auch auf die Griechen eingewirkt haben. Irgendwelchen Entwickelungszusammenhang haben die Semiten den sieben Götter„häusern" wohl ebenso wenig gegeben, wie sie ja auch ihre Sternkenntnisse nicht zur Errichtung eines Weltgebäudes benutzt haben, ja wie auch die Zahl als solche erst in indogermanischen Händen weltengebärend wurde (vgl. S. 194).

In Persien erkannte der Zervanismus die Zeit als das gemeinsame Dritte von Gut und Böse, Ahriman und Ormuzd an. Ob das eine Vorausahnung des germanischen vorganghaften Weltbildes war? Wesendonck findet es eine platte Deutung, weil das Absolute doch etwas Außerzeitliches sein müsse. Aber warum sollen die Perser durchaus ein Absolutes in orientalischem Sinne überhaupt gesucht haben?

Eine große Entwickelungsreihe der Manifestationen Gottes nimmt die Schia, die persische Form des Islam, an, ebenso werden die aufeinanderfolgenden Buddhas des Mahayanabuddhismus als eine Vervollkommnungsreihe aufgefaßt.

Aus ähnlichen Gedankenmassen mag der Messiasglaube der nachexilischen Juden stammen. Jedoch ist dieser Messias einmalig und ist zu einem politischen Zauberer geworden. Der geschichtsphilosophische Zug im Judentum der letzten vorchristlichen Jahrhunderte wäre danach in wesentlichen Teilen iranisch beeinflußt.

Aber das personenhafte Auffassen der Orientalen führt auch von sich aus zur Geschichtsdeutung im Sinne bestimmter Erwartungen. Geschichtsphilosophie muß um so eher an Stelle der Kosmologie treten, je egozentrischer das Menschliche gesehen wird. Den Griechen war die Geschichte ein Teil der Natur, den Juden die Natur eine Umrahmung der Geschichte (Eibl). Die egozentrische Haltung führt zu einer willkürlichen Stilisierung der Geschehnisse.

Daß den Juden der Begriff einer innerlich notwendigen Geschichtsentwickelung, wie er die arischen Völker von Hesiod und Herodot, Cicero

bis zu Hegel und Spengler beseelt, nicht aufgegangen war, zeigt der apokalyptische Mythus vom Schicksalsbuch. In diesem Buch sind alle zukünftigen Ereignisse eingeschrieben. Wird das Buch geöffnet, dann treten sie Seite für Seite ein. Zu verstehen ist an der gottgewollten Geschichte ebensowenig wie an den gottgewollten jüdischen Ritualvorschriften.

Auch eine geschichtliche Chronologie, also ein festgehaltenes Zeitgerüst, das etwa dem Raumgerüst der geographischen Längen- und Breitenbestimmung entspricht, haben die Altorientalen trotz ihres Kalenderwissens nicht zustandegebracht. In der ägyptischen und in der jüdischen Geschichte gibt es überhaupt keine Datierung, im Bereich der Keilschrifttexte kann man sich eine Chronologie konstruieren, aber eben auch nur konstruieren, denn angegeben sind nur die Regierungsjahre der einzelnen Herrscher.

Die griechische Olympiadenzählung ist, soweit ich sehe, die erste Zählung der Zeit als eines überpersönlich Zusammenhängenden. Die ab urbe condita-Rechnung Roms und alle die jeweils an ein bestimmtes Ereignis anschließenden orientalischen Ären — die anspruchsvollste darunter die jüdische Zählung von der Schaffung der Welt an, des weiteren die christliche, manichäische, islamische Ära — sind von dieser griechischen Erfindung abhängig.

Des weiteren ist die unbezähmbare Schilderungslust eines Herodot, die weder vom Ich-Interesse noch vom Reichs-Interesse, sondern einfach vom Sich-Interessierenkönnen diktiert ist, dem Orient gegenüber etwas durchaus Neues. Und während sich im Alten Testament immer mehr für historisch Gehaltenes als Sage erweist, ist es beim Vater der griechischen Geschichte umgekehrt. Berühmt geworden ist z. B., daß sich seine Erzählung von afrikanischen Zwergenvölkern so glänzend bewahrheitet hat.

Ist Herodot noch sehr anekdotisch, so hat Aristoteles in seinem Buche vom Staate der Athener ein Meisterbeispiel für die wissenschaftliche Erkenntnis des Werdens sozialer Zustände gegeben. Dies sein Buch ist freilich ein vereinzeltes Versprechen geblieben (Breysig), das von der rhetorischen, anekdotenfreudigen und literarisch-künstlerischen Bestrebung der südalpinen Geschichtsschreiber des Altertums überwuchert wurde. Wahrgemacht wurde auch dieses Versprechen, wie das der antiken Chemie, Zoologie, der Mechanismen und der Arzneipräparate erst von der germanischen Geschichtsschreibung.

Spengler dürfte recht damit haben, daß das historische Gefühl im Norden zuhause ist. Historisches Gefühl heißt, sich in die Vergangenheit eintauchend am Sausen der Zeit zu berauschen, welches ein Lustgefühl weckt wie der Luftzug im offenen Auto. Die einzelnen Ereignisse sind dabei Manifestationen der Zeit, Gebilde, in denen die Zeit Form gewinnt, Mythen und Märchen vom Wesen der Zeit. Historisches Bedürf-

nis ist aber auch die klare Einsicht, daß man Dinge nur kennt, wenn man auch ihr Werden kennt. Darum ist Geschichte den Germanen nicht nur Mythologie, sondern auch eine Forderung des Wirklichkeitsgewissens.

Auch das Gewissen schlechthin ist ja übrigens ein Ausfluß historischer Erforschung und Evidenzhaltung des eigenen Ich.

Das Volk mit dem meisten historischen Gefühl in Europa sind wohl die Engländer. Die norddeutsch-skandinavische Hauptheimat der Romantik beweist, daß auch in diesen Teilen des Nordens besondere Freude am Zeiterlebnis zuhause ist.

Was Geschichte als Wissenschaft anlangt, darf man, glaube ich, nach einer kurzen Anmerkung über die weitläufigen und zum Scheitern verurteilten Versuche eines Leibniz, gleich den Sprung zum 19. Jahrhundert tun, wo in Deutschland die historische Forschungsmethode erst eigentlich entwickelt wurde. Aber auch hierbei handelt es sich nur um die Wege zur richtigen Feststellung von Geschehnissen, die im Stil des Alltages dargestellt, nicht irgendwie in besonderer Weise geistig verarbeitet werden. Geschichte verblieb bis jetzt vorwiegend auf der Stufe der „Kennerschaft" (vgl. I. Bd. S. 16 ff.), das imponierend Neue am Historismus des 19. Jahrhunderts war die kolossale Ausweitung des Erzählten und die unverdrossene Getreulichkeit, mit der der Wirklichkeitsgehalt bis zur Grenze des menschlich Möglichen erbohrt wurde.

Einen Teil der Begriffe, mit denen Geschichtsschreibung zu tun hat, hat die „Soziologie" seit 1900 besser geklärt, wobei sie ein besonders gutes Beispiel einer Wissenschaft auf begriffsklärender Stufe (also der zweiten der I. Bd. S. 16 ff. besprochenen Wissenschaftsstufen) gegeben hat.

Vielleicht hat keine andere europäische Wissenschaft noch so viele ungenutzte Möglichkeiten und Aufgaben wie die Geschichtswissenschaften in weitestem Sinne.

Über Sprachwissenschaften und Kunstwissenschaften möchte ich nicht mehr sagen, als in den Abschnitt über die Künste von selbst mit einfließt. Es sind alles junge Zweige am Baume des Wissens.

Wir wollen mit einer interessanten Darstellung über die verhältnismäßige Häufigkeit großer Natur- im Vergleich zu großen Geisteswissenschaftlern in den einzelnen Ländern Europas schließen. In Skandinavien, England, Schottland, Irland wiegen sehr stark die Naturwissenschaftler vor, in der südalpinen Zone (in Portugal, Spanien, Mittel- und Süditalien) ebenso stark die Geisteswissenschaftler. Die dazwischenliegenden Völker schalten sich mit etwa gleichgroßen Naturforscher- und Geisteswissenschaftlerzahlen in die Mitte zwischen das nord- und südeuropäische Extrem ein.

Ganz Europa ist ein wissenschaftlicher Erdteil. Aber die Beschäftigung mit innerseelischen Vorstellungsgebilden ist

die Stärke des Südens, die Beschäftigung mit der äußeren Erfahrung ist die Stärke des Nordens.

Innerhalb Frankreichs und innerhalb Deutschlands bestehen solche Abstufungen aber nicht in nennenswertem Maße, die vorhandenen Unterschiede sind da kaum anderes als Zufall. Auch nach dem „Reichshandbuch" von 1930 ver-



Abb. 15. Natur- in % der Geisteswissenschaftler in den Ländern Europas (Material v. Isenburg aus „Volk und Rasse" 1940).

teilten sich Natur- und Geisteswissenschaftler im damaligen Altreich völlig gleich über Nord-, Mittel- und Süddeutschland:

	Nord	Mittel	Süd	Kurmark
Naturwiss.	38%	31%	14%	17%
Geisteswiss.	39%	33%	14%	14%

5. Die Schrift

Die hauptsächlichsten Daten über das Hilfsmittel, welches die Ohrensprache dem Auge zugänglich und damit transportierbar und dauerhaft macht, sind voll rassenpsychologischen Sinnes.

Der Gedanke des Schreibens muß gefördert werden, wo das Auge, gehemmt werden, wo das Ohr vorwiegend regiert. Das Adoptionsdefizit für Schrift ist, wie früher gezeigt, tatsächlich für die motorisch-akustisch-rhetorische Negerrasse besonders kennzeichnend. Umgekehrt wurde und wird in keinem Lande so viel geschrieben wie in China. Selbst die Opfer an die Götter werden nicht gebetet (diese magische akustische Handlung, die übrigens auch uns als „Lippengebet" oft sinnlos erscheint, bestimmt in Litaneien, Klageweibern, Gebetsrufen usw. die südeuropäide Religion sehr stark!), sondern

aufgeschrieben und dann verbrannt. Auch Gebetsmühlen gibt es nicht in Afrika, sondern in Tibet.

In China lesen die Ärmsten der Armen, die Rikschahkuli, und schreiben ihre Briefe selbst. Im Orient sitzen hingegen an den Straßenecken die Lohnschreiber für die Massen, die nicht schreiben können.

In Indien ist die Anzahl der Analphabeten im Süden, wo der orientalische Einfluß noch geringer ist und die dravidische Kunst gedeiht, viel geringer als im höher kultivierten Norden, wo auch die meisten Europäer sitzen. An der Religion liegt das nicht. Auch die nordindischen Hindus schreiben seltener als die südindischen Hindus (Karte bei Krebs).

In China haben sich eigene Vereine zur Verbrennung von Drucksachen gebildet, damit diese nicht verkommen wie in Europa.

Im Vergleich zu den Ostasiaten sind auch wir Europäer Analphabeten. Erst der Volksschulzwang konnte universale Verbreitung des Schreibens in den entwickelteren Ländern des Westens sichern. Der Unterricht ist mühsam, obwohl die europäische Schrift im Verhältnis zur chinesischen lächerlich einfach ist, das Endergebnis bei den nicht beruflich schriftgewohnten Bevölkerungsteilen dürftig. „Schreibfaulheit" ist weit verbreitet bei fleißigsten Leuten, ist eigentlich Schreibscheu. Auch sozial ist der „Federfuchser" in der Regel nicht übermäßig geachtet. Erscheinungen wie der Schriftsteller Christian Steding, der der einzige Literat gewesen sein möchte, der für ein Jahrtausend aus seinem niedersächsischen Heimatdorf hervorging, stehen in Europa nicht allein. Auch der junge Schiller sprühte tiefe Verachtung gegen das tintenklecksende Säkulum. Schrift ist uns Handlungsersatz, nicht mehr.

In China ist die Schrift nicht Handlungsersatz, sondern geachtetste Handlung, aber auch nicht Ersatz für Ohrensprache, wie wir das Wesen der Schrift eingangs kennzeichneten, sondern eher selbst daran, die Ohrensprache in zweite Linie zurückzudrängen. Ihre Zeichen sind ebenso unmittelbare Begriffsbilder wie die Sprachworte selbst. Die grammatikalische Festlegung der Beziehung der Schriftzeichen zueinander ist dabei nicht viel unvollständiger als auch in der chinesischen Ohrensprache. Es wird viel Intuitionsvermögen für den Sinn verlangt anstelle der präzise ineinandergreifenden eindeutigen Verkettung eines westlichen, insbesondere indogermanischen Satzes.

Die ägyptischen Hieroglyphen haben natürlich den gleichen reinen Bildcharakter wie die ältesten chinesischen Zeichen. Der Unterschied der Gesinnung zeigt sich erst darin, daß die Ägypter, ohne das Vorbild einer Buchstabenschrift zu haben, von sich aus zu wortzerstückelnden Schreibweisen fortschreiten, während die Chinesen trotz innigen Verkehrs mit den Buchstabenschriften der Inder, und obwohl sich eine automatische Tendenz zur schematischen Buchstabenhaftigkeit der Zeichen in der Praxis zeigte, doch ihre Bilderschrift bzw. Begriffsschrift sich auf keine Weise nehmen ließen.

Darin zeigt sich m. E. so ganz die entgegengesetzte Einstellung zum Wirklichen im Orient und in Ostasien. In Ostasien eine Achtung vor dem Ganzen der Begriffe, welche Unbestimmtheit und Schwerfälligkeit der Schrift in Kauf nimmt, im Orient bedenkenloses Zerhacken der Worte und dadurch ein epochaler Erfolg.

Auch daß jedes semitische Wort ein Skelett aus drei Konsonanten mit wechselnd zwischengefügten Vokalen ist, ist geradezu eine Aufforderung zur Erfindung der Buchstabenschrift mehr.

Die Germanen schreiben weder so gerne noch spalten sie Eindrücke so gerne auf, daß man entgegen den vorliegenden kulturhistorischen Befunden den Ursprung der Schrift im Norden suchen dürfte (wie z. B. Kossina gelegentlich tat). Viel eher wirkt sich in den nördlichen Schriftabarten Europas die Neigung aus, die atomistische Zerspaltung der Worte rückgängig zu machen, und trotz des Buchstabenprinzipes Wortbilder anstelle der Buchstabenreihungen zu setzen. In dieser Weise unterscheiden sich Runen und Fraktur von der Antiqua.

Die Geschichte der Versuche, die Schrift von den Mühen des Handwerkes zu befreien, beginnt in China. Dort wurden zuerst von Schrifttexten Abklatsche hergestellt, wodurch man darauf kam, die Texte zum unmittelbaren Zwecke des Abklatsches in Holz zu schneiden. Damit war der Platten-Buchdruck fertig. Kein Chinese ist aber auf den Gedanken gekommen, sich von dem Zwange zu befreien, jede Seite im ganzen völlig neu schneiden zu müssen. Gutenbergs Tat ist im Vergleich dazu echt europäisch. Er benutzte den ungeheuren Leistungszuwachs, der durch Zerlegung der Druckplatten in immer wieder anders kombinierbare Einzelzeichen zu gewinnen war.

Ein solcher europäischer Druckschrift-Satz beruht ebensogut auf dem Prinzip der Beweglichkeit der Teile in sich wie jeder Mechanismus, wie etwa die Schreibmaschine. Daß auch noch die Zusammensetzung der Lettern maschinell an Stelle von Hand geschehen kann, ist dann der Gipfel der Entwicklung in der modernen Schriftgießmaschine. Dabei werden dann z. B. im Zeitungsdruckwesen auch wieder fixe Platten hergestellt, von denen abgedruckt wird. Aber diese fixen Platten sind von den chinesischen Handschnitzdruckplatten durch eine ganze Welt getrennt.

D. Die Künste

Kunstgüter sind, wie früher dargestellt wurde (I, S. 232 ff.) alle jene, die typischerweise um der eindrucksunmittelbaren Wirkung willen geschätzt werden. Damit es sich um Kulturgüter handelt, darf diese Wirkung sich außerdem nicht aus dem unmittelbaren Augenblick ergeben, sondern muß durch irgendwelche objektivierte Gebilde vorbereitet sein.

Nach der Art der Gebilde, mit denen man künstlerische Wirkungen erzielen kann, ergeben sich folgende Künste:

Die Künste der Bewegungsgebilde (Schauspiel, Tanz, Benehmen, Sport) sind am wenigsten verdinglicht vorbereitet, entstehen am unmittelbarsten aus dem Augenblick.

Die Künste der Klanggebilde (Musik) lassen Komposition und Aufführung schon sehr deutlich unterscheiden.

Die Künste der Wortgebilde (Dichtung) werden seit alters schriftlich fixiert. Während bei der Musik die Aufführung gegenüber der Komposition noch gleichwichtig ist, tritt bei der Dichtung die „Aufführung" gegenüber der „Komposition", der festgelegten Gestaltung wesentlich mehr in den Hintergrund.

Die Künste der Werkgebilde (die „Bildenden Künste") endlich schaffen mit den vom Körper gänzlich losgelösten Mitteln von Handwerk und Technik von vorneherein Dinge, die unbegrenzt lange dastehen und auf ihre Beschauer warten können.

Bewegungsgebilde, Klanggebilde, Wortgebilde, Werkgebilde: in dieser Richtung steigt die Loslösung vom schöpferischen Augenblick und damit das Dinglich-kulturguthafte der Künste an.

Es liegt für uns nahe, umgekehrt mit dem „Objektivsten", mit den Künsten der Werkgebilde zu beginnen. Ja, wir werden die anderen Künstegruppen im Vergleich dazu aus äußeren und inneren Gründen nur andeutend behandeln können.

I. Die Künste der Werkgebilde

Die „Bildenden Künste" sind eine Ausgliederung aus den technischen Fähigkeiten. Dem entspricht, daß Kunst Können heißt, und daß die Grenze zwischen Handwerk und Kunst im heutigen Sinne fließend war und ist (Kunstgewerbe, Baugewerbe!).

Wir greifen dreierlei heraus: Zwei sehr verschiedene Arten technischer Kunstprobleme, nämlich einerseits das Abbilden, andererseits das Bauen und drittens Probleme der „Reinen Formmelodie".

a) Probleme des Abbildens (des „Wahrnehmungsersatzes", des „Schnappschußrealismus")

1. Der Empirismus der europäischen Kunst

Darstellende Kunst kann „Vorstellungsersatz" oder „Wahrnehmungsersatz" sein wollen (I, S. 235). Ein ausgesprochenes technisches Problem ist der letztere, die Fähigkeit, Dinge so abzubilden, wie das Auge sie sieht. Solches Können erfüllt nämlich durchaus auch Zwecke ohne jede künstlerische Absicht, ersetzte z. B. die Photographie.

Es ist eine Entsprechung zum weltanschaulichen Empirismus, zur erfahrungsgläubigen Gesinnung Europas (vgl. S. 153), daß die europäische Kunst seit ihren Anfängen mit fast dämonischer Gewalt auf das Problem des photographiehaften Abbildens zusteuert. Im 18. Jh. hat die Kunst dieses Problem vollständig gelöst, im 19. Jh. dann kommt die Maschine, die es unvergleichlich gut löst: der Photoapparat.

Um zu verstehen, wie wenig selbstverständlich solche Ausrichtung der Kunst ist, muß man überlegen, daß das photographische Bild etwas durchaus Außerpsychologisches ist. Es ist Schnappschuß, Augenblicksquerschnitt, während alles lebendige Auffassen ein zeitlicher, die Gegenstände allmählich absuchender Vorgang ist. Niemand kann das, was auf eine photographische Platte draufgeht, gleichzeitig sehen, er muß sich viel enger auf einzelne Stellen zentrieren. Sucht er aber das Abgebildete schrittweise ab, dann ändert sich dauernd die Perspektive, während sie auf dem Lichtbild ein für alle Male festliegt.

Das Endergebnis der europäischen Kunstentwickelung gibt also gar nicht die Wirklichkeit so wieder, wie sie der auffassende Mensch, sondern nur so, wie sie die optische Maschine sieht. Und doch war der „Schnappschußrealismus" schon Jahrhunderte vor dem ersten photographischen Schnappschuß festgelegt und erreicht. Das heißt, daß die europäischen Künstler sich seit je bemüht haben, die Dinge so zu geben, wie sie an sich, unabhängig von ihnen als Auffassenden „wirklich" sind, daß also die europäischen Künstler genau der gleiche Drang bewegte wie die europäischen Wissenschaftler, die ja auch die außerpsychologische, transsubjektive Wirklichkeit zu konstruieren suchen, indem sie Blickpunkte, Grundgedanken und Wertungen strenger und stetiger festhalten als der Mensch des täglichen Lebens.

Die Tendenz auf „Wahrnehmungsersatz" ist im Vergleich zu anderen Kunstkreisen (vgl. II. Band!) die eine große Dauertendenz der europäischen Kunst.

2. Die orientalische und die bandkeramische Wurzel: Ägypten- und Kretagesinnung

Schon in den ältesten europäiden Hochkultur-Kunstzeiten stößt man auf einen Naturalismus, der dasjenige, was wir an sämtlichen Naturvölkerkünsten gesehen haben, weit übertrifft. Sieht man diese altorientalischen Darstellungen näher an, dann sieht man freilich, daß sie gleichsam nicht ein Schnappschuß sind, sondern daß jede einzelne Figur sozusagen aus den Schnappschüssen ihrer einzelnen Körperteile zusammengeklebt ist. In Ägypten sind so die Füße in der bekannten Art von seitlich, die Schulter von halbschräg, das Gesicht im Profil, das Auge von vorne getrennt photographiert. Das Ganze hält nicht viel besser zusammen als die Teile einer

Vogelscheuche und die Bewegungen wirken so unfrei wie Marionettenbewegungen, die ja auch dadurch entstehen, daß die einzelnen Teile zu unorganisch ineinandergreifen.

Wenn Perspektive die Auffassung unter einem einheitlichen Blickpunkt ist, so muß man feststellen, daß im Alten Orient, und zwar in Ägypten wie in Mesopotamien, die innerleibliche Perspektive nicht gewahrt wird.

Das ist nicht Primitivität, sondern Stil stärkster Aufgespaltenheit, Schäfer hat die Fortschritte der ägyptischen Künstler genau analysiert, es führt kein Weg von Ägypten nach Griechenland, wie ja auch tatsächlich in der hellenistischen Zeit ägyptische und griechische Kunst im Nilland als zwei unvereinbare Welten nebeneinander lebten. Es gab übrigens in der vordynastischen Zeit Ägyptens nach neueren Funden auch eine unägyptisch zügig bewegte Darstellungsweise, die an Indien erinnert (Wolf). Ebenso sind die berühmten sumerischen Figuren, welche den semitischen Plastiken Mesopotamiens zeitlich vorangehen, freier bewegt, z. B. bauscht sich der Mantel im Winde.

Wenn schon die einzelnen Körperteile nicht perspektivisch, sondern schematisch aneinandergebracht werden, so sind die Gruppendarstellungen erst recht nicht ein Anblick, sondern eine dürftige Summierung einzelner Gestalten, deren wirkliche Beziehung im Raume man sich denken muß. Auch die bekannte Weise, den König riesengroß zu geben, zeigt ja, daß diese Kunst trotz Oberflächennaturalismus der einzelnen Teile sehr aufs Sichdenken des Beschauers angewiesen ist: Hinter einer Kruste von „Wahrnehmungsersatz“ liegt der „Vorstellungsersatz“ wie bei den Naturvölkern. So zeigen diese Kunstweisen nicht nur die Aufgespaltenheit, sondern auch die schroffe Mehrschichtigkeit (Dualismus) des orientalischen Wirklichkeitsgefühles.

Dieselbe Mehrschichtigkeit steckt dahinter, wenn Gott im Alten Testament zuerst Plastiker, dann Zauberer ist, zuerst Adam formt und ihm dann Odem einhaucht. Dadurch kamen die Künstler zur Meinung, daß ihr Werk dem ersten dieser Göttlichen Akte gleich sei, und davon muß man wieder die merkwürdige Scheu ableiten, Gott ins Handwerk zu pfuschen, welche zu dem islamischen Verbot, Wahrnehmungsersatz herzustellen, geführt hat. Der europäische Künstler konnte hingegen die ideale Welt seiner Erzeugungen von Natur und Gott immer unterscheiden.

Darstellungen finden sich in der islamischen Welt trotzdem, hauptsächlich in der vom nicht rein orientalischen Persien ausgehenden Miniaturenkunst. Trotz persischer Herkunft und ostasiatischer sowie europäischer Einflüsse werden aber auch hier die Figuren „synthetisch“ aus einzelnen Teilen zusammengebaut, die Köpfe stehen fast immer in reinem Profil usw. (Diels).

Nun aber zu einer anderen Kunstwelt, die sich von der orientalischen unterscheidet wie Tag und Nacht. Vor wenigen

Jahrzehnten wurde die kretische Hochkultur aufgedeckt. Dadurch sind wir in der Lage, die unorientalischen Prinzipien alteuropäischer Kunst in einer imponierend entwickelten Fassung aufzuweisen, während wir sie ohne diesen archäologischen Glücksfund viel mühsamer und viel weniger beweiskräftig ahnen müßten.

Wir sehen in Kreta weniger den Naturalisten befriedigende Abbildungen von Einzeldingen, aber selbst wo nur ganz wenige und unbestimmte Striche hingestellt sind, zaubern sie die Ahnung eines großen Ganzen herauf, eine ins Unbegrenzte verschwingende Landschaft, die nach allen Seiten über das Bildformat hinaus weitergeht. Jede kretische Menschenfigur mit Ausnahme gewisser schematischer Figurenreihen, die wie fremde, orientalische Einsprenglinge wirken, steht in einer Landschaft, ist Teil einer Landschaft. Nicht der Mensch, sondern die Natur ist Hauptgegenstand der Darstellung. Mit der Landschaft zugleich herrscht auch eine im Orient unbekannte Fülle von Ornamenten (vgl. die Bilder Bosserts und Praschnikers und Abb. 16, 17).

Man hat gezweifelt, ob Kreta mehr europäisch oder mehr orientalisch sei. Nun, wenn Kunst überhaupt irgendeine psychologische Aussage machen kann, dann ist Kretas Hochkultur kerneuropäisch. Vielmehr erhebt sich die Frage, wieweit diese Kunst bzw. ihr ägäischer Umkreis und ihre weitgestreckte Ahnenreihe ihrerseits auf den Orient eingewirkt hat. Bossert bildet solche ägäische Einwirkungen auf Ägypten ab. Christian sieht schon seit dem vierten Jahrhundert im Orient aus dem Norden kommende Keramik, die mit schwarzen schwingenden Linien arbeitet, auf eine andere Kunstwelt stoßen, die in roten Flächen malt. Und was wir oben über die vordynastische Darstellungsweise Ägyptens und über die sumerische Plastik sagten, sieht auch eher nach einem Anhauch dieser „Kreta-Gesinnung" aus.

Denn, da die kretischen Menschen im Raum stehen und da sie nicht nur Teil eines Ganzen, sondern selbst ein in einem Zuge gezeichnetes Gebilde sind, können sie sich natürlich-frei bewegen und sind keine unsichtbaren Marionettenfäden da, sondern bewegen sich die Figuren aus sich selbst. Alle Möglichkeiten der innerleiblichen Perspektive stehen offen, und damit eine herrliche Zukunft. Selbst der bloß stehende Mensch zeigt hier durch sein gespanntes Muskelspiel, daß auch Stehen eine Aktion des Bewegungsapparates ist (Praschniker).

So sind Ägypten und Kreta zwei Pole. In Ägypten herrscht das einzelne und damit das relativ einzelnste, die Menschenfigur. In Kreta herrscht das unbegrenzte und damit das relativ grenzenloseste, die Landschaft. In Ägypten ist die Zeichnung jedes Gliedes sich selbst genug, daher ein Fuß, ein Auge virtuos unübertrefflich gebildet. In Kreta muß alles aus dem großen Schwung der Gesamtintuition heraus-

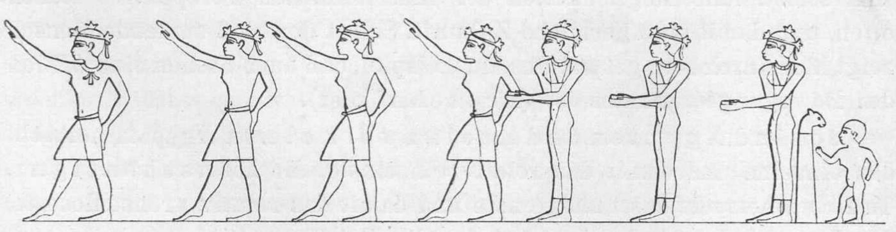


Abb. 16. „Kreta"- und „Ägyptengesinnung" in der Altmittelmeerkunst.
Kretische Siegel aus Praschniker,
Abb. 17. Ägyptische Tanzdarstellung aus Schaefer.

geholt werden, bleibt daher eine beschränkte Andeutung an ein unendliches Ziel.

Es liegt sehr viel daran, die Bedeutung dieser entgegengesetzten Gesinnungen auszuschöpfen, darum sollen noch weitere Formeln dafür gesucht werden. Gleich denkt man an den Gegensatz von statisch und dynamisch, d. h. aber Sein und Kraft. Sein ist abbildbar, Kraft ist nur andeutbar, dementsprechend ist dynamisch ein meist passendes Wort, wo es sich um Kunstgesinnungen handelt, die auf mehr hinweisen wollen, als sie wirklich darstellen können. So könnte man auch sagen: diese Künste sind zentrifugal verströmend, während die Seinsabbildung etwas zentripetal sich ballendes hat. Was ist aber ein großes Sein, das sich zentripetal und ruhend ballt, anderes als Monumentalität? Und was ist eine Darstellung, die über sich ständig hinaus will, die andeutet und hinweist und ihren Fluchtpunkt in einem unendlichen Ganzen hat, anderes als Transzendentalität? Statisches Sein, zentripetale Geballtheit, Selbstgenügen des Einzelnen, Monumentalität — all dies ist zeitscheu und zeitfrei. Dynamisches Wirken, zentrifugales Über-sich-hinausweisen, Hinstreben zum Ganzen, Transzendentalität — all dies ist umgekehrt zeitfreudig, vorgangshaft, unendlichkeitshungrig.

Nun fragt sich vielleicht mancher: Ist da in die Ägypter und die Kreter nicht etwas viel hineingeheimnist? Nun solcher Zweifel wäre wohl am Platze, wenn es sich nur um Ägypten und Kreta handelte. Aber diese Kunstformen sind nur Exponenten für einen viel weiter gespannten Gegensatz, der uns immer wieder begegnen wird.

3. Vom Orient zur Gegenwart

Für die Fortentwickelung des „Schnappschußproblems" über die schon 3000 v. Chr. erreichte Stufe fällt der Orient aus. Es sind hierfür drei Gebiete zu nennen: Ostasien, Indien und Europa.

Die Abbildungsweise des Fernen Osten hat nie nach Körperlichkeit und Perspektive gestrebt. Die Landschaften bleiben reines Seelenbild, die Menschen — die übrigens immer nur in weite Gewänder verhüllt dargestellt werden — sind eigentlich ornamentale, kalligraphische Kurvenzüge.

Sehr interessant ist die indische Entwickelung, doch läßt sie sich schlecht verfolgen. Die Gestalten sind von „kretisch" freier Beweglichkeit, aber unter Verkümmerung der Landschaftsbezogenheit bzw. zumindestens der gemalten Landschaft. Griechischer Einfluß ist (ähnlich wie bei der Logik) umstritten, die Selbständigkeit der indischen Menschendarstellung aber jedenfalls groß. Die Hauptzeit der indischen Kunst liegt später als die griechische Klassik, etwa mit dem Byzantinerreich zusammenfallend.

Die *europäische Entwickelung* knüpft merkwürdigerweise nicht an Kreta an, sondern an die viel „orientalischere" Kunst der indogermanisch beeinflußten Kleinasiaten (z. B. Hettiter); und das, obwohl die Griechen, die Hauptträger dieser Entwickelungsstufe in mykenischer Zeit, eine durchaus kretische Kultur besessen hatten.

Der (offenbar in Griechenland selbst entstandene) Dipylonstil ist das erste Zeugnis *des schweren Entwickelungsbruches*, welcher das Griechenvolk vom mykenischen Stil „bandkeramischer" Gesinnung zum eckigen, abstraktionsnäheren, körperlichen archaischen Stil relativ orientalischer Gesinnung geführt hat, in welchem die „zentripetale" „das relativ Einzelnste betreffende" körperballende *Menschendarstellung noch viel stärker über die Landschaftsbezogenheit gesiegt hat* als in Indien.

Die ganze europäische Kunstgeschichte seit damals sieht aus, als hätte sie sich in orientalische Schule begeben, und wäre schön schrittweise vom Leichteren zum Schweren in der genau abbildenden Darstellungskunst fortgeschritten, um erst ganz am Schluß wieder so weit zu sein, wie Kreta schon war, nun aber nicht mit flüchtigen Ahnungen, sondern mit solidem Können.

Die archaischen griechischen Bildwerke sind freilich trotzdem *von Anfang an von einer Gesamtbewegung durchpulst*, wenn auch die einzelnen Körper — ja selbst die einzelnen Gesichtsteile ein unverbundeneres Eigenleben haben als später.

Die Gruppe aus mehreren Menschen wird von den Griechen ebenfalls von einem bestimmten Blickpunkt aus, also unter einheitlicher Perspektive gestaltet. Aber die Möglichkeiten dieser *Inner-Gruppenperspektive* sind doch im klassischen Griechenland längst nicht so vollständig ausgenutzt worden wie diejenigen der innerleiblichen Perspektive der Einzelfigur. Die Innergruppenperspektive blieb noch eine große Aufgabe für die Weiterführung des griechischen Kunstwollens in der italienischen Renaissance.

Es handelt sich dabei um *kunstvolle Fügung von Einzelteilen*, also um ein Prinzip, das sich so recht zwischen die isolierte Beachtung des einzelnen im Orient und die vorwiegende Beachtung des Ganzen in Kreta und Nordeuropa einschiebt, um ein Prinzip, das südalpinem Wesen offenbar ganz besonders gemäß ist.

Die Menschengruppe, auch die größte, ist immer etwas zentripetal geballtes, körperhaftes, statisches, denn man kann sie ja *vollständig abbilden*, und die Räume zwischen den einzelnen Figuren können wahrhaft leer bleiben. Demgegenüber weist jedes Landschaftsbild über sich hinaus, *geht an seinen Grenzen eigentlich weiter*; und wer eine Landschaft abbildet, für den ist die ganze Bildfläche etwas, das

er ausfüllen muß. Raumbejahung stellt sich hier gegen Raumnegation. Jedes Gruppenbild neigt zur Raumverneinung, jedes Landschaftsbild zur Raumbejahung.

Mit dem 3. nachchristlichen Jahrhundert ist die eigentliche antike Kunst zu Ende. Was folgt, ist aber, wie erstmalig Riegl in seinem für unsere heutige Kunstauffassung führenden Werke über „Spätrömische Kunstindustrie" dartat, nicht Verfall und Barbarisierung, sondern etwas positiv Neues: Die künstlerische Darstellungsweise macht damals mit einem Ruck einen weiteren Schritt nach Norden, von „Ägypten" weg und zur „Kretagesinnung" hin, was seit dem Eintritt der Griechen in die Kunstgeschichte tausend Jahre zuvor nicht mehr vorgekommen war.

In dieser ganzen Zeit hatten die Künstler ihre Darstellungen als Körper gebildet, die man aus der Nähe gleichsam abzutasten veranlaßt werden sollte; im 3. Jahrhundert beginnt die Wiedergabe der Figuren als aus der Ferne gesehene Anblicksganze. Riegl hat gezeigt, daß dieser sehr positive Schritt hinter der „Verhäßlichung" und der „Unnatürlichkeit" der damaligen Kunst steckt.

Freilich blieb die orientalisch-antike Tradition stark. Sie bewirkte, daß auch weiterhin der Mensch der wichtigste Gegenstand der Kunst blieb. Ihre Macht war auch so stark, daß zwar die einzelnen Gegenstände als Anblicksganze gegeben wurden, daß sie aber doch Vereinzeltes blieben und nicht der Gesamtanblick Ziel des Kunstwerkes wurde.

Es ist nun äußerst bemerkenswert, daß das 3. Jahrhundert rassisch dadurch ausgezeichnet ist, daß die Germanenvölker in die sehr menschenleer gewordene römische Welt einströmten. Wenn nun gerade damals die antike Kunst die durch tausend Jahre geübte Bahn verließ, so ist mehr als wahrscheinlich, daß diese nordalpinen Völker das „kretahaftere" Sehen mitgebracht hatten und im Rahmen der römisch-griechischen Formen zu einem Teil durchzusetzen wußten.

Aus dieser spätrömischen Kunst wurde aber auch die byzantinische Weise der Menschendarstellung. Was diese von der altgriechischen unterscheidet, geht also letztlich auf das Einströmen der Germanen ins Mittelmeer zurück, so wie einst das Einströmen der Griechen ins Mittelmeer die Kunstgeschichte in der gleichen Richtung vorwärtsgebracht, nämlich entorientalisiert und vernördlicht hatten.

Das Anblicksganze als Ziel des Kunstwerkes, und damit der Sieg des Raumes und des Landschaftsbildes über das Einzelne und Körperhafte, ist wiederum deutlich ein rassenseelisch begründetes Ereignis. Denn diese Stufe wird mit der ersten darstellenden Kunst auf nordalpinem Boden in karolingischer Zeit

erreicht, wie ebenfalls Riegl, ohne rassenkundlich zu denken, nachgewiesen hat. Und obwohl inzwischen 1100 Jahre vergangen, ist die Vorliebe des Nordens für das Anblicksganze (für das Landschaftsbild) und die Vorliebe des Südens für das relativ Einzelne (für das Figurenbild) bis heute die gleiche geblieben. Ich weise das für die unmittelbare Gegenwart nach durch eine Zählung an den auf der Biennale-Kunstausstellung Venedig 1938 von fast allen Ländern Europas ausgestellten Bildern. Natürlich handelt es sich um eine mit allerlei Zufälligkeiten behaftete Auswahl, die aber doch sehr bezeichnend ist (Kärtchen 18).



Abb. 18. Landschaftsbilder unter allen auf der Biennale Venedig 1938 von dem betreffenden Lande ausgestellten Gemälden.

Wie man sieht, steigt die Relativzahl der Landschaftsbilder von Süden nach Norden gewaltig an: 33% im einzigen orientalischen Land mit europäischer Kunstübung (Ägypten), über 40% in allen „südalpinen", über 70% in allen nordalpinen Ländern, wobei Frankreich mit 51% deutlich seine Mittelstellung zeigt. Die Landschaftsfreudigkeit ist gleich jenseits der Alpen, nicht erst in Nordeuropa maximal groß — entsprechend der Lage der „bandkeramischen Zone". Sie ist sehr groß in den nördlichen Balkanstaaten, was um so auffälliger ist, als es sich dabei um Maler handelt, die ebenso wie die jungen Ägypter vorwiegend im impressionistischen Paris gebildet sind. So verschieden kann gleiche Ausbildung wirken! Offensichtlich ist auch der nördliche Balkan ein Stück „nordalpines" Europa und ist auch die osteuropäische Zone dem Landschaftsbilde hold, obwohl es bis ins 19. Jahrhundert dort nur Heiligenbildermalerei gab (vgl. Keiter 1940).

P e r s p e k t i v e, Betrachtung vieler Einzelheiten unter einem Blickpunkt, ist ein Moment der Abbildungskunst, das identisch ist mit dem Prinzip des wissenschaftlichen Denkens. Auch Wissenschaft entsteht durch „übermenschliches" Festhalten von Blickpunkten. So ist nicht verwunderlich, daß w i e W i s s e n s c h a f t s o a u c h p e r s p e k t i v i s c h e K u n s t e i g e n t l i c h n u r i n E u r o p a v o r k o m m t, hier aber gleich seit ältester Zeit. Man ü b t e im Altertum eine Darstellungsweise, die bestimmte Schichten des Bildes unter einen Blickpunkt faßt, und man k a n n t e schon seit dem 3. Jahrhundert auch die Konstruktion aus einem einzigen Blickpunkt. Diese wirklich in die Kunst einzuführen, blieb aber der mittelalterlichen und Renaissancekunst vorbehalten (K e r n) und bildet ihre wichtigste darstellungstheoretische Leistung. Daß sich viele italienische Künstler daran hervortaten, kann nicht wundernehmen, da Perspektive ja am schwierigsten und nötigsten bei der zweidimensionalen Flächenabbildung komplizierter körperlicher Gebilde hervortritt; Landschaftsmalerei ist im Vergleich zu einer barocken Deckenfreske perspektivisch einfach.

So hatten die europäischen Künstler etwa hundert Jahre vor Erfindung des Lichtbildes gelernt, auch schwierigste Wirklichkeit so abzubilden, wie der auf den Film gebannte Schnappschuß sie zeigt. Dieser T r i u m p h w i s s e n s c h a f t s h a f t e r G e s i n n u n g bietet gleichzeitig die Möglichkeit, „k r e t i s c h e n" K u n s t w i l l e n mit „o r i e n t a l i s c h e r" B e h e r r s c h u n g d e s E i n z e l n e n z u v e r b i n d e n.

4. D i e W e l t i n F a r b e n

Auch der Weg vom Schwarzweißphoto zum Farbenphoto gehört zu den Problemen des Wahrnehmungsersatzes. Echte Malerei ist eine schwere Kunst. Abzubilden wie das Auge wirklich sieht, d. h. ohne Linien, Konturen zu Hilfe zu nehmen, erfordert sehr viel. Es liegt daher nahe, daß Völker, die vorwiegend farbig sehen, in der ganzen Abbildungstechnik leicht hinter jenen zurückbleiben, die ihre Anschauungsbilder gleichsam schon veranlagungsmäßig in linienbegrenzte Flächen oder Körper „zurückübersetzen", wie es zum Wesen der „formenbeachtenden" Sichtweise gehört. Es ist sehr wahrscheinlich, daß in Europa die Südlicheren eher Formbeachter, die Nördlichen eher Farbbeachter sind. Diese Annahme deckt sich auch mit den später zu besprechenden konstitutionellen Verhältnissen. Darum blieb das nördliche Europa in der Abbildungstechnik lange zurück. Was lange währte, wurde aber endlich gut: das nordalpine Europa hat dafür auch d i e w e i t a u s e n t w i c k e l t s t e M a l e r e i a u f E r d e n g e s c h a f f e n. Davon zu lernen hat für das nahe verwandte Südeuropa ebensoviel bedeutet wie für den Norden die Hilfe des Südens.

Die sehr wichtige antike Malerei bleibt ihrer Darstellungsweise nach doch vorwiegend ein Zeichnen mit Farben, ihren Inhalten nach eine zweidimensionale Plastik, denn Mensch und Menschengruppe stehen auch hier im Mittelpunkt des Interesses. Die Höhe des technischen und perspektivischen Könnens zeigt das berühmte Alexanderschlacht-Mosaik; daß die teilchenbetonende Technik des Mosaiks in der antiken und byzantinischen Kunst so beliebt ist, ist übrigens höchst kennzeichnend! Landschaftsdarstellung gedeiht in hellenistisch-römischer Zeit etwa ebensoweit wie Mechanismus, Chemie, kopernikanisches Weltsystem, d. h. der weitere Entwicklungsweg ist angedeutet, wird aber nicht gegangen. Von den hunderten antiker Gemälde im Nationalmuseum zu Neapel ist keine Handvoll ohne Menschen und Tiere, also ohne „relativ Einzelstes".

Die ebenso wichtige indische Malerei ist den besprochenen Merkmalen nach der antiken sehr ähnlich.

Die ostasiatische Malerei hingegen lebt tatsächlich von Farbigkeit bzw. Tonigkeit, so linear die Einzelformen auch gezeichnet sind. Sie ist noch stärker zentrifugale, transzendentale Landschaftskunst als die europäische Malerei, aber sie strebt nicht danach, ein Wirklichkeitsbild in Farben zu geben, sondern lebt sich in formelhaften Traumlandschaften aus.

Nun hat man gerade für die führende Stellung der Malerei im nördlichen Europa landschaftliche Einflüsse geltend gemacht. Davon ist aber nur das Negative richtig, daß nämlich die grellere Nähe der Vordergründe im Süden einseitiger fesseln kann, während sich im Norden Nähe und Ferne gleichmäßiger verteilen. Ich habe auf meinen Südreisen gerade dieser Frage immer wieder bewußte Aufmerksamkeit gewidmet und mich immer wieder überzeugt, daß es weder an Luftperspektive noch an lockenden Fernen irgendwo im Mittelmeerraum fehlt. Und ist der Süden nicht gerade auch wegen seiner Landschaften und Farben das Paradies aller Pilgersehnsucht der europäischen Maler gewesen? Der Mittelmeertag hat auch andere Stunden als den hohen Mittag und andere Wetter als die pralle Sonne. Wäre die malerische Kunst in Italien oder Nordafrika zuhause, so würde man auch das bestimmt auf die Landschaftseindrücke zurückführen.

In das islamische Gebiet ist die europäische Malerei viele Jahrhunderte lang nicht gedrungen. Bis Westafrika hin hat sich leichter die persische Miniatur ausgebreitet, eine sehr bemerkenswerte Erscheinung. Heute aber gibt es in Ägypten eine junge Malergeneration, die sich Europa angeschlossen hat. Bricht hierin der relativ europäische Charakter Altägyptens wiederum durch? Jedenfalls ist sehr interessant, daß die islamische Kunstdecke so leicht durchstoßen werden kann.

In Ostasien hingegen leistet gerade die Bildende Kunst trotz all ihrer Beschränktheit und Ausgeleiertheit dem Eindringen des europäischen Modernismus starken Widerstand.

Besonders wichtige Schritte in der Geschichte des Landschaftsbildes entfallen auf Süddeutschland (Konrad Witzs Genfersee-Landschaft, Dürers Landschaftsaquarelle, diese „Kunst ohne Vorfahren und Nachfahren").

Über das unterschiedliche Interesse für Landschaftsmalerei in den Ländern des heutigen Europa vgl. S. 224. Italien und Spanien haben in den letzten Jahrhunderten malerisch gerne und gelehrig vom Norden gelernt. Insbesondere die Italiener malen seit dem 18. Jahrhundert auch hervorragende Landschaftsbilder aller Stile. Die Zone maximaler Landschaftsbejahung beginnt ja auch gleich nördlich von Italien!

Der extrem malerische Pol in den Kunstneigungen der europäischen Völker liegt aber unzweifelhaft in den Niederlanden. Hier sind die Ölfarben erfunden, wurde der landschaftliche Hintergrund und die Innenraumstimmung der Heiligenbilder besonders entwickelt, fand das reine, farbenhauchige Landschaftsbild seine erste Vollkommenheit. Hier hat Rembrandt die reine Lichtmalerei erfunden, die von Italienern dann als das Malen von Körpern mit einseitig greller Lichtbestrahlung mißverstanden wurde (Caravaggio). Die farbfleckige Darstellungsweise des Frans Hals beginnt den „Impressionismus", in dem Holländer Van Gogh gipfelt er.

An den Bildern Van Goghs kann man gut sehen, wie nahe sich extrem malerisches und vorwiegend lineares Sehen (vgl. S. 258) stehen. Die Farbflecke werden durch einige kräftige Umrißzüge zusammengehalten. Solche Linien sind aber nicht Grenzen eines Körperlichen, sondern von einer gespenstigen Eigenlebigkeit. Sie tragen zur *völligen subjektivistischen Entdinglichung der dargestellten Objekte* nicht weniger bei als die Farbfleckenmanier.

Impressionismus ist *nicht* etwa die Lösung des „Schnappschußproblemes" auf dem Gebiete der Farbigkeit. Man kann heute Farbphotos herstellen. Hält man ein solches neben ein impressionistisches Bild, dann sieht man, daß dazwischen keine Ähnlichkeit besteht.

Viel eher sieht ein Farbenphoto so aus, wie die *deutschen* Maler, ein Witz, Dürer, Holbein, Waldmüller, C. D. Friedrich, Leibl den „Naturalismus" auffassen, nämlich trotz aller Farbigkeit doch aus sauberen und bestimmten Dingen zusammengesetzt. Zwischen den Extremen bloß zeichnerischer und bloß farbfleckiger Darstellung hält die Deutsche Kunst die Mitte, indem sie Formen und Farben gleichmäßig berücksichtigen will. Solche synthetische und „dingrealistische" Mittelstellung werden wir aber als auf allen Gebieten für das deutsche Wesen kennzeichnend erkennen.

Impressionismus ist auch nicht etwa Freilichtmalerei schlechthin. Das Problem des vollen Lichtes war von den deutschen Naturalisten des 19. Jahrhunderts schon vor den Franzosen gelöst. Der bedeutendste Impressionist in Deutschland hingegen war der Jude Liebermann!

Hier mag auch der Ort sein, ein paar Worte über die *Farbverwendung* der Rassen zu sagen.

Der Kampf um die iberische Halbinsel zwischen Moslim und Spaniern stand im Zeichen von Schwarz und Weiß: Schwarz die überall auftauchende Lieblingsfarbe der Spanier, weiß diejenige der „Araber", wie sich an Hausbemalung, Tracht usw. zeigt. Beides „unfarbige Farben".

Die südalpine Zone verwendet grelle Farben. Ihre geringe farbliche steht zur großen formalen Delikatesse in merkwürdigem Widerspruch. Ein Winckelmann mit seiner Mondlichtgesinnung vom Griechentum wäre entsetzt über die schreiende Plastikenbemalung, aber auch über die grellroten Töne der antiken Malerei. Ebenso wirkt die Kolorierung der italienischen Renaissancebilder fast primitiv.

Auch Ostasien liebt das Schwarz-Weiß, aber so, daß es weder schwarz noch weiß ist, sondern tausenderlei Grau. Es ist das nicht geringstes, sondern größtes Interesse an den Tonwerten. Die ostasiatische Graumalerei (Sungstil, Tuschebilder) ist das Ergebnis sensibelster Dämpfung der Farbwerte.

In der nordalpinen Zone ist die Farbunterscheidung offenbar viel feiner, was sich allein schon an der viel reicheren Skala der Farbbezeichnungen kundtut (in den antiken Sprachen wie in vielen anderen südlichen z. B. kein Wort für braun). Unsere heutigen Modefarben mit ihren immer neuen Raffiniertheiten sind durchaus nördlich. In Nordeuropa ist die Farbendämpfung auch an der Volkskunst recht ausgesprochen. In England verwenden nicht nur die großen Maler wenig kontrastierende Farben, die gleiche Tendenz bemerkt man an Abbildungswerken, an den auf Landkarten gewählten Farben usw. usw.

Doch sind das alles Dinge, die erst näher erforscht werden müßten, sowohl nach der psychologischen wie nach der statistischen Seite hin.

5. Das Bildnis

Porträts sind eine besonders lebensnahe Anwendung des Darstellenkönnens, aber auch vielleicht die schwierigste. Das Porträt gehört nicht so eindeutig dem Norden an wie die Landschaft. Das ist nicht verwunderlich, da sich südliche Völker ja ganz besonders für den Menschen interessieren, auch ist ein Bildnis im Gegensatz zur Landschaft ein besonders enger Ausschnitt, keine Totalabbildung. Vom Perspektiveproblem ist es nicht belastet.

Die ägyptischen Porträts, die klassischen griechischen und die römischen Büsten und endlich die hellenistischen Mumienporträts sind so echte Bildnisse wie irgend etwas, was später geschaffen wurde. Hier irrt Spengler, wenn er einer allgemeinen Theorie zuliebe den alten Völkern das Bildnis abspricht.

Auch in neuerer Zeit wird der Bildniskopf nicht so vorwiegend vom Norden entwickelt wie die Landschaft. Bildnisse beginnen im Abendland sobald das technische Können dazu ausreicht (Statue Karls des Großen aus dem 9. Jh., Miniaturen, Idealporträts, Meisterselbstbildnisse und Stifterbilder in der spätmittelalterlichen Kunst, Unterbringung von Bekannten in Figurenbildern durch die Renaissancekünstler usw.).

Auch das mehr malerische als gezeichnete Bildnis wird merkwürdigerweise eher vom Süden vorweggenommen. Raffael ist in seinen Bildnissen bis zur Unvergleichbarkeit „moderner", malerischer als in seinen Figuren-

bildern, viel malerischer sogar als die gleichzeitigen großen Deutschen Cranach, Holbein, Dürer usw. Tizian und Tintoretto malen wie Holländer des 17. Jahrhunderts.

Auch nach der Biennale-Zählung von 1938 wird das Bildnis in den südeuropäischen Ländern nicht weniger gepflegt als nördlich der Alpen. Ein Bildnis kann eben von der schalsten Eitelkeit bis zum tiefsten Selbstbekenntnis sehr verschiedenen Bedürfnissen entsprechen.

b) Probleme des Bauens

1. Die Baulust der Hochkulturrassen

Unter den Künsten bedeutet das große Bauen Macht durch den Aufwand, den es erfordert, bedeutet es systembildende Kraft, die man ja auch geradezu architektonisches Vermögen nennt (Rosenberg), bedeutet es technisches und rechnerisches Können. Schließlich ist der große Bau das naturfremdeste, abstrakteste Menschenwerk unter allen Künsten.

Dazu kommt als für das Verständnis wichtig fünftens, daß jede Hochkultur als große Menschenballung notwendig auch große Bauzwecke schafft. Großbauten sind auch das größte von Menschen für bestimmte Ziele ersonnene „Gerät".

Baulust findet sich daher als eine der lebensnächsten Kunstmöglichkeiten in allen Hochkulturen. Nur einige Daten über Randgebiete seien in Erinnerung gerufen.

Südindien hat mit die imposantesten Bauwerke geschaffen, die es gibt, sogar das von Indien beeinflußte Indonesien gibt an Größe der Baugesinnung uns Europäern nichts nach, zumal, wenn man die kümmerlichen technischen Hilfsmittel bedenkt. Das Tempelwunder von Angkor Wat ist eine Bauanlage von 1200 m im Quadrat. Kilometer lang ziehen sich die Bauten der Sultane von Marrakesh hin, dicht am Rande von Wüste und Negerafrika. Zu den wenigen Leistungen, die das türkische Reich von seinen Sultanen pflichtgemäß erwartete, gehörte große Bautätigkeit. Iran hat noch im 17. Jahrhundert das bauliche Märchen der Schah-Abbas-Kultur (Ispahan) gesehen. Peter der Große von Rußland war vor allem maßlos baulustig. Es ist bekannt, mit welchen Opfern er Petersburg den Sümpfen abgezwungen hat.

Jede europäische Epoche und jedes staatliche Gebilde hat seine Vitalität vor allem durch seine Bauten der Nachwelt bezeugt.

Wenn aber auch Baulust schlechthin kennzeichnend für Hochkulturvölker ist, dann sind doch im Anschluß an die eingangs gegebene Kennzeichnung folgende 5 Punkte von rassenpsychologischem Interesse:

1. Am allerausdrücklichsten tritt großes Bauen als Machtausdruck im Gebiet der schwarzbraunäugigen Orientalen auf. Ohne diesen Wunsch gäbe es fast die ganze altorientalische Kunst nicht, auch die Pyramiden verherrlichten ihre Erbauer, nicht die Götter. Sie sind un-

geheure Steine, welche die Pharaonen über ihre Leiche wälzen, um sich in ihnen zu bergen und zu verbergen. Sowie das ganze herrscherlich-egozentrische Staatssystem setzt sich auch die vorwiegende Machtbedeutung des Baues im neueren islamischen Orient bis nach Indien hin unvermindert fort. Die Paläste gehören nicht dem Volk, dem Staat, ja nicht einmal der Dynastie, sondern dem jeweiligen Fürsten; ebenso gehören die Moscheen nicht Gott, sondern nennen sich nach dem (fürstlichen) Erbauer.

2. Die systembildende Kraft und das architektonisch-fügende Denken, welches in den Europäiden ganz besonders zuhause ist, hat sich im Orient ganz besonders in der Menge und Ausdehnung des Gebauten ausgewirkt. Die Art orientalischer Bauten entspricht genau der Art orientalischer Staaten. Die Pyramiden sind das beste Sinnbild der orientalischen Art von Architektonik, weil sie ein Maximum an nebeneinandergereihten und übereinandergetürmten Steinindividuen in einem Minimum an Form untergehen lassen. Welchen Formenreichtem könnte man aus dem Material einer einzigen Pyramide bauen! So verbindet auch der orientalische Staat ein Maximum an Masse mit einem Minimum an Formgliederung.

Freilich haben die Orientalen nicht nur Pyramiden gebaut, aber die Massenwucht durch völlig untergehende Einzel-Formteile ist ihrem großen Bauen geblieben. Wie die Ornamenteinzelformen untergehen, ist schon besprochen. Selbst die Säulen treten im Inneren der ägyptischen Tempel in solchen Schwadronen auf, daß Innenräume entstehen, die gar keine Räume sind, sondern völlig zerstückelt. In weitem kulturgeschichtlichen Abstand wiederholen die westlichen Moscheen (Sidi Oqba, Tagiura, Cordoba) diese Raumzerstückelung durch viele Säulenreihen.

Haben die orientalischen Bausysteme einheitliche Größe (ebenso die orientalischen Philosophien), so haben die Indogermanen auch in der Architektur die ausgegliedertere Vieleinheit zu geben. Verglichen mit den Orientalen sind die klassischen Völker ebenso wie im Staat auch im Bauen kleinen Formates. Ihre wenigen Formen haben aber eine im Orient unbekannte einheitliche Durchdachtheit — auch wieder im Bauen wie im Staat.

Die volle Vieleinheitlichkeit der Architektur bringen erst die nordalpinen Völker, und sie strahlte von ihnen auf das Mittelmeergebiet zurück. Daraus entstand die Renaissancebewegung. Aber auch schon der kretische Palast ist vor allem durch die Bewegtheit seiner Gliederung und die beabsichtigten mannigfaltigen An- und Durchblicke als Kind eines ganz anderen Geistes als des altorientalischen zu erkennen.

Als eine Zwischenstufe von ungeheurer Bedeutung zwischen griechischem Tempel und Gotik darf aber die iranisch-byzantinische Leistung nicht unerwähnt bleiben, deren Stufenkennzeichen die Erfindung des großen konstruierten Innenraumes und ins-

besondere der Kuppel ist. Auch dies bedeutet geniale Vermehrung der Mannigfaltigkeit der Glieder und Funktionen des großen Baues. Und wieder ist es eher die südalpine als die orientalische Zone, die damit hervortrat und auch den islamischen Machthabern ihre hauptsächlichsten Stilgedanken gab. Auch bei den Türken des zweiten nachchristlichen Jahrtausends kann man die systembildende Kraft der aufgehellten Menschheit nicht verkennen. Ihre (hauptsächlich von griechischen Künstlern gebauten) Moscheen sind gerade auch an statischer Durchführung und Mannigfaltigkeit aufeinander abgestimmter Teile Meisterleistungen.

Die „Erfindung" des großen Innenraumes brachte eine Überbetonung des Innen mit sich, wie der antike Tempel das Außen überbetont hatte. Pantheon und Hagia Sophia sind noch wie Zirkuszelte rein auf das abgestellt, was sich in ihrem Inneren abspielt. Die Basilika, die im christlichen Griechenland übrigens als eine unvornehme Form galt und nur wegen ihrer Billigkeit verwendet wurde wenn wenig Geld da war, ist mit Recht einem nach innen umgekrempelten antiken Tempel verglichen worden. Das heißt aber: sie hat eigentlich keine Außenseite, wie der antike Tempel keine Innenseite hatte.

Kurz hinweisen müssen wir darauf, daß diese Umkrempelung natürlich enge mit der Umkrempelung von der vorlogischen zu der nachlogischen Religionsstufe und von Sinnlichkeit zur Seligkeitssuche zusammenhängt. Darum ist der große Kultraum allen nachlogischen Religionsbauten gemeinsam, während er allen vorlogischen gefehlt hatte.

Daß sich Innen und Außen durchdringen und gleichmäßig wichtig sind, ist letztlich die weitere Integrationsleistung, welche für die germanische Baukunst kennzeichnend ist. Schon am romanischen Bau kann niemand sagen, daß die Außenfront nur um des Innenraumes willen da sei oder umgekehrt. Die südalpine Zone hatte durch Übernahme dieses germanischen Prinzipes der Gleichgewichtigkeit von Innen und Außen ebensoviel Entwickelungsnutzen wie einige Jahrhunderte früher der Orient seinerseits durch Übernahme der südalpinen Innenraum- und Kuppelkonstruktion.

3. Die eben aufgezeigten Entwickelungsstufen sind zugleich Stufen sachlich-technischer Meisterschaft. Dieses Können ist beim altorientalischen Baumeister vergleichsweise gering geblieben. Man darf sich da durch die Bauquantitäten nicht täuschen lassen. Z. B. ist die altorientalische Großarchitektur einschließlich der indischen Tempel, die z. T. ja überhaupt positiv oder negativ (Höhlen!) aus dem Felsen gehauene Plastiken sind, schon dadurch einsturzsicher, daß sie gar keinen nennenswerten Innenraum haben.

Das orientalische und europäische Bauen verhält sich zueinander wie Tiefbau von Straßen oder Kanälen und Maschinenbau. Besonders das

gotische Bausystem ist ein überkühner Mechanismus. Tektonik ist eine Schwesterkunst der Mechanik, denn Einsturz ist eine Bewegung in sich, und Tektonik dreht sich daher um die Verhinderung gewisser Bewegungen wie Mechanik um ihre Ermöglichung.

4. Daß der Bau das naturfremdeste und abstrakteste Menschenwerk unter allen Künsten ist, mußte ihn wieder der orientalischen Seele besonders empfehlen. Wieder sind die Pyramiden das unvergleichliche Beispiel für die naturfremdeste Abstraktion eines Riesen-Menschenwerkes. Der islamische Bau ist ganz aus dem Würfel heraus entwickelt und die Glattheit der ornamentüberzogenen, aber nicht gegliederten Flächen unterstützt den Eindruck abstrakter kubischer Körperlichkeit beim Außen- wie beim Innenanblick.

Die anderen Kulturwelten suchen umgekehrt die Fremdlingschaft des Bauwerkes in der Natur nach Kräften zu mildern. So nähert jede reichere Durchgliederung der Formen die Architektur einem Organismus an. Der indische Bau ist nicht aus dem Würfel, sondern aus schräglinigen und spiraligen Gebilden entwickelt (Diels). In Europa läßt der Bau durch die Türme seit romanischer Zeit über sich hinaus und in die Natur hineinweisen. Auch der russische Bau ist voll von Türmen. Sehr viel von seinem geheimnisvoll-abstrakten Charakter verliert der Bau übrigens auch schon, wenn er sich unbefangen nach außen öffnet. Ferner ist aller Holzbau von vorneherein organischer, naturzugehöriger als der Steinbau.

Aus allen diesen Andeutungen ergibt sich aber auch, daß dem nordalpinen Europa an der Naturhaftigkeit seiner Bauten viel mehr liegt als dem südalpinen, wo weder die organische Gliederung, noch der Turm, noch das Innen-Außen-Gleichgewicht, noch der Holzbau zu Hause ist.

Aber alle europäische Architektur bleibt noch naturfremd, wenn man mit Ostasien vergleicht, wo die großen, als Symbole zu nehmenden Bauten eigentlich sämtlich Gartenhäuschen sind, sich in die Parks, deren geomantisch und ästhetisch entsprechende Anlage die eigentliche Baukunst der Chinesen und Japaner ist, bescheiden zurücktretend einfügen.

Dazu kommt, daß die Dächer der mongolischen Häuser von Java und Sumatra bis China und Japan schwingend nach außen weisen, als wollten sie die Natur umfangen. Wenn man erst diese tiefe Sinnbedeutung merkt, wird einem das Rätsel klar, warum dieser Stilschnörkel den Osten geographisch und historisch so allgemein umfaßt, wie der Turm, der ja z. B. auch an den großen Gemeinschaftsbauten des neuen Deutschland wieder auftaucht, sämtliche Arten nordalpinen Steinbaues. Der Turm ist freilich härter und aktivistischer als der Dachschnörkel, aber er hat die gleiche Funktion, Bauwerk und Welt zu verbinden.

Auch darin ist Ostasien der Natur treuer geblieben, daß das Steinhaus außer zu Zweckbauten überhaupt nicht Aufnahme in die „hohe" Baukunst fand, während sich die Germanen spät aber doch dazu entschlossen. Daß

es Steine in China gibt und daß die Chinesen Steine zu türmen vermögen, bezeugen ihre vielen riesenhaften Schutzmauerbauten. Nicht nur gegen die nördlichen Barbaren bildet Stein den Riegel. Auch die Flüsse werden eingedämmt. Die Städte haben Mauern, am kolossalsten die Mandschustadt in Peking.

Die Begriffe „Stadt“ und „Mauerumwallung“ sind im altchinesischen Synonyme (Chi Li), aber großen repräsentativen Steinbau gibt es trotzdem in Ostasien nicht.

5. Was das Verhältnis des Großen Baues zu den Baunotwendigkeiten und Bauzwecken angeht, schließt die interessanteste Beobachtung an das zuletzt Erwähnte unmittelbar an.

Die Kolossalbauten Chinas sind Zweckbauten. Das Hohe Bauen Ostastiens ist aber ebensowenig kolossal, wie es sich nicht zum Stein bekannt hat. Durch diese beiden Eigentümlichkeiten unterscheidet sich China von allen übrigen, d. h. aber von allen europäischen Hochkulturvölkern! Äußerste Gegensätze aber sind wieder einmal China und der Orient.

Ein zweites Beispiel für die Verbindung von maximaler Quantität des Bauens und Zweckhaftigkeit liefert Rom, dessen Ingenieursbauten ja die einzigen Großbauten der Antike sind. Selbst der Pergamonaltar läßt sich demgegenüber in einer einzigen, nicht übermäßig großen Museumshalle bequem unterbringen. Aber diese römischen Zweckbauten stehen nicht außerhalb des Stiles wie die chinesischen. Sie verwenden, ohne daß ein Bruch sichtbar wird, die am Tempel entwickelten Formen. Sie bezeichnen ja gerade am besten jene Vernünftigkeit, die altrömischer Stil ist.

Das drittemal müssen wir kolossale Zweckbauten als für die zeitgemäße Art der Baulust bezeichnend in unserer Gegenwart erwähnen. Stehen aber die chinesischen Zweckbauten außerhalb des Stiles und entsprechen die römischen dem Stile genau, so wirkt der neueuropäische technische Bau kennzeichnenderweise in starkem Maße selbst stilschaffend und stilführend. Unsere heutigen Zweckbauten sind eben stillstehende Maschinen, Wirkungsgefüge, durch welche die Arbeit pulst und das Leisten dröhnt. Sie sind das viel klarer und deutlicher als unsere anderen Bauwerke, deren Geist noch aus der vormaschinellen Zeit stammt. Darum sprengen sie die älteren Bauformen, bezwingen durch die Echtheit ihrer Lösungen und bestimmen allgemeine Sehnsucht nach Echtheit, d. h. nach sinnvoller Entsprechung von Zwecken, Formen, Materialien und Einzelteilen. Der hiervon ausgehende Stil nennt sich auch „Funktionalismus“.

2. Die Schicksale der europäischen Architekturstile

Einzigartig im germanisch bestimmten Europa ist der rasche Fluß und Wechsel der Bauformen. Schuld daran ist natürlich die allgemeine

Eigentümlichkeit, daß den Europäern oft etwas einfällt und daß sie von ihren Künstlern eigene Einfälle verlangen. Aber so ganz schnell geht es mit der Stilgeschichte doch erst, seitdem sich baukünstlerisch in Romanik und Gotik ein nordalpiner Pol gebildet hat, der mit dem Süden in Antwort und Gegenantwort nicht müde wird. Es ist sehr bemerkenswert, daß sich die Jahrtausende zuvor zwischen Antike und Orient ein ähnlich lebhaftes Antwortspiel nicht abgespielt hat.

Hingegen finden wir eine interessante Parallele in Indien. Dort drang die islamisch-persische Baukunst von Norden ein, wie im nordalpinen Europa die antik-byzantinische von Süden. Die Folge war in Indien eine Fülle lokaler Stile. Ferguson hat vierzehn davon unterschieden, und das ist keine spezialistische Gelehrtentüftelei. Man merkt die großen physiognomischen Unterschiede ohne weiteres beim Besehen der Bilder. Wieder einmal ist Indien besonders europaähnlich!

Es ist nun besonders interessant, im germanisch bestimmten Europa festzustellen, wieweit die Buntheit der Stile sich reduziert, wenn man die einzelnen Länder für sich nimmt. Zeigen sich da Dominanten der Eigenart, die durch längere Zeit hindurchgehen? Es wäre das wohl noch viel eindeutiger der Fall, wenn die rassenpsychologische Bedeutung der Baukunst nicht durch eine Reihe von Momenten wesentlich eingeschränkt würde.

Zunächst sind Bauten ausdruckspsychologisch mehrdeutig. Sie geben keineswegs genau an, aus welcher Empfindung sie wurden und welche Empfindung sie daher wieder erwecken wollen.

So ist es z. B. viel zu enge, die Gotik durchaus nur mit Höhensehnsucht interpretieren zu wollen. Ein gotischer Bau ist auch unerhört schön, ein durchaus sinnlicher Genuß. Die uns geläufige Deutung haben erst Goethe und die Romantiker erfunden.

Besonders vieldeutig sind die klassizistischen Formen, wohl um so mehr, je einfacher sie sind, und je mehr sie des Ornamentes entraten. In Spanien heißt die Klassik geradezu Desornamentadostil, der wuchernden Zierat beraubt. Die Franzosen genießen vor allem die Reinheit der Proportionen. Die Griechen dachten ihre Tempel voll strotzender Körperlichkeit, wie z. B. die grellen Farben beweisen. Im Nordland um Winkelmann und Thorwaldsen ist das Griechentum blaß und hektisch und nur dadurch edel. Anderswo wird die Klassik benutzt, um von geballten Kräften zu künden, während die Südlandsreisenden in dem reinen Sein der Klassik auch wieder die milde und labende Entspannung genießen.

Zweitens bedeutet jeder Stil eine Reihe wahrscheinlicher und naheliegender Entwickelungsstufen. Wenn auf der einen Seite ein Volk eine bestimmte Stilstufe seinem Wesen nach gerne festhalten wollte, auf der anderen Seite aber die junge Architektengeneration sich getrieben fühlt, zur nächsten Stufe vorzustoßen, dann siegt gar leicht die Energie der Entwickelung selbst über den optimalen Wesensausdruck.

Drittens ist es ja nicht so, daß jeder Mensch seinem Wesen nach nur eine einzige Bauweise schätzen könnte. Er genießt jede auf seine Weise, eine allerdings liegt ihm wahrscheinlich am nächsten. Auch dabei spielt aber nicht allein die dauernde Wesensart eine Rolle, z. B. sind gerade im immer neuigkeitshungrigen Europa Gegensätze und Kontrasterscheinungen sehr wichtig.

Viertens geht die repräsentative Baukunst mehr als andere Künste vom Willen einzelner Bauherren aus, die sich zudem sehr oft fremder Baumeister bedienten.

Im ganzen ist das Verhältnis von Kunst und Rasse in Europa ein wesentlich anderes als bei den Naturvölkern, weil in dem ständigen einfallsprühenden Wechsel die Züchtung der Kunstformen durch die Volkseigenart, wie sie im II. Bande besprochen wurde, dauernd durchkreuzt wird. Es wird kein Stil „zuendegezüchtet“.

Nun also zu den neueren Architekturstilen üblicher Unterscheidungsweise!

Romanik

Das ganze erste Jahrtausend hindurch herrscht in der Christenheit der Stil, dessen unveränderlichstes Element der auf Säulen auflagernde runde Bogen war; und das, während in der islamischen Bauweise, die überall benachbart unter annähernd gleichen landschaftlichen Bedingungen blühte, die Bogenformen umgekehrt gerade das variabelste, alle phantastischen Möglichkeiten ausnutzende Element des Bauens ist — es sei dies hier nur als unaufgeklärtes Paradoxon erwähnt.

Der romanische Stil gehört unbezweifelbar in den Kreis dieser antikbyzantinischen Rundbogenstile mit hinein, tritt aber gemeinsam mit den germanischen Herrschaften auf, in Frankreich z. B. besonders im Norden, während im Süden Kuppelkirchen nach Art der Hagia Sophia zustandekommen.

Im romanischen Bau reckt sich der germanische Geist der vom Ganzen her konstruierenden akzentereichen, Bewegungsausdruck anstrebenden Vieleinheit erstaunlich instinktsicher hinter der Decke der eben erlernten Steinbauformen. Am bezeichnendsten ist aber vielleicht, daß die Kuppel durch die Schar von Türmen ersetzt wird. Den Turm als Einzelform konnte man ebenfalls aus Persien durch Vermittelung des Islam lernen, aber den organisch sich einfügenden Turm hat die germanische Kunst sogleich, die italienische hingegen niemals erfunden bzw. gelernt.

Das Wesentliche ist m. E. wohl, daß Türme wie gestreckte Zeigefinger über den Bau hinausweisen, Kuppeln hingegen der Inbegriff von Geballtheit sind. Wenn in den Germanen nur noch ein Funke vom „kretischen“ zentrifugalen Kunstgeist der Dynamik und der Transzendentalität steckte, dann mußten sie die Kuppel meiden und nach dem Turme greifen.

Die persisch-römisch-byzantinische Kuppel ist wie ein zusammengeballter Igel, denn sie hat ja keine „Laterne". Dieses kleine Türmchen, das über die Rundung hinausragt, ist hingegen bei sämtlichen abendländischen Renaissancekuppeln vorhanden und dürfte nicht fehlen, ohne daß der Eindruck starker Fremdheit entstünde. Daß hier wirklich keine oberflächliche Kleinigkeit vorliegt, zeigt sich daran, daß heutige Planetarien oder das anthroposophische Goetheanum zu Dornach als Bauten, die nicht in das Weltall hinausweisen, sondern selbst das Weltall bedeuten wollen, pünktlich wieder laternenlose Kuppeln haben.

Daß die Türme gerade nach aufwärts ragen, ist weniger bedeutsam als daß sie den Bau aufreißen, so wie z. B. das Hakenkreuz eine absichtlich aufgerissene und eben dadurch „transzendentale" Symbolform ist.

Schon der erste germanische Stil macht das Bauwerk so zum Brudergebilde der Landschaftsdarstellung. Es geschieht dies etwa gleichzeitig mit den ersten Entwickelungsregungen der europäischen Musikgeschichte.

Der romanische Stil reicht nicht durch alle Länder Europas und durch vier Jahrhunderte, ohne auch ausdrucksmäßig ein sehr verschiedenes Gesicht zu zeigen. Wenn er im allgemeinen von grandioser Wucht ist, so können seine Säulchen und Lisenenreihen doch auch hinhuschen wie Rokokogeflüster. Die normannische Romanik Englands wieder weist am stärksten zur Gotik voraus, hat schon fast die gleiche Schmalheit der Proportionen. Nicht nur die Harzburgen der Sachsenkaiser, auch die bezaubernde Grazie des Pisaner Domes ist romanisch. In Italien unterscheidet man vier „lombardische" Stilprovinzen, und man muß verstehen, daß das Byzantinische ungebrochen daneben stand. Die reichste Kuppelkirche des Abendlandes, die Markuskirche, wurde erst 1006 begonnen. Die heute noch erhaltene romanische Baumasse ist über alle geläufigen Vorstellungen, welche Italien und Renaissance so ungefähr gleichsetzen, hinaus groß.

Die Lombarden = Langobarden kamen aus Skandinavien. Auch in Nordeuropa selbst hat der romanische Stil sehr stark eingeschlagen, ja in gewisser Weise stärker als die Gotik. Er gleicht ja auch eher der ruhigen, klaren Tektonik nordischer Keramik des Neolithikums als die vergleichsweise „bandkeramischere" Gotik. In Deutschland war der akzentereiche Rundbogen- und Türmestil durch die ganze Glanzzeit des ersten Reiches hindurch der zu prachtvoller Höhe entwickelte nationale Stil, wie uns erst P i n d e r voll sehen gelernt hat.

Zum sächsischen und zum fränkisch-salischen Kaiserhaus gehören zwei Ausprägungen des romanischen Stiles, welche auch den heutigen Ausprägungen des niedersächsischen und des rheinischen Stammescharakters entsprechen. Unter den Staufern bildet sich die Romanik zu Gotik weiter, also ausgerechnet unter dem schwäbischen, südlichsten der großen Geschlechter.

Sehr kennzeichnend für die deutsche Romanik ist nach Pinder die Doppelchörigkeit anstelle der einseitigen Richtungsbestimmtheit der westeuropäischen Kirchenbauten. Der deutsche Baugedanke ist nicht der ruhende Kreis, wie der Gedanke der byzantinischen Kuppelkirche, aber es fehlt ihm doch auch nicht völlig die Zentriertheit; er gleicht in Ost- und Westchor gleichsam einer doppelpoligen Ellipse, die zwar ständige Bewegung, aber doch nicht haltlose einseitige Wegschnellung ist, wie der Blick vom Eingang zum Altar in der französischen und englischen Kathedrale.

Besser könnte sich unsere frühere Erkenntnis, daß im deutschen Denken trotz aller Dynamik etwas von geballter Dinglichkeit und Zentriertheit verbleibt, gar nicht in der Stilgeschichte erweisen als in dieser Neigung zu doppelpoliger Baugestaltung.

Gotik

Das gotische Formenwesen ist in der Zierkunst der nordalpinen (nicht bloß der vorwiegend blauäugigen Zone) wohl vorbereitet (vgl. S. 255 ff.). Als Baugestalt tritt es in Frankreich nicht viel später als 1000 zuerst auf.

Waren die damaligen — weitgehend germanischen — Nordfranzosen erfinderischer als die Deutschen? Waren sie wie dem universalen Kaisertum, so auch seinem monumentalen Stil einfach weniger treu als die Deutschen? Oder haben sie nicht vielleicht die Gotik deshalb erfunden, weil sie Irland näher waren als die Deutschen und irenähnliches Blut in ihnen war? Wir haben ja gesehen, einen wie besonders guten Boden die substanzlos-lineare Gestaltungsweise im atlantischen Nordeuropa wesensartlich fand.

Auch um die Herkunft des Spitzbogens wird noch Rätsel geraten. Die Franzosen konnten ihn von den Arabern haben, in Spanien und durch ihre Kreuzfahrten, gewiß. Die Araber aber hatten ihn in Spanien von den Westgoten. Und die Westgoten haben so viel in ihrer Baukunst von Iran her (Dieulafoy), daß man ihnen die Erfindung des Spitzbogens, der doch schon im sassanidischen Persien vorkommt, auch wieder nicht zuschreiben darf.

Aber der Spitzbogen der Iranier und Araber als einer unter vielen Phantasieformen von Bogen ist etwas anderes als der gotische Spitzbogen. Dieser hat nämlich primär die tektonische Bedeutung, beliebig breite Wandstücke überwölben zu können. Es ist sogar zweifelhaft, ob der sogenannte deutsche Übergangsstil nicht von sich aus aus diesem tektonischen Grund zum Spitzbogen kam, ohne von dem ganz speziellen System, das die Franzosen ausarbeiteten, überhaupt zu wissen.

Die Nordfranzosen wieder hatten die tektonische Idee, ohne Wände auszukommen, in Stein einen Ständerbau nach altgermanischer Holzbausitte zu errichten.

Holzbauten, wie die noch erhaltenen norwegischen „Mastenkirchen“, werden von Stämmen getragen, so daß die Wände relativ gleichgültige Füllungen werden, während die südlichen Steinbauten von den Mauern getragen werden. Auch die norddeutschen Bauernhäuser, die russischen Holzkirchen und so gut

wie die ganze ostasiatische Architektur sind im Geiste des Holzbaues Ständer-, nicht Mauerbau.

Ständerbau ist Kraftlinienbau, jede Kraftlinie aber erhält ihren Sinn vom Konstruktionsganzen her. Hingegen braucht sich der Aufmörteler gleichmäßiger Mauermassen keine Gedanken darüber zu machen, welche von den Steinen die Lasten und Spannungen eigentlich zu spüren bekommen werden.

Die „Mauern" der ausgebildeten gotischen Kathedrale sind ihre Glasfenster, unfähig, irgend etwas zu tragen, ja jedem bübischen Steinwurf ausgesetzt.

Die orthodoxe französische Gotik tat noch ein übriges, indem sie nicht nur der Konstruktion nach vom Ganzen her dachte, sondern auch den Proportionen nach aus einem verwickelten Polyedersystem entnommene Verhältnisgrößen genau festhielt. Genau das gleiche Interesse für gemessene Proportionen beherrscht später den französischen Klassizismus, genau die gleiche linienfreudige Substanzlosigkeit das französische Rokoko.

Die Deutschen wollten die Mauersubstanz ungerne ganz aufgeben. Sie bauten neben den Fällen korrekter Schulgotik ihre eigene Gotik. Im Zusammenhang mit der Bewegung der neuen Mönchsorden kam es selbst zu ausgesprochenem Protest gegen die hochadelige französische Kathedrale. Die deutsche Gotik *entwickelte die Breitendimension.* Sie erhöhte die Einheitlichkeit des Raumes durch Verschmelzung der nebeneinanderlaufenden Schiffe in eine einzige Halle. In Süddeutschland blühte die bürgerliche Gotik auf, durch Gefühlswärme gekennzeichnet, von Zierat über alle tektonische Notwendigkeit hinaus überquellend. Im ganzen sehr „bandkeramisch". Das „spätgotische" Netzgewölbe ist vielleicht nicht nur Spätform, sondern *auch Form einer Zone atektonischen Zieratfühlens.*

Ganz im Gegenteil Norddeutschland, und darüber hinaus Skandinavien. Beispiele französischer Kathedralik sind vorhanden (Lübecker Marienkirche, Dom zu Drontheim). Die „Backsteingotik" wendet sich aber zu romanischer Schwere, die ganze Hansekunst ist bezeichnend niedersächsisch. In Schweden werden die Kirchenräume nicht erhöht, wie es Frankreich vorschrieb, sondern der Volksgeschmack wendet sich vielmehr der niedrigen Halle zu. Die zisterziensische Einfachheit trifft auf Beifall, wird noch gesteigert (bemerkt sei, daß allerdings nicht ganz klar ist, wieweit Stil und wieweit relative Unentwickeltheit bei diesen Einfachheitsneigungen maßgebend waren!). Die Eingänge liegen gerne an den Breitseiten, was notwendig die gleiche Hallenhaftigkeit mit sich bringt wie in Deutschland. Norwegen schließt sich bezeichnenderweise viel eher an Nordwesteuropa an.

Um 1350 kommt es in Schweden zu einer Bewegung, die so sehr auf das „Romanische", auf das Plastische, Gesund-Kraftvolle abzielt, daß dafür geradezu

das Wort Kontragotik geprägt wurde (Roosval). Diese Richtung steht vor allem in Gegensatz gegen den Einfluß der bewegteren Gotik Süddeutschlands. In England ist der Wandel vom decorated zum perpendicular Style etwas Ähnliches.

Nun beachte man noch, daß Nordfrankreich in der gleichen geographischen Breite liegt wie Süd- und Mitteldeutschland. Man kommt so zur Überzeugung, daß die Gotik nicht die eigentlichste Kunst des Ostseezentrums der nordischen Hellfarbigkeit ist, sondern besonders starken Widerhall in Gebieten mit schon recht viel nicht reinblauen Augen fand. Dabei mag noch fraglich sein, wie das süd-mitteldeutsche „bandkeramische" Gebiet und Nordwesteuropa zueinander stehen.

Es ist ja auch ein viel nachgesprochener Irrtum, daß die Gotik auf Südeuropa nur ganz schwach eingewirkt habe. Neben der romanischen hat auch die gotische Baumasse in Italien ein ganz gewaltiges Gewicht, ob man in Venedig steht oder in Bologna, Siena, Mailand, Florenz (S. Croce). Die unteritalienischen Normannenbauten haben die gleichen sich durchkreuzenden Bögen, wie man sie in England trifft. Kirchenräume wie Giovanni e Paolo in Venedig oder Petronio in Bologna erinnern in ihrer ruhigen Backsteinschlichtheit geradezu an Stralsund oder Lübeck.

Spanien ist voll von echtester Gotik, die allerdings vielfach von Ausländern aufgeführt ist.

So trifft wohl zu, daß die Gotik sich im Süden der Alpen „nur durch Ableger fortpflanzen konnte", aber das ist ja auch dann zu erwarten, wenn sie im südlicheren Teil des nordalpinen Raumes ihr Kraftzentrum hat.

Wahr ist auch, daß die Italiener sich nach Burckhardt mit einer Heftigkeit des Gotischen entledigten als die Renaissance anbrach, die eine tiefe antigotische Leidenschaft verrät. Gerade diese Leidenschaft traf aber nur die substanzlose Spitzigkeit der Zierat, nicht die wesentliche nordalpine Errungenschaft, stärker „vom Ganzen her" zu bauen. Denn die Nachwirkung gerade dieser tiefsten Eigenart von Romanik und Gotik unterscheidet die italienische Renaissance vom geklitterten Bau der antiken Völker.

Selbst in den Orient hinein hat die Gotik gewirkt, wie an ägyptischen Mamelukenbauten nachgewiesen worden ist (Herz).

Rinascimento

Wir können es heute nicht mehr ganz gut heißen, daß Burckhardt die „Renaissance" mit einem französischen Namen als einseitig italienisches geistesgeschichtliches Ereignis beschrieb.

Das Rinascimento als geistesgeschichtliches Ereignis — die Entstehung einer neuen Kultur des diesseitigen Lebens vollzieht sich überall in Europa. Das Rinascimento als kunstgeschichtliches Ereignis ist ungleich weniger original, als es dem Burckhardtschen Zeitalter erschien. Es ist der

Gegenstoß der südlichen Tradition gegen Romanik-Gotik. Ohne Gotik kein Rinascimento.

Wieviel die italienische Kunstgeschichte Anregungen aus dem Norden bezog, stellt z. B. Knapp heraus. Selbst unmittelbar vor Anbruch der Hochrenaissance war die italienische Kunst von der französischen und deutschen Gotik insbesondere in Oberitalien bei weitem nicht so fundamental entfernt, wie man bislang glaubte.

Der Vorsprung Italiens in der Kunst des diesseitigen Lebens beruht auf der anschaulich-rationalen Befähigung der südalpinen Zone und auf der besonderen Städtischkeit des Lebens, welche der erste gesellschaftlich bemerkbare Ausfluß dieser Befähigung ist. Die Renaissanceitaliener denken zwar auf nordische Weise „vom Ganzen her“, aber sie verstehen darunter in viel höherem Maße als der Norden das rational konstruierte Ganze. Das steckt hinter dem „Staat als Kunstwerk“ (Burckhardt) wie hinter der Entstehung des Bilanzwesens gerade in Italien; und die Renaissancearchitekten befassen sich mit Vorliebe mit dem Entwurf von Plänen für die ideale, d. h. aus einer einzigen Idee heraus konstruierte Stadt.

Blenden wir die humanistische Überstrahlung ab, in der wir diese Dinge zu sehen gewohnt sind, dann zeigt sich erst, wie wenig architekturgeschichtlich wirklich Neues der Renaissancestil hat. Es handelt sich um Mauerbau, Bogen, Säulen, Kuppeln, die aus dem lombardischen oder byzantinischen Italien sehr wohl bekannt waren. Wie ist die Brunelleschische Kuppel des gotischen Domes von Florenz (die erste Laternenkuppel übrigens) gefeiert worden, als hätte es nie ein Pantheon und eine Sophienkirche gegeben!

Und ist die Frührenaissance von der Gotik, welche sie bekämpft, wirklich losgekommen? Gewiß, in Deutschland gab es das ganze 15. Jahrhundert hindurch rückständigerweise keine humanistische Baukunst, aber auch die humanistische Baukunst Italiens mit ihren schmalen und hohen Verhältnissen, ihrer mageren Unsinnlichkeit und Linienbestimmtheit ist doch gar sehr eine Fortsetzung etwa der Franziskanergotik! Botticellis Venus ist die beste Verkörperung der Bauseele der Zeit. Und sie ist zudem strahlend blond!

Demgegenüber verhält sich die römische Hochrenaissance freilich wie die Mittagshöhe zur Morgenfrühe und wie der vollerblühte Frauenleib zur knospenden Jungfrau. Aber man darf aus Rom weder nach Norden noch nach Süden viel herausgehen, ohne das Reich dieser vollbusigen Mittäglichkeit wieder zu verlassen. Auch darf man zeitlich von etwa 1520 nicht viel nach vor- und nach rückwärts blicken, ohne den Hochrenaissanceklang zu verlieren. So punktförmig ist die Klimax der Renaissancehöhe, während in der Antike die längsten Zeiten am ehesten mit Hochrenaissance gleichgestellt werden können.

Worin liegt dann die wirkliche Bedeutung der Renaissancekunst? Z. T. war es wirklich Wiederholungspensum der Kulturgeschichte, eine echte

Wiedergeburtsarbeit, die den Zustand der Antike erst wieder erreichen ließ. Dann aber gewann man noch viel dazu, in der Abbildung vor allem die höchste Steigerung der Möglichkeiten der Gruppenkomposition, in der Architektur Glättung der Formenmannigfaltigkeit der germanischen und byzantinischen Zeiten zu einem sinnlich-rationalen Gleichmaß, welches auf höherer Stufe Griechenland und Rom gleichkommt.

Man vergleiche einmal die Innenräume von S. Marco und S. Peter, um zu sehen, wie sehr in der größeren Mannigfaltigkeit und Ausgegliedertheit der Formen den Italienern die germanische Schulung zugute gekommen ist. Plastische Harmonie hatte schon Griechenland, sinnlichen Schönheitsglanz hatte die südalpine Kunst des ersten christlichen Jahrtausends nie verleugnet, aber plastische Harmonie, sinnliche Schönheit und germanischen Wesensreichtum zusammen: das macht die Renaissance aus.

Dabei ist die Renaissanceschönheit ein glänzendes Beispiel gegen die Vorstellung, man dürfe die Naivität der künstlerischen Eingebung um Gottes willen nicht stören. Die großen Renaissancekünstler waren alle tief bohrende Theoretiker, die große Schönheit, die auf Erden so selten erschienen ist, nämlich fast nur in der Phidiaszeit und dann erst wieder in der Raffaelzeit, ist das Ergebnis eines geradezu wissenschaftlichen Ringens. Das dürfte auch der spezielle Beitrag germanischer Befähigung zu dieser Leistung sein; in der Leichtigkeit des Formalen liegt er sicher nicht.

So wie die Deutschen zuerst die Stadt als einen Gesamtorganismus gefühlt haben, die Italiener aber zuerst bewußt ideale Stadtpläne aus diesem Gefühl gemacht haben, haben die Renaissanceitaliener auch sonst germanische Gehalte in die Sphäre rationaler Idealität erhoben. Auch Schönheit im südlichen Sinne ist sinnliche Anschauung rationaler Idealität.

Diese rationale Idealität als Außenfassade germanischer Gehalte bezeugt sich ganz besonders sinnfällig an den vielen vielen Fällen, in denen romanischen oder gotischen Bauten Renaissancefassaden vorgelegt sind. Fassaden schönen Scheins sind dem südalpinen Empfinden ja auch sonst angemessener als uns. Selbst der so grundehrlich, fast preußisch geschlossene, massiv geldschrankhaft aussehende Palazzo Medici in Florenz mit seinen breiten Gesimsen ist vorgestülpte Fassade eines ganz anderen Baukörpers.

Man hat, gerade auch von rassenkundlicher Seite, hinter der Plötzlichkeit, mit der die Renaissance nach langen, dürren Jahrhunderten aufgestiegen sei, ganz geheimnisvolle biologische Gesetze sehen wollen, hat den Begriff einer kulturellen Inkubationszeit aufgestellt, als hätte sich der germanische Zustrom erst viele Jahrhunderte später ausgewirkt, wie sich ein Krankheitserreger erst nach oft wochenlanger „Inkubation" auswirkt. Heute sind wir den Dingen schon viel näher gekommen. Wir sehen, daß das Rinascimento in vieler Hinsicht nur den äußeren Glanz eines tieferen kulturellen Werdens abschöpft, wir haben zur humanistischen Kunst überhaupt Abstand gewonnen und schätzen sie nicht mehr als das Ein und Alles der Kunstentwicklung ein, wir finden

weitergrabend, daß sich Renaissanceerscheinungen nicht erst um 1500, sondern schon um 1400, um 1300, um 1200 („stauffische R.“), dann aber auch in ottonischer und karolingischer Zeit zeigen, uns geht der Sinn immer weiter auf für die unscheinbareren Zeiten des germanischen Mittelalters, wir lernen aber auch in Byzanz etwas anderes sehen als stumpfe Erstarrung, nämlich z. B. ebenfalls eine ganze Kette von Renaissancen. So verstehen wir heute besser, warum Raffael erst um 1500, nicht schon um 1000 möglich war und warum die Ankunft der Langobarden im 6. Jahrhundert nicht gleich zu einer Wiederholung der klassischen Blüte Griechenlands führen konnte. Im 6. Jahrhundert waren ja z. B. die nachlogischen Religionen noch zu mächtig, als daß schon eine neue Kultur konkreter Diesseitsbejahung möglich gewesen wäre, auch war das klassisch griechische Erbe fast völlig verschüttet. Schließlich besteht aber auch die Geschichte Griechenlands zum weitaus größeren Teile nicht aus seiner klassischen Zeit. Ebenso wie sich die athenische Kunstblüte ins 5. und 4. Jahrhundert zusammendrängt, ist die Große Zeit des Hellenismus künstlerisch durch die Jahre 225 und 175 v. Chr. begrenzt (Rodenwaldt).

In die außeritalienischen Länder wirkt die Renaissance vor allem als eine neue Zieratmusterkollektion, die gegenüber der mittelalterlichen, der man müde wurde, den Vorteil hatte, daß sie der naturalistischen Abbildung, um die man damals in Europa so sehr rang, kongenialer war als das Liniengewucher der Gotik. Die Antike und danach die Renaissance ist es ja, die am liebsten stilisierte Naturabbilder ihrer Ornamentik zugrunde legte. Dürer hat nur Venedig gekannt, die Deutschen und Franzosen sind schon aus Gründen der Entfernung viel eher mit Oberitalien in Berührung gekommen als mit der römischen Hochrenaissance oder mit Florenz. Man kann rassenkundlich auch sagen: sie holten sich ihre Renaissanceanregungen aus einem Gebiet, in dem es sich um ebenfalls ziemlich aufgehellte Bevölkerungen handelt.

Florenz, Venedig und Süddeutschland ist eine deutliche kunsthistorische Formenkette. Florenz betont Zeichnung und Komposition getrennter Teile, Venedig Farbigkeit, Bewegtheit und Gesamteindruck, bedeutet also einen Übergang zu Deutschland. Man hat geradezu gesagt, die Alpen seien gar keine Kunstscheide, wohl aber der viel niedrigere Appenin (Gerstenberg).

Darum also ist von den Leistungen von Florenz und Rom in Deutschland und Frankreich wenig zu merken. Die französische und die deutsche Renaissance sind sich, wie sie aus ähnlichen gotischen Vorstufen erwachsen, im allgemeinen recht ähnlich. Ein sehr fühlbarer Unterschied besteht aber (wie ja auch schon in der Gotik) darin, daß die Franzosen die gleichen Formen viel spielerischer und eleganter anpacken. Wenn uns die deutsche Renaissance mit Recht als Inbegriff von biederer Kernigkeit gilt („altdeutscher“ Stil), so liegt das, wie man an der parallelen, aber physiognomisch so anderen französischen Entwickelung sieht, nicht an den Formen, sondern an der dahinterstehenden Wesensart.

Die römische „Vollbusigkeit“ des Baues kommt erst gegen 1600 nach Deutschland, also nachdem sie schon barocke Formen angenommen hatte.

Nicht nur in Deutschland, auch in Frankreich lebte die Gotik sehr zähe fort. Insbesondere Kirchen wurden in Frankreich erst im 17. Jh. in den „weltlichen“ Formen gebaut, die aus Italien gekommen waren.

Die typische spanische Renaissance ist der „platereske“ Stil. Er muß durch seine Neigung zur Flächenüberkleidung mit reichstem Ornament als eine „heimliche Islamik“ gelten. Im Vergleich zu Italien verkompliziert der Norden die plastische Körperlichkeit der Zierat und raubt ihr dadurch die klassische Einfachheit. Spanien entwertet ihre Körperlichkeit und läßt sie Flächen überziehen. Süditalien und Sizilien folgten ihm darin, was vielleicht nicht nur auf die politischen Zusammenhänge zurückzuführen ist.

Bzw. es ist anzunehmen, daß die spanischen, durch ihre im schlechten Sinne orientalische Mißwirtschaft berüchtigten Dynastien nur dort so dauerhafte Macht gewannen, wo es sich um Bevölkerungen handelte, die nach dem Färbungsgrad den spanischen ähnlich waren.

Die Nachrenaissance-Stile

Nun bleibt die künstlerische Formensprache des „offiziellen“ Europa durch Jahrhunderte ganz vorwiegend antikisch. Es paßte dies, wie gesagt, besser zur entstehenden Diesseitskultur. Es war aber mit der Renaissance auch ein Anfang gemacht, den man noch nach vielen Seiten drehen und wenden konnte, was Jahrhunderte brauchte, wie es bei Byzantinik, Romanik und Gotik ja auch gewesen war. Wenn die antikische, nachgotische Formengruppe nur so lange gelebt hätte, wie sie als Renaissancestil bezeichnet wird, wäre sie ja viel kurzatmiger gewesen als die ihr vorangegangenen Stilgruppen. Schließlich eignete sich die rationale Idealität dieser Formen auch hervorragend zur praktischen Verwertung als ästhetischer Allgemeinplatz, so ähnlich wie sich die französische Sprache für den diplomatischen Allgemeinplatz unvergleichlich gut verwenden läßt.

So sind z. B. die Mietskasernen Wiens im 19. Jahrhundert durchgehends verwässerte italienische Renaissancepalazzi gewesen, d. h. formal denkbar einfache Kästen mit vorgeklebten, in Serien lieferbaren Stukkaturen. Kulturformen, welche gleichzeitig den Anspruchsvolleren genug Stoff zum Nachdenken geben und die weniger Anspruchsvollen nicht anstrengen, haben eben die meiste Aussicht, die Welt zu erobern.

Aber das nordalpine Europa hatte überhaupt kein allgemeines Präjudiz gegen den Säulen- und Rundbogenstil. Vor den gotischen Spitzformen hatte es ja auch schon sehr lange romanisch gebaut, und auch die heidnisch-germanische Kunst war nicht einseitig auf spitze Formen aus (Bronzezeitzierat!). Daran muß man auch denken, will man der Tatsache gerecht werden, daß die Nachrenaissancestile in ganz Europa so lange Heimatrecht hatten.

Hochinteressant ist, was alles an Ausdruck in diesem letzten Jahrhundert aus den uralten antikischen Formen neu herausgeholt wurde. Man sollte denken, die Möglichkeiten wären längst erschöpft gewesen.

Bernini-Barock und Schlüter-Barock, Zopf und spanischer Kolonialstil, das lineare Versailles und die St. Paulskathedrale Londons, Rokoko in Deutschland und Rokoko in Frankreich, der Chirigueske- und der Desornamentado-Stil Spaniens, das Dorische, das im 17. Jahrhundert als weniger beachteter Gegenspieler zum Barock mitlief (Dogana Venedigs), der auf eine neue Weise altrömische Stil des Napoleonreiches, Biedermeier und die Neobarocke des Makartstiles; der blasse Thorwaldsen-Klassizismus, Schinkel und die Baumeister der Wiener Ringstraße, endlich der Mussolini- und der Hitlerstil unserer Tage.

Solcher Erfindungsfülle gegenüber müssen wir uns darauf beschränken, einiges Weniges herauszuarbeiten.

Die Hochrenaissance ist s e h r r a s c h in das Barock übergegangen. Demgegenüber dauerte die klassische Gesinnung der griechischen Kunst sehr lange, und war, als Pompej verschüttet wurde, noch ebenso aufs statisch Schöne aus wie unter Perikles; die Erscheinungen, welche man als antiken Barock beschrieben hat, haben wenig Gewicht, soweit sie nicht überhaupt nur der naheliegenden Analogie wegen diese Benennung bekommen haben.

Wie ist dieser Unterschied zu erklären? Nach Süden lag beidemal ein relativ ermatteter und ausgekämpfter Orient. Im Norden gab es das eine Mal Naturvölker, das andere Mal aber das ausgereifte gotische Kunstwesen. Zudem liegt Florenz um fünf Breitengrade nördlicher und um eine ganze Menge westlicher als Athen, und waren die Renaissance-Italiener beträchtlich hellfarbiger als die Griechen und Römer der späteren Antike.

Darum war das eigentlich klassische Gestalten auch den Renaissance-Italienern ein nicht viel weniger fernes Bildungsideal als den Deutschen, nur daß sie ihm rassisch doch soviel näher waren, daß sie es wenigstens vorübergehend blutvoll erreichen konnten, während alle nordalpinen Klassizismen blaß oder nicht klassisch sind.

So ist die Barocke „heimliche Gotik"? Man muß, glaube ich, über diese S c h ä f f e r - W o r r i n g e r sche Formel noch weit hinauskommen. Es gehört zu den wichtigsten Erscheinungen der Geographie der Barocke, daß sie gerade in Frankreich und England, als den Hauptländern der Gotik, n i c h t durchdringen konnte, sondern ein kühler, gelehrter und linienstrenger Klassizismus ihr dort den Rang ablaufen konnte. Süddeutschland aber, welches nacheinander ein gotisches und ein barockes Zeitalter von großer Volkstümlichkeit mitgemacht hat, hat die Anregungen zu beidem von außen ü b e r n o m m e n, und zwar wohl deshalb übernommen, weil sich in beidem uralt-bodenständige „bandkeramische" Gesinnung ausleben konnte. Das sind Dinge, die zu denken geben müssen.

Für Italien ist die Barocke wohl das gleiche wie die italienische Musik. Die europäische Musik ist nordalpiner Herkunft, hat aber doch gerade in Italien besonders kräftig und eigenartig geblüht. So gehört auch die Barocke zur italienischen Antwort auf das mittelalterlich-nordalpine Bauen mit dazu, ist aber nicht mehr Antithese wie die Rinascimentobewegung, sondern Synthese. Sie entspricht daher etwa der Oper, dieser so durchaus italienischen Musikform. Gestik und Pathos und sinnfällig aktuelle, leidenschaftlich erregte Szenen machen die italienische Barocke wie die italienische Oper aus.

In Deutschland aber kann es passieren, daß man einen barocken und einen gotischen Heiligen nicht unterscheiden kann. Aus den barocken, wie vorher schon aus den gotischen Formen, wird da eine Welt schwingenden Seins, für welche die italienische aktuelle Leidenschaftlichkeit nur ein neuer Vorwand ist. Solche naturhaft gewordene Barocke ist insbesondere für das bajuvarische Stammesgebiet der echteste Volksausdruck unter allen historischen Stilen geworden.

Der bayrisch-österreichischen Barocke im südlichsten Deutschland entspricht besonderes Barockinteresse im nördlichsten Italien.

Demgegenüber liegt, glaube ich, die größte Volkstümlichkeit der Spätgotik in Deutschland etwas nördlicher, gegen Mitteldeutschland zu, in Franken und Thüringen. Ich wage es hier zum ersten Male anzudeuten, daß es innerhalb der deutschen Stämme eine relativ italienische und eine relativ französische Zone geben mag. Franken-Thüringen liegt gerade in gleicher Breite mit Nordfrankreich.

In Spanien, Neapel und Sizilien ist ebenfalls sehr viel Barock zu sehen, nicht nur als erregte Opernszene, sondern neuerlich als flächenüberziehende „heimliche Islamik“ (Chiriguerra-Stil).

Innerhalb der Nachrenaissance-Stile ist der Klassizismus mit seinem Willen zur Statik (zur zentripetalen, zeitlosen, monumentalen Gestaltung) der dauernde Gegenspieler zur Barocke mit ihrem Willen zur Dynamik (zur zentrifugalen, vorgangshaften, transzendentalen Gestaltung). Jedes der neueren Völker (ja bei genauerem Besehen wohl jedes Volk überhaupt) trägt beide Tendenzen in sich; es kann sich nur darum handeln, festzustellen, in welchen Gebieten der „klassizistische" Wille in den letzten Jahrhunderten der Kunstgeschichte seine besten Stützpunkte hat.

In Frankreich und in England hat der Klassizismus seit dem 17. Jahrhundert den Hof und die Gelehrten für sich. Für beide Völker ist, was in diesem Zusammenhang sehr bedeutsam ist, dauernd Rom und nicht Griechenland der Inbegriff der Klassik geblieben, während die Deutschen (und schon die Renaissance-Italiener!) das Land der Griechen mit der Seele suchten. Frankreich schätzte die Begrifflichkeit, England die Nüch-

ternheit, Frankreich die rauschende Macht, England die heroische Tatkraft Roms.

Frankreich klammerte sich so sehr am Klassizismus fest, daß die heutigen Franzosen in ihren Selbstanalysen regelmäßig die Statik des französischen im Gegensatz zur Dynamik des deutschen Geistes hervorheben, obwohl Frankreich Ursprungsland der Gotik war und noch im 16. Jahrhundert die Renaissance um nichts klassischer auffaßte als Deutschland. Schon in dieser Gewolltheit zeigt der französische Klassizismus etwas Krampfhaft-Aggressives, ist ständig auf dem Kreuzzug gegen Unvernünftigkeit und Unklarheit. Seine lineare Proportionenfreudigkeit läßt ihn erst recht als nicht viel weniger spitzig substanzlos erscheinen als die französische Hochgotik. Der Unterschied zwischen der französischen Kunst des 17. und des 12. Jahrhunderts ist bestimmt nicht ausgesprochener als die inzwischen eingetretene Verminderung der germanischen Rassenelemente.

Aber der Klassizismus, dessen physiognomische Vieldeutigkeit wir anfangs ja geradezu als Musterbeispiel herangezogen haben, kann auch die genau entgegengesetzte Funktion erfüllen: anstatt aggressive Vernünftigkeit kann hinter ihm auch Verteidigung gegen unliebsame Aufgeregtheit sein. Er hat damit den gleichen Sinn wie die schwedische „Kontragotik“, von der oben die Rede war.

Solche kontrabarocke oder kontraromantische Selbstverteidigungs-Klassizismen werden wir natürlich wie die Kontragotik im vorwiegend blauäugigen Gebiet ruhig-fester Wesensart in erster Linie zu suchen haben.

In diesem Sinne ist schon der Schlüterbarock (der „preußische Stil” Möller v. d. Brucks) ein Klassizismus, ebenso der von den aus Stralsund eingewanderten Tessins stammende Stil der schwedischen Großmachtzeit. Im 19. Jahrhundert sind von den deutschen klassizistischen Baumeistern, welche Pauli anführt, 72%, von den „romantischen” aber nur 30% Norddeutsche.

Die dynamisch-zentrifugale Bauweise hat in Süddeutschland ihren Höhepunkt und geht nach Süden neuerlich in ruhigere Formen über. Neben dem Klassizisten Thorwaldsen aus Dänemark steht der Klassizist Canova aus Italien. Skandinavien und Italien berühren sich damit zu Beginn des 19. Jahrhunderts, wie sie sich früher darin berührt haben, daß sie beide eine Kontragotik erzeugt hatten (das Rinascimento ist ja, wie dargestellt, ebenfalls eine Kontragotik).

Der Unterschied besteht aber darin, daß Skandinavien Klassizismen, Italien aber eine neue Klassik erzeugt. Der Kern der skandinavisch-norddeutschen Kontragotik ist nämlich das Bedürfnis, weniger aufgeregt, und das heißt sachlich-tektonischer zu gestalten, der Kern der italienischen Kontragotik aber zeitloser, und das heißt statischer zu gestalten.

So muß man also zumindestens einen rationalistischen, einen tektonischen und einen „klassischen" Klassizismus unterscheiden, von denen der eine im Westen, der zweite im Norden, der dritte im Süden seinen Stützpunkt hat. Aber haben wir nicht auch eine opernhafte, eine naturhafte und eine heimlich islamische Barocke auseinanderhalten müssen? Es ist doch eigentlich nicht mehr als selbstverständlich, daß gröbste Schlagwörter wie Barock, Klassizismus nicht ausreichen, um etwas rassenpsychologisch Eindeutiges zu besagen. Mit machtvollen Kulturerscheinungen muß sich schließlich jedes Volk auseinandersetzen, in dessen Blickfeld sie auftauchen, seine Eigenart kann es nur in der Art und Weise aussprechen, wie es das tut.

Als **völkische Stildominanten** von rassenpsychologischem Interesse kann man in Europa, von Süden nach Norden fortschreitend, also die folgenden feststellen:

Spanien: „Heimliche Islamik", mehr erregte als geformte Gestaltung (auch die Gotik in diesem Sinne eingesetzt),

Italien: Fügung klarer und plastischer Einzelteile,

Frankreich: Ein mehr rationales als sinnlich-naives Streben nach Gesetzlichkeit, Klarheit und Proportionalität. Sensitive Eleganz,

Deutschland: Naturhaftigkeit und Gemüthaftigkeit des Baues. Breitere und zentralere Gestaltung als im Westen. Transzendentalste Vollendung der Stile (Romanik, Gotik, Barocke, Rokoko),

Niedersachsen-Schweden: Wuchtigere, vereinfachte Formen, tektonisch, „Kontragotik", reflektiert-klassizistisch,

England-Norwegen: Gotik als schmale, substanzlose, naturhaftwachsende („holzhafte"), zeitbetonende Bauweise der englische Dauerstil. Daneben tektonische Neigung (Kontragotik, Wren-Klassizismus).

Bedenkt man die eingangs erwähnten Schwierigkeiten der rassenpsychologischen Auswertung der Architekturgeschichte, dann sind die Ergebnisse durchaus so klar, wie sie überhaupt erwartet werden konnten, und haben im Rahmen des Ganzen großen Wert.

c) Probleme der „Reinen Formmelodie"

Im Gegensatz zur Abbildung und zum Bauen, die stark durch außerkünstlerische, technische Zwecke bedingt sind, entspricht die Ornamentik als absolute Kunst, als reine Formmelodie (vgl. I. Bd. S. 232 f.) der absoluten Musik. Es ist also durchaus verkehrt, die Zierat gleichsam als nebensächlichen Schnörkel und Zutat zu betrachten, der eigentlichste Kunstwille kommt in ihr am freiesten zum Ausdruck.

Wir haben im II. Band erlebt, wie enge diese „Reine Formmelodie" mit der Rasse zusammenhängt; für den Hochkulturbereich stellen wir drei derartige Untersuchungen an.

1. Viel und wenig Zierat

Wer die Kunstgeschichte nach Merkmalen durchmustert, bei denen er rassenpsychologisch „einhaken" kann, dem wird nichts so rasch auffallen wie der Unterschied von schlichter Glattflächigkeit und überreich gehäuftem Zierat. Aber die Prüfung auf zeitliche Konstanz, entsprechend den früher entwickelten methodischen Prinzipien, führt bald darauf, daß in dieser Hinsicht raschester Wechsel überall vorkommt, was allein schon beweist, daß kulturhistorische Momente über die Momente dauernder Rassenbeschaffenheit dabei offensichtlich das Übergewicht haben.

Man denke an die extreme Verschiedenheit der europäischen Zeitstile von 1880 und 1930 (Makartstil und Funktionalismus)!

Im Islam war die Ornamentmenge in den ersten Jahrhunderten gering. Im 11. Jahrhundert aber war der Omajadenstil Spaniens schon so überladen geworden (Hauptbeispiel die Aljaferia von Zaragossa), daß ein Umschwung eintreten mußte (Kühnel). In der nordischen Bronzezeit folgte auf den „Großen Stil" (Montelius) der „Reiche Stil" und bald das Ende. Die frühen Hindutempel sind schlicht im Vergleich zu den späteren, Frührenaissance, Frühgotik schlicht im Vergleich zu Barocke und Spätgotik, Sungporzellan schlicht im Vergleich zu Ming- und Mandschuporzellan usf.

Wie diese Beispiele zeigen, ist die Zieratvermehrung eine sehr allgemeine Flußrichtung der Stilgeschichte. Die schlichten Formen stehen an den primitiven oder revolutionären Anfängen. Eine Grundform neu anzugeben ist nicht leicht; sie auszuschmücken, darauf verfällt jeder Künstler, der überhaupt Eigenes dazutun will, weitaus am ehesten. Erst wenn diese Entwickelung sehr weit gediehen ist, wird die radikale Umkehr zur ursprünglichen Schlichtheit wieder mit dem Reiz der Neuheit umgeben, oder die weitere Formbildung geht von einem noch keimhaft gebliebenen anderen Anfang aus.

Überblickt man die gesamte eurasische Volkskunst im Westen, Norden, Osten, Süden, dann findet man m. E. ebenfalls kein einziges typisch zieratscheues Volk. Wo materielle Vorbedingungen, Traditionsgut und Talent vorhanden sind, scheinen allen Völkern die wertvolleren Gegenstände gar nicht reich genug geschmückt zu sein können.

Weniger zieratgeneigt erscheinen die Afrikaneger (vgl. II. Bd.), und eine genaue Untersuchung könnte vielleicht auch ergeben, daß die orientalischen und südalpinen Völker weniger geneigt sind, die Gesamtform durch Einzelzierat überwuchern zu lassen als die anderen Völker.

Mehr läßt sich heute nicht sagen. Wir wenden uns darum weniger offenkundigen, dafür aber ergiebigeren Erscheinungen der „reinen Formmelodie" zu.

2. Fein und Grob

Wenn wir in einem Kulturmuseum die verfeinertste, raffinierteste und sensibelste Pracht der Zierat finden wollen, gehen wir in die maurische Abteilung, bewundern sarazenische Lebenskunst, persische Teppiche, Moghularbeiten Indiens, javanische Batiken und chinesische Porzellane. Wir haben uns bei diesem Rundgang durch lauter Leistungen sehr dunkeläugiger Völker bewegt. Dem kunstgewerblichen Ruf dieser Zone kommt auch Frankreich, Italien und Griechenland nicht gleich.

In den Erzeugnissen der Schwarzbraunäugigen schwelgt man wie in Feinschmeckergerichten, die feinsten Erzeugnisse der südalpinen Zone aber betrachtet man, freut sich daran.

Auch die gepflegteste Feinschmeckerzunge schafft keine Gestalten wie Auge und Ohr, sondern diffuse Lusterregung, die freilich ungeheuer verschieden sein kann, worauf ja die Gourmandise Kunst beruht.

Gestalten schafft das Auge durch Zusammenleitung der getrennten Netzhauterregungen, das Ohr durch Verbindung vieler Zeitmomente. Das Feinschmeckererlebnis hat demgegenüber weder einen Raum, noch hat es eine Zeit. Es gleitet von einem beseligten Augenblick zum nächsten, aber die Freude an der Kunst des Koches bildet sich nicht erst aus der Zusammenfügung vieler Augenblicke, wie es bei Betrachtung einer Statue, auf die das Auge mit vielerlei Einstellung blicken muß, der Fall ist.

Qualitätenreich, aber gestaltenarm — so ist auch die Wunderwelt der schwarzbraunäugigen Kunst. Nichts fordert dazu auf, eine maurische Palastwand zu zergliedern, im Gegenteil, es ist klar, daß die Zierateinzelheiten in ihrer berauschten Fülle nur da sind, um in ihrer gleißenden Gesamtheit den Genießer wieder zu berauschen.

Die Kunstgewerbe des islamischen Bereiches erreichen diese Wirkung, indem sie minutiös gezeichnete Einzelheiten in exaktester Weise aneinandersetzen, wodurch flirrende Ordnungen von geradezu geometrischer Präzision entstehen. Jedes Sichzusammenschließen der Zieratatömchen zu größeren Gestaltgebilden wird vermieden. Die Flächen erhalten zauberische Oberflächen, unterscheiden sich wie Goldgrund, Noppenstoff, Plüsch, Seide, Brokat usw. voneinander. Wir nannten diese Art von Zieratüberfülle früher Formfarbigkeit (II. Bd. S. 295).

Wahrscheinlich entstehen alle Farbempfindungen ähnlich durch die Integration der Verteilungsverhältnisse feinster Lichterregungen, sind also ebenfalls Qualitäten, die durch feinste quantitative Verhältnisse vorgezeichnet sind. Dem entspricht im Prinzip, wie man eine maurische Wand als qualitätenreich, aber gestaltenarm sieht. Darum „Formfarbigkeit".

Die Mittel, welche für diese Wirkung angesetzt werden, sind ganz verschiedene. Man kann die verschiedensten Zierformen so dicht und gleichmäßig häufen, daß sie als Gestalten untertauchen und nur als Gesamtqualität wirksam werden. Wir verzeichnen etwa den Goldgrund, der in Byzanz die gleiche Rolle spielt, die Fließenlegungen, welche im Maghreb (Marokko und Spanien) besonders entwickelt werden, die Teppichknüpfung, die ornamentale Schrift, die reiche Fülle von Blumen- und Rankenmustern, welche von Innerasien und Iran her herbeigeschleppt werden wie fremde Sklavinnen in die Harems der Orientalen. Eine weitere Gruppe ist rein geometrisch. Dazu gehören auch große Vielecke, die als Gestalt zwar nicht untergehen, aber so geheimnisvolle abstrakte Verbindungen untereinander eingehen, daß der gewünschte Ausdruckszweck darunter nicht leidet.

Und ich möchte schließlich meinen, daß auch die Reliefs der indischen Tempel nicht allein dazu da sind, aus der Nähe als Gestalten und Erzählungen betrachtet zu werden, sondern daß sie auch als unauflösbar dicht gedrängte Ornamentteile zu funktionieren haben, die aus der Ferne den Tempeln ihre magische Oberfläche geben. Die sonderbare unorientalisch-orientalische Zwitterhaftigkeit Indiens erweist sich auch daran wieder.

Was wir hier beschreiben, entspricht der Erscheinung, welche von kunstgeschichtlicher Seite mit dem wohlklingenden, aber wenig besagenden Namen „horror vacui" belegt worden ist. Gewiß, es darf kein Stückchen Fläche ohne Zierat bleiben, das aber nicht, weil man Angst vor dem Leeren hat, sondern weil kein Ornament, sondern nur eine geheimnisvoll erregende Fläche sichtbar werden soll.

Als Gestalt höchst zerstückelt, als Eindruck eine diffuse Erregung, man kann sich denken, wie gut solche Kunst zu südlichst-europäider Rassenart paßt. Sie ist aber auch eine schwierige Kunst, darum ist sie spät erfunden. Sie deutet sich im Alten Orient in den Fließenwänden Mesopotamiens nur dürftig an. Auch während der ersten Jahrhunderte des Islam ist das Zieratwesen noch verhältnismäßig unentfaltet. Aber auch die Landschaftsmalerei, die entsprechende kennzeichnendste germanische Kunst, ist ja schwierig und daher spät!

Außerdem sind Kräfte der südalpinen Zone am islamischen Kunstgewerbe stark mitbeteiligt. Indem sie den Formenschatz zum großen Teil liefern, ist die islamische Kunst sogar in gewisser Weise mehr eine Kunst *für* Orientalen als eine Kunst *von* Orientalen. Spanien, Byzanz-Türkei, Persien und Indien sind in dieser Weise an der orientalischen Ornamentik interessiert und beteiligt. Der orientalische Mensch war wohl erregbar genug, aber nicht formal schöpferisch und phantasiereich genug, um sich selbst die Ingredienzien seines Lieblingstrankes zu erfinden.

Als technische Grundlage der orientalischen Kunst muß man wohl ganz besonders geschickte Hände annehmen. Arabische Goldschmiede und

arabische Begriffsziselierung sind sich ähnlich. Es muß freilich dahingestellt bleiben, ob damit die orientalische Zone nicht von Kräften zehrt, wie sie für die südalpine typischer sind. Jedenfalls steigern sich nach Negerafrika hin Handgeschicklichkeit wie Begriffsziselierung nicht noch weiter, wie auch die ganze islamische Kunstwelt in Negerafrika nicht aufgenommen ist, auch im Sudan nicht. Die steile Klimax zwischen raffiniertester Kultur und Naturvölkerhaftigkeit zeigt der Orient auch auf dem Kunstgebiet!

Im Vergleich zum sonstigen Orient ist Indiens Kunst gestaltiger, gröber, akzentuierter. Das fühlt man auch in der islamischen Kunst Indiens. Deren zahlreiche Baustile haben mit der hinduischen Tempelkunst gemeinsam, daß sie plastischer, reicher an individuellen Formen und Kontrasten sind. Demgegenüber haben die orientalischen Bauten viel mit den ägyptischen Pyramiden gemeinsam, sind aufs äußerste reduzierte, sehr einfache eckige Formen, deren leere Flächen zu formfarbiger Verzauberung reizen.

Erst recht kommen wir in Hinterindien und Ostasien in eine andere Welt, die mit dem Orient nicht viel mehr gemeinsam hat als die Feinheit der Hände. Während das orientalische Kunstgewerbe eine weitest getriebene Geometrie und Zerspaltenheit ist, liebt es der Osten, mit intuitiv und behutsam geschwungenen Linien eine möglichst reiche Form anzudeuten. Je sparsamer die Mittel, desto größer der Künstler. Möglichst skizzenhaft soll das Werk aussehen, auch wenn viele Vorstudien und Einübungen dazu nötig waren. Das sehende und Formen nachtastende Auge herrscht, nicht die gestaltlose Erregungshaftigkeit. Es gehört zu den feinsten Genüssen des Chinesen, im Freundeskreise über ein Bild zu sprechen, an ihm gleichsam weiterzuschaffen. Wann wurde aber je über eine maurische Palastwand disputiert?

Die zentrale Eigentümlichkeit der ostasiatischen Formmelodik ist aber die Kontrastarmut, die behutsame und sparsame Verfeinerung, die geringe „Gradation" zwischen Weiß und Schwarz, die gedämpften Farben, oder sogar Vermeidung von Farben, wie in der Sungmalerei oder in der vielbeliebten Spezialgattung des Tuschebildes.

Gerade, wenn man von Indien herkommt, fällt in die Augen, wie sehr die ostasiatische Kunst ferner Empfindung ist, nicht Geist, wie die Wucht des ideellen Ernstes, die sich ja gerade in der indischen Kunst so besonders europäerhaft zeigt, unwichtig wird vor dem belebten Reichtum der konkreten Welt. Man kann an den verschiedenen hinterindischen und ostasiatischen Kunstwelten ja sehr genau studieren, was aus der indischen Formmelodie wird, wenn indische Formen sich auf mongolisches Gebiet ausbreiten.

Die buddhistische Plastik wird in Ostasien formenärmer, zurückhaltender in der Bewegung. Die gluthauchende Vielarmigkeit eines südindischen Shiva

wird schon in Java nur mäßig verstanden, in Ostasien kommt sie nicht vor. Der willenlos versunkene Buddha läßt sich mit mongolischen Rassenzügen viel selbstverständlicher darstellen als mit europäischen. Die Falten der Gewänder werden weicher, flacher.

Flach bei äußerster Figurenfülle sind die berühmten Reliefs von Angkor Wat in Siam. Feinere Rhythmik findet With für den Borobodurstil (Java) kennzeichnend.

Die phantastische ungeheuere Kolossalplastik „Indischer Tempel", die einem Goethe solches Grauen und Unbehagen gemacht hat, wird in Hinterindien höher, schlanker. In Burma verliert sie den Figurenschmuck, es bleibt ein sich nach oben verjüngender Rotationskörper übrig, der etwas an den Eiffelturm erinnert (berühmtestes Beispiel Schwe Dagon). Die Siamesischen Praprangs verhalten sich zu ihren indischen Vorbildern wie duftig spielendes Rokoko zu Gotik voll schwerer Innerlichkeit (Credner). Die chinesische Pagode ist dann völlig zierlich, sieht aus wie sieben übereinandergesetzte Gartenhäuschen mit lustig flatternden Dächlein.

Die ostasiatische Zeichnung hat in Europa am ehesten eine Parallele in der fraulichen Kunst einer Sulamith Wülfling, die uns leicht hypersensibel erscheint. Die ostasiatischen Landschaftsbilder sind immer wie von duftigem Nebel eingehüllt. Es gab auch einmal eine Schule von Malern in China, die wollte kontrastreichere Linien. Aber sie konnte sich nicht durchsetzen (Münsterberg).

Im II. Band haben wir schon dargestellt, daß gedämpftfarbiges Linienspiel und eine unwahrscheinliche geschmackliche Verfeinerung sich auch bei den Naturvölkern Indonesiens finden. In Ostjava nehmen die indischen plastischen Formen, das sei nicht verschwiegen, unter der einheimischen Bevölkerung eher eine melanesische Derbheit an (With).

Allerdings sind auch in Ostasien einzelne wie Fremdkörper in die feinlinige sonstige Darstellungsweise eingesprengte umso derbere Gestaltungen des Dämonischen und Schrecklichen, oder auch des Männlichkräftigen seit alters zuhause: die Himmelswächterfiguren, die altjapanischen Masken, die Europäerdarstellungen aus Khotan. An diesen wenigen Fällen wird aber gerade ersichtlich, wie hilflos der ostasiatische Künstler wird, wenn er durch den Gegenstand aus seiner kraft- und saftlosen Normalwelt herausgezwungen ist. Er bringt dann nur Karikaturen zustande. Das läßt uns gewiß werden, daß unsere europäische geringere Feinfühligkeit in ästhetischen Dingen doch auch ihr Gutes hat.

Sie eröffnet uns allenthalben eine viel weitere Welt. Man mag die ewig gleiche Thematik der ostasiatischen Landschaft mit der allumfassenden Abstufung der europäischen Landschaftskunst vergleichen, oder die ostasiatische religiöse Plastik mit der europäischen, oder den minimalen ostasiatischen Stilwandel nach Völkern und Zeiten mit der europäischen Fülle verschiedener Stile. Man kann sich des Vergleiches nicht enthalten, daß sich all dies gegenübersteht wie weibliche und männliche Welt.

Was Feinheit und Grobheit der Formmelodie anlangt, nimmt im europäiden Gebiet die Feinheit wohl vom Süden nach Norden und Osten ab. Ob auch der Orient zu eleganterer, zierlicherer, feinerer Gestaltung neigt als die südalpine Zone, bleibe dahingestellt. Im südlichen Europa läßt schon die Freude an greifbaren Gestalten keine maximale Raffiniertheit und Sensibilität aufkommen, da Gestaltenfreude gleichzeitig Kontrastfreude ist.

In Europa gibt es auch sehr reiche Zierat, aber das Ornament will hier durchaus erkennbare Gestalt sein. Das gilt gerade auch von der klassischen Zone mit ihrer Neigung zur Reihung klar und scharf umrissener Ornamentindividuen, unter welchen organische Motive, insbesondere Blätter bevorzugt werden.

Europas Kunst ist nur in vereinzelten Perioden vorübergehend an Sensitivität der ostasiatischen gleich geworden. Die bedeutendste solche Phase stand unter direktem ostasiatischem Einfluß (Rokoko). Sie dauerte nur drei Jahrzehnte. Ihre Tracht läßt nördliche Europäer immer maskeradenhaft verkleidet erscheinen (wieviel echter wirkt z. B. bei den Hamburger Ratsherrn die Barockperücke als die zwangsweise Rokokopuderung!). Das Rokoko hat endlich mit einer schweren Reaktion, die geradezu ins Pöbelhafte ging, abgeschlossen. Auch die französische Revolution, nicht nur die deutsche Romantik, war vielleicht u. a. Protest gegen eine unpassende künstliche Stilisierung des Lebens. Die Ostasiaten leben aber schon seit jeher, und unter verschiedenen historischen Umständen, rokokofein.

Die letzte Vollendung hat das ostasiatische Kunstgewerbe in China und Japan allerdings erst seit etwa dem 15. Jahrhundert erfahren. Den Gipfel „höfischer" Durchfeinerung eines ganzen Volkes stellt wohl Japan in der Tokugawaperiode dar. Merkwürdig aber: in Ostasien ist Durchfeinerung keine Verweichlichung. Ein japanischer Daimio ist nicht verweichlicht, aber in Wappenzeichnung, Schloßkultur und heroischem Handeln immer mädchenzart (d. h. so zartfühlend wie bei uns nur Mädchen). Ein orientalischer Pascha weiß hingegen raffiniert zu genießen, aber niemand kann ihn weibisch finden, wenn er dabei weichlich wird.

Auch die starke Betonung der Zurückhaltung im Mienenspiel in den ostasiatischen Anstandsregeln bedeutet eine Übertragung des Stiles der Kontrastarmut auf das ganze Leben.

Kein Zweifel besteht, daß von der südalpinen zur nordalpinen Zone Europas hin Feinheit und Eleganz des Duktus abnehmen. Mittelalterliche Miniaturen und Holzschnitte tun selbst uns oft des Groben zu viel, für Chinesen wie Araber müssen sie unerträglich sein. Die holländische Kunst lebte von einem guten Grobheitsgewissen. Die beliebtesten Zieratformen der deutschen Renaissance, das Rollwerk und Ohrmuschelwerk sind ohne Zweifel derb und kraftstrotzend. Auch die heutige „kunst-

gewerbliche” Bewegung insbesondere Deutschlands zielt nicht etwa darauf, einen Feinheits- oder Raffiniertheitsvorsprung der anderen aufzuholen. Sie zielt im Gegenteil gerade auf die Urwüchsigkeit des Werkstoffes, schätzt Bäuerliches, legt die unverarbeitetsten, ungeschliffensten Dinge in die Wohnungen der geschmacklich Führenden, die je einer Hochkulturelite gefallen haben. Schafwollteppiche, Handwebestoffe, Ruppeligkeit und Noppen der Damenmode, Schmiedestücke, gehämmertes Silber, rauhes Töpferwerk, Klinkerziegel u. v. a. m. bezeugen, daß hier geliebt wird, was „schön grob” ist, alles, woran man einerseits noch die volle Natur des Werkstoffes sehen und andererseits noch den ganzen Vorgang der handwerklichen Herstellung ablesen kann.

Es ist nur natürlich, daß diese Bewegung vom Norden ausging, von Menschen, die bei Süßspeise Sehnsucht nach Roggenbrot bekommen. Vielleicht haben diese Menschen geschmacklich noch nie so deutlich ihr Recht vertreten wie im „Kunstgewerbe” unserer Tage. Viel öfter galten sie den südlichen „Weißbrotvölkern” oder gar auch schon den „Mischbrotvölkern” Süddeutschlands als Grobiane. Denn Roggenbrotliebe schließt Weißbrotverstand nicht aus (daher die zeitweise so unselige Franzosenvorliebe der Deutschen), wohl aber ist in der Regel das Umgekehrte der Fall.

Ganz verfehlt wäre natürlich die Meinung der südlichen Weißbrotvölker, daß Höhe des Geschmackes oder Feinheit der seelischen Auffassung mit der Geschniegeltheit der Gestaltung Hand in Hand gehen müßten. Wie zarte Dinge sagt der grobe altdeutsche Holzschnitt! Wie führt die holländische Landschaftsmalerei in die feinsten Regungen von See und Wald ein! Wie sorglich abwägend fahren wir jede Linie eines Kunstgewerbestückes nach, das uns beglückt!

Die südlichen Hochkulturvölker sind hingegen nur grob in ihren Werken, solange sie ungeschickt sind.

Was den nordalpinen Völkern gegenüber dem Süden an formalem Fingerspitzengefühl abgeht, trifft noch einmal auf die Russen im Vergleich zu uns Mitteleuropäern zu. Die Plumpheit des „russischen Bären” hat dann noch einen interessanten Nachbarn: die Indianer, die Altsibirier, deren durchgehends derbe Ausdrucksweise im II. Band dargestellt ist.

Wir wollen ausdrücklich festhalten: Die Unterscheidung von feiner und grober Formmelodik hat n i c h t die nun schon gewohnte durchlaufende Formenkette von Negerafrika nach Ostasien ergeben; die Reihe sieht vielmehr folgendermaßen aus: die Neger grob, die Orientalen sehr fein (?), Südalpine schon weniger, Russen und Indianer besonders grob, Mongolen wieder sehr fein, Inder und Perser ein Nebeneinander feiner und grober Erscheinungen. Wohl aber entspricht diese Einreihung der einzelnen Hochkulturrassen weitgehend den p h y s i o g n o m i s c h e n Verhältnissen graziler oder massiger Leiblichkeit.

3. Zierateinzelteil und Zieratganzes

Das Ornament ist in der Regel ein Plurale tantum, besteht aus Einzelteilen, die sich mehrfach, vielmals wiederholen. Die Art, wie das geschieht, ist für uns wieder besprechenswert.

Nimmt man zunächst die Verbundenheit oder Unverbundenheit der Einzelteile untereinander, so ist Südeuropa im ganzen ein Herrschaftsgebiet unverbundener Teile. Das gilt vor allem von altorientalischer und klassischer Kunst, auch die indische Kunst schließt hier an, ihre Zierateinzelteile sind nicht sowohl verbunden als dicht gedrängt.

Demgegenüber herrscht im nordalpinen Europa das verbundene, verschlungene Ornament.

Seine älteste Form sind die Linien- und Spiralmuster der Bandkeramik der jüngeren Steinzeit. Von dieser Bandkeramik kann es fraglich sein, ob ihr Ursprung in Europa oder weiter im Osten liege; nicht fraglich ist, daß er nicht in Nordeuropa liegt, sondern dort, wo es heute — wir wollen gleich rassenkundlich sprechen — vorwiegend nichtbraune, aber nicht vorwiegend blaue Augen gibt, also in den südlichen und östlichen Teilen der nordalpinen Zone. Mitteldeutschland, Süddeutschland, Sudetenland, Ungarn: hier findet sich die älteste Kultur der schwingend untereinander verbundenen Ornamente. Schuchhardt hat sich dafür ausgesprochen, daß die Träger dieser Bandkeramik nichts anderes seien als die Illyrier der Sprachforschung. Wenn seit der Bronzezeit auch Nordeuropa Linien- und Spiralornamentik hat, so kann man das trotz Scheltema nur als Übernahme aus dem Süden auffassen; das umso mehr, als die blauäugigen Zonen bekanntlich auch später doch nicht ganz wenig — um nicht zu sagen fast alles — Kunstgut von Süden bezogen hat.

Auf der anderen Seite haben die Formen der Bandkeramik den Balkan überschwemmt. Kretas Kunst ist vor dem klassischen Griechenland und vor der klassischen Höhe der italienischen Renaissancekunst der erste idealistisch-naturalistische Höhepunkt aus nordalpinem Kunstgeist auf mediterranem Gebiet. Wahrscheinlich war auch er nicht ohne Mitwirkung südalpiner Formbegabung möglich, jedenfalls ging er ebenso rasch vorüber wie die anderen beiden Höhepunkte der Mittelmeerkunst. Über Balkan und Ägäis hinaus haben bandkeramische Völker und Gesinnungen bis zu den semitischen Hochkulturen hin ausgestrahlt.

Jenny nennt die charakteristischen Eigenheiten der beiden Kunstwelten. Den Orient kennzeichnet Unverbundenheit, Flächigkeit, Eckigkeit der Motive, die europäische Keramik Neigung zur Verbindung, zur Linienhaftigkeit und zur gerundeten Form der Zierateinzelteile. Zentripetal und zentrifugal, statisch und dynamisch, zeitscheu und vorgangshaft, wie wir früher Ägypten und Kreta kennzeichneten . . . Die

kraftgeladene Linie und Ranke nimmt in der nordischen Bronzezeit eine besonders regelmäßige Gestalt an. Sie bleibt im Norden das beliebteste Kernmotiv bis hin in die Wikingerspätzeit, bis zum Osebergschiff und bis zur Stabkirche von Hyllestad. In der Völkerwanderungskunst der südlicheren Germanen mischt sie sich mit Motiven, insbesondere Tierformen östlicher (südrussischer und iranischer) Anregung, die vor allem durch die Goten gebracht wurden. Diese germanische Völkerwanderungskunst war imstande, dem Antiken gegenüber Widerpart zu halten. Die keltische La-Tène-Kunst gehört mit in den gleichen Kreis, obwohl sie mit anderen Motiven zum selben Ziel kommt.

Manches an den Zieratformen ist im einzelnen schwer auf seine Herkunftswege zu beurteilen. So fragt es sich z. B., ob das flache und ziemlich schwunglose Geflechte langobardischer Steinmetzarbeiten in Italien nun eigentlich langobardischer oder gotischer oder byzantinischer oder persischer oder endlich gar koptischer Herkunft sei (Haseloff). Aber kann das wundernehmen, da die Bandkeramik der verbundenen Motive schon so lange auf den Orient eingewirkt hatte?

Auch auf den irischen Grabsteinen findet man das gleiche flache und schwunglose Geflecht, und die Iren hatten starke Verbindungen zum Orient. Woher sie nun dies Motiv auch entnommen haben mögen, sicher ist, daß die verbundene, dynamische, zentrifugale, transzendentale Flechtbandornamentik nirgends so bedeutsam ist wie in den irischen Klosterhandschriften des Book of Kells oder des Lindisfarne-Evangeliums. Es ist dies eine nordische Kunsthöhe, die den Vergleich mit der Fuge, der Symphonie oder Rembrandt aushält, und die insbesondere aufs deutlichste eine ältere Schwester der Gotik ist.

Auch die Zierat der romanischen Kunst läßt nicht vom verbundenen Linienornament, die Gotik gar lebt völlig davon, darüber braucht kein Wort verloren zu werden; sie ist besonders in Westeuropa die stärkste Verneinung der Fläche.

Aber auch in der Neuzeit ist die kraftgeladene Linie (die natürlich auch in antikischer Verharmlosung als Pflanzenranke auftreten kann) in der nordalpinischen Kunst ohne Unterlaß zu finden. So entwickeln deutsche und niederländische Künstler aus dem Formenschatz der Renaissance vor allem das sogenannte Rollwerk und später das Ohrmuschelwerk (Zülch). Das letztere erfreut sich auch in Skandinavien besonderer Beliebtheit. Roosval spricht geradezu von einer Bluterinnerung der Künstler an die heidnischen Flechtbandformen (in Blunck 1937). Auch die ganze betont graphische Art und Weise der deutschen Kunst (West) bedeutet Bevorzugung des Linearen vor dem Flächigen. Die Barocke ist, von der nordalpinen Seite her gesehen, ein Versuch, die ganze Baumasse bewegt ins Transzendentale hinausweisen zu lassen, wie es im Wesen der geschwungenen Linie liegt. Darauf folgt das Rokoko, das nicht nur französisch ist, sondern in Deutschland

parallel und selbständig entwickelt wurde (Brinckmann). Als gegen Ende des 18. Jahrhunderts die verschiedenen Klassizismen kamen, fand sich auch die neugotische Bewegung ein, die genau sinngemäß in England begann und sich zuerst in Norddeutschland verbreitete. Dann folgte die allgemeine entwurzelte Stilmeierei, wodurch die repräsentativen Bauten weniger Ausdruck des wirklichen Zeitgeschmackes waren als sonst. Dieser Zeitgeschmack nach 1850 war dem Schnörkelwerk bombastischer oder spielerischer Linien wiederum sehr hold. Es seien die Namen Makart, Kaiserin Eugenie, Richard Wagner genannt. Das „Altdeutsche", das Barocke und das Gotische, waren besonders beliebt. Das dauerte bis zu den bewußten Reformbewegungen am Jahrhundertanfang, deren erste, der „Jugendstil", wieder ein Liniengeschnörkel war — und aus England kam! (Vgl. Dehio-Pauli.)

Daneben ist die große Beliebtheit des Schmiedewerkes in der ganzen Neuzeit zu erwähnen. Es ist linear und die gewaltige Kraftleistung seiner Herstellung schwingt noch in ihm mit. Neben den Kirchen- und Schloßportalen seien auch die rankenreichen schmiedeeisernen Friedhofskreuze und Wirtshausschilder nicht vergessen.

Und welche formale Kunst offenbaren alte Urkunden in der linearen Ausgestaltung der Buchstaben, vor allem aber in den Schlußschnörkel, die durch alle Jahrhunderte nicht umzubringen waren. Oder die Umrahmungen von Kupferstichen, Landkarten, Bildnissen, Meisterdiplome und Buchtitel: überall das Liniengeschlinge des verbundenen Ornaments, vielfach zur Schwallwirrheit gesteigert (II. Bd. S. 295), die Grenzen des guten Geschmacks und der Klarheit oft genug überschreitend, aber eben durch und durch volkstümlich.

Innerhalb des nordalpinen Europa ist zwischen Süden und Norden kein Unterschied in der Linienfreudigkeit festzustellen, sondern nur in den Einzelmotiven. Der südlichere Teil des nordalpinen Europa ist ja auch die Heimat von Bandkeramik, Latènekunst, eines wesentlichen Teiles der Völkerwanderungskunst und der Barocke. Selbst die Gotik dürfte kaum in einer vorwiegend blauäugigen Bevölkerung entstanden sein, und blieb auch Süddeutschland, wie wir gesehen haben, in gewisser Weise angemessener als Norddeutschland.

Hingegen dürfte ein Unterschied in dem Sinne vorliegen, daß die gänzlich substanzlose und sich nicht zu Gebilden zusammenschließende Linie dem Nordwesten Europas, also dem Gebiet, das Scheidt nach seiner rassenkundlichen Materialbearbeitung (1930) dem atlantischen Schlag der nordischen Rasse zuweist (England, Irland, Nordwestfrankreich, Norwegen, Island) ganz besonders entspricht. Gerstenberg begreift genau das gleiche Gebiet in seiner kunstgeographischen Zonenschilderung:

„Eine nördliche Zone umfaßt vom Festland nur die Normandie, die sich dann mit England, Island und Norwegen zu einer optischen Einheit zusammenfindet. Es ist dies die Zone, in der mit den Mitteln der bewegten Linie durch alle Stile hindurch die dekorativen Bauelemente gleichmäßig wie die Ornamentik der Buchkunst bestritten werden. Der Zusammenhang mit der alten nordischen Ornamentik bleibt immer deutlich. Alles, was charakteristisch ist für den romanischen Stil, die rollend langsame Bewegung weicher Verschlingung und ständiger Verknotung nimmt hier den Ausdruck des Harten und eckig Gebrochenen an. Das besagen schon die Namen der Ornamentformen. So bezeichnend sie hier sind — das Schwalbenschwanzornament, der Schnabelkopffries, die Sägezahnverzierung und die Rhombenfacetten des Nagelkopfornamentes —, südlich dieser Zone verschwinden sie. Wenn der Dom in Stavanger und die Kreuzarme des Domes zu Drontheim englisch-normannisches Gepräge tragen und ihre nächsten Verwandten in der Kathedrale zu Durham und zu Canterbury besitzen, so besteht eben in diesen charakteristischen Zügen ihre Familienähnlichkeit.“.

Im ganzen mongolischen Gebiet herrscht ebenfalls das verbundene Ornament, vielfach aber nicht im Sinne der dynamischen Linie, sondern im Sinne des „Großen Ornaments“, das überhaupt nicht mehrmals wiederkehrt. Wir haben das „Große Ornament“ im II. Bd. kennzeichnender Weise gerade auch bei den Indianern gefunden!

In Ostasien sei an die Art und Weise erinnert, wie Landschaften als Dekor kunstgewerblicher Gegenstände auftreten. Aber auch die ostasiatische Figurenzeichnung legt vor allem auf die linearen Qualitäten der Umrißlinien Wert und neigt dadurch dazu, verbundenes Ornament zu sein. Im südmongolischen Bereich werden dann aus der Menschen- oder Tierdarstellung völlig ornamentale Schemen geboren, wie wir sie für die indonesische und darüber hinaus auch für die melanesische Kunst so bezeichnend fanden (vgl. II Fig. 69, 70, 103, 104). Diffuse Formauflösung, das ist der Kern der ostasiatischen Linienfreude, kontrastreiche Kraftkonzentrierung der Kern der nordeuropäischen.

Wer die Darstellungsweise der Chinesen und Japaner nicht im Zusammenhang mit derjenigen der Javaner und Borneaner sieht, verkennt natürlich, wie sehr die Tendenz zur Auflösung ins lineare „Große Ornament“ auch in den naturalistischeren Stufen der mongolischen Kunst steckt.

Als Zweites studieren wir das Verhältnis des ganzen Zierwerkes zu seinem Untergrund.

Die nordalpine Linie steht als bewegtes Individuum auf einem Untergrund, den sie nur zum kleinsten Teile bedeckt. Sie steht ihm gegenüber wie Ich und Welt. Auch bei üppigster Ornamententfaltung — und die volkstümliche Richtung Europas scheint gar sehr auf Zieratreichtum auszugehen! — ist man nie im Zweifel, was Zierat und was Untergrund ist. Das „Rapportmuster“ ist selten.

Demgegenüber sind, wie schon besprochen, alle islamischen Ornamente Rapportmuster, die in ihrem Untergrund schillernd und unbestimmt untergehen wollen.

Haben wir nun das Ornament in sich und das Ornament im Verhältnis zu seinem Untergrund betrachtet, so ist das dritte Ganze, auf das sich die Einzelteile beziehen können, der geschmückte Gegenstand, das Bauwerk oder das Gerät. Hier wollen wir dreierlei unterscheiden: das formbetonende, das formenüberkleidende und das formensprengende Ornament, die Zierat, die mit ihrem Gegenstand geht, die ohne Bezug auf dessen Form ist, und die gegen die Form ist, die Form sprengt.

Formbetonend sind die Achselklappen der Uniform: kleine körperliche Gebilde für sich, die durch ihre Einfügung in den Gesamtumriß diesen bereichern, unterstreichen, die schöne männliche Schulterbreite akzentuieren.

Formenüberkleidend sind fast alle Musterungen von Stoffen. Sie haben mit der Form nichts zu tun, sind schon da, bevor das Kleid auch nur zugeschnitten ist.

Formensprengend wirken besonders als Zierat angebrachte Darstellungen, wenn sie ohne inneres Verhältnis zum Orte ihrer Anbringung sind.

Formbetonung ist, was Scheltema als tektonisches Ornament des nordischen Kreises herausgearbeitet hat. Die Zierateinzelteile haben dabei wenig eigenen Belang, sind auch oft nur einfachste Strichelungen. Punktereihen u. dgl. m. Wichtig ist, an welcher Stelle sie angebracht sind, was sie funktionell betonen. Ebenso tektonisch gedacht sind die wenigen Verzierungen, welche der griechische Tempel erträgt. Aber auch das meiste Zierat an mittelalterlichen Kathedralen ist ausgesprochen ein Weiterformen an der Gesamtform. Jede gotische Rippe und Strebe erscheint doch wenigstens als eine Kraftlinie des ganzen Systems, auch wenn sie es nicht ist. Bekanntlich unterscheidet sich ferner die mittelalterliche Figurenplastik gegenüber der antiken wesentlich dadurch, daß sie einfügungswilliges Bauglied ist.

Die Revolution auf ornamentalem Gebiete, die sich im 20. Jahrhundert vollzogen hat, und die zunächst zur schroffsten Ablehnung aller Zierat führte, welche die Kunstgeschichte kennt, ist letztlich nichts als die Auflehnung des Gefühles, daß Ornamente Glieder sein müßten gegen die hemmungslose Mißwirtschaft des 19. Jahrhunderts auf diesem Gebiete.

Ja im Grunde ist die ganze Auflehnung gegen die beziehungslose „Stilmeierei“ des historisierenden 19. Jahrhunderts nur aus der Stärke des Gefühles dafür zu verstehen, daß jede Kunst im ganzen ein dienendes Glied, ein akzentuierendes Ornament des

Lebens' zu sein habe. Daher stammt der eigentlich schlagende Einwand dagegen, daß man nicht gleichzeitig romanisch, gotisch, altdeutsch usw. bauen dürfe. Werden nämlich die Stile als absolute Wertmanifestationen genommen, dann wäre nicht einzusehen, warum nicht diejenige Zeit die reichste sein sollte, welche sich der verschiedenartigsten solcher Wertmanifestationen nebeneinander erfreuen könne.

So ist ein Topf des nordischen Neolithikum und das sich in der Aufbäumung gegen die Stilmeierei äußernde Verlangen, die Funktion der Kunst ganz ernst zu nehmen, Geist vom gleichen Geiste.

Als Scheltema — wohl ohne zu ahnen, wie sehr sich diese Entdeckung in den rassenpsychologischen Gesamtbefund einfügt — vom tektonischen Ornament der nordischen Zone sprach, war ihm der große Gegensatz das bandkeramiche Ornament. Dieses ist im Sinne unserer Bezeichnungsweise formüberkleidend, ohne mit seinen Mustern auf die Gestalt des geschmückten Gegenstandes einzugehen. Aber es gibt einen noch viel eindrucksvolleren Gegensatz, das islamische Ornament, das wahrhaftig nichts ist als Flächenbekleidung, die mit Form nichts zu tun hat.

Außerdem stammt die formensprengende Ornamentik aus dem alten Orient. Die ganze hervorstechende Entwicklung des Reliefs in Ägypten und Kleinasien-Mesopotamien bedeutet eine ausgesprochene Sprengung der Bauformen durch Darstellungen, die ein durchaus eigenes Leben führen. Von diesem alten Orient kann man die Nachfahrenschaft des formensprengenden Ornamentes nach nördlich verfolgen. Die wunderbare griechische Vasenkunst, vom Dipylonstil angefangen, gehört in die Linie des formensprengenden Ornamentes. Auch die antike Prunkausstattung, z. B. der Foren, war ein Sammelsurium von Tempelchen, Altären, Säulen, Statuen, die alle ihr Eigenrecht verlangten. In der Volkskunst Europas sind bildliche Darstellungen auf Gegenständen, insbesondere auf Keramik, noch am ehesten in den österreichischen Alpenländern und in Süddeutschland zu finden, also im ehedem bandkeramischen Gebiet.

Landschaftsbilder sind als Ornament stärkst formensprengend. Sie behaupten, einen ganzen Raum für sich zu haben, nicht nur Körper, wie die griechischen Vasenfiguren. Aber indem die dargestellte Landschaft naturalistisch aufgefaßt wird, besteht die Möglichkeit, sie als illusionäres Teil des geschmückten Gegenstandes, meistens eines Innenraumes, einzuführen. Da das eine weitgehende Meisterschaft in der Behandlung des „Schnappschußproblemes" erfordert, ist die illusionäre Einbeziehung schmückender Landschaftsdarstellungen natürlich einer späteren Stufe zugehörig. Ihre Glanzzeit war das 17. und 18. Jahrhundert.

Corregio begann mit der Domkuppel zu Palma das illusionäre Deckengemälde, die bezeichnendste italienische Leistung auf diesem Gebiet. Er fand lange keine Nachfolger. Zweihundert Jahre später erst schuf Tiepolo die

Gipfelleistung dieser Kunst im Würzburger Schloß. Die Meister der illusionären Raumausweitung nach oben hin entstammen bezeichnenderweise dem nördlichsten Italien, so auch der kühnste unter ihnen, der Südtiroler Pater Pozzo. Die gleiche Kunst ging über die Alpen weg und hat das deutsche Land bis zum Main mit einer Fülle wunderbarer Ausmalungen überzogen.

Weiterhin sehen wir die geradeaus gesehene Landschaft illusionär mit dem Raume verbunden, entweder, indem Fenster mit halbem Ernst vorgetäuscht werden, oder indem die Wände so vollständig mit einem und dem gleichen Landschaftsblick bemalt werden, daß man sich, im Zimmer befindlich, in freies Land hinausträumen kann. Besonders hervorragende Beispiele hierfür befinden sich im Bruckner-Stift St. Florian in Oberösterreich.

Die Wandtapete ist ihrer Entstehung nach Wandmalerei für Minderbemittelte. Die älteren Tapeten gefallen sich außerordentlich in illusionären Veduten, was man im Tapetenmuseum zu Kassel betrachten möge.

An sich ist Wandmalerei nicht im Norden, sondern im Süden zuhause, wohl wegen der Scheu vor der formaufreißenden Wirkung. Die antike Malerei ist durchweg Wandmalerei. Hingegen liebt die nordalpine Zone das gerahmte Tafelbild, ja hat es erfunden. Ein Tafelbild ist kein Ornament, sondern ein Kunstgegenstand für sich, und der Rahmen ist die künstliche Grenzmauer, die man sich errichtet, weil sonst jedes Bild bis ins Unendliche weitergehen müßte.

Umgekehrt ist das ostasiatische Bild ausgesprochen rahmenfeindlich. Es ist keine abgegrenzte Welt, sondern will sich mit seiner Umgebung verbinden, auch wenn es als besondere Rolle aufgehängt wird. Gefahr der Formensprengung besteht nicht, denn es mag darstellen was es will, die Gesinnung ist durch und durch ornamental.

Besonders interessant ist es, was die leergelassene Fläche auf einem ostasiatischen Landschaftsbild und auf einem griechischen Vasenbild bedeutet. Auf dem Vasenbild ist sie dasjenige, was nicht zur dargestellten Menschengruppe gehört und daher nicht interessiert, auf dem ostasiatischen Landschaftsbild ist sie aber Himmel und Weite. Ist dieses Bild dann etwa als Zier auf ein Stück Kunstgewerbe gesetzt, dann strömen Himmel und Weite unbegrenzt auf alle nicht weiter dekorierten Flächen dieses Gegenstandes über. So dient die zu schmückende Fläche gleichsam als ihr eigenes Ornament, indem sie gerade dessen Wesentlichstes, das Himmelsganze, beistellt! Die Darstellung sprengt die Gesamtform nicht, sondern fügt sich ihr nach dem Prinzip von Aktion und Reaktion ein. Es darf hier zuletzt auch nicht unerwähnt bleiben, daß dieses Prinzip des rhythmischen Gegeneinander überhaupt den Kern des ostasiatischen Weltgefühls ausmacht.

Die chinesische Philosophie spricht von Yang und Yin, die Mythologie von den himmlischen Kräften und den irdischen Kräften, die Symbolik hat das Zeichen der „chinesischen Monade" geschaffen, das an Aufschlußtiefe dem früher besprochenen Hakenkreuz und Liktorenbündel gleichkommt (vgl. Abb. 19). Das Hakenkreuz: bewegtes, personhaft zentriertes Ganzes im Raum. Das Lik-

torenbündel: komponierte Einzelteile. Die chinesische Monade: ein Ganzes aus zwei ineinander schwingenden Hälften.

Wir kommen hinsichtlich des Verhältnisses von Ornament und geschmücktem Gegenstand zu dem großen Gesichtspunkt, daß das formenbetonende Ornament von nördlichen, das formensprengende von südlichen Kräften getragen sein dürfte. Das formenüberkleidende steht durchaus in der Mitte.

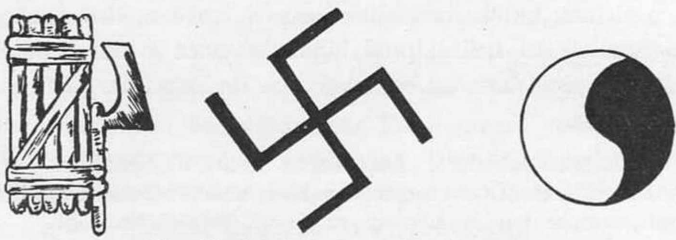


Abb. 19. Symbole dreier Rassenzonen.

Das Liktorenbündel eine Komposition aus starren Einzelteilen; das Hakenkreuz ein bewegtes, einheitliches „Ich"; die chinesische Monade Aktion und Reaktion im All (Kreis).

Ich glaube, von diesem Standpunkte aus kommt man vielleicht auch einem der größten kunstpsychologischen Rätsel näher, das bahnbrechend Strzygowsky aufgedeckt hat: Die in der ganzen Frühzeit geringe Hinneigung des Nordgürtels zur Darstellung und seine große Neigung zum Ornament.

Diese Erscheinung hat nichts mit Geschick und Ungeschick zu tun. Wer ein hochentwickeltes Ornament entwerfen kann, der kann schon lange Dinge und Figuren abbilden lernen.

Zur richtigeren Deutung leitet es über, wenn wir die Frage so stellen: Warum will der Norden seine Gegenstände, seine Geräte und Häuser so ungern mit Darstellungen schmücken? Nun, aus dem gleichen Grunde, aus dem wir heute Ornament weithin überhaupt ablehnen: weil die funktionelle Schönheit der Form nicht durch unzugehörige Zutat gesprengt werden sollte. Der alte Norden ging darin nicht ganz so weit, wie wir Heutigen, die wir mit der inneren Aneignung der technischen Formenwelt beschäftigt sind. Er ließ überkleidendes Ornament zu, wie wir übrigens in einigen Jahrzehnten auch wieder tun werden, bzw. heute schon wieder eher tun als vor zehn Jahren. Die zersprengende, Eigenwert beanspruchende Darstellung von Menschen oder gar von Guckkastenlandschaften konnte aber dem nordischen Empfinden als Ornament nicht genehm sein.

Sobald dann Darstellung und Abbildung als eigenwertige Aufgabe überhaupt in den Norden gekommen waren, bzw. sich dort selbständig

entwickelt hatte, gab es eine vollständige Umkehrung. Gerade das so abbildungsfeindliche Europa drängt dann auf einmal mit unwiderstehlicher Gewalt der Totallösung, der Abbildung des vollen Gesichtsfeldausschnittes, dem Landschaftsbild, zu. Dieses ist ein neues Ganzes, um das die europäische Kunstbemühung kreist, nachdem zuvor Gerät und Haus ebenso vom Ganzen her, und deswegen nur ornamental, nicht figural, geschmückt worden waren.

So erklärt es sich auch, warum es kein innerer Widerspruch ist, wenn die Erdzone, von welcher Strzygowsky behauptet hatte, ihr Kunstgeist sei abbildungsfeindlich im nördlichen oder nördlich beeinflußten (Kreta, Rinascimento) Europa auch den einzigen vollständigen Naturalismus erreicht, den die Kunstgeschichte kennt.

Hinter beidem steckt eben die „Konstruktion vom Ganzen her“, nur ist das eine Mal der zu schmückende Gegenstand, das andere Mal die abzubildende Darstellung dieses gemeinte Ganze, dem alles dient.

II. Die Künste der Wortgebilde

Alle Sprache, nicht bloß Dichtung, hat auch künstlerische Bedeutung, will auch eindrucks- bzw. ausdrucksunmittelbar wirken. Darum sei hier zunächst das Wenige untergebracht, was zum Thema Rasse und Sprache gesagt werden soll.

Zunächst sei darauf hingewiesen, daß die Art und Weise, wie die phonetisch möglichen Klangmittel von den einzelnen Sprachen eingesetzt werden, nicht allein unter dem Gesichtswinkel der Sprachgeschichte und der Lautgesetze betrachtet werden darf. Sie hängt auch von den Ausdruckswünschen, den Stilabsichten ab; die einzelnen Laute gehen in diese ein, wie die einzelnen Baustoffe in ein Werkgebilde.

Die semitischen Sprachen klingen z. B. eigentümlich vokallos, „wie Klirren von Glassplittern so spitz“, war immer mein Eindruck. An sich sind viele Vokale da, aber sie werden achtlos behandelt. Zählt man nach, dann finden sich am meisten A, A ist aber der Vokal, der ohne besondere Phonation zustandekommt, den das Kind zuerst lernt, den der Arzt benutzt, wenn er A sagen läßt, um in den Hals zu sehen, und der Sänger, wenn er la la la singt. Es ergeben sich bei Auszählung von Probetexten folgende Häufigkeitszahlen:

	Arabisch (klassisch) %	Arabisch (Tripolis) %	Babylonisch %
I Ü	18	11	19
E Ä Ö	1	25	9
A	60	44	51
O	2	1	1
U	19	13	22

Dieser Befund ergänzt den Eindruck von Clauß und Erbt, wonach das semitische Wort etwas eigenartig Gespenstisches habe.

Gehen wir in die südalpine Zone, so treffen wir Sprachen, die alle vokalischen Klangmöglichkeiten sehr gleichmäßig ausnutzen. Hierher gehört das Lateinische und Griechische, hierher aber auch 2000 Jahre später das Italienische, Neugriechische, Spanische.

	Latein %	Griechisch %	Italienisch %	Spanisch %	Französisch %
I Ü	23	23	23	19	22
E Ä Ö	29	23	27	29	**40**
A	16	23	24	19	22
O	19	27	21	26	14
U	13	4	4	5	2

Hingegen bricht der nördliche Abkömmling des Lateinischen, das Französische, aus dieser Vokalharmonie aus, indem er einseitig das E bevorzugt. Obwohl eine „romanische“ Sprache, stellt sich das Französische damit dem Vokalstil nach genau zu den neueren germanischen Sprachen, die alle das E bevorzugen.

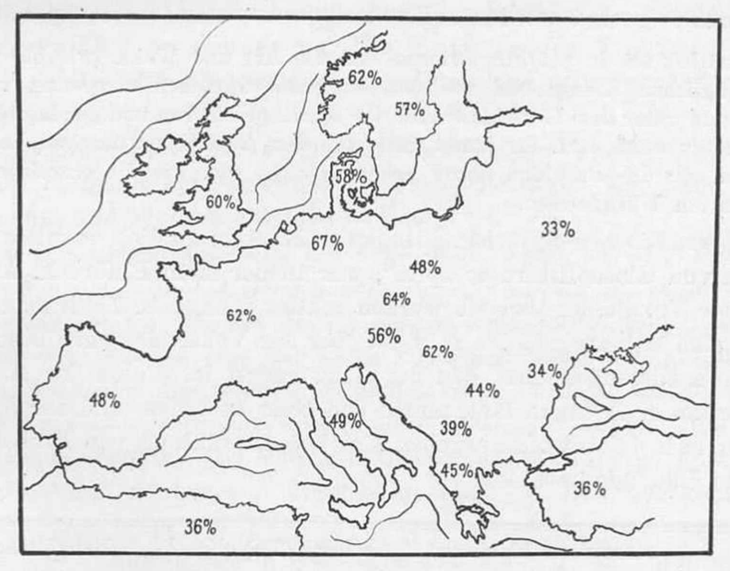


Abb. 20. Hochgespannte Vokale (I+E) in den Sprachen Europas und des Orients.

Aber auch das Tschechische und Ungarische schließen sich an, es scheint also die Rassenzone maßgebender zu sein, als die romanische, germanische, slawische oder finnische Sprachgeschichte!

Die ganze nordalpine Zone bevorzugt die hochphonierten, prägnanten Vokale E und I, wie das Kärtchen ausweist, und zwar heute stärker das E, während das Altnordische und das Altkeltische eine I-Vorliebe zeigen, aber keineswegs in der gleichen Weise einfach „vokalreich" waren wie die südalpinen Sprachen. Heute zeigt vor allem das Englische noch die altnordische I-Vorliebe, was ebenfalls recht bezeichnend ist.

Hin zu anderem! Die nordalpinen Sprachen — auch das Französische ist wieder dabei — neigen zur Verkürzung, zum Abstoßen von Endsilben; gewisse Sprachtheoretiker erklären das furchtbar einfach aus Gebrauch und Verschleiß. Die südalpinen Sprachen aber haben sich gegenüber ihren Altformen durchaus nicht verkürzt, das Griechische nicht, das Italienische und das Spanische nicht.

Dabei gibt es im Italienischen durchaus auch schlechte Mundart, die schlampig verkürzt, so venezianisch vataca = vai tu a casa, gehst du nach Hause. Aber das südalpine Stilempfinden läßt solche Verminderung des sinnlichen Genusses am Worte nicht durchdringen. Lieber werden die vielen Silben sehr schnell gesprochen, was der Grund für den „Maschinengewehrklang" des Gebrauchsitalienisch ist.

Wo hingegen nur sachlich etwas mitgeteilt werden soll, ist der akustische Glanz des Wortes nicht wichtig, und je kürzer desto besser. Am weitesten hat es darin bekanntlich das Englische gebracht. Von seinem Italienisch sagt der große Leopardi demgegenüber:

„Die Verbildlichungskraft ist die eigentliche Domäne des Italienischen. Daher ist es klar, daß seine Eindrucksstärke ihm nicht die Genauigkeit nimmt, sondern diese sogar erhöht, indem es gleichsam den Sinnen unterbreitet, was die Franzosen nur dem Intellekt vorstellen."

Die Endsilben sind den nördlichen Sprachen auch deshalb nicht selbständig wichtig, weil es ihnen auf den Sinn-Kern der Worte allein ankommt, demgegenüber alles andere nur dienende Bedeutung hat. Das südalpine Wort ist dagegen wie alles Südalpine mehr eine Komposition aus getrennten Einzelteilen. Wir sind damit in die Sprachpsychologie hineingekommen . . .

Ein ähnliches Phänomen der Aufspaltung des Sinnes in mehrere selbständige Teile ist die sog. Generische Denkweise der Neger- und Orientalischen Sprachen. (Vgl. II. S. 177 ff. III. XX.) Auch die P. W. Schmidtsche Unterscheidung von Sprachen mit Genitivvoran- und Genitivnachstellung führt auf ähnliche Deutungen.

Im Italienischen heißt es capo stazione, im Englischen stationsmaster, im Deutschen Stationsvorsteher. Die meisten südlichen Sprachen neigen dem ersteren Schema, der Hintanstellung des näher bestimmenden Genitivs, zu, die meisten nördlichen Sprachen der Voranstellung des Genitivs.

Der Italiener kann sich etwas Vollständiges vorstellen, wenn er Capo hört und wieder etwas Vollständiges, wenn er Stazione hört; erst nachträglich verbindet er beides. Der Deutsche merkt hingegen sofort, daß der Genitiv Stations- in der Luft schwebt und wartet bis er das ganze Wort gehört hat, um es dann auch gleich als Ganzes aufzufassen.

Den gleichen Sinn der Unterstreichung des Bedeutungsganzen wie die Endsilbenverkürzung und die Genitivvoranstellung hat auch die „berüchtigte" deutsche Wortstellung im Satz nach folgendem Beispiel:

„Er flog, voll von der Enttäuschung der letzten Stunden, die Übermenschliches von ihm verlangt hatten, in denen er gejagt und gepeinigt wurde wie selten ein Mensch und doch in jedem Augenblick seines Sieges gewiß war usw. usw., ... nach Lissabon ab."

Die getrennt gestellten Teile zusammengesetzter Zeitworte sind in diesem Sinne großartige, den Satz zusammenhaltende Zangen. Wer den Deutschen verstehen will, soll ihm ausreden lassen!

Sehr ausgesprochen ist es im Chinesischen, daß der Sinn nicht in den Einzelworten, sondern in der Stellung der Worte zu einander liegt. Ein großer Teil der grammatischen Bestimmungen fehlt, was umsomehr ein intuitives Erahnen des Gesamtsinnes erzwingt.

Die Genitivvoranstellung herrscht auch in den uralaltaischen, osteuropäisch-innerasiatischen Sprachen vollständig (Christian), eine weitere Stütze für die hier gegebene Deutung, sowie für die Zunahme des ganzheitlichen Empfindens von Süd- nach Nordeuropa und weiter nach Ostasien.

Die Bemerkungen über die Kunst der Wortgebilde im engeren Sinne, über Dichtung und Literatur müssen ebenfalls ganz kurz gehalten werden.

Die Dichtung ist insofern gleichmäßiger über das Hochkulturgebiet verteilt, als jede kulturträchtige Sprachgemeinschaft auch ihre Literatur hat, nicht jede aber eine zählende Musik und Bildkunst.

Überblickt man kurz die „Geographie" der wichtigsten dichterischen Kunstformen, so ergibt sich als charakteristisch für die südlichsten Kulturvölker das Hervortreten der hymnischen, zu kultisch-ekstatischen Zwecken bestimmten Lyrik. Thema ist die gesteigerte Hingabe an das Es, an die jenseitigen Mächte. In der südalpinen Zone hat der Hymnus an eine Person, das Preislied, der Panegyricus eine hervorragende Stätte. Thema ist bewundernde Hingabe an ein Du, an eine diesseitig mächtige Person. Hauptadressaten sind die Fürsten. Der Schmeichler ist eine Hauptfigur der antiken Sentenzenweisheit. Im Gymnasium verfolgte er einen ohne Unterlaß, im nordalpinen Leben dann hat man den Begriff „schmeicheln" fast vergessen. Noch weiter nach Norden hin treten Natur und Ich, also die beiden Pole des „Lebewesen — Umweltdualismus"

als Thema der Lyrik in den Vordergrund, die ostasiatische Lyrik ist endlich fast allein Naturlyrik.

Das Gedicht als künstlerische Klein f o r m gipfelt in der südalpinen Zone. Weitaus die größte Zahl der Metra und Strophenformen der Poetik sind altgriechischen, italienischen oder spanischen Ursprunges.

Von den erzählenden Formen ist das Märchen orientalisch, wobei unter Märchen nicht jede beliebige Wundererzählung, sondern die strenge aufgebaute, sich in Parallelismen ergehende, von Typen handelnde und zauberische Ereignisse verflechtende Kunstform gemeint ist. Schon daß in Europa die Kinder als Abnehmer von Märchen weitaus in erster Linie stehen, läßt ahnen, daß es sich dabei um die Raffinierung einer sehr primitiven, naturvölkerhaften Form handelt, wie man das bei orientalischen Geisteserzeugnissesn ja so oft beobachtet. Im Orient ersetzt der Märchenerzähler das Lichtspieltheater.

Eine besonders bemerkenswerte Erscheinung sind die großen Epen, die Erzählungen von Heldentaten in gehobener Sprache, die bei indogermanischen Völkern unter bestimmten Umständen immer wieder auftauchen, das letzte Mal wohl im 16. und 17. Jahrhundert unter den Balkanvölkern. Für uns heutige Deutsche sind sie zu gigantisch und zu mühsam, das besagt aber nicht, daß sie die Kunst einer besonders frühen Stufe wären. Griechen und Inder, also s ü d l i c h e Indogermanen, lebten durch alle Zeiten so recht aus dem Geiste des Epos, was in Europa schon sehr lange nicht der Fall ist. Dante, Wolfram von Eschenbach, Nibelungenlied, Tasso, Klopstock u. v. a. blieben sämtlich ohne lange dauernde und wirklich volkstümlich allgemeine Wirkung, was seine tieferen Gründe haben muß.

Die klassischen indischen Sanskritepen entstanden ca. 1500 Jahre, die volkssprachlichen Purana-Epen ca. 2500 Jahre nach der Ariereinwanderung (um 0 und 1000 n. Chr.). Die Virgilsche Aneis ist ebenfalls eine späte aber doch äußerst volkstümliche Dichtung.

Wahrscheinlich ist nordalpinen Menschen die epische Darstellungsweise doch zu pathetisch und zu formal. Wir wollen unmittelbarer den Inhalt erzählt bekommen. Der große Vorgangsinhalt der Epik ist aber nördliches Erbe und so auch die heldische Grundhaltung.

Die Prosaerzählung hat umgekehrt ihren Schwerpunkt nördlich der Alpen. Das beginnt mit den Sagas und wird dann durch die Lesefreudigkeit der Nordländer erst recht gesteigert. Der moderne Roman ist ein Bruder des naturalistischen Landschaftsbildes. Seine Kunst und Technik gehört zu jenen Erfindungen der europäischen Kultur, welche eine früher und anderswo unerhört getreue Wirklichkeitsabbildung ermöglichen.

Ebenso wie das Epos fehlt im Orient auch das Drama. Das Drama hat unter den Dichtungsformen die Ähnlichkeit mit der Plastik, daß Dargestelltes und Darstellung in der gleichen Dimension verbleiben, im Falle der Plastik körperhaft, im Falle des Dramas raumzeitlich sind. Alles raumzeitliche ist im Orient aber verpönt. Indien gehört auch auf diesem Gebiet wieder nicht zum Orient, es hat seit je seine sehr ausgebildete Theaterkunst.

Die südalpine Zone bewährt auch am Schauspiel ihre unvergleichliche sinnliche Idealisierungstendenz. Diese Idealisierungstendenz erst macht das Theater theatralisch. Sie erreicht, daß die Situationen den höchsten Glanz erhalten, macht aber auch mit Notwendigkeit aus den handelnden Personen bloße Typenverkörperungen. Diese Tendenz kennzeichnet gleichermaßen die antike Tragödie, das italienische Volksschauspiel, das spanische Barocktheater, die französische Gesellschaftskomödie.

Die bekannte Tendenz des Nordens zur Charakterdramatik ist hingegen nichts anderes als Bewährung der Kraft zur Wiederspiegelung der vollen raumzeitlichen Wirklichkeitszusammenhänge in der Bühnenkunst. Es ist nicht zufällig, daß diese reine Vorgangskunst ihren klassischen Meister Shakespeare in England gefunden hat. Auch die Ausstattungslosigkeit der altenglischen — etwa im Gegensatz zur gleichzeitigen altspanischen — Bühne zeigt, daß die Ereignisse, nicht die Bilder wichtig genommen werden. Die naturalistische Bühnenausstattung, welche zur Vorgangdarstellung auch die wirklichkeitsgetreuen Schauplätze schafft, also a u c h die Bilder wichtig nimmt, ist hingegen charakteristisch deutsch („Meiningerei“).

Stärkster Gegensatz zum nordalpinen Vorgangsdrama ist die antike Tragödie darin, daß sie gerade die Handlungen mit Vorliebe hinter die Szene verlegt. Sie vermeidet nicht nur die inneren Vorgänge im Charakter allein, sondern ist für inneres u n d äußeres Geschehen zeitscheu.

Eine weitere interessante Beobachtung kann man am Film, dieser durchaus nördlichen Form von Dramatik, machen. Während der südliche Schauspieler nie sich selbst, immer nur seine Maske, den Typ, den er verkörpert, spielt, spielen die Filmschauspieler umgekehrt mehr oder weniger immer nur sich selbst und werden gerade durch ihre höchst persönliche Eigenart zu Typen. Maske wird insbesondere im Unterhaltungsfilm nicht in wesentlicher Weise angelegt.

Eine besondere Behandlung hat die Frage Rasse und Humor durch K a d n e r erfahren. Als besonders wichtig ergibt sich wohl, daß das Witzwort im Süden, die durch ihre Widersprüche lachenmachende Situation im Norden vorherrscht. Das nördliche Lachen ist ein Teil der Wirklichkeitsanschauung, ist der Weltweisheit oft verwandt, ja das sentimentale Gefühl steht ihm nahe.

Der Versuch, im besonderen einen nordischen, fälischen, ostischen und dinarischen Humor herauszuarbeiten, könnte nur glücken, wenn diese Rassentypologie selbst auf festeren Beinen stünde. Der bayrische Humor verbindet nörd-

liche und bäuerliche Derbheit mit südlicherem Temperament. Er ist nicht dinarisch, wie auch die Überzahl der Bayern nicht dinarisch aussieht. Den wirklichen dinarischen Humor müßte man in Albanien oder Bosnien studieren. Interessant ist die lückenlose Ahnenreihe des südalpinen Ehebruchhumors bis zurück zu den französischen Fabliaux des 13. Jahrhunderts (vgl. S. 76). Ausgesprochen in die reinblauäugige Zone gehört vielleicht der Tatenhumor eines Münchhausen, eines Tollen Bomberg, aber auch der Jobsiade und Wilhelm Buschs, sowie die grotesken Katastrophen, an denen sich Angelsachsen und Skandinavier ergötzen. Zu der stärkeren Augenbevorzugung des Nordens gehört auch der gar nicht gesprochene, sondern nur gezeichnete Witz (Busch, „Vater und Sohn"-Serie der Berliner Illustrierten mit ihren angelsächsischen Vorbildern, Micky Maus).

III. Die Künste der Klanggebilde

An der europäischen Kultur ist nicht ganz soviel einzigartig, wie es das naive, ja selbst wie es das schulisch gebildete Gemüt annimmt. Zu dem ganz großen Einzigartigen gehört aber neben der europäischen Technik die europäische Musik. Das macht die Kunst der Klanggebilde rassenpsychologisch so außerordentlich interessant.

Musiziert und gesungen wird bei allen Völkern. Jedes Volk hat seine Stimme im Lied. Was aber die Europäer aus der Kunst der Klanggebilde, gemacht haben, ist im Vergleich zur übrigen Menschheit wie ein erwachsenes Wesen im Vergleich zum Kleinkind. Am ehesten hat außerhalb Europas Indien und Ostasien eine Musik, die sich an geistiger Bedeutung mit der unsrigen messen kann, was ebenfalls wieder höchst bezeichnend ist.

Es wäre nun naheliegend, die europäischen Musikleistungen darauf zurückzuführen, daß die Europäer eben unerhört musikalisch befähigt wären. Gerade das trifft aber für den durchschnittlichen Europäer kaum zu. Nach dem Ergebnis testpsychologischer Versuche wie nach den kulturbiologischen Befunden — z. B. im leichten Erlernen kontrapunktischer Chorsätze, im mehrstimmigen Singen, als Tanzmusiker — sind vielmehr die Neger den Europäern in den meisten Einzelfähigkeiten, in welche man die Musikalität zerlegen kann, überlegen (vgl. II. Bd. S. 171 f.).

Auch in Europa fällt das Gebiet volkstümlichster Musikübung nicht mit dem Gebiet größter Kompositionsleistungen zusammen. Die meisten Balkanvölker, die Vorderasiaten (Juden!) usw. sind sehr musikalisch, aber sie haben nicht die großen Tonschöpfer gestellt. Die Zigeuner sind affenbehende Improvisatoren, aber die komponierte Zigeunermusik stammt von Deutschen wie Liszt (eigentlich List), Brahms. In Deutschland gibt man gerne zu, daß man unmusikalisch ist und ein beträchtlicher Teil aller Deutschen ist es tatsächlich aus ganzem Herzen, trotzdem ist Deutschland das Kernland der abendländischen Musikgeschichte.

Das erscheint paradox. Wir können, um einen Weg zur Erklärung zu finden, auf noch eine andere verwunderliche Erscheinung hinweisen: daß nämlich gerade auf dem Gebiete der Tonkunst auch die Leistungen von Mann und Frau aufs schroffste auseinanderklaffen. Es gibt wahrscheinlich ebensoviele musikalische Frauen wie Männer. Von Komponistinnen weiß die Musikgeschichte aber nichts zu melden. Nur in Schweden und Norwegen sind mir Berichte über eine ganze Reihe komponierender Frauen aufgestoßen (z. B. Elfrida Andree, Agathe Backer-Gröndahl).

Da wir gerade besprechen, welche Personenkreise komponieren, sei auch ein Zählergebnis an G e r l a c h s Material mitgeteilt, nach dem von den deutschen Dichtern 16% adelige Namen tragen, von den deutschen Musikern aber nur 5%. Da sich im deutschen Adel nachgewiesenermaßen jene Erbanlagen häufen, die Persönlichkeiten „nordischen Stiles“ bewirken, besteht zwischen diesem nordischen Stil und schöpferischer Musikalität offenbar auch wieder zumindest keine positive Korrelation.

Nach den Zählungen am „Reichshandbuch der Deutschen Gesellschaft“ gewinnt man folgendes Bild von der Erscheinung der deutschen großen Musiker von 1930: relativ oft hager, selten dick, oft schmalgesichtig, großnasig; unterdurchschnittlich oft „nordischer“, überdurchschnittlich oft „dinarischer“ Gesamteindruck, seltener willensbetonter, öfter weicher Ausdruck. Betont „künstlerisch“ sehen die schaffenden Musiker weit weniger oft aus als die nachschaffenden, aber doch noch relativ am häufigsten.

Sieht man sich die Bildnisse einer Musikgeschichte durch, so kommt man zu dem Schluß, daß diese Charakteristik wohl auch auf die Komponisten früherer Zeiten zugetroffen hat.

Wenn zwischen Musikalität und Kompositionsbegabung, wie gezeigt, ein nur lockerer Zusammenhang besteht, dann hängt die Kompositionsbegabung wohl von allgemeineren wesensartlichen Zügen ab. Und da es groß komponierte Musik vor allem in Europa gibt, wird man die entsprechenden Begabungszüge naturgemäß zunächst unter den allgemeineuropäischen Besonderheiten suchen.

Bringt es nicht auf eine Fährte, daß ausgerechnet die M u s i k und die T e c h n i k dem Abendland einzigartig sind? Musik und Technik haben, zunächst ganz äußerlich betrachtet, darin miteinander zu tun, daß die Instrumente des Musizierens zu den kompliziertesten technischen Anpassungshilfen gehören, die es in älterer Zeit überhaupt gab. Ein außerordentliches Handwerk mit außerordentlich konstruktivem Sinn gehörte dazu, um dem Komponisten überhaupt sein Werkzeug zu geben.

Genauer gesagt sind Musikinstrumente M e c h a n i s m e n, die Bewegung erzeugen sollen. Diese Bewegung ist das Erklingen, dieses

Erklingen wird zum Tonstück. Musik ist unbestreitbar die vorgangshafteste der Künste. Durch jeden modernen Maschinensaal schwingt und saust die Musik der Arbeit, umgekehrt war die Musik geschichtlich schon um 900 nördlich der Alpen eine Vorausweisung der vorgangsbetonenden Arbeitskultur.

Allgemein geläufig ist, daß zwischen Musik und Mathematik besondere Zusammenhänge bestehen. Auch das hat die Musik mit dem Mechanismus gemein, der ja ebenso ohne Rechnung unmöglich ist.

Aber Musik hängt nicht allein mit der Mathematik zusammen, sondern überhaupt mit Wissenschaftlichkeit des Erlebens. Welche Kunst schwelgt so in Theorie wie die Musik gerade in ihren Kindheitsstufen? In Theorie, die nicht Mittel zum Zweck, sondern geradezu Zweck des Mittels Musik ist? Man denke dabei nicht nur an die nordalpine Kontrapunktik, die schwierig ist, wie Astronomie und Physik und in gewisser Weise mehr vom dunklen Geheimnis exakten Gestaltens gelockt scheint, als eigentlich zum Hören geschrieben. Auch die altgriechische Musik war vor allem eine hochkomplizierte Theorie, und zwar eine akustische und eine magische, psychologische und pädagogische. Auch in Griechenland verbindet sich mit den anderen Künsten längst nicht soviel Wissenschaftlichkeit.

Wahrscheinlich waren die kontrapunktischen Sätze mit ihrem bis zu 52stimmigen Gewebe auch die ersten Konstruktionszeichnungen über Bewegungsvorgänge. Die gleichzeitigen Mechaniker haben zumindestens vorwiegend noch praktisch gebastelt, nicht am Konstruktionstisch theoretisch ersonnen.

Auch heute noch ist der Komponist, der eine Symphonie schreiben kann, ohne sie je gehört zu haben, das eindrucksvollste Beispiel geradezu übermenschlichen Vorstellungsvermögens. Es gehört dazu eine „Raumvorstellung" besonderer Art. Raumvorstellung ist nämlich die Fähigkeit, die Beziehungen sehr vieler konkreter Einzelgegebenheiten zueinander richtig und plastisch zu erfassen, insoferne erfordert auch das Komponieren eine ungeheure Raumvorstellungskraft.

Wir sind damit soweit, daß wir erkennen: Die musikgeschichtliche Leistung eines Volkes wird einerseits vom Grade seiner Musikalität abhängen, andererseits von Wissenschaftlichkeit, Vorgangshaftigkeit des Erlebens, mechanischem Denken, Raumvorstellung und wie immer man die Fähigkeiten näher bestimmen möchte, die dazukommen mußten, um gerade in Europa eine Musik einzig dastehender Art zu erzeugen.

Wir wollen aber auch nicht vergessen, daß das zweite Moment nicht allein die Komponisten betrifft. Auch zum passiven Aufnehmen europäischer Musikwerke ist nicht Musikalität schlechthin, sondern auch Geist vom Geiste der europäischen Komponisten nötig. Auch Menschen und Völker, die wenig auf

Ohrenlust aus sind, können dementsprechend das geistige Ereignis großer Komposition würdigen und werten. Das scheint mir z. B. auf die wenig musikalischen und doch bemerkenswert musiklustigen Engländer zuzutreffen, während umgekehrt den kontrapunktisch singenden Negern der eigentliche Zugang zum Sinn großer Kompositionen trotz aller Musikalität gesperrt ist.

Soviel über die psychologischen Grundlagen. Worin besteht nun, genauer betrachtet, die Einzigartigkeit der europäischen Musik?

Man kann hierfür s e c h s P u n k t e nennen:

1. Relative Vernachlässigung der künstlerischen Möglichkeiten der Tonhöhenunterschiede und der Rhythmik.
2. Größte Formenstrenge.
3. Nutzung der Plastik des Klanges (Harmonik).
4. Verschlingung verschiedener Melodielinien.
5. Hervortreten der „absoluten", d. h. nicht gesungenen und nicht getanzten Musik.
6. Nutzung der akustischen Möglichkeiten.

1. Die schwarzbraunen Europäiden benutzen in ihrer Musik beliebig sämtliche Tonhöhenstufen zu sensibelster und raffiniertester Variation der kurzen Melismen. Sie haben nicht Viertel- oder Achteltonleitern (wenn solche von den Theoretikern nachträglich auch angenommen sein mögen, wie z. B. in der Theorie der 24 Sruti-Vierteltöne in Indien), sondern ü b e r h a u p t k e i n e T o n l e i t e r und daher freie Bewegung durch alle Schwingungszahlen. Die Rhythmik dieser südlichsten europäischen Musiken ist wieder von größter Feinfühligkeit für Unterschiede der Zeitdauer. Beides setzt äußerst sensible O h r e n voraus und ist das Gegenstück zur Kontrastarmut der ostasiatischen Bildkunst, die ebenso sensible A u g e n voraussetzt. Daß die rhythmische Fähigkeit sich nach Norden hin verringert, mag man auch daran ermessen, daß die altgriechischen quantitativen Metren in der nordalpinen Dichtkunst durch akzentuierende Metrik ersetzt wird: also Kraftempfinden an Stelle von Zeitempfinden. Insbesondere die synkopierten Metra widersprechen dem nördlichen Empfinden.

Die Jazzmusik ist in die heutige europäische Tanzmusik dadurch „umgezüchtet" worden, daß die von Europäern erfundenen Saxophone sich durchgesetzt haben, daß die plastische Melodiegestalt aber über die bloße Rhythmik und daß der gerade Takt über den ungerade versetzten der ursprünglichen Jazzmusik, eben über ihre Synkopik, den Sieg davontrug.

Jede Kraft wirkt im allgemeinen umso länger, je stärker sie ist. So ist es auch bei der geraden Rhythmik (Schema ♩. ♪ ♩); die Synkope ♪ ♩. ♩ hingegen zerspaltet den schweren Taktteil und widerspricht so geradezu der Physiologie des Wirkens. Viel eher entspricht sie der

Physiologie der Zuckung, denn Zuckung ist von vorneherein zeitlos, kein Vorgang, sondern ein punktuelles Ereignis. Die Synkope ist daher prickelnd wie alles zuckungsähnliche, aber den Völkern, welche in ihrer Musik Symbol des wirkenden Ich sehen, eben darum auch unsympathisch.

Innerhalb Europas wird die rhythmische Feinfühligkeit nach Süden und Westen (südfranzösische Troubadourgesänge, spanische Tänze) am größten.

Wer das Problem der Zeit und seine Paradoxien kennt, wird in der unterschiedlichen rhythmischen Neigung der Rassen gerne ein ganz tiefes psychologisches Moment zugeben. Rhythmik erfordert Empfinden für die Geteiltheit der Zeit. Das nördliche Gefühl für die (Vorgangs-) Erfülltheit der Zeit ist konträr dazu, und muß daher die Rhythmik vernachlässigen.

Man darf das Gefühl für Tonhöhenunterschiede und für Zeitunterschiede wohl als jene Teile der Musikalität betrachten, die von Süden nach Norden abnehmen. Für die südalpine Zone ist die Halbtonmelodik (Chromatik) in gewisser Weise bezeichnend wie die Vierteltöne für den Orient, die einheimische nordalpine Musik kam lange mit Ganztönen aus.

2. Die Formenstrenge der europäischen Musik zeigt sich schon darin, daß nur eine ganz geringe Zahl von Tonhöhen als „Normalleiter" zugelassen werden. Aus der eben besprochenen Not des geringeren Gefühls für Tonhöhenunterschiede wird hierdurch eine Tugend von unermeßlicher Auswirkung. Enge mit der Beschränkung auf die Tonleiter hängt auch die Entdeckung der in den akustischen Gesetzen vorgegebenen ausgezeichneten Zusammenklänge, der Konsonanzen, zusammen. Beides beschäftigt die altgriechische Musik sehr lebhaft, ja viel mehr, als wir es heute noch nachfühlen können, ist aber fast sicher ein nördliches Erbe an Altgriechenland.

Die europäische „Normalmelodie" von 8 oder 16 Takten, die in doppelter Schwingung durch verschiedene Stufen vom Grundton weg und schließlich wieder zu ihm hinführt, ist ähnlich wie Tonleiter und Konsonanz ein durch seine Gesetzmäßigkeit ausgezeichneter einzigartiger Fall, eine Erfindung, die in dieser Weise der klassisch-harmonischen Schönheit oder der Logik entspricht. Mit der ebenso formenstrengen Grammatik der indogermanischen Sprachen hat sie zudem auch die unbewußte Herrschaft gemein, welche sie im volkstümlichen Empfinden ausübt. Jedes deutsche Volkslied, der seichteste Walzer und der gassenhauerische Tanzschlager sind ihrer Gesetzlichkeit untertan, obwohl es nur der Theoretiker weiß und merkt.

Die größeren musikalischen Formen sind natürlich bewußt konstruiert, womit auch zusammenhängt, daß das Improvisieren in der europäischen Musik eine vergleichsweise geringe Rolle spielt. Zigeunerorchester und javanischer Gamelang beweisen schon durch ihr Impro-

visieren, daß sie keine symphonische Musik im europäischen Sinne machen. Auch scheinbar formensprengende europäische Musik ist von genialer Formgebundenheit, so die Wagnersche (L a c h). Wo schon dem einfachsten Mann die „Normalmelodie" im Blut liegt, drängt es die Großmeister natürlich ebenso instinktsicher zu den Großformen hin.

Die ostasiatische Musik ist viel eher europäisch als orientalisch; sie kennt nur Ganztöne, wie vielleicht auch die altgermanische Musik (Pentatonik). Die Kompositionen sollen sich an Formengröße mit der europäischen Sonatenform

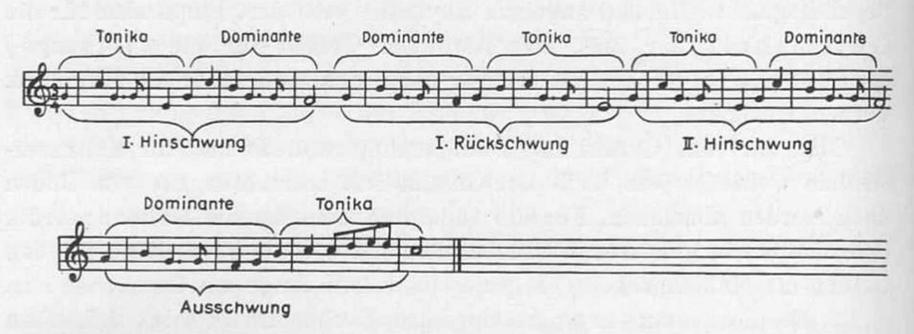


Abb. 21. 16taktige „Europäische Normalmelodie" mit zweitaktigem Motiv.

vergleichen lassen (Koto-Musik). Die magische Bedeutung der Musikstücke, die bestimmten Personengruppen zugemessen sind, erinnert einerseits an Altgriechenland, andererseits an die Indianer (vgl. II. S. 296).

3. Die Plastik des Klanges entsteht durch die Obertöne. Jeder natürliche Klang ist durch diese ein Akkord. Dies Prinzip genutzt zu haben, hat den einzigartigen harmonischen Charakter der europäischen Musik bestimmt.

Die gregorianischen Choräle wurden nördlich der Alpen aus stufenweisen Melodieschritten in sprunghafte Intervallik auseinandergedehnt. Man kann das wahrscheinlich nicht allein mit der allgemeinen Vergröberung der Tonhöhenunterscheidungen nach dem europäischen Norden hin erklären. Z. B. haben Zählungen auch wiederum ergeben, daß norddeutsche Volkslieder viel eher stufenmäßig (freilich nicht in Halb- oder Vierteltonstufen, sondern in Ganztönen) fortschreiten als die akkordisch springenden süddeutschen Volkslieder. Auch die nördliche Lagerung der harmoniefernen Kontrapunktik spricht nicht dafür, daß die Harmonik weit oben im Norden gipfle, ebensowenig die italienische neuere Monodie mit unterlegten Akkorden.

Schließlich ist der reine Akkord fast ohne melodische Bewegung n u r i m J o d l e r d e r A l p e n l i e d e r gesungene Volksmusik geworden. Die südalpine Musik ist hingegen einstimmige, die nordeuropäische mehrstimmige Melodiebewegung. Völlig harmoniefremd ist nicht nur der gregorianische Choral, sondern auch die altgriechische Musik (wieder sehen wir klassisches und christliches Griechenland einander

ähnlich; der orientalische Einfluß darf auch beim älteren Kirchengesang nicht überschätzt werden; dieser ist auch durchaus tonal, beruht auf den aus den griechischen entwickelten Kirchentonarten).

Die Polyphonie blühte in Italien am ehesten in Oberitalien. Die Monodie, Einstimmigkeit mit akkordischer Untermalung (Generalbaß) ist ein Kompromiß südlicher Einstimmigkeit und nördlicher Polyphonie.

Die erste Durchbrechung der Einstimmigkeit kennen wir aus Frankreich. Die Organum-Musik des 9. Jahrhunderts ist ein Eindringen volkstümlicher Neigung zur „Überterzung" — wie sie jedem etwas musikalischen Süddeutschen auch heute noch im Blute liegt — in das Kirchenlied. Die Kontrapunktik, die ohne bewußte Konstruktion nicht auskommen kann, hat sich aus diesen Überterzungen sekundär entwickelt.

Aus allen diesen Tatsachen scheint mir der Schluß abzuleiten, daß die harmonische Seite der europäischen Musik ihren Gipfel in der Zone der vorwiegend nichtbraunen Augen hat. Dort erreicht sie in den „Wiener Klassikern" auch ihre größte Höhe, und zwar in deutlichem Zusammenhang mit der österreichischen Volksmusik.

4. Verschlingung verschiedener Melodielinien in der Kontrapunktik ist, wie eben gesagt, eine ausgedachte, eine notwendig reflektierte Musik, die ohne Niederschrift nicht auskommt. Es fehlt ihr dadurch an Unmittelbarkeit wie dem „Buchdrama", und zwar ebenso durch Indienststellung des Auges. Außerdem bedeutet die Ersetzung des überterzenden Zusammensingens durch das kontrapunktische einen Sieg des vorganghaften über das dinghafte, des dynamischen über das statische, des tatenhaften über das klanggenießende Fühlen.

So wie der Nominalismus als Vorläufer des Empirismus finden sich auch Vorläufer der Kontrapunktik im gotischen Frankreich.

Diese Kennzeichnung verweist die Kontrapunktik von vorneherein nach Nordwesteuropa; das englische Volk der gesteigertsten Tatensichtigkeit (vgl. S. 382 f.) hat denn auch das kontrapunktische Zusammensingen ersonnen; es ist sein Beitrag zur mittelalterlichen Kirchenkultur auf musikalischem Gebiete, wie der Empirismus und Voluntarismus sein Beitrag zur Scholastik.

Durch größere Musikalität wurden aber die südöstlich gelegenen Holländer die wirkungsvollsten Ausbeuter dieser englischen Erfindung. Von ihnen lernten die Deutschen. Niederländische Meister stehen auch an der Spitze der oberitalienischen (venezianischen) Kontrapunktikerschule. Palestrina aus Mittelitalien ist der südlichst geborene Kontrapunktiker. Die neapolitanische Schule kam erst hoch, als harmonisch unterlegte Einstimmigkeit und Oper die Kontrapunktik überwunden hatten, also ebenso erst nach langer Auseinandersetzung nördlicher und

südlicher Kräfte zur Zeit einer synthetischen Stufe, wie das neapolitanische Barock.

Auch der höchst synthetische Charakter der weltberühmten deutschen Kontrapunktik um Bach und Händel wird schon dadurch klar, daß sie erst um 1700, also sicherlich 700 Jahre nach Erfindung der Musik des vielstimmigen Geflechtes liegt. Vorher hatte Deutschland natürlich auch schon viele große Kontrapunktiker, aber nicht die musikalische Zeitherrschaft.

Bach und Händel sind übrigens beide Mitteldeutsche, sie sind auch große, kühne Harmoniker und klangfreudig. Die Synthese aus Kontrapunktik und Harmonik ist für die deutsche Musik in ihrer ganzen Breite charakteristisch. So wie Händel im Norden auch fast italienische Opern schrieb, war es für Mozart im Süden umgekehrt eine Offenbarung, als ihm (spät! erst 1782) die Kontrapunktik aufging. Bei Philipp Emanuel Bach, der von den deutschen Kontrapunktikern zu den Klassikern überführt, hat Kontrapunktik und Harmonik gleiches Gewicht.

Kontrapunktik = Vorgangshaftigkeit, Harmonik = statische Dinghaftigkeit. Wir werden sehen, daß die Synthese von Vorgangs- und Dinghaftigkeit auf allen Kulturgebieten das charakteristisch Deutsche abgibt.

Die Weltbedeutung der deutschen Musik liegt geschichtlich spät. Auch sie ist eben wie vieles Deutsche „die volle Ernte der Zeiten", als Synthese aber an das Ende gewiesen.

Die Führung der Musikentwicklung durchläuft folgende Völker:

Nordfranzosen: Überterzungsharmonik.

Engländer: Prinzipien des Kontrapunkt.

Niederländer: Blüte des Kontrapunkt.

Italiener: Synthese aus Harmonik und Einstimmigkeit nach Aufnahme der Kontrapunktik.

Deutsche: Schlußzusammenfassung, Vernördlichung der italienischen Synthese; innigste Verknüpfung von Melodie, Harmonik und Kontrapunktik.

5. Die absolute, nicht getanzte und nicht gesungene Musik tritt am stärksten nördlich der Alpen hervor.

Im Orient hängen wie bei den Naturvölkern Musikgenuß und Tanz sehr stark zusammen; auch die kultische Musik ist von Tanzbewegungen begleitet.

Spanien ist mit seiner vorwiegend tänzerischen Volksmusik noch orientnahe. Auch der „Negermusik" des Jazz schloß sich gleichzeitig der spanische Tango an, wenn auch schon ruhiger, melodiöser und dadurch europäischer. Der „Urtango" wie überhaupt die originalspanische Tanz-

musik ist aber viel weniger auf Melodie, mehr auf Rhythmus eingestellt als unsere europäisierte spanische Musik.

Tanz bedeutet, daß mit der Musik noch der ganze Mensch mitwirkt. Die nächste Stufe ist dann, daß wenigstens die Stimme mitwirkt. Auch Bevorzugung gesungener Musik paßt durchaus in die ganze Bevorzugung des Menschen vor der außermenschlichen Natur, die wir im Süden finden.

„Das" Land der europäischen Gesangskunst ist Italien. Das glänzende Stimmenmaterial dieses Volkes ist wahrscheinlich nur ein Teil seiner allgemeinen Formensicherheit.

Nicht nur das Singen, geradezu der Bel Canto ist in Italien volkstümlich. Ich habe einen Abend in Venedig darauf geachtet und nicht weniger als fünf einsame Heimgänger bei schmelzenden Bel Canto-Versuchen angetroffen.

Die Betonung des sinnlich schönen Klanges finden wir in der Musikgeschichte das erste Mal in der Ars Nova des 14. Jh., welche die italienische Antwort auf die gotisch-französische Ars antiqua war (vgl. oben das Verhältnis von Renaissancekunst und Gotik).

Im 16. Jh. bringt die Welle der Madrigals italienische Solo-Singkunst bis nach England, wo sich eine eigene englische Madrigalschule anschließt. Im 17. Jh. entsteht die Oper, der Gipfel der italienischen Musikgeschichte, darin der deutschen Symphonie entsprechend, aber gesanglich bildhaft, aktuell, den Menschen in den Mittelpunkt stellend, während die Symphonie instrumental naturhaft, sachlich, unendliches Sein ist.

Eine starke Stütze hatte die vokale Musik des Süden seit jeher auch an der Kirche. Lange hing die Kirche am einstimmigen Gesang. Auch in der Mehrstimmigkeit, dann strebte sie vom Instrument weg, zum reinen A Cappella-Chor hin.

Die ästhetische Forderung nach klarer Verständlichkeit des Wortes kehrt im südalpinen Gesang in altgriechischer, in gregorianischer Zeit, im Hochmittelalter und in der neueren italienischen Musik immer wieder. Die italienische Oper entstand über dem Versuch, die griechische Tragödie zu erneuern.

Die Musik europäischer Artung reicht in Italien sehr weit nach Süden. Die meisten italienischen Volkslieder sollen in Sizilien entstanden, von dort nach Toskana gekommen und von Toskana über Italien verbreitet worden sein. Von den großen süditalienischen Meistern sei Scarlatti, Pergolesi, Porpora, Durante, Paradisi genannt.

In Altgriechenland stand ebenso wie in Italien die Instrumentalbegleitung hinter dem Gesang weitaus in zweiter Linie.

In der nordalpinen Zone dann ist erst die eigentliche Heimat der „absoluten" Musik, zu deren Erzeugung sich die Menschen der Instrumente bedienen.

6. Die Nutzung der akustischen Möglichkeiten ist vor allem an den Instrumentenbau gebunden. Die Anzahl verschiedener Instrumente ist auch im Orient und in Indien nicht klein, in Europa aber doch ganz anders mannigfaltig und alle Möglichkeiten der Klangfarbenschöpfung ausnutzend.

Das moderne Orchester ist aber besonders durch die strenge Systematik, mit welcher die einzelnen Instrumentalklänge zu einem Funktionsganzen zusammengebunden sind, eine einzigartige europäische Erscheinung. Es stammt aus Deutschland, wo seine besondere Entwicklung mit den Mannheimern zu Beginn des 18. Jh. anhebt und in der Kunst des Bayern Richard Strauß gipfelt. Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß Orgel und Klavier, also sehr komplizierte tonerzeugende Maschinen, die nur von einem einzigen Spieler bedient werden, das Modell für die Musiker-Armee, welche das moderne Orchester ist, abgeben konnten. Die Orgel ist mit der Kontrapunktik an Objektivität, Menschenferne der Gesinnung verwandt, daher im Norden besonders gerne benutzt worden. Mit bescheidenen Anfängen reicht ihre Geschichte nach Altrom zurück.

Andere interessante Zusammenhänge zwischen Art des Ausdruckswillens und Art der gewählten Instrumente sind, daß in Negerafrika die Marimba, das Holzklavier mit seinen fast nachhallfreien kurzen, scharfen, zu jedem beliebigen Rhythmus verwendbaren Klängen eine so große Rolle spielt, während Becken und Gong, die angeschlagen einen Klang von nicht mehr beherrschbarem Eigenleben entwickeln, die also Rhythmik ausschließen, typisch ostasiatisch sind. Eintoninstrumente mit weitem und unbestimmtem Hall sind auch viele asiatische Trompeten und Tempelhörner. Aber auch in Europa gibt es ähnliches! Rhythmuslos bzw. von einem die Zeit erfüllenden, nicht Zeitatome messenden Schwingen erfüllt ist auch die feierliche, landschaftsdurchhallende Musik des Glockengeläutes, eine der schönsten Musiken für uns. Auch die altgermanischen Luren wurden nach Eichenauer verwendet, um einen einzigen heiligen Urton zu erzeugen, gleich dem Brausen des Meeres; ähnlich die Alphörner.

Große „Farbigkeit“ des Klanges durch Verwendung möglichst verschiedener Instrumente ist der Harmonie insoferne verwandt, als Klangfarbe und Akkord beide letztlich in den Ober- und Teiltönen wurzeln. Auch der sinnlich-unmittelbare Charakter des Klangfarbenerlebnisses läßt von vorneherein vermuten, daß es nicht weit oben im Norden am beliebtesten ist und am wichtigsten genommen wird.

Die sogenannte „dinarische“ Klangfreudigkeit (Eichenauer), welche man in der süddeutschen Musik gefunden hat, ist nichts anderes als Zwischenstufe zwischen dem nördlicheren Deutschland und Italien.

Daß Bruckner dinarisch aussieht, hat nicht soviel zu bedeuten. Genau so musiziert Mozart nicht deshalb mit einer so liebenswürdigen unsinnlich anschaulichen, klangfrohen Natürlichkeit, weil er westisch wäre, sondern weil er

als eine göttlich leichte Persönlichkeit der gleichen Zone angehört, wie der individuell schwere und cäsarische, aber ebenso klangunmittelbar hörende Bruckner. Wo gibt es bei Mozart eine Synkope, dieses Prüfmerkmal südlicher Rhythmik? Wo ist er pikant, reizsam, ja wo ist er überhaupt tänzerisch? Wo gibt es in der wirklich dinarischen Bevölkerung des westlichen Balkan etwas mit süddeutscher Musik, geschweige denn mit Bruckner oder Mozart vergleichbares?

Der Vorteil des Orchesters gegenüber der Orgel besteht in der größeren Farbigkeit des Klanges. Darum sind katholische Messen mit ein paar Geigen, Flöten, Hörnern im Volk so viel beliebter, als solche mit Orgel allein, darum hat umgekehrt die cäcilianische puritanisierende Kirchenmusikreform die Instrumente aus dem Kirchenraum vertreiben wollen, weil zu weltlich. Auch „lebt" im Orchester jeder einzelne Ton, während er auf der Orgel nur entweder angeschlagen oder nicht angeschlagen ist. Vielleicht besteht selbst darin, daß das Zusammenmusizieren vieler nicht ganz so exakt zu sein pflegt, wie die Arbeit des einzelnen Organisten an der übergroßen Maschine Orgel, ein menschlicher Reiz des Orchesters. Auch das paßt zur Zonenstellung: Das Orchester als typische Leistung des Gebietes zwischen dem Süden, welches Menschen singen hören will, und dem Norden, in dem der musizierende Mensch dem technischen Instrument gegenüber am stärksten zurücktritt.

Der Sachse Wagner ist der nördlichste unter den Schrittmachern des Orchesters.

Wir haben in die Besprechung der sechs Punkte, in welchen sich die Einzigartigkeit der europäischen Musik kundtut, auch gleich die charakteristischen Erscheinungen der einzelnen Zonen und Völker hineinverwoben. Sie sollen mit einigen Ergänzungen abschließend tabellarisch zusammengestellt werden (s. S. 280).

IV. Die Künste der Bewegungsgebilde

Drei Welten kultureller Bewegungsgebilde seien wenigstens in ihren hauptsächlichen Zusammenhängen kurz berührt: Die Welt des Tanzes, die Welt des „Benehmens" und die Welt des Sportes.

Die tänzerische Verbindung von Ausdruckswunsch und Körperbewegung nimmt von Süden nach Norden an Häufigkeit und Selbstverständlichkeit ab. „Da ist es eine Tatsache ersten Ranges, daß das nordische Altertum nicht tanzt... Der lyrische Tanz, mutmaßlich von lyrischen Vierzeilern begleitet, taucht seit 1100 in Island auf: eine anerkannt neue Einfuhr aus dem Süden" (Heusler, zit. nach Eichenauer).

	Dunkelbraunäugige Zone	Braunäugige Zone	Nichtbraunäugige Zone	Helläugige Zone
1. Tonhöhen	**Feinstunterschiede,** „Vierteltöne“	Chromatik, Stufenmelodik	weniger feine Unterschiede, Pentatonik, Melodiesprünge	
2. Rhythmik	**Feinstgemessene** „Zeitatome“	Übergang, Synkopik	nicht besonders entwickelt, gerade Taktformen	
3. Melos	**kürzeste Melismen immer wiederholt**	**groß und strenge gestaltet**		
		Enge Melodieschritte	Akkordische Melodien	Ganztonmelodien
4. Harmonik	0	nichteinheimisch. Einstimmigkeit mit Akkordbegleitung Ergebnis nördlicher Beeinflussung	**Heimat der Harmonik**	Harmonik kontrapunktisch interpretiert
5. Kontrapunkt	0	abgeschwächt übernommen	stark harmoniedurchwoben und fortgebildet	**Heimat des Kontrapunkt**
6. Musik und Mensch	Starke **Tanz**beteiligung	Heimat des **Gesanges,** Bel canto Altgriechisch, gregorianisch, a Capella, Oper, Madrigal	**Absolute Musik**	
			„musikantisch“ klangfreudig, viel Chorsingen	Konstruierend mit Indienststellen des Auges
7. Instrumentenneigung	Schlagzeug, **Nachhallarme Klänge,** Marimba, Kastagnetten	**geringe Instrumentneigung**	**Orchester** aus farbigen und lebenden Tönen	**Orgel**
8. Höchstformen	Tänze (auch Spanien)	Oper	Symphonie	Orgelformen

Gleichzeitig bemerkt man beim Tanz eine ähnliche Verringerung der Bewegungsfeinheit nach Norden hin, wie bei der musikalischen Tonhöhenverwendung. Orientalische Tänze trippeln, wo germanische schreiten, den orientalischen Bauchtänzen als Bewegung nur einzelner Muskelgruppen steht die maximale Ganzkörperbewegung der skandinavischen Springtänze gegenüber. Andere „Körperteiltänze“ sind die „Handtänze“ Indiens und Spaniens. Die Walzerdrehung aus Süddeutschland war eine Vergröberung gegenüber den Bewegungsansprüchen der südfranzösischen Tänze des 18. Jh., der aus Angelsachsenland gekommene „Gesellschaftstanz“ des 20. Jh. ist noch einfacher, bedarf überhaupt fast keiner Schulung und nähert sich dem Marsch an, der immer eine volkstümliche männliche Tanzform des nördlichen Europa war.

Umgekehrt verliert sich in der musikalischen Begleitung der Tänze nach Norden hin das Schlagzeug und tritt die Tanzmelodie (als erfüllte anstelle gemessener Zeit) die Herrschaft an. In Skandinavien sind gesungene Tanzlieder volkstümlich, in Deutschland wird das Bauerntanzen

instrumental begleitet, aber so melodiös, daß höchstens der Brummbaß etwas Schlagzeugartiges hat. Auch die Walzerkapelle enthält keinerlei nur rhythmische Instrumente, hingegen hat der Jazztanz solche nach Europa gebracht.

Der Tanz in Paaren ist eine nördliche, nur bei kühlerem Temperament natürliche Erfindung. Im Süden tut sich das z. T. noch daran kund, daß die Mädchen nur mit ihrem Bräutigam zu tanzen pflegen.

Der Kunsttanz, der „melodienhaft" ein geistiges Ganzes gestalten will, die Pantomime ist im nordalpinen Volkstanz nicht unvolkstümlich. Vielleicht ist die altgriechische Tragödie daraus geworden. Die indischen und javanischen Tempeltänze, ferner die Tänze Ostasiens sind großenteils pantomimisch, d. h. sie haben ein inhaltliches Thema, während die Orientalen nur das eine Thema der bis zur Ekstase ansteigenden Erregung tanzen. Auch der neue europäische Kunsttanz, der mit der Bewegung der rhythmischen Gymnastik verwandt ist, hat seine Heimat in Deutschland, d. h. aber zwar nicht ganz im Norden, aber auch beileibe nicht im Süden.

Alle Formen „feinen Benehmens" haben die Europäer von südalpinen Völkern gelernt: Die byzantinische Höfischkeit, welche den glanzvollen Zeremoniellgedanken besonders entfaltete, von den Griechen, das ritterliche Benehmen (welches freilich nur einen kleinen und äußerlichen Teil des Rittertumes ausmacht) von den Franzosen. Im 15. Jh. dann den Renaissancestil des Cortegiano von den Italienern, im 16. Jh. das spanische Hofzeremoniell, im 17. und 18. Jh. in mehreren Schichten wiederum französischer Gesellschaftsstil. Die „Englische Zeit" im 19. Jh. hat vor allem im Sinne einer Auflösung der feinen Gesellschaftsformen gewirkt. Nordländer haben sehr wohl Lebensstil, d. h. ihr Verhalten ist von kulturellen Ausdruckseinheiten bestimmt; aber es sind nicht Stile feinen Benehmens.

Die außerordentliche Höflichkeit der ostasiatischen Völker fällt ihnen schon wegen ihrer Grazilität und Dunkelfarbigkeit leicht. Im Gegensatz zu den südalpinen Europäern steht für sie aber nicht das schöne, sondern das schickliche Handeln im Mittelpunkt, und nicht die „Überschwänglichkeit mit Grazie", sondern die „Selbstbeherrschung mit Grazie". Die Anweisung, innere Bewegungen und Schmerzen nicht zu zeigen, entspricht dem Streben der ostasiatischen Kunstwerke nach Vermeidung grober Kontraste.

Der Sport ist ein Gegenpol zum feinen Benehmen, wie sich ja auch jede „Verwilderung" der Kleidersitten als „sportlich" einführt. Dem Sportler kommt es nur aufs Tun, nicht aufs Aussehen an. Sport muß englische Nationalleidenschaft sein, wenn man sein Wesen bedenkt (vgl. S. 382 f.).

Im Sport mit seinen Wettbewerben liegt der seltene Fall vor, daß sich die verschiedensten Rassen wirklich mit gleichem Maße messen. Freilich leider nicht in „repräsentativer Auswahl“, sondern in sehr ungleichen historisch-zufälligen Zuständen. Das grundsätzliche Hauptergebnis ist ohne Zweifel die Warnung, die rassischen Leistungsunterschiede sich zu groß vorzustellen. Freilich sind die Kennziffern der Sportleistungen auch ein glänzendes Beispiel dafür, daß das Endresultat das gleiche sein kann, obwohl es auf verschiedenen physiologischen und psychologischen Wegen zustandekommt.

Wenn Rassen körperlich im Durchschnitt bis zu 20 cm verschieden groß und um ganze Gewichtsklassen verschieden schwer sind, ist klar, daß schon die grobe Rassenanatomie die Erfolgsaussichten in verschiedenen Sportarten mächtig beeinflußt.

Das beste Beispiel für den Zusammenhang von Sporterfolg und Rasse sind natürlich die Schnellauferfolge der Neger, daneben die Zähigkeitslauf-Erfolge der Japaner, die Fechterfolge der Italiener und die Leichtathletikerfolge der Angelsachsen. Das Wettrudern ist ein typisch nordischer disziplinierter Zähigkeitssport. Fünf- und Zehnkämpfer sind nach Tirala ausgeglichene nordische Männergestalten. In Deutschland mit seiner mittleren Rassenbeschaffenheit können offenbar ganz besonders verschiedene Sportarten mit großem Erfolg betrieben werden: jedenfalls legt das glänzende Abschneiden bei der letzten Olympiade, wo entsprechendes Training und ideeller Schwung eine wahre Heerschau deutscher Sportfähigkeit ermöglichten, solche Gedanken nahe.

Versucht man aus den Mitgliederzahlen des Reichsbundes für Leibesübungen eine stammesmäßige Differenzierung der deutschen Sportneigungen herauszulesen, dann sieht man sich im Großen und Ganzen enttäuscht. Interessant ist, daß die „feinen“ Sportarten Fechten und Tischtennis im Verhältnis zu den „schweren“ Sportarten Gewichtheben und Boxen nach Norden an Beliebtheit eher zu- als abnehmen:

Südosten	37%	Mittelwesten	35%
Südwesten	39%	Nordosten	86%
Mittelosten	64%	Nordwesten	68%

Der Eislauf, diese tänzerischste Sportart, wird einerseits in Bayern, andererseits am Mittelrhein vielmals sooft betrieben als in den übrigen Gauen.

Schriftenverzeichnis II

(Vorwiegend einzelne Kulturgebiete betreffende Werke)

Aster, E. v., Geschichte der Philosophie. Kröner, Leipzig. — Bauer, H., 1921, Geschichte der Chemie, 2 Bde. Göschen, Berlin. — Bertholet und Lehmann, 1925, Lehrbuch der Religionsgeschichte, 4. Aufl. Tübingen. — Bieber-

b a c h, L., 1934, Persönlichkeitsstruktur und mathematisches Schaffen. Z. Forsch. Fort. (Forschungen und Fortschritte). — Blume, F., 1939, Das Rassenproblem in der Musik. Wolfenbüttel. — Bossert, H. T., 1928, Das Kunstgewerbe (Handbuch). Berlin. — Ders., 1937, Altkreta. Berlin. — Bourges, K., 1938, Abstammung und Beruf. Stahleisen-Verlag, Düsseldorf. — Brentano, L., 1924, Konkrete Grundbedingungen der Volkswirtschaft. Leipzig. — Brinckmann, A., 1935, Nationale Charaktere in der europäischen Kunstgeschichte. Z. Forsch. Fort. — Bubnoff-Ehrenberg, 1925. Östliches Christentum, 2 Bde., München. — Bücher, K., 1886, Die Bevölkerung von Frankfurt a. M. im 14. u. 15. Jh. Tübingen. — Bücken, E., Die Musik der Nationen. Kröner, Leipzig. — Bülow, Fr., Volkswirtschaftslehre. Kröner, Leipzig. — Burckhardt-Erhard, 1921, Geschichte der Zoologie, 2 Bde. Göschen, Berlin. — Burger-Brinckmann, 1913 ff., Handbuch der Kunstgeschichte. Berlin. — Chase, St., o. J., Moloch Maschine. Stuttgart (Dieck). — Christian, V., 1928, W. Schmidts Sprachfamilien und Sprachenkreise der Erde. Mitt. Wiener Anthr. Ges. — Ders., 1936, Bericht über eine archäologische Studienreise nach Vorderasien, a.g.O. — Ders., 1937, Semiten und Sumerer. Z. Forsch. Fort. — Csysarz, H., 1935, Deutsche Barockliteratur. Z. Forsch. Fort. — Darmstädter, H., 1900, Handbuch der Erfindungen in Naturwissenschaft und Technik. Jena. — Darrée, R. W., 1933, Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse. München. — Dehio-Pauly, 1919 ff., Geschichte der deutschen Kunst, 4 Bde. Berlin und Leipzig. — Deussen, P., 1894—1908, Allgemeine Geschichte der Philosophie I. (Indien.) Leipzig. — Diepgen, P., 1923—28, Geschichte der Medizin, 5 Bde. Göschen, Berlin. — Dieulafoy, M., 1913, Geschichte der Kunst in Spanien und Portugal. Stuttgart. — Diez, E., 1925, Die Kunst der islamischen Völker. Wien. — Dingler, H., 1932, Geschichte der Naturphilosophie. Berlin. — Dopsch, A., 1923/24, Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung I/II. Wien. — Eibl, H., 1923, Augustin und die Patristik. München, Reinhardt. — Eichenauer, R., 1937, Musik und Rasse, 2. Aufl. München. — Elert, J., 1931/32, Morphologie des Luthertums, 2 Bde. München. — Ewald, A., 1928, Die französischen Aufklärungsphilosophen. Reinhardt, München. — Feldhaus, P., 1931, Die Technik der Antike und des Mittelalters. Potsdam. — Fischer, O., 1923, Chinesische Landschaftsmalerei. München. — Forrer, E., 1935, Göttergeschichte als Weltgeschichte im alten Orient. Z. Forsch. Fort. — Fries, K., 1939, Indisches in der griechischen Philosophie. Z. Forsch. Fort. — Frost, W., 1926, Bacon und die Naturphilosophie. Reinhardt, München. — Gehl, H., 1938, Die germanischen Wurzeln der Ritterlichkeit. Z. Forsch. Fort. — Gerstenberg, K., 1922, Ideen zu einer Kunstgeographie Europas. Seemann, Leipzig. — Groot, J. de, 1918, Universismus, die Grundlagen... Chinas. Berlin. — Gunnarsson, G., 1936, Nordischer Schicksalsgedanke. München. — Günther, H. F. K., 1934, Frömmigkeit nordischer Artung. Leipzig-Berlin. — Ders., 1934, Die Verstädterung, a.gl.O. — Ders., 1939, Das Bauerntum, a.gl.O. — Haberlandt, A., 1922, Afrika, in: Buschans Ill. Völkerkunde. Stuttgart. — Hackmann, H., 1927, Chinesische Philosophie. Reinhardt, München. — Harnack, A., 1910, Lehrbuch der Dogmengeschichte. Tübingen. — Haseloff, A., 1930, Vorromanische Plastik in Italien. Firenze. — Haupt, A., 1909, Die älteste Kunst, insbes. Baukunst der Germanen. Leipzig. — Heimsoeth, H., 1922, Die sechs großen Themen der abendländischen Metaphysik. Berlin. — Herz, Pascha, 1919, Die Baugruppe des Sultans Qualaum in Kairo. Hamburg. —

Horten, M., 1923, Die Philosophie des Islam. Reinhard, München. — Hourtique, L., 1912, Geschichte der Kunst in Frankreich. Stuttgart. — Huizinga, J., 1928, Herbst des Mittelalters, 2. Aufl. München. — Hummel, K., Geschichte der Geologie. Göschen, Berlin. — Hundeiker, E., 1937, Rasse, Volk, Soldatentum. München-Berlin. — Ipsen, G., 1933, Das Landvolk. Hamburg. — Jenny, W., 1928, Die Gefäßdekoration des donauländischen Kulturkreises. Mitt. Wiener Anthr. Ges. — Kadner, S., 1939, Rasse und Humor. München. — Kafka-Eibl, 1924, Der Ausklang der antiken Philosophie. Reinhard, München. — Keiter, F., 1940, Kulturbiologische Nachklänge zur Biennale Venedig 1938. Z. „Volk u. Rasse". — Kern, G. J., 1937, Die Entwickelung der zentralperspektivischen Konstruktion. Z. Forsch. Fort. — Knapp, G. F., 1923, Die künstlerische Kultur des Abendlandes, 3 Bde. Leipzig. — Kistner, A., 1919, Geschichte der Physik, 2 Bde. Göschen, Leipzig. — Kretschmer, K., 1923, Geschichte der Geographie. Göschen, Berlin. — Kühnel, E., 1924, Maurische Kunst. Berlin. — Kuntze, P. H., o. J., Verlorenes Blut. Fritsch, Leipzig. — Leisegang, H., Die Gnosis. Kröner, Leipzig. — Lohmann, J., 1937, Sprache, Rasse und Klimazone. Z. Forsch. Fort. — Lothar, 1937, Die Christusauffassung der Germanen. Z. Forsch. Fort. — Mangold, E., 1937, Frankreich und der Rassengedanke. München. — Matz, F., 1935, Die kretisch-mykenische Kultur und ihre alteuropäischen Beziehungen. Z. Forsch. Fort. — Mayer, A., 1928, Gotik in Spanien. Leipzig. — Meissner, B., o. J., Könige der Babylonier und Assyrer. Leipzig. — Meißner, P., 1937, Renaissance und Humanismus in England. Z. Forsch. Fort. — Mellbye, J. E., 1938, Die norwegische Bauernbewegung. Nordische Gesellschaft Lübeck. — Meyer, H., 1937, Rasse und Recht bei den Germanen und Indogermanen. Weimar. — Mollat, G., 1920, Volkswirtschaftliches Quellenbuch. Osterwieck a. Harz. — Müller, J., 1939, Sulzthal, ein deutsches Bauerndorf im Umbruch der Zeit. Schriften Rass.pol.Amt, Würzburg. — Münsterberg, 1904—1907, Japanische Kunstgeschichte, 3 Bde. Braunschweig. — Ders., 1910/12, Chinesische Kunstgeschichte, 2 Bde. Eßlingen. — Naumann, H., 1937, Germanische Grundlagen des Rittertums. Z. „Geistige Arbeit". — Neuburger, A., 1919, Die Technik des Altertums. Leipzig. — Nollau, H., 1926, Germanische Wiedererstehung. Heidelberg. — Oesterle, 1937, Die Anthropologie des Paracelsus. Junker u. Dünnhaupt, Berlin. — Ohm, Th., 1929, Kulturen, Religionen und Missionen in Japan. Augsburg. — Otto, R., 1931, Das Heilige. München. — Otto, E., 1938, Adel und Freiheit im deutschen Staat des Mittelalters. Z. Forsch. Fort. — Pfohl u. Friedrich, 1928, Die deutsche Wirtschaft in Karten. Berlin. — Pinder, W., 1935 ff., Die Kunst der deutschen Kaiserzeit, Bürgerzeit, Dürerzeit (3 Bde.). Seemann, Leipzig. — Potter, o. J., Kulturgeschichte des deutschen Handwerks. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. — Praschniker, K., 1921, Kretische Kunst. Seemann, Leipzig. — Propyläen-Kunstgeschichte, Die, 1923 ff., 14 Bde. Berlin. — Ranke, L., Preußische Geschichte (viele Aufl.). — Riegl, A., 1927 (Neudruck), Spätrömische Kunstindustrie. Wien. — Riehl, W. H., 1856, Die Familie. Cotta, Stuttgart. — Riekel, A., 1925, Die Philosophie der Renaissance. Reinhard, München. — Rodenwaldt, G., 1934, Die klassische Epoche der hellenistischen Kunst. Z. Forsch. Fort. — Rückert, H., 1932, Die Christianisierung der Germanen. Tübingen. — Schäfer, H., 1919, Ägyptische Kunst, 2 Bde. Leipzig. — Scheda, Deutsches Bauerntum. (Herausgeber), Konstanz. — Scheltema, A. v., 1923, Altnordische Kunst. Berlin. — Schroeder, F. R., 1929, Altgermanische Kulturprobleme. — Schuchhardt, K., 1935, Alteuropa,

Kulturen, Rassen, Völker. Berlin. — Schultz, W., 1925, Die germanische Familie der Vorzeit. Kabitzsch, Leipzig. — Schwarz, H., 1935, Ekkehart der Deutsche. Z. Forsch. Fort. — Semper, M., 1930, Rassen und Religionen im alten Vorderasien. München. — Soden, W. v., 1937, Griechische und orientalische Wissenschaft. Z. „Geistige Arbeit“. — Strauss, O., 1924, Indische Philosophie. Reinhard, München. — Strzygowsky, J., 1930, Asiens bildende Kunst. Wien. — Tillenius, J., 1926, Rassenseele und Christentum. München. — Tirala, L. G., 1936, Sport und Rasse. Frankfurt a. M. — Überweg-Heintze, 1926 ff., Lehrbuch der Philosophiegeschichte. Berlin. — Unger, E., 1935, Unsemitisches und Indogermanisches in der altorientalischen Kunst. Z. Forsch. Fort. — Weber, M., 1921, Wirtschaftsgeschichte. München u. Leipzig. — Wegmann u. Jäger, 1936, Der Talmud sagt uns... Berlin. — Weidhaas, 1935, Der Begriff des Baukörpers in der russischen Architektur. Z. „Geistige Arbeit“. — Wellek, A., 1939, Typologie der Musikbegabung im deutschen Volke. München. — Wesendonck, O. G. v., 1933, Das Weltbild der Iranier. Reinhard, München. — West, R., 1934, Der Stil im Wandel der Zeiten, 2 Bde. Berlin. — Wieleitner, H., 1939, Geschichte der Mathematik, 2 Bde. Göschen, Berlin. — Wilhelm, R., 1930, Chinesische Wirtschaftspsychologie. Leipzig. — Wimmer, F., 1932, Zur Formentwickelung im La Tène. Wiener Prähistorische Z. — Winternitz, M., 1908—22, Geschichte der indischen Literatur. — With, K., 1920, Java. Folkwang, Hagen. — Worringer, W., 1927, Formprobleme der Gotik. München. — Zülch, 1932, Die Entstehung des Ohrmuschelstiles. Heidelberg.

IV. Hauptabschnitt:

Große Vorgänge der Hochkulturgeschichte

1. Die „Stufe der Menschenballung" in verbreiterungsdynamischer Betrachtung

Was ist zur Entstehung großer Menschenballung, dieser Kernerscheinung der Hochkulturen (vgl. II. Bd. S. 70 f.), notwendig? Machtwunsch auf der einen Seite, Herrschaftsduldung auf der anderen.

Aus welchen Kulturformen ergeben sich soziale Großgebilde am leichtesten? Aus einem Hirtentum, das anstatt über Tiere über Menschen herrschen lernt (Thurnwald) und die Beweglichkeit und den weiten Gesichtskreis hat, ein Großreich auszumessen. Auf der anderen Seite aus dem Städtertum, welches lokale Verdichtungen großen Ausmaßes ermöglicht und schon durch die Arbeitsteilung und den Handel ebenso in große Zusammenhänge hinein verwiesen wird wie das Hirtentum.

Germanen sind tatensüchtig, aber nicht einseitig machtsüchtig. Sie geben keine bequemen Untertanen ab. Sie sind keine Hirten, sondern Bauern, und wiederum keine Städter, sondern Bauern.

Alle die Wahrscheinlichkeitsgründe, welche man für die Entstehung der großen Menschenballung anführen kann, verlegen dieses Geschehen aus dem nördlichen Europa weit hinaus. Sie machen es umgekehrt maximal wahrscheinlich, daß die Menschenballung im Raume der heute schwarzbraunäugigen Europäiden zuerst zur großen politischen Form angeschwollen ist.

Vorderasien ist durch seine zentrale Lage zwischen Afrika, Indien, Innerasien, Südrußland, Europa und dem Mittelmeer zudem auch verbreitungsdynamisch unerhört begünstigt. Es trafen sich dort aber offensichtlich nicht bloß Kultur-, sondern auch Völkerströme, was die Frage nach der rassischen Zugehörigkeit der ersten Hochkulturvölker sehr erschwert.

Die kleinen, grazilen, dunklen Langköpfe, wie wir sie in Indien und im Alten Mittelmeer sehen, waren wahrscheinlich auch in Vorderasien so etwas wie eine rassische Grundschicht. Dazu kamen Menschen aus den drei großen weltgeschichtlichen Unruhezentren Arabien, Innerasien und Nordeuropa. Die arabisch-semitischen Zuwanderer sind in einer ganzen Reihe von Wellen ge-

schichtlich bekannt. Sie sind im Zweistromland nicht jünger als die Sumerer. Die Sumerer wären nach umstrittenen sprachlichen Befunden aus Innerasien gekommen. Trifft das nicht zu, dann kann doch nicht bezweifelt werden, daß Innerasien, welches in historischer Zeit so stark auf den Orient gedrückt hat (Seldschuken, Mameluken, Mongolen, Osmanen) auch schon in den vorgeschichtlichen Zeiten der gleichen Wanderungsrichtung folgte. Keramik alteuropäischen Stiles ist wie früher erwähnt schon im 4. Jahrtausend im Zweistromland vorhanden, während indogermanische Völker etwa um 2000 v. Chr. in Vorderasien auftauchen. Insbesondere Kleinasien, Armenien und Iran, also Länder, die wir halb und halb zur südalpinen Zone rechnen, sind mithin seit vier Jahrtausenden unter indogermanischer und seit fünf bis sechs Jahrtausenden unter europäisch-bandkeramischer Beeinflussung.

Eine Frage für sich ist Ägypten. Wir wissen heute, daß die wesentliche Werdezeit der ägyptischen Kultur vordynastisch und prähistorisch ist. Aber welche Menschen an ihrer Gestaltung wohl beteiligt waren? Seit dem Niedergang der Pharaonen erlebt das Land eine Kette von Fremdherrschaften, die mit Ausnahme der kurzen ommajadisch-fatimidischen Zeit aus Norden kamen. So im Grunde schon die geheimnisvollen „Blonden Lybier", so noch Mohamed Ali, der Begründer des neuen Ägypten um 1800 n. Chr., der immerhin Albaner war. Ob auch die glanzvolle und so lange währende Pharaonenzeit aus einer ursprünglichen Fremdherrschaft hervorgegangen war? Oder ob umgekehrt das ägyptische Volk durch seine Hochkultur so sehr niedergezüchtet wurde, daß es seitdem zu keiner eigenen Form mehr kam?

Als drittes trat neben Ägypten und Mesopotamien nach den Forschungen der letzten Jahrzehnte Indien als möglicher Herd der Hochkulturen in Erscheinung. Aber die bisherigen Grabungen haben die indische Stadtkultur erst ins dritte, nicht ins vierte Jahrtausend zurückverfolgt. Es scheint auch inhaltlich, als wären die Städte Nordwestindiens, um welche es sich bei dieser „Induskultur" handelt, eher Tochtergebilde Sumeriens als umgekehrt.

Jedenfalls sehen wir in Indien, wie im Pharaonenreich und wie in Sumer, eher den intensiven bäuerlichen und städtischen Geist der Oase wirksam, in den babylonischen und assyrischen Reichen hingegen den hungrigen Imperialismus der semitischen Steppenbewohner.

Fassen wir zusammen: Die Stufe der Menschenballung wurde offensichtlich dort zuerst erreicht, wo man sie aus rassenpsychologischen Erwägungen a priori am ehesten hinverlegen muß: in Vorderasien, und zwar in dessen südlicheren Teilen. Rassenmäßig sind fast alle europäiden Gruppen nachweisbar an diesem Geschehen beteiligt, ihr Anteil läßt sich aber heute noch nicht näher festlegen. Ob Mesopotamien, Iran, Indien oder Ägypten die ältesten Städte und Reiche hatte, ist ebenfalls noch nicht abzusehen.

Mehr darf man, glaube ich, auf die Gefahr hin, zu kurz befunden zu werden, über die rassische Zuweisung der ersten Hochkulturen nicht sagen.

Nun zu den Ausbreitungsphänomenen. Wir müssen jetzt die Windrose abschreiten und die verbreitungsdynamischen Vorgänge bei der Ausweitung des Gebietes großer Menschenballungen von Vorderasien nach allen Richtungen hin skizzieren.

Nach Südwesten hin entstand Ägypten so gleichzeitig mit den mesopotamischen Städten und Reichen, daß es zweifelhaft ist, ob es überhaupt jünger ist als diese. Wie es darüber hinaus in Afrika ging, haben wir schon im II. Bd. besprochen, nämlich das Absinken der Kulturhöhe unter verhältnismäßig guter Erhaltung der Machtseite.

Ebenso wie Ägypten hat sich Indien offenbar rasch der kulturellen Bewegung Vorderasiens angeschlossen. Das Verhalten Indiens ist so interessant, weil es ebenso wie Afrika Tropengebiet ist.

Natürlich ist jedes „Sichanschließen" an eine Hochkultur keine bloße Nachahmung, sondern eine höchst eigenständige Leistung auf Grund sehr allgemeiner und auf den eigenen konkreten Fall nicht einfach anwendbarer Anregungen. Gerade auf politischem Gebiet nützt ja das beste Wissen darum, wie es sein sollte, nichts, sondern kommt alles auf die Kunst der Verwirklichung an.

Wenn die Induskultur der ägyptischen Kultur einigermaßen entspricht, so war der weitere Verlauf in Indien doch ein wesentlich anderer. Ganz Indien hat sich, mit Ausnahme seiner Dschungel- und Restrassen schon in vorarischer Zeit mit Herrschaften und Städten gefüllt und diese hohe Lebensform zeigt in Indien nicht die absinkende Tendenz wie in Afrika. Es besteht kein Zweifel, daß das der Leistungsfähigkeit seiner alteinheimischen Bevölkerung zuzurechnen ist. Diese ist ein Tropenzweig der Europäiden, ähnlich wie die Malaien ein Tropenzweig der Mongoliden sind.

Ein plastisches Bild von der Fülle des in diesem fast einem Kontinente gleichkommenden Gebiete gelebten Lebens gibt etwa das prächtige Werk über die Epochen der indischen Kultur von Hermann Goetz. Man wird da bescheiden in seiner europazentrischen Denkweise!

Vielleicht hätten sich allerdings die Tropenkulturen Indiens doch nicht durchhalten lassen, wenn nicht bisher immer so wesentliche europäide Nachschübe gekommen wären.

Als die Europäer im 17. und 18. Jahrhundert eingriffen, war ein Zustand der Selbstzerfleischung erreicht, dessen Ende nicht abzusehen war. Auch der Islam, bzw. die Orientalen und Türkvölker griffen seit 1000 n. Chr. in ein sich erschöpfendes Indien ein, haben allerdings auch ihrerseits entsetzlich gewütet. Die Völker, um die es sich handelt, waren, wenn nicht helläugig, so doch hellhäutig, worauf im Timuridenreich der Moghuls großer Wert gelegt wurde! Tausend Jahre davor hatten die Indoskythen ebenfalls in positiver Weise aus

Norden eingegriffen, im Gegensatz zu den Hunnen, die offenbar auch in Indien nur grausam zerstört haben. Nochmals fünfhundert Jahre früher der Alexanderzug mit seinen vor allem kulturellen Auswirkungen. Nochmals tausend Jahre früher endlich die wichtigste dieser nördlichen Auffrischungen, welche Indien und darüber hinaus Südostasien seine wichtigsten geistigen Gehalte gab: die indogermanischen Arier.

An solchen wiederholten nördlichen Hilfen fehlte es aber auch in Afrika nicht. Indien bietet jedenfalls den Beweis dafür, daß europäerhafte Menschen auch in der Tropenzone Hochkultur aufrechterhalten und nicht in ein primitives Stammes- und Dörferwesen zurücksinken.

Aber Indien hat ja die große Menschenballung auch noch weit über seine eigenen Grenzen hinausgetragen. Selbst die chinanahen und rassisch südmongolischen Gebiete Hinterindiens sind von Vorderindien viel stärker und entscheidender erreicht worden als von ihrem natürlichen Zentrum, dem Reich der Mitte und seiner Kultur.

Die Vorderinder waren in ihren Gründungen immer weiterer und immer fernerer Reiche von einer wahrhaftig wikingerhaften Ruhelosigkeit. Diese Ereignisse liegen verhältnismäßig spät, tausend bis zweitausend Jahre nach dem arischen Eindringen in Indien. Das zeigt, daß auch die einheimischen Inder daran beteiligt gewesen sein müssen, es sich also nicht um ein einfaches Durch- und Weiterstoßen der Arier, die ja übrigens vorwiegend den Nordwesten Indiens besaßen und erst wenige Jh. vor der Zeitenwende unter Asoka annähernd ein indisches Gesamtreich begründeten, gehandelt haben kann.

Die Südmongolen ließen sich aber auch kolonisieren. Man hat keinen Grund anzunehmen, daß in den großen javanischen, burmesischen, siamesischen, sumatranischen, kambodschanischen usw. Hindustaaten vorwiegend europäide Vorderinder tragend gewesen wären. Aber dieses Kolonialland blieb doch vergleichsweise „Mondlichtzivilisation", wie Spengler Japan im Vergleich zu China genannt hatte. Übrigens verhalten sich auch ausdrucksmäßig Vorder- und Hinterindien zueinander wie grelles Sonnen- und sanftes, gedämpftes Mondlicht (vgl. S. 251 f.).

Auf politischem Gebiet hielt sich in Hinterindien der orientalische Despotiegedanke Indiens. Aber welch eigenartige Verwandlung ins Mongolische! An Stelle des einen Despoten herrscht die Sippe, deren Spitze der König ist. Diese Sippe ist gleichsam eine politische Familienzunft, die sich alle Ministerämter usw. vorbehält. Und es ist vorgesehen, daß mit der abnehmenden Verwandtschaft zum König auch der Adelsrang der Mitglieder des königlichen Hauses abnimmt. Beim fünften Verwandtschaftsgrad gehen diese ins allgemeine Volk ein. Also: Sippen- und Zunftgedanke, Ablehnung der schroffen Kastentrennung im Gedanken des ausgegliederten Volkganzen.

Dafür, daß die Hindustaaten in Indonesien so wenig eine dauerhafte Wirklichkeit wurden, wie die Hamitenstaaten in Afrika, kann man be-

denkenlos wieder rassische Gründe annehmen. Die hinterindischen Staaten erhielten sich auch nur durch den Zustrom relativ nördlicher Völker (Monkhmer, Tai, Schan).

Die zumindestens geistig stark arisch beeinflußte Kultur der indischen Kolonialreiche ist nicht der einzige Hochkulturausläufer, der Indonesien erreicht hat. Auch der Islam drang bis hierher durch und lehrte die Malaien die vorwiegend auf Gewalt und Greuel aufgebaute Herrschaftsweise der Semiten. Es bildete sich das kleine Volk der Jungmalaien, welches rassenbiologisch innerhalb der Südmongolen wohl eine besonders aktivistische Siebungsgruppe darstellt und außerdem nachgewiesenermaßen viele orientalide Elemente enthält (Eickstedt). Dieses Volk gründete die vielen kleinen Küstensultanate der indonesischen Inseln.

Die nächste Richtung der Windrose, in welche wir von Vorderasien aus die Hochkulturverbreitung verfolgen müssen, ist der Osten und Nordosten mit dem Endziel Ostasien. Hier gibt es nun unserer geschichtlichen Überlieferung nach einen gewaltigen Sprung, denn das chinesische Reich taucht um sehr viel früher auf, als die großen Steppenreiche, von denen geschichtliche Kunde durchweg nicht weiter als zweitausend Jahre zurückreicht.

Aus dieser Tatsache ist begreiflich, daß die Eigenwüchsigkeit oder Nicht-Eigenwüchsigkeit der chinesischen Hochkultur fast ebensosehr umstritten ist, wie diejenige der amerikanischen Hochkulturen.

Aber in Amerika gibt es deutlich eine ganze Reihe weitgehend voneinander unabhängiger Hochkulturen, die so verschieden sind wie Ägypten, Sumer, Babylonien, die Induskultur und das Hetitherreich (vgl. II. Bd. S. 257 f.). Und es lassen sich keine speziellen Gedanken angeben, welche die Reise über den Ozean mitgemacht hätten.

Das eigenartige am Phänomen China ist hingegen, daß es innerhalb der ganzen mongolischen Welt, von den Javanern bis zu den Tungusen, einmalig ist. Was sich sonst noch an höheren Kulturzentren in diesem Raum zeigt, ist deutlichst „Mondlicht“ Chinas oder aber Indiens. Dadurch kommt man unweigerlich immer wieder auf die Idee, daß die chinesische Kultur die Auswirkung eines außermongolischen Faktors sei, der etwa zwei bis drei Jahrtausende vor dem hinduischen und buddhistischen Indien ebenso gelehrig aufgenommen worden sein mag, wie dieses.

Auch kann man im Gegensatz zu Amerika bestimmte kulturelle Inhalte von zentraler Bedeutung angeben, welche übernommen worden sein könnten. Es ist dies der kosmologische „Universismus“ (De Groot) in Religion und Politik und die zentrifugale, lineare, unendlichkeitshaltige Kunstgesinnung.

Den Universismus führte man auf Babylon zurück, solange man von Iran, bzw. von den nord- und osteuropäischen Stämmen nichts wußte, die offenbar die wahren Väter des Allgedankens waren. Die Kunstgesinnung führte Münsterberg mit einer Intuitionsgabe, über welche wir heute staunen müssen, auf den winzigen Ausschnitt aus der kretisch-ägäisch-bandkeramischen Welt zurück, der zur Zeit, da er seine chinesische Kunstgeschichte schrieb, bekannt war: auf Mykene. Seit einigen Jahren sind die bandkeramischen Beziehungen Chinas zum Westen durch die berühmtgewordenen Grabungen Andersens (Yang Schaokultur) auch prähistorisch bestätigt.

Damit ist an Selbständigkeit der Anfänge Chinas nicht mehr zu denken. Der Faden, um den sich die ostasiatische Kulturwelt kristallisierte, kam aus dem Westen. Daß aber eben Ostasien, diese rassenpsychologisch so klar von uns unterschiedene Welt eines zu höchster Vollendung durchstilisierten Menschentums daraus wurde, ist umsomehr den eigenwüchsigen Kräften dieses Raumes zuzuschreiben.

Nun findet aber auch die erstaunliche Tatsache, warum, von Vorderasien ausgehend, das Endziel Ostasien geschichtlich soviel früher sichtbar wird als die zwischenliegenden Gebiete, eine Erklärung, die sie in einen ganz großen Zusammenhang hineinstellt: Gerade in den Richtungen, wo es auf Europäer losging und wo nachmalig die fruchtbarsten Weiterentwickelungen entstanden sind, sind die vorderasiatischen Menschenballungskünste nicht besonders rasch, sondern besonders langsam aufgenommen worden: nach Iran, Skythenland und Sarmatenland hin ebenso, wie in die Ägäis, ins westliche Mittelmeer, bei den Germanen.

Auch abgesehen von China greift die Staatenballung in Innerasien eher von Osten nach Westen fort. Das erste Türkenreich lag am Amur, das kulturvermittelnde Uigurenreich näher an China als an den Orient heran, die Hunnenschwärme wandten sich von der chinesischen Grenze erst sekundär nach Indien und Europa, ähnlich die Mongolen, die auch das erste osteuropäische Großreich bildeten, indem sie den Russen ihre Knute aufzwangen.

Damit tritt aber auch ein Gedanke, mit dem besonders in den Nachkriegsjahren gerne gespielt wurde, in eine überraschende neue Beleuchtung: daß nämlich die Kultur des nächsten Jahrtausends am ehesten in Osteuropa zu erwarten stünde. Es ist unleugbar: wenn die Griechen erst zwei Jahrtausende und die Germanen erst vier Jahrtausende nach dem Orient zur vollen Blüte kamen, wäre es nur analog, daß es auch fünf Jahrtausende dauern könne, bis die Russen richtig dran kämen. Den Eindruck eines träumeschweren Schlafes, der sich gegen äußere Eingriffe mit einer der Außenwelt unverständlichen Heftigkeit wehrt, macht die russische Seele gewiß auch. Ferner ist es sicher:

wenn sich die antike Welt das Staatgestalten schon schwieriger machte als der einfach räubernde Orient, und die Germanen wieder ungleich schwerer als die Südalpinen, weil sie wieder viel mehr vom Staat und von der Welt erwarten, so steigert sich das Viel-Erwarten und das Es-sich-schwer-Machen nach Osteuropa hin nochmals, daher wäre auch nochmalige Verspätung des Erwachens in die wesensgemäße Form hinein kulturmechanisch nicht undenkbar. Es könnte allerdings auch sein, daß die Mediterranen und die Nordalpinen seit jeher Form hatten, nur geschichtlich nicht sichtbar, und daß ein Volk, das Form geschichtlich sichtbar ohne Unterlaß ableugnet, nie zur Form kommen wird.

Nun aber zur Stoßrichtung der vorderasiatischen Menschenballung nach Nordwesten!

Die vorderasiatischen Hochkulturen sind Landkulturen in höherem Maße als es geographisch notwendig wäre. Sie sind aus der Zweiheit von Oase und Steppe zu verstehen, meiden aber den Hauch des Seewindes. Ägypten hat sich hinter dem Delta des Nils fast verkrochen. Von den assyrischen Weltherrschern hat ein so später wie Tiglatpileser 1100 v. Chr. das Meer persönlich entdeckt und eine geradezu kindliche Freude daran gehabt. Es sieht fast aus, als hätten die altorientalischen Kulturvölker im großen und ganzen den Mittelmeerraum ebenso gescheut, wie später bzw. wie auch schon in vorgeschichtlicher Zeit die Mittelmeervölker das nordalpine Gebiet so sehr gescheut haben, daß die dort lebenden Völker sich fast alles, so auch das Christentum selbst im Süden holen mußten. Die Phönizier, Karthager, Etrusker, die als Orientalen ins Mittelmeer vordrangen, sind zumindestens jünger als die ägäische Kultur der Kreter und der Seevölker; ich würde mich nicht wundern, wenn man noch feststellen würde, daß sie eher Schüler als Lehrmeister dieser nördlichen Völkerwellen waren. Auch daß sie die politisch autonome Stadt kennen, teilt sie mehr dem südalpinen als dem orientalischen Bereich zu.

Aber auch an der iranisch-armenisch-kleinasiatischen Gebirgsschranke hat sich das Ausdehnungsgelüste der „Weltherrscher" des Zweistromlandes bald gebrochen. Dieses ganze Gebirgsland bzw. Hochplateau war lange naturvölkerhaft (Nairlande, Subartu) oder trug kleinere Reiche und Mischkulturen von steigendem europäischen Anteil, es war Heimat der Chorrier, Subaräer, Mitanni, Hettiter und später der Lyker, Phryger, Lydier usw. usw. Im Osten befand sich Iran in der gleichen Lage: von Semiten relativ gemieden, mit Nordvölkern angereichert, haben sich wahrscheinlich von Afghanistan bis zum Bosporus Rassenverhältnisse ergeben, welche das Gebiet der vorwiegend braunäugigen, aber nicht der vorwiegend dunkelbraunäugigen Zone zugehörig erscheinen lassen.

Die Semiten haben diese Zone nicht einbegriffen, die einheimischen kleinasiatischen Reiche haben nie die Ausdehnung der mesopotamischen

Weltreiche bekommen. Dreitausend Jahre nach Beginn des babylonisch-assyrischen Imperialismus traten aber die Iranier indogermanischer Sprache und weitgehend aufgehellter Rassenbeschaffenheit das Erbe an, und errreichten mit einem Schlage eine Großreichsgründung, deren Ausdehnung quantitativ um ein Mehrfaches die jahrtausendlangen Bemühungen der Semiten übertraf. Iran, das ägyptische Reich und Anatolien kamen so in eine einzige Herrscherhand. Aber das geschah erst wenige Jahrhunderte bevor auch im Balkangebiet, das geographisch eine Fortsetzung des iranisch-armenisch-anatolischen Gebirgszuges ist, der große Makedone Alexander, Führer einer sehr blondhaarigen Heldenschar, den erwachenden Geschmack auch der antiken Welt am Großstaat anmeldete.

Der Hauptteil der griechischen Geschichte liegt früher. Wir entnehmen dieser Schilderung aber jedenfalls schon, daß es völlig verzeichnet ist, wenn man sich vorstelllt, daß Griechenland unmittelbar an den Orient grenzte. Auch als es die Perser besiegte, war das ein Kampf zwischen Indogermanen,

Die Griechen kannten freilich den Orient und sie haben sich viel daher geholt. Sie sind aber daher nicht bedrängt worden, sondern hatten freie Wahl, sowie später ja auch die Germanen sich bei ihren südlichen Beziehungen freie Wahl vorbehielten.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß das mächtige Ägypten, das bis Nubien vordrang, das nahe Meer nicht überwand, sondern sich seinerseits von den Seevölkern bedrängen ließ. Ebenso merkwürdig ist, daß nicht das südliche Reich Kreta die Griechen bedrohte, sondern umgekehrt von ihnen bedrängt und schließlich erobert wurde.

Die mykenische Kultur scheint die orientalischen Formen eines despotischen und theokratischen Königstums nachgeahmt zu haben. Aber die Gebiete, über welche diese Könige herrschten, sind lächerlich klein. Die Ebene, welche Tyrins und Mykene birgt, ist in einigen Stunden zu durchwandern! Daß die Annäherung an den Süden nur eine scheinbare war, zeigt sich auch darin, daß in dieser mykenischen Zeit schon das Epos geblüht haben muß, d. h. aber daß nicht Der Gott und Der Despot, sondern Das Heldentum und Die Mythologie das Denken des Volkes bestimmt haben. Es wird so gewesen sein, wie auch sonst so oft: Materielle Kulturgüter sind bei weitem die verbreitbarsten. Da sie zudem auch bei weitem die vorgeschichtsfähigsten sind (II. Bd. S. 4 f.), drängen sie sich im Bilde der Funde stark vor, zu diesen Funden gehören aber auch die mykenischen Königsburgen mit viel Waffen und Geräten südlichen Stiles. Auch in der Kunst ist Griechenland durch die Bevorzugung des Menschen und die klitternde Gestaltungsweise dem Orient in gewisser Weise näher als Kreta, wie früher besprochen.

Das Alexanderreich als erster Fall eines Übergreifens großstaatlichen Denkens auf Europa kam dadurch zustande, daß sich Nordvölker und Orientalen über die Köpfe der Griechenstädte hinweg fanden. Die zweite Großstaatbildung der Mittelmeerkultur Rom hat die antike Struktur stärker behalten, indem es Städte gleichsam als Bausteine nahm und daraus ein abstraktes Gebäude erschuf. Es hat von seinem Widersacher Karthago dabei ebenso viel gelernt, wie Alexander von Persien; und wahrscheinlich war das ganze Handelsstädtewesen Karthagos und der Phönizier, wie gesagt, seinerseits ebensowenig rein orientalisch wie der Perserstaat.

Ganz besonders betonen muß man, daß das Alte Mittelmeer voll schroffen Adoptionsdefizites ist. Ein besonders plastisches Beispiel dafür ist Sizilien, wo durch lange Zeit drei ganz verschiedene Lebensformen, nämlich griechische Städte, phönizische Sklavenplantagen und naturvölkerhafte Bergstämme nebeneinanderlebten, ohne daß es zu einem Ausgleich kam. Die Scheidung zwischen Völkern und Kulturformen ist eben schroffer, wenn die Menschen, als wenn die Sachen im Vordergrund des Erlebens stehen. So ist es aber bei südalpinen im Vergleich zu nordalpinen Menschen. Dazu kommt noch, daß auch die sozialen Scheidewände im Süden allgemein greller und schroffer sind.

Jedenfalls lebten die Germanen wohl kaum irgendwo so ungelehrig neben höheren Zivilsationsformen hin wie die Völker des Alten Mittelmeeres neben den griechischen und orientalischen Lerngelegenheiten.

Die Frage: Warum sind denn die Germanen so spät in die Stufe der Hochkultur und Menschenballung eingetreten? ist allgemein geläufig. Mit ebensoviel und noch mehr Recht muß die gleiche Frage aber auch für das Alte Mittelmeer gestellt werden, zumal dieses in vorgeschichtlicher Zeit sogar hinter Nordeuropa zurückblieb, und eher von Norden her kulturell bereichert wurde, als es den Norden bereicherte. Erst in phönizisch-griechischer Zeit änderte sich dieses paradoxe Verhältnis zugunsten des Südens.

2. Der Untergang der antiken Welt und das „leere Jahrtausend"

Daß der Glanz Roms und der Glanz Athens nach wenigen Jahrhunderten verblichen ist, war für die Rassenbiologen immer die wichtigste Warnschrift in den Blättern der Geschichte. Schon deshalb muß die allgemeine „Morphologie des Kulturunterganges" ganz besonders hieran erprobt werden.

Da ist es sogleich schwer zu entscheiden, inwieferne es sich in der Antike überhaupt eindeutig um Untergänge handelt oder was alles man etwa auch als Übergang buchen könnte? Das Ende der griechischen

Polis und das Ende des römischen Reiches ist zweimal ein unbezweifelbarer Untergang. Nicht zufällig handelt es sich dabei um politische Formen und um die in diesen politischen Formen stehenden Völker. Viel zweifelhafter kann man schon sein, ob die Diadochenzeit Untergang oder Übergang zu neuer und oft unterschätzter Größe war, oder ob der christliche Fortgang der antiken Weltanschauung wirklich verdient der heidnischen Antike so schroff gegenübergestellt zu werden, wie das die Kirche natürlich tat; denn sie wollte ja ein neues Weltalter begründet haben. Noch in heutigen philosophiegeschichtlichen Darstellungen wird der Ausklang der antiken Philosophie und die frühchristliche Philosophie völlig voneinander getrennt, als hätte beides nicht jederzeit völlig ineinandergewirkt.

Noch einmal ganz verschieden ist die Untergangsfrage für den Osten mit dem stetig fortwirkenden byzantinischen Reich und für den Westen, der ebenso stark von germanischer Geistigkeit überschwemmt wurde wie der Osten von orientalischer.

Seeck fühlt selbst, daß der geläufige Begriff vom Untergang der antiken Welt nicht so ganz klar ist. Er klammert sich trotzdem daran, daß 476 n. Chr. ein entscheidendes Datum gewesen sei, womit klar ist, daß er vorwiegend staatsrechtlich denkt; denn sachlich bedeutet die Thronbesteigung Odoakers wahrhaftig nichts groß Neues.

Wir wollen nun in der Reihenfolge der weiter oben entwickelten Punkte über mögliche Ursachen des Kulturunterganges vorgehen (vgl. S. 31 ff.).

1. Fehladoptionen. Man kann leicht eine ganze Reihe von einzelnen Kulturinhalten nennen, deren Aufnahme sich schädlich auswirken mußte.

Äußerst schädlich wirkte im Römischen Reich das Recht der Soldaten, ihren Führer zum Imperator und Augustus auszurufen. Es handelt sich nicht um Revolutionen, sondern um ein folgerichtiges Ergebnis der Begründung des römischen Kaisertums auf den Siegeslorbeer und auf die Idee des unter den Menschen erscheinenden Übermenschen und Gottes. Diese Begründung des Kaisertums war aber in der südalpinen Rassenpsyche tief verankert.

Auch in anderer Hinsicht ist das unstete, augenblickshafte Cäsarentum, das kaum zu rechter Dynastiegründung kam, für ein Weltreich ein Krebsschaden gewesen. Es war in seiner Vergottung und Verpflichtungslosigkeit ein dauernd-gewordenes Provisorium, ein Notmittel, dem nur Giganten an Talent wie an Redlichkeit entsprechen konnten: Auch diese Züge trägt es aber nicht zufällig, sondern aus südeuropäider Wesensart heraus.

Äußerst schädlich war in den antiken Spätzeiten der immer geringer werdende Sinn für Ehe. Die Verständnislosigkeit für ein gemeinsames Schicksal von Mann und Frau war viel älter als die Forderung nach Keuschheit und Cölibat. Das Junggesellentum, nicht die Kinderlosigkeit ist das Zentralproblem der antiken Bevölkerungssorgen ge-

wesen. Die vielzitierten Mißerfolge der antiken Bevölkerungsgesetzgebung sind schon deshalb auf unsere heutigen Verhältnisse nicht im mindesten anwendbar.

Auch die Genußsucht in allen ihren Formen ist eine Entartung, die für den vorwiegend in der Gegenwart lebenden südlichen Menschen viel gefährlicher ist als für den durchschnittlichen nordalpinen Menschen. Die Unterstützung des Bettlertums und die mangelnde Obsorge für den ehrlich Schaffenden ist ebenso wesensartlich südalpin wie die Undurchdachtheit und Improvisiertheit (mangelnde Bilanz und Zukunftsplanung) des Steuer-, Münz- und Leiturgienwesens.

Die Erblichkeit der Stände war, indem sie als fiskalisches Auskunftsmittel aufkam, schon von der Wurzel her faul. Sie bedeutete einen Zwang zu äußerlich der gleichen Form, die unter Germanen dann tief volkstümlich war. Sie gehört zu den Erscheinungen „künstlichen Mittelalters" (Breysig) in der letzten Kaiserzeit, die möglicherweise doch auch schon eine Auswirkung des Germanenzustromes gewesen sein mögen.

2. Hypertrophe Entwickelungen. Die Lasten für die öffentlichen Spiele sind in Griechenland wie in Rom wieder ein typisch südalpiner Krebsschaden gewesen. Den Reichen wurde immer mehr zugemutet, alle anderen Sorgen gerieten hinter der Ausrichtung glänzender Schaustücke in die zweite Linie. Daß Reichtum schließlich doch auf Leistung beruht, dieser Gedanke kam dem Demos noch weniger als unseren Proletariern der sozialdemokratischen Zeit.

Wenn man die ideellen und geschichtlichen Grundlagen des römischen Reiches überlegt, ist es kein Wunder, daß dieses künstliche Gebilde einer Zone, für die durchaus der Stadtstaat wesensentsprechend war, nicht ewig hielt. Daß die Entwicklung nicht mehr über den unter Trajan erreichten Stand hinausging, ist keineswegs wunderbar, viel wunderbarer ist, daß das römische Reich immerhin so lange erhalten blieb.

Friede, Genuß, Überfeinerung und Überbildetheit waren im 2. Jahrhundert n. Chr. so weit getrieben, daß jede Kriegsnot und jede grobe Ungebildetheit wie ein reinigendes Gewitter wirken mußte, nach dem sich die Menschen sehnten. Die Zeit hatte sich selber satt.

3. Zurückbleiben hinter der Entwicklung.

Als eines der vielen altrömischen Prinzipien, welche mit der Entwicklung nicht mitkommen konnten, sei das Publikanensystem der Steuerpacht genannt, das für eine herrschende Stadt angemessen, für ein Weltreich aber ganz ungenügend war.

Das gleiche gilt vom System der kurzfristigen Ehrenbeamten. Da die Ehre immer kleiner, die Lasten immer größer wurden,

mußte immer stärkerer Zwang diese Einrichtung aufrecht erhalten, sie wurde aber durch keine sinngemäßere ersetzt.

Die technischen Mittel der Weltbeherrschung waren lächerlich zurückgeblieben. Von den Waffen sei dabei weniger die Rede, weil schließlich der Feind auch nicht besser bewaffnet war. Aber daß das gigantische Reich keine anderen Verkehrsmittel hatte als die besseren Kleinstaaten der gleichen Zeit, war ein schreiendes Mißverhältnis.

Das römiche Reich war groß durch den Gedanken der Weltordnung als einer Komposition gotthafter Begriffe. Dem Einstrom zugleich von orientalischer und germanischer Seite hielt diese universalistische Statik nicht stand. Das Reich war ohne zeitgemäße Idee als es zugrundeging.

Die griechischen Stadtstaaten hatten nicht vermocht, sich positiv in den Strom der Alexander- und Diadochenzeit hineinzustellen. Darum versank der Glanz der alten Griechenstädte gegenüber den neugegründeten des hellenistischen Orient, die sich der Zeitlage besser einpaßten. Der Untergang in hellenistischer Zeit, den Burckhardt so lebhaft schildert, betrifft nur Altgriechenland, während die hellenistischen Kolonien voller Leben und zunehmender Bevölkerung waren.

Die Fragen des lebhaften Griechengeistes über Gott und Welt hatten in Skepsis und Nihilismus geendet, die nach Überwindung durstig waren. Die Vergottung der Nähe und der Kosmos als Endlichkeit waren Kernideen, welche der fortschreitenden Geistesentwicklung nicht gewachsen bleiben konnten.

4. Erschlaffen der Adoptionsbereitschaft. So alt man sich zeitweilig fühlte, die Antike ist nie ein schlechter Boden für neue Gedanken gewesen. Es handelt sich eben um südalpine Bevölkerungen, die auch bei sinkender Begabung novarum rerum cupidi bleiben. Von Erstarrung kann nicht die Rede sein.

Neue Kulte wurden gierig aufgegriffen.

Auffallend ist, wie rasch und fließend geheiligte Traditionsrechte sich bildeten und umbildeten.

Das subjektive Bewußtsein des eigenen Niederganges ist nicht überall vorhanden gewesen. Wahrscheinlich fühlten sich die Menschen in vielen spätantiken Zuständen, die uns als Niedergang erscheinen, ausgezeichnet wohl.

Bei der zeitweise so starken Neigung der Alexandriner und der römischen Kaiserzeit, zu archaisieren und sich einen umgrenzten klassischen Kanon zu bilden, handelt es sich nicht um Erstarrung. Vielmehr steckt offenbar nichts anderes dahinter als ein Fortwirken der mythenbildenden Kraft. Sowie für Homer die trojanische Zeit und wie für die klassischen Griechen Homer, war für die nachklassischen Griechen die Zeit, die selbst wir Heutigen die klassische nennen, ihr Mythus. Jedes Abgrenzen einer Klassik ist ein idealisierender Mythus. Auch heut nennt man — ganz unabhängig von der Art ihres Schaffens —

alle jene Künstler gerne Klassiker, die sich den Ruf der Unsterblichkeit gewonnen haben. Kennzeichnend für die antike Spätzeit war nur, daß sie ihren Mythus nicht produktiver gestaltete.

Idealisierende Mythenbildung ist wieder eine allgemein südalpine Fähigkeit, hat nichts mit Abstieg zu tun.

Ebenso ist übrigens Selbstbejammerung und Pessimismus kein Zeichen tatsächlichen Niederganges. Schon Hesiod denkt sich die Menschheitsstufen (es wäre falsch, von Entwickelung zu reden) in Dekadenz. Die meisten geschichtsphilosophischen Theorien der Antike waren Dekadenztheorien (Helmich). Wenn diese Stimmung in der Spätantike besonders stark war, bedeutet sie eine besonders inbrünstige, keine abgestumpfte Adoptionsbereitschaft.

Die Antike ist nicht erstarrt. Sie ist von innen ermattet und von außen zersprengt worden.

5. Wesensgemäße Erschöpfung der Ideen.

Die einzelnen antiken Kulturbereiche lassen recht deutlich die Logik seinsgesetzlicher Möglichkeiten erkennen und sind guter Anlaß zu Ablaufstudien. Solche kann man an der Philosophie, an der Plastik, an der Malerei, an der Naturwissenschaft, an der politischen Form der Polis, an der Tragödie, der Vasenmalerei und vielem anderen mehr betreiben.

Man wird immer finden, daß in wenigen Jahrhunderten das Wesentlichste getan ist und der betreffende Kulturzweig damit uninterssant wird und in sein „Zivilisationsstadium" eintritt. Man wird auch sehr deutlich wahrnehmen, daß diese einzelnen Bewegungen zu ganz verschiedenen Zeiten ihren Anfang nehmen und dementsprechend auch zu verschiedenen Zeiten enden (Unabhängigkeit der einzelnen Kulturseiten).

Alle diese Kulturzweige ziehen in der Antike aber aus ein und derselben allgemeinsten Idee ihre Nahrung, die wir als „Überzeugung von der Wertfülle überblickbarer Harmonien" herausabstrahieren mögen.

Alle genannten Kulturzweige waren nur in Relation zu dieser allgemeinsten Idee erschöpft, als sie in der Antike abstarben, jede von ihnen hat in den seither vergangenen Jahrtausenden soviel neue Schößlinge getrieben, daß von einer absoluten Erschöpftheit im Sinne der logischen Möglichkeiten nicht die Rede sein kann.

Es ist das Unglück und das innere Ende des griechischen Geistes gewesen, daß er von der Wertung sinnlich überblickbarer Harmonien nicht stufenweise und organisch auch zur Wertung unüberschaubaren Wirkens aufstieg, wie später die germanische Kultur. Die Griechen stürzten sich vielmehr aus Verzweiflung in die schroffe Antithese der Entwertung des Konkreten. Sie taten damit nicht etwas, was ihrer klassischen Zeit ganz ferne gelegen hätte. Weltschmerz und Klage über die

Mühen des Lebens lassen sich seit Homer unvermittelt neben Weltfreude und Weltvergöttlichung feststellen.

Der Stil, in dem in Athen Philosophie getrieben wurde, ist vom Stil der frühchristlichen Konzile nicht allzu verschieden.

Die antike Naturwissenschaft lief in Skepsis aus, als sich befriedigende Lösungen der Grundbegriffe Sein, Werden usw. nicht finden lassen wollten. Die germanische Naturwissenschaft ging gegenüber solchem Wortgeklingel zur Praxis über.

Die antike Geschichtsforschung erlag der Freude am schönen Stil und am fesselnden Vortrag. Aristoteles' Schrift „Vom Staat" war ebenso eine vergebliche und vergessene Vorwegnahme eines späteren wie des Aristarchs Versuch eines „kopernikanischen" Weltsystems.

Schon die Tatsache, daß die Erschöpfung der einzelnen Zweige zu ganz verschiedenen Zeiten eintrat, läßt es wahrscheinlich erscheinen, daß sie jeweils beim Überschreiten der Grenzen südalpinen Wesens unvermeidlich wurde, während man erst in zweiter Linie das Ausbleiben schöpferischer Köpfe beschuldigen darf.

Dieses ist aber daran schuld, daß allmählich überhaupt keine neuen Zweige weltfreudiger Kultur mehr aufgefunden wurden, so daß die weltschmerzliche Seite im südalpinen Wesen immer mehr die Oberhand bekommen konnte. Auch für den auf vielen Gebieten erschreckenden Niedergang der Durchschnittsleistungen muß man am ehesten absinkende Begabung verantwortlich machen.

An sich sollte man denken, daß gerade die Kultur des Statisch-Konkreten das Zeug zum ewigen Bestand als diesseitsfreudige Zivilisation gehabt hätte; daß das Heidentum der Antike sich selbst überwand und in seine eigene Antithese stürzte, ist ein weltgeschichtlich einmaliger und geradezu „faustischer" Zug an ihm. Im Genuß verzehrte es sich nach Begierde und konnte nie stehen bleiben, was z. B. die ägyptische oder die chinesische Zivilisation so gut konnte.

Unrichtig ist freilich auch die Vorstellung, als hätten sinnlicher Glanz, Lebensgenuß und Freude an wohltuender Harmonie im christlichen Griechenland aufgehört. Byzanz ist voll antiker Statuen, betreibt die Zirkusspiele weiter, führt die homerischen Epen theatralisch auf, prunkt mit Kirchen, Palästen, Fresken, Reliquiaren und Ikonen. Auch der dreieinige Gott der Vollkommenheit ist eine Harmonie.

6. 7. 8. Aussterben kulturtragender Völker, Stände, Erbanlagen.

Dies nun die im speziellen rassenbiologischen Fragen! Auch hierauf erhält man aus der antiken Geschichte klarere Antworten als aus anderen Zeitabschnitten.

Zunächst einmal: Aussterben ist der sicherste Volksuntergang. Die griechischen Heimatlande sind menschenleer geworden, als die Diadochen-

kultur aufblühte, darum sank auch ihre geistige Bedeutung. Die republikanischen Römer sind ausgestorben, als die Kaiserzeit anhob; darum hat diese so viele nicht altrömische Züge.

Für das Aussterben Griechenlands war neben dem Kindermangel das zügellose Kriegsrecht verantwortlich, welches die besiegten Städte in geradezu indianischer Grausamkeit auszurotten erlaubte: auch ein orienthafter Zug an der Antike. Wenn sich das Ausmorden von der besiegten Stadt auf die besiegte Partei innerhalb des eigenen Gemeinwesens übertrug, dann bedeutete das Aussterben von Ständen und Niederzüchtung von Erbanlagen. Keine Rasse hätte ungestraft die ebenso klassischen wie fürchterlichen Jahrhunderte von 500 bis 300 v. Chr. überstanden. Wo sollte nach diesem Wüten gegen alles, was den Durchschnitt überragte, noch die alte Kraft herkommen? Der Niedergang mußte sich bald zeigen, und er tat es auch. Da gleichzeitig auch die seinsgesetzliche Erschöpfung der tragenden Ideen Fortschritte machte, läßt sich die Schuld des Aussterbens der kulturtragenden Stände und Erbstämme nicht so leicht erkennen bzw. genau abzirkeln; sie ist trotzdem offensichtlich. Die Leistungen sterben ab, werden mittelmäßig und endlich mäßig. Es gibt keinen seinsgesetzlichen Grund dafür, daß eine einmal erreichte Durchschnittsqualität so hinschwindet, wie in der antiken Philosophie, Naturwissenschaft, Rhetorik. Dieses Absinken wäre noch viel deutlicher, wenn wir nicht aus der entfernten Perspektive ausgedehnte Lücken gar nicht sähen, und wenn nicht vikariierend neue Volkskörper für die verbrauchten einträten, was bei nicht sehr genauem Hinsehen den Eindruck macht, als wäre alles in Ordnung.

Burckhardt hat all diese Dinge in ausgezeichneter Plastik dargestellt. Mühlmann hat ihm sehr mit Recht das Zeugnis ausgestellt, daß er im Grunde viel biologischer gedacht habe als sein phantastischer Zeitgenosse Gobineau.

9. Zufall ist am Niedergang der Antike, aufs Große gesehen, wohl kaum etwas (vgl. S. 38).

Spengler ließ es, sehr im Gegenteil zu seiner sonstigen Einstellung, als Zufall gelten, daß bei Aktium nicht Antonius, sondern Augustus gesiegt habe, daß entgegen dem Sinn der Entwicklung Westrom Ostrom bezwungen habe und sich dadurch das „magische“ Wesen der römischen Kaiserzeit nur in der Pseudomorphose aussprechen konnte. Rassengeschichtlich ist aber der tatsächliche Verlauf sinnvoll, auch ist das „magische“ Wesen der Spätantike nicht nur eine Orientüberfremdung, sondern auch Ergebnis innerer Geistesentwickelung.

10. Landschafts- und Klimaänderung sind hingegen für unsere Frage sehr wichtig. Abgesehen von Verlandung einzelner Häfen und Entwaldung hat zunehmende Malariaverseuchung weiter Gebiete der antiken Welt nach Meinung vieler Forscher (W. H. J. Jones, R. Roß,

Rodenwaldt und Zeiß, Celli) sich sehr hemmend ausgewirkt (zit. nach Olpp).

Es scheint z. B., daß die römische Campagna in historischer Zeit nicht weniger als viermal gesundes Wohngebiet, und dann wieder malariaverseucht war (Celli).

11. Stufenwandel im historischen Prozeß war es, daß die Antike aus sich heraus Geistesformen entwickelte, die einerseits orientalischem, andererseits germanischem Wesen verbesserte Chancen, miteinzugreifen und sich durchzusetzen, gab.

13. Unterliegen im kriegerischen Wettstreit. Das weströmische Reich wurde im 4. und 5., das oströmische im 4.—15. Jh. schritt- und stückweise erobert. Aber diese Vorgänge folgten eher dem Gesetz des Vakuums, das nach Ausfüllung drängt, waren Folgen des vorangegangenen Niederbruches.

Überblicken wir alle die genannten Punkte, so wird die ganze Kompliziertheit des Vorganges, den man Untergang der antiken Welt nennt, sichtbar. „In der Rasse" liegt er auf doppelte Weise: Erstens zeigen sich alle Zeichen innerer Niederzüchtung und völligen Volkstodes. Zweitens zeigt sich aber auch, daß die Entwickelung allenthalben an die Grenzen stieß, die in der rassischen Wesensart der südalpinen Menschen gegeben waren und daher nicht überwunden werden konnten.

Das „leere Jahrtausend"

Betrachtet man die sogen. Weltgeschichte, welche üblicherweise von Babylonien und Ägypten über Griechenland ins Abendland geführt wird, als Fortschrittreihe auf geistigem, wissenschaftlichem und technischem Gebiet, dann drängt sich unweigerlich der Eindruck eines schauerlich leeren Abgrundes zwischen den letzten Leistungen der Griechen und den ersten Leistungen der Form gewinnenden abendländischen Völker auf. Das erste nachchristliche Jahrtausend ist in diesem Sinne ein „leeres Jahrtausend". Wie war das möglich? Wir haben ganz besonderes rassenpsychologisches Interesse, das aufzuklären, denn die germanische Rassenkraft war ja den größten Teil dieses Zeitraumes hindurch schon voll im Spiele.

Daß fast alle Wissenschaften, insbesondere die Naturwissenschaften, in diesem Jahrtausend kaum vorankamen, daß auch künstlerisch die Gestaltungskraft vorher und nachher größer gewesen zu sein scheint, ist wohl unbestreitbar. Vielleicht aber ist es überhaupt „typisches 19. Jh.", die Geschichte nur nach dem Fortschritt zu bewerten, und gab es in diesem leeren Jahrtausend doch auch irgendwelches volles und hohes Leben?

Wir suchen uns einen zahlenmäßigen Ausdruck dafür, wieweit das 1. Jt. n. Chr. „leer“ war, dadurch zu schaffen, daß wir die Anzahl der in den Zeittabellen bei Pflugk-Hartung genannten einerseits politischen, andererseits ideengeschichtlichen Ereignisse im Diagramm 22 darstellen. Wie man sieht, nimmt die Zahl b e i d e r im 1. Jh. n. Chr. ziemlich symmetrisch ab, was den Verdacht erwecken muß, daß Kärglichkeit der Geschichtsschreibung daran vielleicht ebenso beteiligt ist wie wirkliche Armut des Lebens. Freilich sind die „kulturellen“ Ereignisse, die in diesen Jahrhunderten verzeichnet sind, vorwiegend religionsgeschichtlicher Art.

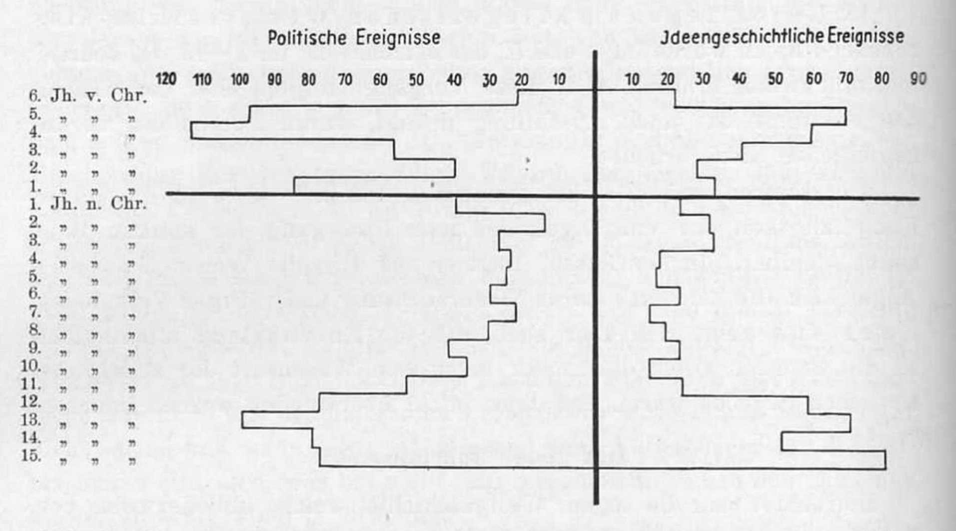


Abb. 22. Die Anzahl „weltgeschichtlicher Ereignisse“ in den einzelnen Jahrhunderten. (Material Pflugk-Hartung.)

Erinnern wir uns, daß nach der Normalvorstellung noch zur Zeit des jungen Goethe sogar zwischen Antike und den jüngst vergangenen Zeiten der Renaissance und Aufklärung nichts liegen sollte als barbarische Öde. Allmählich sind wir in diese angebliche Öde immer tiefer eingedrungen, haben uns in ihr wohlfühlen, ja das Mittelalter als eine ganz besonders reiche und kraftvolle Welt empfinden gelernt. Setzt sich dieser Prozeß fort? Im 18. Jahrhundert hörte die „leere Zeit“ um 1500 auf, für H. St. C h a m b e r l a i n reichte sie nur bis etwa 1200, heute wird schon die Sächsische und Salische Kaiserzeit niemand mehr leer finden. Versuchen wir nun, die „Leere“ zwischen dem Jahre 0 und 1000 von hinten und von vorne schrittweise noch weiter abbröckeln zu lassen!

Die ersten zwei nachchristlichen Jahrhunderte sind von der Hochzeit des Römerreiches erfüllt, welche eine der glücklichsten und vielleicht die friedlichste Epoche der Menschheit genannt wird. Das 3.—5. Jahrhundert sieht auf staatsmännischem Gebiet noch immer eine grandiose Leistungshöhe. Da auch späterhin die germanische Leistung in erster Linie auf politischem Gebiete liegt, muß man wohl d e m n e u-

zuströmenden nordalpinen Blut schon in dieser Epoche maßgebenden Anteil zuschreiben. Die Erscheinungen des „künstlichen Mittelalters" (verstärkter Sinn für Erblichkeit, für Genossenschaftsleistungen, für Land anstelle von Stadt), welche die spätere römische Kaiserzeit zeigt, sind doch nicht allein innere Fortentwickelungen, sondern auch Einwirkungen des germanischen Volkscharakters. Auf kunstgeschichtlichem Gebiet beginnt im 3. Jh. erst recht ein neuer Entwicklungszyklus, der wie Einbruch germanischen Wesens aussieht (vgl. S. 223).

Nach dem Sturze des weströmischen Reiches ist politisch so viel geschehen, wie nur irgendwann. Die Zeiten sind voll erhabener und atemraubender Vorwürfe für den Epiker und Dramatiker. Aber eben: „Die Kultur" kommt nicht recht auf die Beine. Ganz falsch wäre es freilich, den Germanen nachzusagen, daß sie ungelehrige Schüler oder schlechte Fortsetzer gewesen wären. *Sie fanden gar nichts mehr vor* von dem, was wir an der Antike groß finden. Das Erbe war schon aufgezehrt, und zwar in einer Weise aufgezehrt, die eben durch die innere Niederzüchtung des Begabungsstandes am ehesten begreiflich gemacht werden kann. Der Vorwurf kann nur dahin gehen, daß die Germanen die klassischen Zeiten Griechenlands nicht rascher irgendwie *wiederholt* haben. Ansätze dazu gibt es, so z. B., wenn um Karl den Großen herum eine darstellende Wandmalerei aufblüht, die nach *Pinder* kein Vorbild hatte, das sie stützen konnte, sondern mitten in der Zeit des oströmischen Bildersturmes lag.

Der Kernpunkt dafür, daß „die Kultur" so lange „darniederlag", ist ohne Zweifel die *Unwilligkeit der Germanen, in die überkommenen Städte sich einzusiedeln.* Sie waren dabei in der Lage von Bauern, und es wäre widersinnig, Bauern vorzuwerfen, daß sie nicht produktiver gewesen seien als die Städter des gleichen Landes. Romanische Städter hat es die ganze Zeit hindurch ja neben den Germanen gegeben; auf diesen hätte die Pflicht zur Kulturleistung in erster Linie geruht.

Aber man muß Zeiten nach dem beurteilen, was sie sind, nicht nach dem, was sie nicht sind. Läßt man dies für das erste nachristliche Jahrtausend gelten, so kann es zumindestens zwei große geistesgeschichtliche „Geburten" für sich buchen: Die nachlogische Religionsgeschichte und die Heldenzeit des völkisch-territorialen Adelsprinzipes. Wer für Religion und wer für Politik „kein Organ" hat, der übersieht natürlich die Größe dieser Inhalte; in gewisser Weise gilt beides von der liberalistischen Zeit des 19. Jh., darum kam das erste nachchristliche Jahrtausend damals so schlecht weg. Wer den Inhalt eines Lebens nach Werken beurteilt, muß in dieser Zeit notwendig Leere sehen; es hatten sich aber

auch ja geradezu die Mächte potenziert, welche zu einem Leben führen, das ohne rechte Relikte, Versteinerungen, Hinterlassenschaften dahingeht, so groß und lodernd es auch gewesen sein mag. Wir haben im II. Band die ungleiche „Vorgeschichtsfähigkeit“ der einzelnen Kulturinhalte sehr bedenken müssen; in gleicher Weise gibt es aber auch eine ungleiche „Kulturgeschichtsfähigkeit“ der Epochen.

Den Menschen des ersten Jahrtausends ging es einerseits um das Heil und andererseits um die Tat. Beides sind Inhalte von letzter Größe, aber eben dazu angetan, ohne Relikt und Zeugnis zu verströmen. Das christliche Heil der Seele ist weltfeindlich und damit kulturfeindlich vom Kern aus. Die Tat ist ein Vorgang, kein Ding, das sich erhalten kann; wo nicht das Heldenlied von ihr kündete, das große germanische Heldenlied, das uns ganz überwiegend verloren ist, ging sie zumeist spurlos unter.

Das wurde anders als aus dem Heilstreben Glückstreben und aus dem *Tatendurst Arbeitslust wurde. Da gingen die nordalpinen Menschen in* die Städte und nahmen zu an Werken, Leistungen, Erfindungen und kulturgeschichtlichen Relikten. Trotzdem, das sollte man einsehen, ist Heil etwas größeres als Glück und Tat etwas größeres als Arbeit. So kann man mit nicht wenig Recht auch einmal sagen: Mit dem Jahr Tausend begann der Niedergang des Abendlandes, begann die Verbürgerlichung und das Absinken von der Titanengröße der Heiligen und Herren.

Man stellt dann mit Erstaunen auf einmal fest, wie wenig von den inneren Grundlagen unseres abendländischen Lebens um die Wende vom ersten zum zweiten Jahrtausend noch nicht da war: Die ganze christliche Mythologie und Heiligenlegende, welche später die Gotiker und die nachgotischen Maler darstellten, war schon vorhanden. Ja Pinder sagt, daß alle die Themen, welche Giotto in seiner Arena zu Padua anschlägt, von der Weltschöpfung bis zum Weltgericht schon in karolingischer Zeit von Germanen vorweggenommen waren. Ehre und Herrschaft, Großvölkerdenken und universaler Staatsgedanke, Männerwürde und Edelmannsleben, Volkstum, weltfreudige Mystik und vieles andere mehr.

Die „geistigen Leistungen“ in unserem Sinne sind freilich mager. Wenn man aber bedenkt, einem wie kleinen Teil der Menschen sie auch heute wirklich Herzensbedürfnis sind, geschweige denn, ein wie kleiner Teil der Menschen ihrer auch heute fähig ist, dann unterliegt keinem Zweifel, daß es sich dabei einfach nicht um Äußerungen handelt, die mit Urkraft zu jeder Zeit und in jeder Lage aus einer dazu veranlagten Rasse hervorbrechen. Naturforschung und Technik gebrauchen gar sehr eine ihnen günstige geschichtliche Stunde. Dabei hält die fortschrittarme Zeit

des ersten nachchristl. Jt. den Vergleich mit dem gleichzeitigen Orient noch immer glänzend aus. Die Moslim waren im Vergleich zu den Griechen auf dem Gebiet der technischen Handwerkskünste dürftige Nachahmer.

Die „geistigen Leistungen“ der nachlogischen Religionsgeschichte sind geschichtskundig. Sie erfüllten in erster Linie das Griechenvolk. Wir können sie heute innerlich nicht miterleben, aber die maßlose Ungerechtigkeit wollen wir doch zumindestens nicht mitmachen, sie für bloßes Pfaffengeschwätz und Gezänk um Worte zu erklären. Wäre es so, dann würde die geistesgeschichtliche Forschung nicht haben feststellen können, daß in der nachlogischen, insbesondere christlichen Religionsgeschichte eine weitgespannte Logie, ein Entwickelungsbogen von durchsichtiger Architektonik vorliegt. Was Ordnung durch acht Jh. hat, ist kein bloßes Geschwätz.

Wir wollen dies im Anschluß an Eibl durch das folgende Neunstufenschema andeuten:

I. Die Evangelien geben die Grundthemen.

II. Die Spekulation beginnt. Paulus.

III. Anfänge der systematischen Auseinandersetzung mit dem Alten Testament und der Antike: frühchristliche Väter um 100 n. Chr.

IV. Der großartige, vielstimmige und mannigfaltige Schwung der Gnosis im 2. Jahrhundert n. Chr.

V. Als Gegenschwung die christliche Gnosis um 200. Origines.

VI. a) Christologischer Streit, erste Hälfte: Kampf um die volle Gottheit Christi im 3. und 4. Jahrhundert (Athanasius, Arius); b) zweite Hälfte des christologischen Streites: Kampf um die Trinität in Auswirkung des nach 200 entstandenen heidnischen Neuplatonismus.

VII. Zeit- und Bewußtseinsproblem, politische Anwendung des Christentums im Gottesstaatgedanken nach 400 (Augustinus).

VIII. Im 5. Jahrhundert neues Einströmen neuplatonischer Gedanken. Erste Beschäftigung mit der aristotelischen Logik.

IX. Im 6. bis 8. Jahrhundert abschließende, systematisierende, enzyklopädische Gelehrte. Durchsetzung des nüchternen Aristotelismus. Augustin wirkt nach, ohne zu zünden.

„Aus der Zeit nach Christus ragen drei Riesen hervor: Paulus im ersten Jahrhundert, Origines im 3., Augustinus im 5.; und zwei vielköpfige Bewegungen, die Gnosis im 2. Jahrhundert, der christologische und trinitarische Streit im 4. Dann schwingt die geistige Eruption, nachdem sie in rascher Folge zu starken Erzeugnissen angeregt hatte, in breiten, langsamen und seltener werdenden Wellen aus.“

Man kann, glaube ich, nach dieser Schilderung nicht leugnen, daß die früh- und mittelbyzantinische Zeit geistesgeschichtlich echt europäisch lebensvoll war. Wenn das 19. Jh. die biologische Entwickelungslehre oder das 17. Jh. die Mathematik so wichtig nahm, warum sollten nicht andere Zeiten allen Scharfsinn auf die Trinität oder auf die Abwehr der Gnosis oder des Neuplatonismus verwenden, hing daran doch

das ewige Heil? Man versteht als späterer gar oft nicht, warum dies oder jenes so aufregend und wichtig erschien, als es neu war. Die theologischen Inhalte, um die es den damaligen Griechen ging, haben übrigens auch im nordalpinen Gebiet ihre Lebenszähigkeit so sehr bewiesen, daß man sie nicht verächtlich finden kann, so wenig sie einem selbst auch bedeuten mögen.

Parallel zu der griechischen Geistesgeschichte hob nördlich der Alpen im christlichen Rahmen schon die irisch-angelsächsische an, als einzige und erste von den eigenwüchsigen Weltanschauungsgebilden des Norden, die geschichtlich merkbar wird, während man die anderen nur ahnen kann. Die Sittlichkeit der heldischen Tat hatte wahrscheinlich aber ebenso auch ihre theoretische Entwickelung wie die Wissenschaft vom Heil.

Ich glaube, man kann nicht sagen, daß die besten Geister im ersten nachchristlichen Jt. nichts zu tun hatten, oder daß sie nichts taten, oder daß es endlich damals gar keine besten Geister gab. Freilich: die Heilsucher unter ihnen zeigen manches, was sie bedenklich den Narren annähert, und die Tatsucher zeigen vieles, was sie den Verbrechern annähert. Gerade damit ist aber auch gesagt, daß die Zeiten vielleicht die Hybris des Übermenschlichen hatten, daß sie aber keinesfalls ohne „Format", lau oder ohne Größe waren. Kulturlos waren sie in dem Sinn, in dem Bauern und Krieger nun einmal im Vergleich zu Städtern kulturlos sind.

Übrigens ist sicher, daß die germanischen Völker des ersten und zweiten Jahrtausends auch rassisch nicht gleich waren. Kraniologisch sieht man dies an den weicheren Linien und runderen Formen der Schädel in jüngerer Zeit. Indirekt erschließen kann man innere Umzüchtung aus der vernichtenden Heftigkeit der Kämpfe, die damals ganz Europa durchtobten und aus den auch auslesegeschichtlich bedeutsamen Verschiebungen vom adelsbäuerlichen zum stadthandwerkerlichen Leben hin. Mit steigender Kultur wurden z. T. auch erst die Kulturmenschen gezüchtet; wir haben davon schon im II. Bd. gesprochen.

3. Vom ersten zum zweiten und zum dritten Rom

Byzanz das zweite Rom, Moskau das dritte Rom: mit dieser Ideologie wollen wir hier den Fortgang der Antike im Osten kennzeichnen. Aus Gleichem wird Gleiches, aber aus dem einen römischen Reich wurde im weiteren Verlauf im Osten und Westen wesentlich Verschiedenes, Byzanz und das Frankenreich, Rußland und das technisch zivilisierte Abendland. Wie kommt das? Wieder stehen wir vor einer großen Ablaufsfrage, bei welcher kulturbiologische Begründungssuche mit vielem Recht einhaken kann.

Was war denn alles schon verschieden, als das große römische Reich in seine westliche und östliche Hälfte zerbrach? Der Schwerpunkt der östlichen Hälfte lag nicht nur um etwa 20° östlicher, sondern auch um etwa 10° südlicher als der der westlichen Hälfte. Westrom ragte von vorneherein in die nordalpine, Ostrom aber in die orientalische Zone hinein. So bekam auch Ostrom die Hauptwucht der nachlogischen Religionsgeschichte zu spüren, deren „rassischen Ort" wir ja schon früher auf die Grenze zwischen südalpiner und orientalischer Zone festgelegt haben.

Wie sehr diese Festlegung zutrifft, sieht man aus dem Kärtchen über die Verbreitung des Christentums um 325 n. Chr. bei Pöhlmann in Pflugk-Hartung. Weder Griechenland noch Palästina sind so allgemein christianisiert gewesen wie gerade Kleinasien, dieses so typisch auf der Grenze zwischen südalpiner und orientalider Zone liegende Gebiet, das in heidnischer Zeit schon die Heimat der Stoa, dieser ebenfalls orientähnlichsten griechischen Philosophie gewesen war. Weiter westlich sind Griechenland, sodann das heutige Tunesien und Südspanien relativ am stärksten christlich gewesen, also die weiteren Brückengebiete zwischen südalpiner und orientalischer Zone. Italien und alle nördlicheren Gebiete hatten sich noch heidnisch erhalten. Man kann die sonderbare Verbreitungsweise, welche dieses Querschnittsbild enthüllt, bestimmt nicht geographisch deuten. Es liegt ein klarer Phasenvorsprung der volkscharakterlich am meisten christentumsbereiten Bevölkerungen vor.

Italien war, wie schon erwähnt, während der nachlogischen Religionsgeschichte ebenso wie während der klassisch-griechischen Geistesgeschichte vorwiegend passiv aufnehmende Provinz. Erst gegen Ende des ersten Jt. kommt es zu dem großen Aufstieg der römischen Kirche. Es ist dies eine vorwiegend politische Leistung, welche mit der Spätzeit (der „Zivilisationsphase") der nachlogischen Religionsgeschichte griechischen Geistes zusammenfällt. Dieser Ablauf ist übrigens eine ganz auffällige Parallele dazu, daß auch das weltliche Imperium Romanum erst aufstieg, als der klassisch-griechische Geist seine Bahn großenteils schon durchmessen hatte!

Wenn Griechenland etwa im 9. Jh. die geistesgeschichtliche Führung an die nordalpine Zone abgab, so möge man nicht übersehen, wie lange Zeit hindurch das Griechenvolk immer wieder geistig führend gewesen war. Zumindestens eineinhalb Jahrtausende voll unablässiger Produktivität hatte es damals hinter sich. Ein weiteres halbes Jahrtausend kämpfte Byzanz noch zähe und tapfer weiter, bevor es endgültig von den Türken überschwemmt war. Wir müssen uns darum im Namen der historischen Gerechtigkeit gegen die übliche Verkennung Ostroms verwahren. Die Spätgriechen mögen feige und weichlich gewesen sein, das Byzantinerreich hielt immerhin um tausend Jahre länger durch als das Weströmerreich und die daran anschließenden

kurzfristigen Staatengebilde; und es gab selbst den Franken und Iren, aber ebenso auch den orientalischen und slawischen Völkern immer wieder geistige Nahrung. Wer in der Hildesheimer Michaeliskirche steht, bewundert letztlich eine Ausstrahlung spätgriechischen Bauens, und wen die aristokratische Miniaturenkunst der Manessischen Liederhandschrift entzückt, der hat ebenfalls eine deutsche Fortsetzung byzantinischer Menschengestaltung vor sich.

Es ist wahrhaftig nichts Geringes, was Griechenland in byzantinischer Zeit gab, als es die „Ikone" erfand, die lineare, unnaturalistische, durchgeistigte Heiligengestalt, welche bis um 1200 die ganze abendländische Welt beherrschte, soweit diese überhaupt Menschen darstellte. Auch die gotischen und Renaissance-Heiligengestalten sind noch weltlicher und natürlicher gewordene Kinder dieser Ikone. In Rußland ist das volkstümliche Empfinden über die Ikone überhaupt nicht hinausgekommen. Das sind Dinge, die man freilich erst wieder sehen lernen muß.

Ostrom hat des weiteren orientalische, innerasiatische und iranische V ö l k e r s t ü r m e v o n s o l c h e r W u c h t f a s t u n u n t e r b r o c h e n a u s z u h a l t e n g e h a b t, daß die Hunnensiege, Mongolenscharmützel und Türkenbelagerungen, welche das christliche Abendland überwand, im Vergleich dazu unbedeutend sind. Freilich haben die byzantinischen Kaiser tausenderlei Hilfstruppen mobilisiert, darunter auch die Waräger, Wikinger, welche den Ostweg nach M i k l a g a r d (Konstantinopel) gekommen waren. Freilich haben die Griechen in der höchsten Not manchmal lieber zur Madonna gerufen und auf abergläubische Wunder gehofft, anstatt tüchtig das Schwert zu führen. Aber will man nicht selbst abergläubisch sein und die zähe Erhaltung Ostroms einer wundersamen Kette von Zufällen oder gar Vorsehungsfügungen zuschreiben, dann bleibt nichts übrig, als eine ganze Menge politischer Tüchtigkeit den Spätgriechen freimütig zuzugestehen.

Im Verhältnis zu „seinen" Nordvölkern zeigt sich schon früh ein Unterschied zwischen dem ersten und dem zweiten Rom. Nordvölker gossen sich über Byzanz in nicht weniger stürmischen Wogen aus als im Westen. Aber nach Abzug der Goten waren es nur mehr Slawen, und diese waren offenbar schon damals so wie heute viel weniger politisch formungsfähig. Darum gab im Osten das griechische Reich immer das unvergleichliche Vorbild ab, während im Westen schon 476 sich etwas ganz Neues, noch nicht Dagewesenes, ein germanisches Volkskönigsreich von der Ausdehnung einer heutigen Großmacht anstelle des Imperiums setzte. Dies ist das erste Zeichen der viel größeren Fähigkeit, Formen zu entwickeln, welche im germanischen im Vergleich zum slawischen Wesen liegt. So wie zuerst zu Germanenstaaten, kam es nachher zu eigenwüchsigen Germanenstädten, zu germanischer Adelskultur, germanischer Technik, kurz zu dem ganzen Bestand eigenartiger abendlän-

discher Kultur. Auch das abendländische Christentum gilt den Östlichen als von alters durch zuviel Rationalismus, Bestimmtheit und Form verdorben.

Demgegenüber blieb das Slawentum in allem, was Form ist (nicht was Seele ist) beim passiven Aufnehmen, bei der Fremdherrschaft. Ja, man findet bei den osteuropäischen Völkern oft und oft das eigenartige Phänomen einer doppelten Fremdherrschaft. Von der einen Seite die politische Straffung, von einer anderen die Kulturhöhe. So standen die östlichen Balkanslawen zwischen den innerasiatischen Bulgaren und den Byzantinern, die Russen zwischen Skandinaviern und Byzantinern oder Tataren und Byzantinern, die Ungarn zwischen Deutschen und Venezianern usf.

Daß der Balkan kulturpsychologisch etwas anderes ist als die geographisch entsprechende Kontaktzone zwischen Nord und Süd weiter im Westen, ist, wie man sieht, eine uralte Erscheinung, die sich sogleich nach Eintritt des Balkan in die geschriebene Weltgeschichte kundtut. Ganz verfehlt ist es daher, wollte man es den Türken in die Schuhe schieben, daß ein Balkan entstanden ist. Die Türken kamen erst, als im Westen schon Frankenreich und deutsche Kaiserzeit vorüber waren und die Gotik sich bedenklich dem Ende zuneigte. Es mag historischer Zufall sein, daß den Osmanen die Eroberung des Balkan gelang, während sie genau dort abprallten, wo die dichtere germanische Besiedelung Mitteleuropas beginnt. Auf jeden Fall gab es ja schon den Balkan mit all seiner Unruhe, seinen Problemen, seiner Formlosigkeit und Rückständigkeit, bevor es Türken in Europa gab.

Beim genaueren Studium der politischen Ereignisse gewinnt man allerdings außerdem doch den Eindruck, daß es nicht Zufall war, wie weit die Türken kamen, genau so wie es nicht Zufall war, daß der Islam schon noch ein Stück südlicher abgeschlagen wurde. Man macht dabei auch die Entdeckung, daß in gewisser Weise allen Balkanvölkern die Türkenherrschaft innerlich sogar lieber war als die Lateinerherrschaft oder Deutschenherrschaft. Es fand sich dabei eher Wesen zu Wesen, denn die türkischen Eroberer, um die es sich handelte, waren auch zum einen Teil Osteuropäer und zum anderen Teile Vorderasiaten, wie die Balkanvölker selbst. Sie waren in dieser Weise übrigens auch legitimste Fortsetzer des byzantinischen Reiches, das also im Jahre 1453 eigentlich gar nicht untergegangen ist, sondern bis Kamal Atatürk heraufreicht. So war eigentlich im Südosten Europas nach der Türkeneroberung alles viel besser in Ordnung und im Gleichgewicht, als man sich durch das Befreiungsgeschrei der Balkanvölker und den Abstieg des türkischen Reiches im 19. Jh. gewöhnt hat anzunehmen. Es wäre ja auch merkwürdig, daß die Verhältnisse so stabil blieben, wenn es in

diesem Winkel Europas nichts gegeben hätte als verhaßte Fremdherrschaft. Die Türken waren überhaupt nur dann die wilden Unterdrücker und Zerstörer, wenn sie in kriegerischer Weißglut waren, was sie mit den anderen südlichen Völkern gemeinsam haben. Sonst hatte ihre Herrschaft auch ihre guten Seiten. Sie beschränkte sich z. B. sehr enge auf gewisse politische Prärogative und ließ im übrigen das volkstümliche Leben großenteils ungeschoren. Dies ging so weit, daß sich unter diesen Verhältnissen fast groteskerweise sogar die oben erwähnte doppelte Fremdherrschaft, in welcher sich osteuropäische Völker so oft befanden, einrichten konnte. Die zu den unterdrückten Völkern gehörigen Griechen brachten es nämlich fertig, sich neben den politischen Herren zu geistigen und geistlichen Tyrannen der übrigen Balkanvölker zu machen und als solche sich fast ebensoviel Haß zuzuziehen, wie er den Türken galt. Aber auch Anregungen aus Europa gelangten in die türkischen Gebiete ohne weiteres und fortlaufend hinein. Insbesondere gilt das von dem rumänischen Gebiet, das den Türken überhaupt nur mittelbar untertan war. Die meisten geistigen Bewegungen Europas kamen so trotz Türkenreich auch in den Balkan hinein, letztlich ja auch die französische Revolutions- und deutsche Volkstumsbewegung, ohne welche es keine Befreiung vom Türkenjoche gegeben hätte.

Und wie kam es zur Gründung des „Dritten Rom“? Wie gewannen die Osteuropäer soviel politische Form, daß sie mit ihrem eigenen universalen Anspruch auftreten konnten, Rom und Byzanz zu beerben? Es waren dazu Skandinavier, Deutsche, Byzantiner und Tataren-Mongolen nötig.

Die Skandinavier stellten politische Führer und Regenten, nicht allein die Ruriks. Sie waren aber nicht der einzige osteuropäische Adel. Z. B. der polnische Adel ist rassisch weniger nordisch als der Volkdurchschnitt (Schwidetzky), er nimmt aber auch geschichtlich eine andere Stellung ein als nordischer Adel. Er fühlt sich als eine Art einziger gleichheitlicher Sippe mit großmächtigem Herrentum jedes einzelnen Gliedes. Die anarchischen Neigungen der osteuropäischen Völker spiegelt auch der Adel auf seine Weise wider. Das Gegenbild dazu ist der englische Adel, der trotz aller Macht instinktiv den Volkszusammenhang und das Königsrecht gewahrt hat.

Die Deutschen brachten nach Osten hin in zäher Aktivität eine ausgesprochene „Vorfeldkultur“ (vgl. II. Bd. S. 72) zustande. Polen hatte schon unter den Piasten ein abendländisches Bürger- und Stadtleben. Auch das polnische Dorf wurde im 13. Jh. auf deutsches Recht aufgetan. Als diese Entwickelung im besten Gang schien, brach der erste Jagellone die politischen Rechte der Bürgerschaft (1312, Strafgericht von Krakau). Das nur mehr auf Erwerb und Genuß gestellte Leben der Stadtbevölke-

rung verkümmerte weiter, und so kam es, daß Polen doch auch wieder in den osteuropäischen Zustand eines durch keinen gesunden Mittelstand zusammengehaltenen Nebeneinanders von Oberschicht und misera plebs zurücksank. Immerhin streckten zeitweise Polen und zeitweise Litauen ihre Hände politisch organisierend weit nach Osten und Süden aus. Der Kulturgüterfluß war aber dadurch gehemmmt, daß die gleiche Glaubensgrenze zwischen römischem und byzantinischem Christentum, welche Kroaten und Serben trennt, auch Polen und Russen nicht zueinander kommen ließ.

Die Byzantiner haben, wie das mit südlichen Völkern die Regel ist, nach Norden hin keine besondere Aktivität entfaltet. Die Fürsten von Kiew, die ein glanzvolles südrussisches Reich errichteten, mußten sich von Byzanz holen, was sie daher haben wollten, vor allem das Christentum und die geistliche Administration.

Die Tataren-Mongolen haben im 13. Jh. in der Ukraine offenes Land gefunden, auf dem sie unwiderstehlich waren. Das Reich von Kiew ist ihnen in tapferer Gegenwehr unterlegen wie Merw, Samarkand, Buchara usw. Die Goldene Horde richtete sich dauernd in Südrußland ein. Ihre Herrschaft war ein großartig organisiertes Tributeziehen und die Forderung sklavischer Unterwürfigkeit. Glauben und Kultur der Unterworfenen kümmerte sie nicht, sie ließ sogar die einheimischen Fürsten bestehen, die den gekrümmten Rücken nach oben und die Knute nach unten in zweihundertjähriger Schulung unvergleichlich lernten.

Der gekrümmte Rücken, die Herrschaftsduldung der Osteuropäer ist stumpfe Ergebung ins Unvermeidliche. Sie hat ein anderes Gesicht als die suggestible Herrschaftswilligkeit von Negern und anderen Südrassen.

Die Russen wichen nach Norden aus. Damals entstand das Wälder-Rußland, für welches das Volk eigentlich nichts übrig hat. Die Sehnsucht der Russen geht unverrückbar nach Steppe und ziehendem Strom (Möller). Die Slawenvölker waren übrigens unter den Osteuropäern selbst wieder eine Minderheit, die Mehrheit sprach finnische Sprachen und wurde erst nachträglich indogermanisiert.

Auch der Byzanzgedanke, der Gedanke des „Dritten Rom", wie der ganze russische „Volksimperialismus" (Leuthner), welcher in der Linie des jeweils geringsten Widerstandes Eroberung an Eroberung knüpfte, sind Erscheinungsformen der gleichen Sehnsucht, wie sie der treibende Strom, der auf ferne Ziele zustrebt, ohne es zu wollen, ausdrückt.

Der uralte russische Messianismus und Utopismus, das schrankenlose Weltverbessernwollen, Weltbefreienwollen, Weltverbrüdernwollen steht unter dem gleichen Natursymbol, sehr im Gegensatz zum orientalischen

Messianismus, der mit Natur, mit Wandern oder mit Fernensehnsucht nichts zu tun hat, sondern akosmische zauberische Verwandlung will.

Daß die Russen Herren ihres Landes wurden, geschah Schritt für Schritt. Die Tataren wurden nicht wirklich besiegt, sie verschwanden allmählich. Das gute Knutengewissen haben sie den Schmieden des osteuropäischen Großreiches zurückgelassen. Seitdem haben in Rußland vorwiegend Ruriks und Deutsche (Holstein-Gottorper) regiert, aber auf eine uneuropäische Weise. Dabei war der schreckliche Iwan ein feingebildeter Literat, ebenso Peter der Große, Katharina die Große. Oder sah der letzte Zar Nikolaus wie ein Despot aus? Die russischen Herrscher aus germanischem Blut mußten sich dem Wesen ihrer Untertanen fügen, welche nicht europäisch regiert sein wollten. Auch im nachzarischen Rußland ist es so.

Der Lebenskern des Ersten Rom war in echt südalpiner Weise ein Begriff und eine Harmonie: die Pax Romana. Der Lebenskern des Zweiten Rom war in fast orientalischer Weise der Herrscher und sein Gott: Der Kaiser und Christos Pantokrator. Dem „Dritten Rom" ist „Mütterchen Rußland" das höchste, d. h. ein unbegrenztes Land von weiblicher Gefühlshaftigkeit und Architekturlosigkeit, ein All, das Kosmos und Chaos zugleich enthält.

Die Kirche Rußlands ließ sich vom Herrscher reglementieren, das besagt aber nicht, daß sie der weltlichen Macht untertan wäre. Sie legt nur aufs Regieren ebenso wenig Wert wie aufs Wissen. Bekanntlich hat der orthodoxe Klerus nicht im mindesten den Bildungstrieb der europäischen Priester und Mönche, sondern dient einfältigen Herzens dem Geheimnis und der Verbrüderung.

Das russische Volk wieder ließ sich vom Zaren regieren, weil er Mütterchen Rußland vertritt, nicht weil er die Mitte der Welt ist wie der byzantinische Kaiser. An sich ist der Staat dem Russen des Teufels; erst wenn ein Staat erfunden ist, der kein Staat ist und eine Eroberung, die nichts ist als Verbrüderung wird das Dritte Rom aus einer Sehnsucht zu einer politischen Form werden, die nicht zugleich gehaßte Überfremdung ist. Ja dann, wenn der heilige treibende Strom gleichzeitig tal- und bergwärts fließt . . .

4. Die Schicksale der mediterranen Gegenküste

Die Antike bedeutet für Nordafrika und Syrien eine relative Vernordung, wobei es sich freilich nicht um vorwiegend blauäugige, wohl aber um vorwiegend nicht dunkelbraunäugige Menschen handelt. Daß im europäiden Nordafrika heute die Togentracht der alten Römer herrscht (während in Ägypten wie in Indien bekanntlich nur der Lendenschurz üblich war, die Lybier durch die bloße Phallostasche gekennzeichnet sind und die nubischen Neger völlig nackt gehen), bedeutet den gleichen Sieg des Nordens wie die heute allgemein gewordene Verbreitung der nordischen geschneiderten, hochkomplizierten Hosentracht im ehemaligen

antiken Gebiet. Eine relative Vernordung bedeutete auch die Gründung antiker Poleis überall an der mediterranen Gegenküste und tief in die südlichen Länder hinein.

Daß dieses noch um 300, ja um 400 und 500 n. Chr. so einheitliche Mittelmeergebiet mit dem Zusammenbruche Roms neuerlich in eine Küste und eine Gegenküste, in Nord und Süd auseinanderspaltete, gehört zu den erstaunlichsten verbreitungsdynamischen Erscheinungen der Kulturgeschichte. Von Sizilien sind es nur 500 km nach Tripolis, in der griechischen Inselwelt wie in Spanien wird eine Trennung von Europa und Afrika bzw. Asien überhaupt unmöglich — und doch sind Küste und Gegenküste zwei Welten, und doch hat sich die arabisch-semitisch und die indogermanisch sprechende Völkergruppe immer weiter auseinander entwickelt, soweit, daß nicht die z. T. noch in Europa selbst sitzende Türkei oder Arabien oder Ägypten der erste „farbige" Konkurrent der Maschinenzivilisation wurde, sondern Japan.

Dieses Phänomen ist nicht erstmalig. Daß die Griechen sich vom Orient, von dem sie doch allseitig umfangen waren, so selbstbewußt distanzieren konnten, ist ebensowenig verbreitungsdynamisch wahrscheinlich gewesen!

Wie hat sich die neue Nord- und Südspaltung des Mittelmeeres vollzogen?

Wir wollen gleich vorweg bemerken, daß die Trennung nicht so scharf hätte werden können, wenn es nicht den Südeuropäiden und den Orientaliden überhaupt läge, in Haß und Unverständnis sich zu verschließen. Diese grundlegende Rasseneigenschaft muß man hier ebenso wie im Judenproblem mit bedenken.

Der christologische Streit des 3. und 4. Jahrhunderts spielt zwischen Byzanz und Alexandria, in Chalcedon, Ephesus und Nicäa, also zwischen Küste und Gegenküste, zwischen Europa, Asia minor und Afrika. Augustinus im 5. Jh. ist ebenfalls noch zugleich Afrikaner und Römer.

Das Fanal zur Wiederherstellung der Kluft zwischen dunkleren und helleren Völkern im Mittelmeer gab bekanntlich zuerst der äußerste Süden, nämlich Arabien. Der Islam bedeutet eine R e n a i s s a n c e d e s E i n g o t t g l a u b e n s semitischen Stiles, einen Schlußstrich unter alle griechisch-arischen „Verwässerungen". Er brachte ferner den wieder schwarzbraunäugig werdenden Völkern der Gegenküste eine Sprache, die ihrem Denken angemessener sein mußte, als das Latein und Griechisch, mit dem sie sich plagten: das Arabische. Das sind die beiden geistigen Voraussetzungen dafür, warum der Islam so schnell überall siegte. Dazu kommt, daß die extensiven orientalischen Weltreiche überhaupt so gebrechliche Gebilde sind, daß man sich ihre Eroberung nicht vorstellen darf wie Eroberung in Europa. So stimmte der Islam aufs beste zur

wieder orientalisch werdenden Rasseneigenart der „Gegenküste“. Wie rasch aber Reformationen, die innerlich vorbereitet sind, durchflammen, wissen wir aus der Geschichte des Luthertums.

In Persien konnte, was ein sehr bemerkenswertes Phänomen ist, die indogermanische Volkssprache nicht verdrängt werden. Auch sonst hat der Islam in Persien ein ihm fremdes Gebiet erobert und ist darüber zerbrochen in Sunna und Schia. Die Schiarichtung des Islam ist fast ebenso unarabisch, wie es eine europäische Form des Islam geworden wäre, wenn der historische Zufall eine Eroberung unseres Erdteiles zugelassen hätte.

Manchmal schien eine solche ja an einem Haare zu hängen, in Spanien wie in der Türkei. Was aber oberflächlich besehen ein Zufall sein könnte, ist es nicht. Zu deutlich stimmen die Grenzen der islamischen Eroberung mit den Rassengrenzen im Westen, Süden und Osten überein, und zwar scheint die Grenzschwelle dort zu liegen, wo nichtbraune Augen nennenswert häufig werden.

Wäre Europa erobert worden, dann wäre es ihm übrigens viel leichter gewesen, einen europäischen Islam zu bilden, als ein germanisches Christentum zu entwickeln; denn das arisch reiche und wissenschaftlich bestimmte Christentum auszuhöhlen, war ungleich schwieriger als dem inhaltsleeren Islam, an dem gar nichts auszuhöhlen ist, eine uns wesensgemäße Ausfüllung zu geben. Man vergesse nicht, daß der Islam auch so hauptsächlich mit den Kräften jener Völker innerlich wirtschaftet, die er eigentlich zu Unrecht erobert hat. In älterer Zeit war Persien die theologische Hochburg des Islam, seit vielen Jahrhunderten ist es Indien, das so blutig erobert werden mußte. Auch auf Spanien konnte der Islam viel weniger leicht verzichten als auf irgendeine Landschaft der „Gegenküste“, auf der er eigentlich zuhause ist.

Wo man großen Glanz des Islam sieht, zeigt sich Anleihe aus irgendwelchem indogermanischen Gebiet. Auch die antike Kultur, welche der ganzen Herrlichkeit zugrunde liegt (so wie die römischen Tempel jahrhundertelang ihre Säulen für die Moscheen hergeben mußten), ist, von der Gegenküste aus gesehen, Anleihe aus dem Norden. Freilich wird es, indem man die fremde Herkunft so gut wie aller islamischer Kulturgüter feststelllt, nur um so verwunderlicher, wieso doch nicht ein heilloser Mischmasch, sondern immerhin ein geschlossener Kulturstil aus alledem wurde. Daß der Islam nichts Eigenes hat und doch durch und durch eine Einheit gegenüber dem Abendlande ist, gehört selbst wieder zu seinen Paradoxen.

Wenn Araber und Germanen beide Erben der Antike waren, warum verspäteten sich die nordischen Erben im Vergleich zu den südlichen?

Die Antike, wie sie sich um 400 den Germanen darbot, war dem Arabischen in vielem viel ähnlicher als dem Germanischen; der Islam war ein Puritanertum innerhalb der nachlogischen Religionen, während die Germanen mit ihren vorlogischen Kulten ohne Vermittlung auf diese viel spätere Religionsstufe gestoßen wurden. Auch geographisch rückten die Araber in die spätantiken Länder ein, ohne den ihnen angestammten Landschaftsgürtel zu verlassen, während die Germanen gänzlich aus ihren Bahnen gerissen wurden.

Die Araber haben ferner die Kunst, sich gegen alles abzusperren, was sie nicht persönlichst betrifft, den arischen Bestandteilen der antiken Geschichte gegenüber nicht weniger virtuos geübt als in den letzten Jahrhunderten der aufsteigenden abendländischen Technik gegenüber. Es ist für unseresgleichen einfach unerfindlich, wie solche Scheuklappen möglich sind, aber sie haben natürlich den raschen und doch eigenartigen Antritt des antiken Erbes sehr befördert.

Dazu kommt, daß edle und wertvolle Rassenelemente unter den Europäiden der Gegenküste keineswegs fehlen. Wenn man diese Gesichter nur betrachtet in allem Stolz, wie ihrer Höflichkeit, in würdigem Ernst und kindlicher Heiterkeit, wenn man ihre Schmalheit sieht und die vielen wundervollen Profile, dann findet man es viel merkwürdiger, daß solche Menschen so tief sinken konnten, wie die heutigen Orientalen dem Abendland gegenüber gesunken bzw. zurückgeblieben sind, als daß man sich irgendwie Kopfzerbrechen macht, wieso auf solcher Rassengrundlage kulturelle Wunderwelten möglich waren, welche der Europäer mit Entzücken und Neid bestaunte.

Der unmittelbare Eindruck solcher Begegnung ist: Gebt acht, ihr Europäer, mit eurer aus den Erfolgen der letzten fünfhundert Jahre gewachsenen Überheblichkeit! Vielleicht erwacht ihr übermorgen und seht euch einem ebenso wohlgerüsteten Islam gegenüber, wie euch Japan eure hohe Meinung von eurer Einzigartigkeit beschnitten hat.

Bedenkt man aber den geschichtlichen Verlauf und die islamischen Leistungen seit 1300, dann wird man doch zweifelhaft, ob mit den feinen Gesichtern und dem edlen Gehaben das Wesentliche gezeigt ist, ob es sich nicht doch um leere Masken handelt, bei sehr gesunkener Durchschnittsbegabung.

Der Schnittpunkt zwischen der aufsteigenden europäischen und der absteigenden islamischen Macht, liegt im Zeitalter der Kreuzzüge (wobei im Islam nach Schroeder der innere dem äußeren Abstieg deutlich vorangegangen ist). Damals standen sich zwei etwa gleichstarke Welten gegenüber. Bald darauf aber sinkt der Stern des Morgenlandes. Um 1400 ist es möglich, in Spanien zur großen Gegenoffensive anzusetzen, während sich der Islam in den Kreuzzugszeiten noch nicht hatte entscheidend eindrücken lassen.

Viel wesentlicher als der Druck von Europa her wird für die orientalische Welt aber der Anschluß an Innerasien. Ohne die türkischen Seldschuken wären schon die Kreuzzüge geglückt und die östliche Gegenküste wäre wieder in europäischer Hand wie in der Antike. Die Türkvölker verschiedener Schattierung haben die politische Konservierung des innerlich schwach gewordenen Islam bis zur unmittelbaren Gegenwart hin fertig gebracht. Wieder eine Anleihe, ohne daß der Schein der Einheit des Islam bedroht wurde!

Die Türken waren auch insoferne ungefährlich, als sie zwar die ganze islamische Welt eroberten, aber religionsgeschichtlich schlechthin nichts eigenes zu sagen hatten. Es gibt keine türkische Parallele zur Schia. Auch die türkische Wissenschaft setzt in ihrer Sprache das orientalische Getriebe der Autoritätenkonservierung und Autoritätenauslegung fort. Ebenso ist die türkische Poesie das gleiche Geklingel um die wenigen altarabischen Gegenstände Liebe, Lebensgenuß, Vergänglichkeitsklage; der Inhalt ist bedeutungslos im Vergleich zur Form.

Daß die Türken die Semitenreiche konservierten, konnte bedeuten, daß sich Steppe zu Steppe fand. Die Europäer durften erst einrücken, als die Abkömmlinge der asiatischen Steppe ebenso schwach wurden, wie vordem die Abkömmlinge der arabischen.

Die Schwäche der Türkei nützten als die letzten und erst seit dem Weltkrieg auch ihre arabischen Untertanen zu nationalen Freiheitsbewegungen aus. Sie zogen damit den gleichen geschickten Nutzen aus dem Unglück ihrer Beherrscher wie die Völker Österreich-Ungarns. Ob das wirklich ein Neuerwachen der orientalischen Zone bedeutet, muß sich erst noch zeigen.

Paul Schmitz beschließt sein optimistisches Buch von Ägyptens Weg zur Freiheit mit einigen plötzlich wesentlich anders klingenden Bemerkungen: Die Geschichte hat gelehrt, daß der größte Feind der ägyptischen Freiheit die Ägypter selbst waren, durch eine Haltung, die durch nichts besser gekennzeichnet wird als durch das arabische Wort Maleesh — zu deutsch vielleicht mit macht nichts zu übersetzen... Was dieses Maleesh bedeutet, wird dem europäischen Bewohner Kairos Tag für Tag klar, wenn er von Hauseinstürzen in den arabischen Stadtteilen liest. Diese Sorglosigkeit allem Kommenden gegenüber bringt als Motto des einzelnen Häuser zum Einsturz, als Motto einer Nation kann es den Staat vernichten. Es ist trotz aller Modernisierung das Zauberwort in Ägypten geblieben.

Heute ist es schon wieder so weit, daß die Türkei unbestritten von neuem der stärkste Staat des Mittelmeer-Islam geworden ist. Der Färbungszone nach entspricht sie einem östlichen Spanien. Wieder nach der eigentlichen Gegenküste Syrien und Afrika auszugreifen, könnte sie nur durch die europäischen Mächte verhindert werden.

Der Fall einer schon vollendeten ähnlichen Re-Türkisierung ist Tripolitanien in voritalienischer Zeit. Dort war es schon um 1800 gelungen, die Tür-

ken abzuschütteln. Die einheimische Herrschaft war aber so negerhaft grauenvoll und unfähig, daß die Karamanlis hinausgejagt und die Türken noch im 19. Jahrhundert zurückgeholt wurden.

Eine innere rassische Niederzüchtung der islamischen Gebiete ist schon wegen der vielen Metzelungen und der wenig rassenhygienischen Heiratsregelungen durchaus wahrscheinlich. Werden Südeuropäer rassisch niedergezüchtet, dann werden sich in ihnen Züge eines orientaliden Seelentums breitmachen, denn dieses ist in vieler Hinsicht, wie besprochen, nichts spezifisch verschiedenes, sondern eine Annäherung an naturvölkische Verhältnisse. Und werden Orientalen rassisch niedergezüchtet, so wird aus dem gleichen Grunde Negerhaftigkeit sichtbar. Es ist ja auch erstaunlich, um wieviel negerhafter in ihrem ganzen Verhalten nordafrikanische Kinder wirken im Vergleich zu ihren Eltern.

Kulturmechanisch gesehen ist die wichtigste Tatsache am Verfall der mediterranen Gegenküste aber wohl, daß sie nichts ähnliches erlebte, wie Europa seit dem Jahre 1000, keine Antithese zur theologischen Übertriebenheit, keine Renaissance der Vorislam-Zeiten, keine Hinwendung zu den Werten der konkreten Welt und keine Entwickelung einer säkularisierten Kultur. Vielmehr: es gab auch im Islam zur Zeit der englischen Nominalisten im 10. Jh. eine naturalistische Richtung (Riekel), aber sie blieb erfolglos. Im Vergleich zu dem aus diesem Grunde immer schroffer werdenden Abstand zwischen Abendland und Morgenland ist die Verschiedenheit im ersten nachchristlichen Jahrtausend noch gering. Am Stadium der nachlogischen Religionen waren Abend- und Morgenland beteiligt, aber hinter dem Morgenland stand keine nordalpine Zone, standen keine Germanen, wie hinter den südalpinen Verfechtern der nachlogischen Religionen.

Was das Adoptionsdefizit für die neuen europäischen Zivilisationsgüter anbelangt, muß man dem Orient allerdings zugutehalten, daß er von der eigentlich kulturell aktiven Zone durch die ebenfalls merkbar zurückbleibenden Südalpinen zu einem großen Teil abgeriegelt blieb. Sizilianer wie Andalusier, wie Balkanvölker waren schlechte Lehrmeister für moderne Maschinentechnik und Sozialtechnik. Es besteht eine stufenweise Übergangsreihe von Nordwesteuropa zum Orient hin.

Aber das ändert nichts daran, daß sich Japan ja auch in höchst unstetiger Überspringung die Maschinenzivilisation geholt hat, die Türkei aber nicht und die Nordafrikaner schon gar nicht.

Auch auf künstlerischem Gebiete sind Abendland und Morgenland getrennte Welten geworden. Allerdings sind Spanien im Westen und die Türkei im Osten, wie man nicht übersehen möge, doch auch Bindeglieder. Übrigens hat die arabische Welt auf künstlerischem Gebiete gar nicht wenig von Europa angenommen.

Das orientalische Ornament hat einen geräumigen Magen und hat darin mehrfach naturalistische Ranken- und Blumenmuster verdaut, ja zuletzt sogar Rokoko- und Biedermeierformen. Man findet in nordafrikanischen Städten auch original-europäisches Kunstgut angesiedelt: In Tunis Renaissanceportale, die in einer einheimischen Werkstatt in großer Zahl hergestellt wurden, in Tripoli der Uhrturm im Renaissancestil, in Benghasi Häuser, die an europäische Großstadthäuser in italienisierenden Formen erinnern (K ü h n e l, T e g a n i).

Zum Teil stammen diese Werke von europäischen Handwerkern, die in die Hand der Barbaresken-Seeräuber gefallen waren.

In der Renaissancezeit haben die nordafrikanischen Fürsten die großen Bauformen nicht ungerne adoptiert unter Beibehaltung des äußerst lebenszähen maurischen Ornamentes. Die arabische Stilbewegung reißt nicht ab, sondern sinkt nur allmählich ab: Ein Bild, welches auf das Ausbleiben der Genies hindeutet, die wir uns auch für die großen Schritte der maurischen Kunst wirkend denken müssen. Es wurde aber noch im 19. Jh. viel sehr Reizvolles gebaut. Geschicktes Handwerk ist heute noch erhalten und kann gerettet werden. Jede europäische Kolonialregierung hat Pflegestätten für die Eingeborenenkünste errichtet.

Daß abendländische und morgenländische Kunst sich trennten, liegt nicht am Sichnichtkennen und auch nicht am Nichtvoneinanderlernenkönnen, sondern daran, daß verschiedenes Wesen ausgedrückt werden sollte. Das zeigt sich ebenfalls an dem s o b e s o n d e r s e r s t a u n l i c h e n A d o p t i o n s d e f i z i t d e s O r i e n t s f ü r d i e g e w a l t i g e a k u s t i s c h e O r g a n i s a t i o n v o n Z e i t u n d R a u m, w e l c h e d i e e u r o p ä i s c h e M u s i k b e d e u t e t. Wenn in irgendeiner Hinsicht, dann hat sich die Zone der schwarzbraunäugigen Orientalen in ihrer Musik nicht dem Norden, sondern dem Süden, d. h. aber den Negern, angeschlossen.

Diese Wesenskräfte, die man unbedenklich zum großen Teil in der Rasse begründet sehen darf, haben es verursacht, daß Küste und Gegenküste des Mittelmeeres nicht nur politische Rivalen, sondern die g e t r e n n t e n W e l t e n A b e n d l a n d u n d M o r g e n l a n d geworden sind, obwohl landschaftlich kein annähernd so scharfer Unterschied besteht wie zwischen südalpiner und nordalpiner Zone und obwohl das stärkste, was Völker verbinden kann, zwischen ihnen flutet, ein gemeinsames Meer.

5. Der Aufgang des Abendlandes

Im 1. nachchristlichen Jt. herrscht trotz Eingreifens der Germanen in den sichtbar werdenden Kulturäußerungen „eine konservative Haltung nach Art von alternden Männern (Senectus)“, wie B ü h l e r das geschildert hat, so sehr vor, daß wir von einem „leeren Jt.“ sprachen. Wodurch

kommt das Abendland entschieden über das byzantinische Schicksal hinaus, bloße christliche Fortsetzung der Antike zu sein?

Dieser eigentliche „Aufgang des Abendlandes" vollzieht sich *von dem Zeitpunkt ab, in dem Germanenvölker christianisiert wurden, ohne deshalb ihr Volkstum aufzugeben*, im großen und ganzen also nach der Christianisierung (und antikischen Kulturdurchtränkung) jener Gebiete Europas, in denen heute germanisch, nicht romanisch, gesprochen wird.

Daß dieser Zusammenhang so wenig betont worden ist, kann nur davon kommen, daß die Historiker wenig an Volkstums- und Rassenkräfte denken.

Das erste Mal ereignete sich derartiges, als die britischen Inseln, welche kein romanisches Volkstum hatten, christianisiert wurden. Wir haben schon besprochen, wie viele Wesenszüge des Abendlandes in der irisch-angelsächsischen Kultur schon des 6. Jh. vorweggenommen wurden.

Besonders folgenreich wurde die starke Zumischung der nordgermanischen Wikingerabkömmlinge zum schon in geschlossener Siedlung germanisch durchsetzten Nordfrankreich. In diesem nun vorwiegend germanisch gewordenen „Kombinationsfeld" entstanden seit dem 9. Jh. Gotik, Rittertum, Scholastik, nördliche Musik (vgl. S. 415). Gleichzeitig erhielt aber die abendländische Welt durch die *Mission im germanischen Volksboden, außerhalb des ehemaligen Römerreiches*, überhaupt ein anderes Gesicht und einen anderen Schwerpunkt.

Zwischen der zu starken Fremdweltbeeinflussung der erobernden Germanen innerhalb des Römerreiches und der zu schwachen Befruchtung in den dem Römerreich fernsten Gebieten Deutschland, insbesonders Norddeutschland und Skandinavien, stellt Nordfrankreich und Britannien ohne Zweifel *eine optimale Mitte* dar. Darum beginnt der Aufgang des Abendlandes in diesen Ländern, weit im Norden Westeuropas. Nach dieser „Initialzündung" greift der Brand weiter.

Die kulturellen Kernerscheinungen des aufgehenden Abendlandes sind:

Reich,
Rittertum,
Nordischer Steinbau (Romanik-Gotik),
Mehrstimmenmusik,
Scholastik,
Nordalpine Stadt.

Von diesen sind nur die ersten beiden an anderen Stellen noch nicht genügend besprochen.

Das von Karl erneuerte Frankenreich stand stark unter *nordgermanischen* (angelsächsischen) Ideen, wie die vielen Engländer unter den Hoflehrern beweisen. Es hat den germanischen Charakter *zentrifugaler*, *un-*

endlichkeitsstrebiger Universalität. Bemerkenswert rasch entglitt den Franzosen die kaum wiedergeschaffene römische Kaiserkrone. Ein Zerfall in völlige Unordnung, welche sich viel rascher einstellte als später in der gleichen Lage das Römische Reich Deutscher Nation zerfiel, erfüllt die beiden Jahrhunderte nach Karls Tod. Der französische Einheitsstaat wird dann so ähnlich wie das römische Reich durch allmählichen und im Grunde defensiven Wiedergewinn des Königslandes aus dem wirren Zerfall in kleine Territorialgebilde zentripetal neu errungen. Zentrum ist Paris und sein Königshaus.
Auch das Rittertum unterscheidet sich vom germanischen Adel des 1. Jahrhunderts durch seine unruhige, zentrifugale Gesinnung. Es stammt vom Wikingergeist ab, während der Uradel vom fränkischen Bauerngeist abstammte. Der Zahl nach ist das Rittertum vielmals breiter, als der Uradel gewesen war. Bestand dieser aus Herren mit großer Souveränität, so hatten die Ritter nur eine eben genügende wirtschaftliche Grundlage für die Aufrechterhaltung des Standesstiles, und oftmals nicht einmal diese. Die wikingerhafte unruhige Beweglichkeit der Ritter ergab sich auch daraus, daß sie eine Reiterschicht waren. Solche Reiterschichten, die sich selbst ausrüsten müssen und dafür geadelt werden, haben für die Entwickelung von Idealen Hohen Lebens geschichtlich mehrmals eine große Rolle gespielt, so z. B. in Indien mindestens zweimal. Ein kriegerisches Leben auf dem Rücken der Pferde ist immer jünglingshaft und zum Überschwang geneigt; darum die von Bühler betonte Jugendhaftigkeit der Ritterepoche.

Die unendlichkeitsoffene Staatsidee, der ritterliche Drang edler Unruhe, die kühne Türmung des Steinbaues, die Entdeckung neuer Dimensionen des Klanges, die wissenschaftliche Haltung konstruierender Kritik und endlich die arbeitslustige und werkefrohe Stadt und all das auf dem Boden eines kraftvollen Bauerntumes — damit ist die Frühzeit des „eigentlichen" Abendlandes gegeben, sind die Themen angeschlagen, deren mehr oder weniger gesetzmäßige Fortstufung, Verbindung, Vernutzung den Inhalt der europäischen Kultur des letzten, des germanischen Jahrtausendes ausgemacht hat.

6. Kulturwandlungsgefälle und Individualitätenreichtum in Europa und anderswo

Die Tatsache steht fest: Europas kulturelles Bild ändert sich von Geschlecht zu Geschlecht, wenn es sich anderswo von Jahrhundert zu Jahrhundert oder gar nur von Jahrtausend zu Jahrtausend ändert. Wir haben hier nur zu besprechen, worauf das denn beruhen mag.

Ebenso allgemein anerkannt ist, daß die europäische Geschichte an irgendwie besonderen und bedeutenden Persönlichkeiten äußerst reich ist, wo immer man sie anfaßt, und daß Europa auch in der stammlichen und völkischen Kulturdifferenzierung ein besonders buntes Bild bietet.

Wir wollen in ruhigem Urteil zunächst die allgemeinen Möglichkeiten aufzählen, die zur Erklärung dieser Erscheinungen herangezogen werden könnten. Es ist wahr, daß es dafür vielerlei Gründe geben mag

und daß es ein Kurzschluß wäre, sogleich an nichts anderes zu denken, als an rassische Besonderheiten. Es könnte vorliegen:

1. Besondere landschaftliche Mannigfaltigkeit als Grundlage besonders verschiedenartiger Anpassungsnotwendigkeiten.
2. Ein Trugschluß, indem die zeitliche und örtliche Differenziertheit fremder Kulturen doch unterschätzt wird.
3. Ein historisch-zufälliges Geschehen.
4. Eine Gesetzmäßigkeit der mathematischen Kombinatorik in dem Sinne, daß eine geringe Vermehrung der Elemente eine vervielfältigte Kombinationenzahl bedeutet.
5. Ideen, die bewußt auf Vermannigfaltigung hindrängen.
6. Eine größere Anzahl schöpferischer Individuen.
7. Eine starke seelische Differenziertheit der europäischen Rassen.

Keines dieser sieben Momente ist unwichtig oder auch nur zweitrangig. Man sieht, es gibt allerlei zu überlegen!

1. Besondere landschaftliche Mannigfaltigkeit Europas wird gerne behauptet. Aber sollte sich der Planet Erde gerade an dieser einen Stelle wirklich etwas so ganz besonderes leisten?

Nehmen wir allein Ostasien, so finden wir dort eine ebenso reiche Küstengliederung wie in Europa. Auch der Wechsel von Gebirgen und Ebenen ist Ostasien ebenso eigen wie unserem eigenen Erdteil. Es kann im fernen Osten ferner einerseits noch kälter, andererseits noch heißer sein als in Europa, Länder mit blauem Himmel und andere mit grauem Nebel stehen dort ebenfalls zur Auswahl. Und die Bodengestalt! Die Reissümpfe Sikiangs und die Gebirge Schantungs, die merkwürdige Welt des Lößes und der südchinesische Dschungel, Steppen und Wüsten aller Schattierungen. Die Verkehrslage nicht ungünstiger als in Europa, auf der anderen Seite aber auch genug geschlossene Gebiete als Heimat besonderter Volkstümer.

Indien ist als Landschaft zumindestens nicht mannigfaltiger. Wie viele Volkstümer, Philosophiesysteme, Kunststile hat es aber, ähnlich wie Europa im Vergleich zu Ostasien, gezeugt!

2. Daß die Undifferenziertheit ferner Kulturen z. T. ein Trugschluß ist, trifft ohne weiteres zu. Aber Indien und China sind uns gleich ferne, und doch merken wir den eben erwähnten Unterschied in der Differenziertheit sehr genau.

Universalismus und Teilnationalismus gab es in Europa wie in Ostasien nebeneinander. Es konnte aber nicht anders sein, als daß im Osten der erstere bestehen blieb, im Westen aber die Teilvölker siegten. Allein schon die Namen der Teilstaaten Chinas vor der Wiedervereinigung durch Schihuangti: Tsin, Tsi, Wu, Wei! Wie anders verschiedenen Wesens klingt da Italia, Norge, Katalonien und Moskowiterreich. Es steckt zu geringer Seinskontrast in den Teilen des chinesischen Reiches, es kam nicht zu der machtvollen Dialektik der Nationaleigenarten wie im

Westen, sondern die eine Schrift und der Mandarin als Abgesandter eines mythologischen Herren blieb Sieger, ohne daß sich nennenswerte Antithese regte. Das sind keine Trugschlüsse!

Wir haben oft betont, daß es keine ganz starren Kulturen gäbe. Auch bei allen Primitiven, erst recht aber in China, in Ägypten gibt es natürlich sehr wohl Geschichte, nur eben mit viel geringerem Wandlungsgefälle als in Europa.

3. Historischer Zufall kann allerlei an Europa sein. Man kann sich natürlich Gedanken machen, ob nicht vielleicht doch der Universalismus in Europa und das politische Teilvölkerprinzip im Osten hätte siegen können. Es fragt sich dann nur, ob man damit nicht ein ganz unwahrscheinliches Wunder den naheliegenderen Erklärungen vorziehen würde. Denn die europäische Differenzierung ist schließlich kein einmaliges, sondern ein tausendmaliges Geschehen und ist auch keine neue, sondern eine sehr alte Sache.

Griechen, Römer, Makedonier, Etrusker, Karthager, Ägypter, Perser, Assyrier, Gallier, Skythen, Germanen, Iberer waren um 500 v. Chr. schon ebenso scharf getrennte Völkerwelten wie heute Franzosen, Engländer, Deutsche, Italiener. In Griechenland selbst stehen wieder Jonier, Attiker, Spartiaten, Böoter sich fast ebenso ferne, wie in Ostasien heute etwa Japaner und Chinesen, sonst aber nichts.

Die Völkerwanderungsgeschichte ist wahrscheinlich viel besser verständlich, wenn man annimmt, daß auch die Franken, Goten, Angeln, Alemannen nicht Germanen schlechthin, sondern ebenso verschieden waren wie heutige Völker Europas.

Für die jüngere Steinzeit haben wir früher herausgearbeitet, daß die Kultur mindestens ebenso rasch abgelaufen ist wie in einer heutigen europäischen Bauernschaft. Die Behauptung vom geschichtslosen europäischen Bauern stammt nur aus sentimentaler Verkennung des wirklichen Wesens des Lebens auf dem flachen Lande. Die vielfältige Ausbildung der historisch gar nicht alten Volkstrachten ist im kleinen und kleinsten Kreise das gleiche, wie der nationale, nicht universale Aufbau Europas im ganzen.

Sollte das alles historischer Zufall sein? Das hieße unserem Glauben zuviel zumuten.

4. Wenn wir an die Gesetzmäßigkeit der mathematischen Kombinatorik erinnern, so meinen wir die Tatsache, daß die Zahl der möglichen Kombinationen viel rascher zunimmt, als die Zahl der Elemente. Aus drei Elementen kann ich 6 verschiedene Paare gewinnen, aus fünf aber schon 15! Es ist dies eine Tatsache, die jeder älteren im Vergleich zu jeder jüngeren Kultur zugutekommen muß, und die ein wesentlicher, ja vielleicht der wesentlichste Grund dafür ist, wenn eine plötzliche Verbreiterung der Anzahl gleichwertiger Leistungen eintritt.

In Europa hat eine solche Verbreiterung vom 15. bis zum 19. Jahrhundert in sehr großem Maße stattgefunden. Die Zählung Isenburgs gibt für das 14. Jahrhundert nur 38, für das 15. Jahrhundert 193, für die folgenden Jahrhunderte aber 363, 429, 910, 1325 europäische Kulturschöpfer insgesamt an. Es ist offenbar, daß nicht die Begabung gleichviel gestiegen, sondern das Leisten leichter geworden ist, weil die Anzahl möglicher Kombinationen anschwoll.

Aus diesem Grunde ist die Architekturgeschichte des 2. nachchristlichen Jahrtausends so viel mannigfaltiger als die des ersten, und diejenige des indomoslemischen Zeitalters mannigfaltiger als diejenige der reinen Hinduzeit (vgl. S. 234).

Aber die Ausnutzung solcher Polaritäten und Kombinationsmöglichkeiten tut sich nicht von selbst. Es gehört auch Genie dazu. Und solche fruchtbare Polaritäten entstehen auch nicht von selbst. Auch dazu gehört schon Genie. Soweit Europa die Vorteile der Kombinatorik kultureller Schöpfungsschritte genossen hat — und es hat sie in weitem Maße genossen —, hat es sich schließlich doch am eigenen Schopf in die Höhe gezogen, diese Fähigkeit nennt man aber Genie. Warum ist in Ostasien zwischen Steppen- und Reislandschaft, zwischen Palmenmeer und Eismeer, ja selbst zwischen den doch gewiß verschiedenen Völkern Japans und Chinas keine solche fruchtbare Polarität entstanden? Weil alle Völker von China nehmen mochten (das sehr viel früher einmal vom Westen nahm), aber keines genug geistvoll darauf antwortete, daß ein schöpferisches Streitgespräch daraus entstanden wäre.

Man stelle sich einmal vor, daß die Hellenen auf den Orient ebenso eingegangen wären, wie Japan auf China, oder daß die Germanen sich so einseitig antikisiert hätten, wie die Innerasiaten sich in China sinisiert haben: dann wäre eben auch Europa geworden wie Ostasien.

Die Verbreiterungsmöglichkeit durch Kombinatorik hat jede ebenso alte oder ältere Kultur mit Europa gemein. Und Ostasiens Literatur z. B. fehlt es an Verbreiterung wahrhaftig nicht. Daß Europa so breite Kultur sich leisten kann, ohne langweilig zu werden, das ist aber wieder das Geheimnis seiner Lebensfrische.

Die mathematische Kombinationsgesetzlichkeit kann schon deshalb, weil sie eben eine allgemeinste Seinsgesetzlichkeit ist, nicht eine einseitige Förderin Europas gewesen sein. Sie ist ein Glück, das jedem winkt, der es sich zu verdienen versteht.

Zu diesem „es sich zu verdienen verstehen" gehört auch die freie Offenheit gegenüber fremden Anregungen. Europa stellt auch in dieser Hinsicht eine Mitte zwischen Ostasien und dem Orient dar. Ostasien ist für seine affenartig behende Nachahmungsfähigkeit berühmt (wohlgemerkt, wenn es will), aber auf die Adoption folgen keine genügend prägnanten und selbständigen Antithesen. Der Orientale hingegen sperrt sich autistisch ab. Soviel Eigenart es im Orient auch gibt, sie schließt deshalb selten zu fortlaufender Entwickelung zusammen.

5. Es wäre sonderbar, wenn in einem so schöpfungsgeneigten Erdteil wie Europa nicht u. v. a. auch Ideen in Schwung kämen, welche die Kulturschöpfung bewußt verherrlichen und befördern.

Wenn, wie Burckhardt schilderte, Griechenland in seinen großen und gesunden Zeiten vom Ethos des Wettstreites, des Agon, getrieben war, so ist das eine Idee, welche zu Leistungen um ihrer selbst willen treibt, ganz abseits von Bedürfnis und speziellem Inhalt. Daß sich alles im alten Norden und bei den Völkerwanderungsgermanen um Taten und Schicksal dreht, mußte sich auch kulturell stark auswirken, sobald einmal das Kulturelle als Tatenfeld ins Licht trat. Daß der Handwerkerstolz im mittelalterlichen Deutschland der unmittelbare Nachfolger des ritterlichen Tatendranges wurde, ist wiederum auch Sinngrund, nicht nur Triebgrund. Daß der calvinische Fatalismus im Gegensatz zum islamischen Fatalismus die paradoxe Wirkung hatte, die Berufsfreudigkeit zu heben, hat den calvinischen Ländern gewiß starken Ansporn gegeben, aber paradox ist es ja doch, daß sich die Prädestination genau umgekehrt auswirkte wie das Kismet . . . Daß im aufgeklärten Absolutismus die Regelung der Produktion als eine Staatsaufgabe erfaßt wurde, daß mit den Erfolgen der Naturwissenschaften die Forschung (genug allmählich und spät) im Ansehen stieg und Talente, Energien und Geldmittel sich immer weiter aufs Erfinden werfen, daß die Arbeit aus einem Fluch zum Hauptsinn des Lebens gemacht wird — ja, das sind alles Ideen mit historisch zu belegenden Keim- und Reifezeiten. Aber daß gerade in Europa so vielerlei historische Ideen auf Leistung abzielen und daß es die im Norden geborenen ausgesprochener tun als die im Süden geborenen — das übersteigt denn doch das Maß ideengeschichtlicher Zufälligkeiten.

Wir haben früher am Beispiel der Indischen Zahlen gesehen, gegen welche Fortschrittsfeindschaft auch in Europa gar nicht selten angekämpft werden mußte. Laß die Anzahl der ausgesprochen fortschrittlustigen Europäer nur um 10% sinken, dann ist sie bestimmt schon auf die Hälfte gefallen, und gerade von den epochalen Erfindungen würden noch viermal so viele unreif absterben, als es ohnedies schon der Fall war. Diese 10% würden vielleicht genügen, um aus Europa Ostasien zu machen.

Man kann noch vieles anderes anführen, das in gleicher Richtung zielt, so z. B., daß gerade das europäische Christentum die wissenschaftsähnlichste Religion wurde und daß es zwangsläufig im Norden die Form zuerst heroischer, dann büßerischer und dann caritativer Taten annahm. Oder daß in Europa die zivilisatorischen Neuheiten aus dem Volke aufsteigen und den Königen über den Kopf wachsen, während außerhalb Europas (so schon in der Türkei) das Bild sich umkehrt, und die Fürsten ihre ganze Macht einsetzen, um ihr Volk zum Fortschritt zu zwingen.

Die Idee der Leistung ist der Idee der Persönlichkeit zugeordnet. So ist auch der Wunsch, sich anderen Völkern gegenüber als Volkspersönlichkeit abzuzeichnen, eine Förderung der völkischen Differenzierung, deren Macht man nicht gering einschätzen darf. Wieviele Volkstrachten mögen durch den bewußten Wunsch, auch etwas zu sein, entstanden sein, nicht durch ungewollten Differenzierungsprozeß, geschweige denn durch unbewußte Suche nach Wesensausdruck. Wieviele Staatslenker waren vor allem von dem gleichen brennenden Ehrgeiz erfüllt, daß ihr Staat und ihr Volk auch eine besondere Persönlichkeit geistigen Ranges werde.

So sind die gelehrten Akademien, die Universitäten gefördert worden, zu diesem Zwecke wurden fremde Lehrer allenthalben hingerufen und geehrt, von den Diadochen wie von den Renaissancefürsten, von Peter dem Großen, von Wladimir, der seinen Russen griechische Bischöfe kommen ließ, von Fridericus Rex.

All dies sind bewußte Antriebe, die Europa zu dem machten, was es ist. Aber es sind eben nicht beliebige Ideen, sondern die Formen, in denen das europäische Wesen selbst geschichtliche Gestalt annahm.

6. Damit kommen wir zu den speziell rassenpsychologischen Möglichkeiten. Auch diese sind doppelt, je nachdem, ob man auf die Menge oder auf die Art des Geleisteten den Nachdruck legt. Sind die europäischen Zeiten und Völker rassisch verschiedenen Wesens oder führt die primär größere Leistungsfülle sekundär zu größerer Differenzierung? Für das zeitliche Wandlungsgefälle scheint das zweite Moment deutlicher, für die völkische Verschiedenheit das erste. Aber letztlich bauen sich auch die örtlichen Verschiedenheiten in der Zeit auf.

Wieviel vom Vorhandensein oder Fehlen einzelner Individuen abhängt, mag man an den bayrischen Städten sehen; daß hier München so anders ist als Nürnberg, Nürnberg so anders als Würzburg, liegt an ganz wenigen Persönlichkeiten. Ohne Julius Echter und Ludwig I. hätten sie vielleicht alle drei das gleiche Gesicht.

Auf körperlich-rassenkundlichem Gebiet soll sich auch China schon ebenso verschiedengestaltig zeigen, wie ganz Europa (Chi Li). Das trifft für alle meßbaren Verhältnisse sicher zu, vielleicht gibt es aber im Osten nichts, was den großen Färbungsunterschieden der Europäer entspricht. Die individuelle Variationsbreite der Merkmale ist ebenfalls nicht kleiner als in Europa (W a g e n s e i l).

Es soll auch an Temperamentsunterschieden zwischen Süd- und Nordchinesen durchaus nicht fehlen, ja diese sind vielleicht nicht viel kleiner als zwischen Sizilianern und Preußen.

Durch alle diese Momente wird man zu der Vermutung gedrängt, daß die geringere völkische Differenziertheit Ostasiens nicht auf geringerer

Differenziertheit der Rassenveranlagung beruhen mag, sondern auf weniger kontrastreichen Ideenschöpfungen.

Wir dürfen darum auch für Europa das Moment unspezifisch größerer Anzahl von Individuen von hoher Begabung und kontrastierendem Profil nicht unterschätzen.

Diese Individuen bringen es zuwege, daß die seelische Differenzierung der Bevölkerungen, welche im Osten relativ geschichtsunwirksam bleibt, in geschichtlichen Gestalten plastisch und greifbar wird. Bestünden aber keine innereuropäischen seelischen Rassenunterschiede, dann würden sich die führenden Geister und ihre Leistungen ihrer Art nach nicht so dauerhaft und klar nach den einzelnen Volksgebieten anordnen und von Süd nach Nord und von West nach Ost so sinnvoll abstufen.

V. Hauptabschnitt:

Die rassenbiologischen Kulturprovinzen

Nun haben wir schon recht vielerlei Material gesammelt. Zuerst standen einzelne Kulturinhalte, dann einzelne große Kulturvorgänge im Mittelpunkt. Jetzt ist es die dritte Aufgabe, Gesamtbilder der kulturellen Leistungsbilanz der Teilgebiete, in die wir die ganze Hochkulturfläche gegliedert haben, zu entwerfen, und gleichsam am zustandegebrachten Befundstoff die rassenpsychologischen Diagnosen zu entwickeln.

Dabei kommt aber noch eine ganze Menge neuen Materiales dazu, vor allem zweierlei: einerseits der größte Teil der direkten Volkscharakterangaben, die über diese und jene Bevölkerung schon gemacht sind, andererseits all das, was zur weiteren Unterteilung der einzelnen Zonen führen kann. Denn es besteht ja nicht die Absicht, bei der groben Zonenteilung etwa stehen zu bleiben!

Die Volkscharakterangaben sollen, wie schon früher betont, nicht beliebig nebeneinander gestellt werden, sondern es gilt, sie mit den ganzen kulturbiologischen Ergebnissen zusammenzubringen, vor allem aber den Versuch zu machen, sie in irgendwie in sich stimmige logische Übergangsreihen und Reihenfolgen einzuordnen. So wollen wir z. B. nicht in erster Linie wissen, wie der Engländer, Deutsche, Franzose, Italiener ist, sondern ob sich die europäischen Völker ihrem Wesen nach in einer Weise abstufen und anordnen, die mit rassenkundlichen Abstufungen in Zusammenhang gebracht werden kann. Stufenreihen gleichgerichteter Veränderungen sind rassenbiologisch jedenfalls besonders überzeugend.

Charakterangaben machen, heißt Charakterunterschiede angeben (vgl. Keiter 1938). In diesem Sinnne sind die sechs rassenbiologischen Kulturprovinzen, die im folgenden geschildert werden, vor allem durch ihre gegenseitige Verschiedenheit gekennzeichnet. So wird gleich anfangs China mit Rußland verglichen, welcher Vergleich in dem Abschnitt über Rußland wiederkommen müßte. Soll nicht alles auf diese Weise zweimal gesagt werden müssen, so muß in Kauf genommen werden, daß man, um die vollständige Schilderung jeder einzelnen Kulturprovinz zu kennen, schon das Ganze gelesen haben muß. Übrigens können ja auch die Aufschlüsse, die der ganze bisherige Text brachte, nicht alle

wiederholt werden. Es sei auch auf das Sachregister und die Tabellen (S. 449—60) verwiesen.

Sich selbst erkennt man, indem man sich schrittweise von anderen unterscheiden lernt. Auch dieser tiefen Weisheit ist Rechnung getragen, indem nicht mit Deutschland, sondern umgekehrt mit dem entferntesten, mit Ostasien, begonnen wird. Die Anordnung entspricht dann einer Rundreise durch das Hochkulturgebiet. Auf Ostasien folgt Indien, auf dieses der Orient, auf diesen die südalpine, die nordalpine Zone und endlich Osteuropa. Es braucht nicht auseinandergesetzt zu werden, aus welcher Überlegung gerade diese Ordnung die beste ist; denn an sich steht die Reihenfolge ja frei. Weitaus am ausführlichsten besprochen und am feinsten gegliedert wird natürlich die nordalpine Zone und in ihr wieder das deutsche Sprachgebiet.

1. Ostasien

Die europäische Wissenschaft kennt vom mongolischen Leben nur allgemeine Umrisse. Darum soll uns „Ostasien“ nur als eine einzige Zone gelten, obwohl es eigentlich doch in ebenso viele Zonen zerteilt werden müßte, wie der europäide Westen. Es ist landschaftlich ebenso vielgestaltig (S. 321), klimatisch entspricht China und Japan im allgemeinen der nord- und südalpinen Zone.

Ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen Ost und West ist, daß im Westen drei Unruhezentren — Nordeuropa, Innerasien und Arabien — gegeneinanderdrücken, während im Osten nur die Innerasiaten den nomadischen Gegenpol zum Kulturland ausmachen. Dies ist ein Moment, welches eine viel heftigere Dynamik im Westen von vorneherein wahrscheinlich macht.

Die Innerasiaten sind dabei Mongoliden und Europäiden gemeinsam. Um so interessanter ist es rassenpsychologisch zu sehen, wie konträr entgegengesetzte Wirkungen sie im Osten und im Westen auslösen. Rußland und China liegen „symmetrisch“ zu Innerasien, größere Gegensätze als diese beiden Völker könnte man sich aber trotzdem kaum denken.

Während man in der osteuropäischen Geschichte immer nur von den Greueln und der zertretenden Wucht der Tataren-, Mongolen- und Hunnenstürme hört, haben die gleichen Innerasiaten in der Geschichte Chinas eine höchst positive Rolle gespielt, haben das Reich organisiert und lernfreudig die Kultur übernommen.

Russen sind seelisch und körperlich das Volk der Maßlosigkeit, die Chinesen das Volk der trippelnden Gemessenheit. Die Russen berühmt durch rauheste Umgangsformen, China das Land der volkstümlichen Höflichkeit, Russen die von unerhörten Wünschen, Plänen, Ideenbildern geplagten Apokalyptiker Europas, Chinesen voll Weisheit, die vernünftig,

praktisch und unter Vermeidung jeder überflüssigen Spannung leben lehrt. Russen bildkünstlerisch wenig produktiv, am ehesten noch eigenwüchsig als wirre Architektoniker, Chinesen mit jedem Schriftzug ein Kunstwerk schaffend, dabei am schwächsten in der Architektur. Russische Politik ist Autokratentum und wutvolle Katastrophe, China das beständigste aller Reiche, mit vielen Aufständen, aber ohne wahre (ideelle) Revolutionen. Die Russen um Gott blutende Metaphysiker, die Chinesen Diesseitsmenschen, die ihr Unverständnis für wirkliche metaphysische Unruhe gerade in der Art und Weise zeigten, wie sie sich mit indischen Lehren „beschäftigten", ohne sich von ihnen produktiv aufrütteln zu lassen. In Rußland Unbildung, in China abgöttisches Hängen am Buche und an allem Geschriebenen. In Rußland große Musik, in China Musik hinter den Künsten des Auges zurücktretend. Jeder Russe alkoholgefährdet, in China der Alkohol bedeutungslos und durch ganz andere Reizungen ersetzt (Opium). Der Russe weich und feucht in seinen Stimmungen, der Chinese trocken und zart in seinem Ausdruck.

In Rußland alles voll jäher Kontraste, in China verfeinertste Dämpfung aller Kontraste. So wie es auch die rassenmäßigen Gesichter lehren. Das Chinesengesicht unter allen Männergesichtern das kontrastärmste, einheitlichste, geschlossenste, das Russengesicht das kontrastreichste, ungeschlossenste.

Da der innerasiatische Einfluß China und Rußland gemeinsam sind, kann man solche Gegensätzlichkeit auf kulturellem Gebiet nur den jeweils einheimischen Rassenelementen zuschreiben.

Daneben gibt es auch Gemeinsamkeiten. In der Züchtung auf Klimahärte, Krankheitszähigkeit und in der abgestumpften Passivität im Ertragen von Schmerzen, tun es wohl die Russen von allen Europäern am ehesten den Ostasiaten gleich, werden von diesen aber wahrscheinlich doch noch weit übertroffen.

So sieht das Züchtungsergebnis eines Lebens in sehr ungünstiger Kälte- und Despotenumwelt aus. Ich glaube, das ist sehr lehrreich für die allgemein gängige Vorstellung, die Aktivität der europäischen Nordrasse sei im Kampf mit dem zurückweichenden Eis gezüchtet worden. In schweren Kampfsituationen schützt sich der Mensch vor allem durch Abstumpfung. Es muß zumindestens schon von vornherein der wesentliche Rassenunterschied vorhanden gewesen sein, damit in der gleichen züchtenden Umwelt der Eisnähe so verschiedenes zustande kam wie der Nordasiate und der Nordeuropäer. Die Nordasiaten sind ja unter den gleichen Bedingungen auch nicht blauäugig geworden!

Russen und Chinesen sind naturfreudig und denken kosmisch, im Gegensatz zu den akosmischen Orientalen. Sie unterscheiden sich gemeinsam von Europa durch Ablehnung der rationalen Logik. Beide Großvölker sind hervorragend sozial interessiert, kollektivistisch in ihrem

Fühlen, überhaupt am Unbestimmt-allgemeinen hangend (Russen Platoniker, Chinesen „Intuitionisten"). Beide leben in polarer Spannung: Die Russen zwischen dem letztlich kosmisch gemeinten Guten und Bösen (Licht und Dunkel), die Chinesen zwischen den Kräften Yang und Yin.

Was Russen und Chinesen gemeinsam haben, darin sind die Russen asienzugewandt, worin sie zu den Chinesen gegensätzlich sind, darin sind sie eigentümlich übersteigerte Europäer.

Wir haben uns hier aber nicht mit den Russen, sondern mit den Ostasiaten weiter zu beschäftigen.

Der eine eben durchgeführte Vergleich hat schon fast alle wichtigen Wesenszüge des Ostasiaten anklingen lassen. Trippelnd, gemessen, schauspielerisch höflich, ohne ideelles Pathos vernünftig, praktisch (aber in der intuitiven Art der Frau, nicht in der logische Schlüsse zusammenstellenden Art des europäischen Mannes), sehr viel Augenkunst und geschickte Motorik, Architektur psychologisch viel weniger besagend als im Westen (die eigentliche Architektur der Park, der eigentliche Gott die Natur). Geringe Personifikation der numinösen Mächte, pflanzenhaftes Lebensideal, schreib- und leselustig, überhaupt vielleicht die lernlustigsten Menschen der Welt, Musik gering entwickelt, auf großen Intervallen aufgebaut. Das ganze Ausdrucksgehaben sehr gedämpft bzw. arm an Kontrasten, feinnervig-zart, aber spitz, nicht sentimental. Linien, nicht Flächen bevorzugt. Die Künstler wollen aus einer einzigen Eingebung heraus, nicht stufenweise schaffen. Aktive und passive Grausamkeit trotz sensibler Bildungshaltung. Höchst sozial, Denken im überindividuellen Ganzen, aufopferungsfähig, sehr stark moralgebunden. Moral und Recht aber durchaus an konkrete Situationen anknüpfend. Sippe und Reich, nicht Familie und Staat Angelpunkte des Soziallebens. Starke Mutterabhängigkeit des Mannes. Heldenhaftigkeit fehlt unter den sozialen Werten (China) oder ist vorwiegend Erfüllung eines allgemeinen Gesetzes, nicht Tat eines Ich (Japan), geringe Ausgriffsneigung. Zurückbleiben der Buchstabenschrift und aller Wissenschaften. Geistige Produktivität eng begrenzt bei höchster Adoptionsfähigkeit. Das „Ursymbol" die rhythmisch gegeneinander wirkenden Yang- und Yinkräfte des unendlichen Kosmos.

Aus solcher listenhaften Aufreihung der wesentlichen Ergebnisse soll nun eine Reduktion auf einige wenige, als erbpsychologisch wahrscheinliche allgemeine Eigenarten gelingen. Wir wollen dazu zunächst drei Paradoxe aufrollen, welche sich aus den Befunden ergeben.

Wieso sind Ostasiaten (und Südmongolen) e r s t e n s gleichzeitig grausam-stumpf und doch wieder zart, feinnervig, kontrastarm, sensibel in ihren Äußerungen? Mir fällt keine bessere Analogie ein, als die, daß auch unsere europäischen Frauen mehr Schmerz erdulden, aber wo ihre Affekte losgelassen, auch grausamer sein können, als der Mann (Mänaden, Flintenweiber), und doch in ihren Kunstäußerungen die gleiche Linienzartheit, Feinnervigkeit, Kontrastarmut haben wie die mongolische Kunst.

Die mongolische Grausamkeit ist höchste Schmerzabgestumpftheit, die orientalische ekstatisches Wüten. Chinesen sind fähig des Gedankens Anatomie

am lebenden Verbrecher zu studieren (Gervais), für den Orient ist die Weißglut nach dem Sieg bezeichnend.

Wie reimt es sich zweitens zusammen, daß für die einen Beobachter die Chinesen nüchtern schwunglose Gesellen ohne jeden Sinn für Höheres sind, während die anderen vom Feinempfinden und der Weisheit der Ostasiaten nicht genug entzückt tun können? Die Ostasiaten kommen gar nicht zu „Höherem" in unserem Sinne, zu Spekulationen und idealem Streben, weil sie zu fest im Diesseits und im Konkreten verankert sind; aber dieses konkrete Diesseits ist nicht das entgöttlichte, logisch durchpflügte des europäischen Mannes, sondern eher den unbefangenen, intuitiven, aber auch diffusen Welten zu vergleichen, in denen in Europa das Kind vor der Pubertät, im erwachsenen Alter aber wieder eher die Frau als der Mann lebt.

Drittens scheint zwischen Adoptionsfähigkeit und geringer Eigenkraft ein schreiender ostasiatischer Widerspruch zu bestehen. Hier kann man aber erst recht nur an den Unterschied der Geschlechter in Europa erinnern (vgl. auch II. Bd. S. 205). Die japanische Lerneifrigkeit, sobald der Entschluß, Europa nachzuahmen, einmal erfolgt war, erinnert gar sehr an die Lernwilligkeit unserer Studentinnen, sobald das Frauenstudium nur einmal üblich geworden war.

So haben wir alle drei Paradoxien im gleichen Sinne aufgelöst, nämlich im Sinne einer Ähnlichkeit zwischen Mongolen und europäischer Frau. Gibt es in unserer Liste noch weiteres, was in gleicher Richtung zieht? Offensichtlich: Der Mangel an ideellem und metaphysischem Pathos wie an logischem Interesse, die große Bedeutung der Höflichkeit und Schicklichkeit, die ganze Art des aufopfernden, gesetzerfüllenden Heldentums, die geringe Alkoholgefährdetheit, Mangel an Komponisten (trotz eines dem europäischen ähnlichen und gesetzmäßig gefestigtem Ausgangsmateriales der Tonkunst und lebhaften Musikbetriebes), Unwissenschaftlichkeit, geringe Architekturneigung, das Sippendenken und die Stellung der Mutter (trotz juristisch vaterrechtlicher Familienkonstruktion), die Abneigung gegen Politik und die einfügungsbereite Sozialität. Also im Grunde fast alles! Und auf der anderen Seite nicht der geringste „virile", betont männliche Zug.

Körperlich zielt das durchschnittliche mongolische Gesicht mit seiner geringeren Profilierung und der durchschnittliche mongolische Körperbau mit seiner langrumpfigen Untersetztheit zweifellos in der gleichen Richtung. Außerdem decken sich die Grazilität des Körperbaues und die Zartheit des Kunstausdruckes denkbar gut.

Der Grundumsatz als das Maß des individuell charakteristischen Stoffwechsels ist beim ostasiatischen Mann um 10% geringer als beim Europäer, ebenso wie der weibliche Grundumsatz geringer zu sein

pflegt. Damit hängt die Trägheit der Ostasiaten zusammen, ihre geringe Neigung zu jeder „überflüssigen" Körperbewegung, z. B. zum Sport.

Linyutang schildert sehr schön, wie der zwanzigjährige Chinese Sport seiner emanzipierten Westlichkeit schuldig zu sein glaubt, während der dreißigjährige schon wieder chinesisches Gewand schöner findet und der vierzigjährige nur noch gemächlich durch seine Maulbeergärten schlendert.

Aber die ostasiatischen bzw. mongolischen Männer sind natürlich trotzdem Männer. Sie treiben praktisch sehr große Politik, obwohl sie theoretisch ein schlechtes Gewissen dabei haben, sie schaffen große Werke, sie können sich tapferen Kampfes rühmen, und ihre ganzheitliche Gesinnung ist bewußte Geistigkeit und Weisheit, darin vom Kinde und vom Weibe verschieden.

Es sind jedenfalls hormonale Bedingungen denkbar, welche die Mischung uns frauenhaft erscheinender Züge mit echter Männlichkeit im Mongolen bedingen können, so daß die Forderung erfüllt ist, den kulturbiologischen Befund soweit zu reduzieren, daß erbbiologisch faßbare Grundeigentümlichkeiten zutagetreten.

Ein zweites Schlagwort, das sich uns bei Betrachtung mongolischer Kulturart schon mehrfach aufgedrängt hat, ist das von der „Augenhaftigkeit". Augenhaftigkeit kann in einem engeren und einem weiteren Sinne verstanden werden. Im engeren Sinne dahingehend, daß die Mongolen besonders häufig von optischem Vorstellungstypus wären oder überhaupt das Sinnesorgan Auge besonders schätzten und übten. In weiterem Sinne aber dahin, daß die zentrale Erlebnisweise mehr der Einzelheiten zusammenleitenden (integrierenden) Fähigkeit des Auges als der vorwiegend Gesamtklänge aufspaltenden Fähigkeit des Ohres entspräche.

Wir haben früher (S. 148 f.) erörtert, daß Abstraktionsneigung und Ohrenhaftigkeit, bildhaftes Denken und Augenhaftigkeit notwendig zusammenhängen müssen. Ostasien und der Orient haben sich in dieser Weise als polare Gegensätze erwiesen.

Alles was man am ostasiatischen Denken ganzheitsgeneigt findet, ist also gleichzeitig Augenhaftigkeit, Bildgefangenheit. Die Natur wird gegenüber einem spekulierten Himmel bevorzugt, den Banden der konkreten Menschenumwelt kann und will sich der Ostasiate nicht entziehen, sein Rechtsdenken ist nicht Grundsatzphilosophie, sondern ganzheitlich zusammenstimmende Beherrschung der jeweiligen Lage, die Achtung seiner Mitmenschen einzubüßen („sein Gesicht zu verlieren"), schreckt ihn mehr, als den Europäer die Hölle, der große Künstler muß sein Bild gleichsam in einem Zug niederschreiben, die geschriebene Sprache der Wortbilder hat ihm Selbstwert, wird darum nicht in Buchstaben aufgelöst. Die sich drehende Gebetsmühle ist ein Augen-, nicht ein Lippen-

gebet, ebenso das Verbrennen von aufgeschriebenen Wünschen an die Götter.

Die ostasiatischen Festgebräuche sind durchgehends auf das Auge abgestimmt (Vgl. Haberlandt). Uns als chinesisch geläufig sind das Lampionfest, die ungeheure Volkstümlichkeit des Feuerwerkes, das Aufhängen von Spruchbändern, das Drachensteigen, die Blumenstellkunst, der Brauch, alles mit Schriftcharakteren zu übersäen.

Die mongolische Musik bevorzugt Klänge, die man „nicht in der Hand halten kann", die ganzheitlich und bildartig schweben: Gongs, Pauken, Glocken.

Beispiel und Vorbild durchziehen das ostasiatische Bildungswesen und die chinesische politische Theorie beruht auf ihnen.

So könnte man mit Einzelbelegen fortfahren. Solche Augenhaftigkeit, solche Bildverhaftetheit ruft den Gedanken an Griechenland, wie überhaupt an die südalpine Zone auf. Aber es liegt doch etwas wesentlich anderes vor. Der Grieche mit seiner Fähigkeit, das Nahe zu vergöttlichen, begeht einen Kurzschluß zwischen Sinnlichkeit und Heiligung; wo die Wertintensität des Erlebens abnimmt, wird er „äußerlich" und „oberflächlich", eine der charakteristischsten Erscheinungen der südalpinen Zone, die wir an ihrem Ort besprechen werden. Der Chinese hat aber nicht „erregbare Sinne", wie der Südeuropäer, sondern er hat bildhaft integrierende Sinne, d. h. aber, er hat überhaupt nicht in der Weise des Griechen Einzeleindrücke, sondern alles ist ihm ins allgemeine eingebettet. Jede Blume ist ihm Natur, jeder Mitmensch die Sippe und das Reich. Darum ist das Erleben des Ostasiaten nicht oberflächlich, so äußerlich es unbezweifelbar auch ist; es wirkt, wo seine Intensität gering ist, vielmehr schwunglos, ledern.

Ebenso wie mit dem Begriffe der Frauenhaftigkeit kann der Erbbiologe und Gehirnphysiologe auch mit dem Begriffe der Augenhaftigkeit unmittelbar etwas anfangen. Mehr als dieser beiden Begriffe bedarf es aber offenbar nicht, um sämtliche kulturbiologischen Auffälligkeiten Ostasiens verständlich zu machen.

Es kann natürlich die Frage erhoben werden, ob die gleiche Charakterisierung denn auch auf das neue zivilisierte Ostasien zutreffe, da doch die meisten vorgebrachten Beispiele sich auf die voreuropäische Zeit beziehen. Aber gerade die Leichtigkeit, mit der die europäischen Errungenschaften angeeignet wurden, zeigt, daß die Ostasiaten die alten geblieben sind (auch in China sind Eisenbahn, Telegraph usw. schneller und reibungsloser eingeführt worden, als in Europa selbst, sobald der Entschluß einmal gefaßt war). Was einen innerlich verändert, darum ringt man länger und zweifelvoller. Ostasiens Zivilisierung erinnert an ein

intelligentes und energisches Mädchen, welches mit Glanz alle akademischen Ehren und Titel erworben hat, dabei aber in ihrem Denken haargenau so fraulich geblieben ist, wie ihre ungeschulten Geschlechtsgenossinnen. Es war ein Irrtum, zu meinen, daß die Universität aus Frauen Blaustrümpfe mache, Blaustrümpfe werden geboren! Eine „Europäisierung" ist Ostasiens Zivilisierung so wenig, wie es vor 1500 Jahren zu einer „Indisierung" gekommen ist.

Ein Beweis für Augenhaftigkeit auch nach der Zivilisierung mag sein, daß der Film sich gerade in Ostasien einer ungeheuren Beliebtheit erfreut. Soldaten, die sich selbst in den sicheren Tod sprengen, hat Japan, Europa nicht. Dem Europäer kann man nur ein Wagnis, und sei es auch eines mit kleinsten Chancen, zumuten. Und daß solche Soldaten mit der Pfirsichblüte verglichen werden, ist ebenfalls eine nur ostasiatischen Herzen begreifliche Gedankenverbindung. „Solche Soldaten sind es zufrieden, Blüten am Baume des Vaterlandes zu sein, wie Pfirsichblüte, die rasch verweht, sie beanspruchen kein eigenes Lebensrecht" — das etwa steht hinter diesem Gleichnis.

Japans völkischer Lebenskampf ist in seinem Ethos, seinen Mitteln und seiner Zielsetzung in mancher Hinsicht ein echtes Vor-Bild des Nationalsozialismus. Es wäre das nicht das erste Mal, daß Ostasien gerade hinsichtlich der Sozialform Europas Wünschen zuvorkommt. Die französischen Aufklärungsphilosophen waren stark von den Meinungen der chinesischen Klassiker beeindruckt.

Nun soll aber doch versucht werden, in dem ungeheuren mongolischen Raum noch einige Differenzierung zu entdecken. Wir haben dabei sofort Erfolg, wenn wir die Klimazonen in Europa und Ostasien parallelisieren.

Es entsprechen einander nach der Breitenlage Vorder- und Hinterinder, Orientalide-Südalpine und Südchinesen, Franzosen-Süddeutsche und Nordchinesen, Norddeutsche und Koreaner-Japaner, Skandinavier und Nordmongolen. Skandinavier und Nordmongolen sind die ausgesprochensten Vertreter ihrer Rassengruppe — hellfarbigst die einen, von stärkst mongolischer Gesichtsbildung die anderen.

Die Japaner liegen noch einmal nördlicher als die Chinesen zwischen Hoangho und Jangtse, welche den Schwerpunkt der chinesischen Kultur ausmachen, wie die Zone vorwiegend nichtbrauner Augen den Schwerpunkt Europas. Die Bezeichnung der Japaner als der „Preußen des Ostens" entspricht also auch den geographischen Lageverhältnissen nach nicht schlecht.

Die jeweils nördlicheren sind den jeweils südlicheren in Ostasien an Energie und Stoßkraft typischerweise überlegen — also genau so wie in Europa.

Ganz außerordentliche Energieentfaltung kennt man von den Nordmongolen. Die Japaner überragen die Nordchinesen an soldatischer Energie nicht erst seit heute, die Hoangho-Chinesen haben die Jangtse-Chinesen und Südchinesen überflügelt. In Hinterindien werden die Reiche von Völkern etwa südchinesischer

Abkunft getragen, in Malayien können die einheimischen Völker die chinesische Konkurrenz in Arbeit und Erwerb nicht aushalten.

Es handelt sich vorwiegend nicht um unmittelbare Klimawirkungen, sondern um stufenweise Züchtung. Das sieht man daran, daß in ein anderes südlicheres Klima versetzte Volksgruppen nicht sogleich, sondern erst in einigen Generationen ihre nördlichere Aktivität einbüßen, wie auch umgekehrt südlichere Gruppen, die nach Norden versetzt werden, ihre südlichere Lebhaftigkeit nicht einbüßen. Ein ausgezeichnetes Beispiel hierfür sind die Japaner, die zwar nördliche Energie erzüchtet, aber Lebhaftigkeit und Grazilität ihrer südlichen (malaiischen) Herkunft behalten haben. In Europa sind vor allem die Juden solche durchaus erregbar gebliebenen Nordwanderer.

Die Japaner haben, obwohl nördlicher liegend als die Nordchinesen, den indischen Buddhismus ähnlich getreu übernommen wie Burmesen, Siamesen und die sonstigen ihrer Herkunft entsprechenden Südmongolenvölker. In Südchina ist die Leibhaftigkeit der Göttergestalten größer als in Nordchina. Die phantastischen und empfindsamen Elemente soll die chinesische Kultur mehr aus dem Jangtsegebiet haben, die Tüchtigkeit und naturfromme Bäuerlichkeit eher vom Hoangho.

Lin Yu Tang schildert einzelne chinesische Stammescharaktere noch genauer.

Wir haben früher an zwei Stellen besprochen (S. 251 f. u. 289), daß die südmongolischen Völker, welche vorwiegend unter indischem, nicht chinesischem Einfluß standen, unter diesen historisch völlig anderen Bedingungen den „frauenhaften und augenhaften“ mongolischen Kulturstil durchaus ebenfalls erkennen lassen, was um so wahrscheinlicher macht, daß er rassisch begründet ist.

2. Indien (und Iran)

Indien wird geographisch verkannt, indem der Dschungel häufig für vorwiegend gehalten wird, während in Wirklichkeit Steppen und oasenhafte Ackerflächen, ähnlich wie im Orient, seinen Hauptteil ausmachen. Es wird auch ethnographisch verkannt, indem man nämlich die Mischung von skandinavierhaften Ariern und weddahaften Dravidas für den Kern seines Volksaufbaues hält. In Wirklichkeit sind damit nur die äußersten Extreme der in Indien mitspielenden Rassengruppen genannt, während weitaus die Hauptmasse der Inder weder so nördlicher, noch so südlicher Abkunft ist, sondern zwei dazwischenliegenden Gruppen zuzuzählen ist: Den relativ südlichen „Indiden“, die klein, sehr dunkel, ziemlich breitnasig und -lippig, trotzdem aber grazil und ebenmäßig sind, und den relativ nörd-

lichen „Indoafghanen", die größer, in der Hautfarbe lichter, schmalnasiger, wuchtiger sind.

Seiner Lage nach schiebt sich Indien zwischen den Orient und Ostasien ein wie auch Europa. Seine Menschen sind im Vergleich zu den Orientalen wie die Europäer negerferne und mongolennahe (unmittelbare mongolische Beeinflussung fand in Indien übrigens von Innerasien und von Hinterindien her statt. Im Himalaya leben mehr europäerhafte und mehr mongolenhafte Gruppen nahe aneinander). Indien ist diesen Bedingungen nach so etwas wie ein südliches Rußland bzw. Rußland ein nördliches Indien. Ich halte diese Tatsachen geradezu für den Schlüssel des rassenpsychologischen Problemes Indien.

Indien zeigt ein vielfältiges Gesicht, wie wir mehrfach gesehen haben, ist einerseits den Orientalen ähnlich (schroffe Kastentrennung, Ekstatik, Heilsbemühung um das Absolute, magische Flächen im Sinne des „horror vacui" ornamentiert, Despotismus, Ghettoprinzip der Stadt, Abscheidung der Frau), andererseits zeigt es Formen tropischer Naturvölkerkulturen, drittens aber, und besonders auffällig, ist es uns Europäern in vieler Hinsicht geradezu rätselhaft nahe, viel näher als der eigentliche Orient, ja teilweise als das Mittelmeergebiet.

Nur mit Kopfschütteln und innerem Zweifel konnte man das in der üblichen Weise auf die eine arische Welle zurückführen, die im 2. Jt. v. Chr. aus unendlich fernem Gebiete nach Indien gekommen war. Man stelle sich die quantitativen Verhältnisse einmal vor! Ich glaube, daß die meisten, welche diese Behauptung nachreden, bis hin zu den gelehrten Sanskritisten, welche sie aufbrachten, von den Entfernungen und von den Massenverhältnissen eines Subkontinentes sich sehr wenig realistische Vorstellung gemacht haben.

Die Sache wird aber sofort eine völlig andere, wenn man die Theorie wagt, daß die in Indien einheimischen Rassen sehr viel bereiter waren, die arisch-europäischen Anregungen aufzunehmen, als es die Orientalen, und zum Teil auch als es die Mittelmeermenschen waren. Der Grund dazu ist schon ausgesprochen: Die Inder sind ihrer rassenpsychologischen Artung nach den Negern ebenso relativ ferne und den Mongolen relativ nahe, wie die nördlichen Europäer.

Dann versteht man auf einmal, warum in Indien die arischen Sprachen 3000 Jahre nach der arischen Einwanderung noch von 258 Millionen Menschen gesprochen werden, während sich selbst in Persien das Arabische durchsetzte und das Hettitische wie das Griechische und Römische und wahrscheinlich noch eine ganze Reihe weiterer indogermanischer Sprachen sich in Vorderasien nicht halten konnten. Sollte denn das Zufall sein? Man kann das nicht glauben, zumal ja auch die den arischen Spra-

chen entsprechenden geistigen Haltungen und Erzeugnisse ausgerechnet in Indien und darüber hinaus nach Osten durch die Jahrtausende leben, während sie den nahen Orient nicht erobern konnten. Indien hat die Naturhymnen der Veden, während der Orient naturfremd ist; es hat die großen Epen als zweiten Urquell seines kulturellen Lebens; und zwar sind diese Epen nicht etwa von den Ariern mitgebracht. Die Sanskritgedichte Marabharata und Ramayana sind etwa tausend Jahre nach der arischen Einwanderung entstanden, das Verhältnis ist also so, als wenn heute in Sizilien normannische Dichtung blühen würde. Nochmals tausend Jahre später ist die neue Woge der Prakrit-Epik, in Stoff und Geist echte Heldendichtung, durch die indische Literatur gegangen und hat es zu ungeheurer Volkstümlichkeit gebracht, wie sie höchstens Homer bei den Griechen hatte; und auch die Radjputen um 1500 haben ihre heldentümliche Epik.

Die indische Philosophie anerkennt das Konkrete, wenn sie es auch pessimistisch durchnichtet. Sie hat Erkenntnistheorie und Logik wie die europäische Philosophie, überhaupt eine überraschend ähnliche Verteilung der Interessenrichtungen (S. 160). Auf künstlerischem Gebiete herrscht eine idealistische Auffassung im Gegensatz zur klitternden Naturalistik oder ausgesprochenen Stilisierung des Orients. Der Mensch steht im Mittelpunkt, wie in Griechenland. Darstellende Plastik und Malerei läßt sich nicht verdrängen wie im Orient. Auch die islamische Baukunst gewinnt in Indien plastischeres, bewegteres Leben, bildet Mischstile von europäischer Reichhaltigkeit aus.

Der Jenseitshunger der Inder, die für Götter ebenso glühen wie für Erotik, ja denen beides weithin Eines ist (Goetz), hat nicht nur im Orient Parallelen, man muß auch an Rußland und an das zwischen Rußland und Indien liegende Persien denken. Freilich muß man die feinere vergleichende Erforschung des Wesens dieser metaphysikbedürftigen Volkheiten abwarten. Die Rassenpsychologie stellt da vor neue Fragen. Jedenfalls sei als sehr bemerkenswert festgehalten, daß gerade die europäiden Völker an der Grenze gegen Ostasien hin so ohne Unterlaß ihren Schwerpunkt im Religiösen haben. Für die eigentlichen Europäer und für die Orientalen gilt das nur zeitenweise. Aber wann hatte Indien einmal eine nicht gotthungrige Zeit?

Auch die geniale Produktivität als solche, der Gedankenreichtum und Gestaltenreichtum seines Daseins unterscheidet Indien scharf vom eigentlichen Orient. Wenn es wahr ist, daß der Grund dafür in der Mittelstellung der Inder zwischen Negern und Mongolen liegt, in der gleichen Mittelstellung, die auch Europa zukommt, dann ist von vorneherein anzunehmen, daß auch das Gebiet, welches Indien und Europa verbindet, nämlich Iran, eine ähnliche Stellung einnehmen wird.

Dies ist tatsächlich der Fall und pflegt mit Recht wiederum auf sehr alte arische Einwanderung zurückgeführt zu werden. Mit Recht aber

neuerlich nur dann, wenn man auch hier annimmt, daß auch die einheimische Bevölkerung im ganzen für altindogermanisches Gut empfänglicher war und es getreuer erhielt als der negernähere Orient.

Die hervorragende Produktivität Persiens im Rahmen des Islam ist allgemein anerkannt (auch Indien hat dem Islam mehr gegeben als dessen eigentliche Kernländer (vgl. S. 234 u. 314). Wir zitieren den Irankenner Hüsing:

„Die Perser sind das einzige Kulturvolk des Islam in Asien geblieben, die Träger der Blütezeit des Kalifats wie der Mongolen, die einzige überhaupt kulturfähige Nation des heutigen Vorderasien. Von den ‚Arabesken‘ an bis zur Moschee von Cordoba, von der ‚arabischen‘ Geographie an bis zu den verschiedenen Formen der Dichtung, alles, was der islamische Orient in Kunst und Wissenschaft, in Technik und Organisation besessen hat und besitzt, ist persisches Kulturgut, zum letztenmal von Persern geprägt, auch wenn es aus altersgrauer Zeit her übernommen war.“ (Zit. bei Buschan.)

Vgl. ferner unseren Abschnitt über Wissenschaftsgeschichte!

Immerhin ist die Situation in Iran doch nicht etwa ganz die nämliche wie in Indien. Einerseits stellen sich Teile Irans durch aufgehellte Augenfarben, die in Indien nur in verschwindend geringen Prozentsätzen beobachtet werden, zur südalpinen Zone. Zweiterseits gehört Persien und Afghanistan auch rassisch doch viel enger zum Orient als Indien. Indien führte bis zum Jahre 1000 ein islamfreies Sonderleben, während Iran sowohl vom Hellenismus wie auch vorher vom Babylonismus und nachher vom Früh-Islam einbezogen war. Auch in Indien unterscheiden sich die eher orientalischen nördlichen und westlichen Gebiete, wo z. B. nach Mc Munn auch die kriegerischen Völker heute zuhause sind, von den eher grazilindiden südlichen und östlichen Gebieten. Drittterseits ist die osteuropäisch-innerasiatische Beeinflussung von Iran begreiflicherweise stärker als die gleichen Einflüsse in Indien (Indoskythen, Moghulreich).

In der allgemeinen Vorstellung pflegt Indien und China als „der Osten“ zusammenzufließen. Wäre das berechtigt, dann wäre der Rassenpsychologie die Unterscheidung von Europäiden und Mongoliden verloren. Tatsächlich gemeinsam ist aber den Indern und den Südmongolen (Indonesiern) nur Schlaffheit einerseits, affektive Erregbarkeit andererseits, die sich aus der gemeinsamen Züchtung auf Tropenfähigkeit erklären.

Wenn irgendwo, dann muß man die Bedeutung des Selektionsprinzips bei der Umsiedlung nördlicher Rassen in die Tropen gelten lassen. Es ist ja eine allgemeine Erfahrung, daß von Europäern, die sich in den Tropen fortpflanzen wollten, kaum jeder zehnte zur dauernden Erhaltung seines Stammes käme.

Inder und Chinesen sind auch, abgesehen davon, daß es sich das eine Mal um Europäide, das andere Mal um Mongolide handelt, durch die un-

gleiche Klimazone verschieden. Die Inder stehen uns näher, weil sie Europäide sind, die Ostasiaten, weil ihr Schwerpunkt in „nordalpinem" Klima liegt.

Die Inder sind ekstatisch-metaphysisch, abstraktionsfähig, musikerfüllt, architektonisch gesonnen, haben wenig Interesse für Sozialleben (Volkstum) und für ethische Fragen. Sie sind in allem ernster, gröber, kontrastreicher als die Ostasiaten. Ihre Heilssuche ist willensharte Askese, welche die Götter zwingt, den Chinesen rät Laotse, zu werden wie die Pflanzen, und sie halten nichts von der Aktivität. Die Ostasiaten sind auch nicht expansiv wie die Inder. Sie waren nicht gesonnen, das indische Geistesgut, welches sie aufnahmen, zu einer den Indern ähnlichen Eigenentwickelung zu bringen, vielmehr ist der japanische Buddhismus (Nichirenismus) geradezu eine Verkehrung des indischen.

Mehr braucht nicht gesagt zu werden, um nachzuweisen, daß zwischen den Europäiden Indiens und den Mongoliden Ostasiens menschlich in Wahrheit keine Gemeinschaft besteht. Auch in Südasien ist die europäid-mongolide Rassengrenze kulturbiologisch, wie weiter oben ausgeführt, mit aller Deutlichkeit zu spüren.

Wie ist nun wohl die gehirnphysiologisch-erbbiologische „Diagnose" über die indische Seele zu stellen? Offenbar trifft eine europäisch reich angelegte und mannigfaltige Orientierungsfreudigkeit mit tropischer Erregbarkeit und mit ekstatischen Fähigkeiten zusammen, die uns sehr fremd sind. Mehr braucht an dieser Stelle kaum gesagt zu werden, um alles Indische zu erklären.

3. Die orientalische Zone

Nun beginnt die Erörterung der nach den Färbungsstufen gebildeten europäiden Zonendreiheit bzw. -vierheit, die uns besonders nahe angeht, weil sie uns selbst und unsere geschichtlich wichtigsten Gegensätze enthält: Orient, südalpine und nordalpine Zone, und in der nordalpinen noch den Unterschied zwischen der nordalpinen im engeren Sinne und der ausgesprochen nordeuropäischen maximal farbaufgehellten Zone.

Es wäre falsch, orientalisch mit wüstenländisch zu umschreiben, wohl aber kann man mit gutem Recht von einer trockenländischen Zone sprechen, denn der Kampf um das Wasser ist im südlichen Spanien, in ganz Nordafrika, Syrien, Kleinasien, Iran das hervorstechendste Naturanpassungsproblem der dort lebenden Menschen.

Wo die Grenzen des Orients genau liegen, wollen wir nicht so besonders betonen; denn die Zonen, an die wir uns halten, sind von ihren

Schwerpunkten aus zu verstehen, an den Grenzen gehen sie natürlich ineinander über. Als anthropologisches Kennzeichen gilt uns, daß die Augen vorwiegend, d. h. zumindest mehr als zur Hälfte, dunkelbraun sind.

Geschichtlich heben sich im Orient sehr deutlich der Alte Orient, der seinen schöpferischen Höhepunkt im 4. vorchristlichen Jahrtausend hatte, und der hellenistisch-islamische Neuere Orient voneinander ab. Dieser zweite, Neuere Orient ist offensichtlich das Ergebnis von rassischer und geistiger relativer Vernordung (Einwirkung aus der südalpinen Zone) und der daran anschließenden Rückwirkungen. Ob der erste, Alte Orient ähnlich zu deuten ist, ist noch nicht geklärt, aber es ist wahrscheinlich.

Kennzeichnend ist für die schwarzbraunäugigen Orientalen der unter den Europäiden südlichsten Lage entsprechend, ihre Naturvölkernähe, die aber nicht wie bei den Indern „Wedda“-nähe, sondern Negernähe ist.

Von negerischer seelischer Eigenart wurde im II. Bd. ein ausführliches Bild gegeben, ohne daß ein Zusammenhang mit dem orientalischen Charakter gesucht wurde. Die ebenso selbständige Erarbeitung der orientalischen Eigentümlichkeiten hat wie von selbst immer wieder den zwanglosen Anschluß an das Negerische ergeben, freilich in dem Sinne, daß die Neger eine primitive und die Orientalen eine höchstgetriebene und feinziselierte Form des gleichen Seelenstiles zeigen.

Vgl. die orientalische Musik kurzer, endlos variierter Motive, unplastisch, unharmonisch, reine Klanglinie, den zuckenden Tanz. Die generische, das abstrakte voranstellende und den Eindruck aufspaltende Ausdrucksweise der semitischen wie der Bantusprachen. Die außerordentliche Heftigkeit der „voreiligen Objektivierung“ im orientalischen Begriffsdenken, so fein und raffiniert dieses auch ist. Die Zerspaltenheit und magische Doppeltheit (bzw. Vielfachheit) jedes Eindruckes. Starke motorische Ekstasefähigkeit, während die Inder sensorische Ausnahmszustände suchen, nicht tanzen und mit Schaum vor dem Munde hinstürzen wie die Derwische und alle Parallelen dazu in der Negerwelt. Fanatismus und mordende Weißglut, starke, hysterische Suggestibilität. Vorwiegendes Interesse für den Menschen, mangelndes Naturinteresse (vgl. II. S. 161 f.). Ähnlichkeit zwischen ägyptisch-orientalischer und Negerkunst in der atomistischen Plastik, der relativ genauen Ausführung von Einzelheiten, der Monumentalität, nicht Transzendentalität, der statischen, nicht dynamischen, zentripetalen, nicht zentrifugalen, menschenbetonenden naturlosen Kunstneigung. Geringe Bedeutung der natürlichen Sippen- und Familienverhältnisse gegenüber der Einzelseele und ihrer Einweihung in verschiedene, durch einen gemeinsamen „Geist“ zusammengehaltene Bünde und Geheimbünde. Sehr starkes Machtinteresse mit brutaler, auf Suggestionsfähigkeit und Suggestibilität beruhender Herrschaftsführung. Eine auffällig extensive Staatsentwickelung. Geringes Interesse für Schrift und Schriftkultur (auch im Orient sehr viele Analphabeten, ganz im Gegensatz zu Ostasien, in Indien mehr Analphabeten in

den stärker orientalisierten nördlichen Teilen, Schrift auch im Orient nicht natürlicher Bedeutungsträger, sondern Fetisch). Vielehe, scharfe Trennung von Mann und Frau, sehr stark entwickelte Sexualität. Große Rolle magisch abgewehrter Angstaffekte, Neigung zum Eingottglauben, zur Entwickelung eines Priesterstandes von besonderer Macht.

Wenn in Ostasien das augenhaft-sensorische Welterleben gipfelt, so im Orient und in Negerafrika das ohrenhaft-motorische. Der zuckenden Erregbarkeit von Orientalen und Negern steht die gleichsam geräuschlose, fließende Geschmeidigkeit der Ostasiaten gegenüber. Die begriffliche Abstraktionsfähigkeit der Orientalen stellt diejenige aller anderen Menschengruppen in den Schatten, die Neger sind dazu zwar nicht intelligent genug, aber sie sind wiederum die musikalischste Rasse, und z. B. das „abstrakte“ Klassensystem ihrer Sprachen ist auch schon lange aufgefallen!

Auch dasjenige, was wir die Frauenhaftigkeit der Ostasiaten nannten, hat in Orientalen und Negern eher seinen Gegensatz. Den „Virilismus“ der Neger haben wir schon betont. Die Orientalen sind schon durch ihre abstrakte, naturfremde Weise ebenfalls eher viril zu nennen, denn Geistigkeit ist ja Männersache, Naturhaftigkeit Frauensache. Auch die starke Eindrucksspaltung wie das beziehungslose Nebeneinander im Geiste der Orientalen entspricht Männer-, nicht Fraueneigenschaften. Auch der starke Sexualtrieb und die Unfähigkeit zu echter erotischer Bindung ist viril. Auch in Europa sind es eher die Männer, die in der Geschlechtlichkeit eine physiologische und eine Augenblickssache sehen können, die mit ihrem sonstigen „geistigen“ Wesen wenig zu tun hat (Verfemung der Sexualität im Orient ist neuerdings eine Übersteigerung solcher „viriler“ Haltung). Ostasiaten können höchst geil sein, aber sie kennen kein „geistiges“ Keuschheitsideal).

In ihren Körperproportionen sind die Neger anerkanntermaßen ausgesprochen viril (langgliedrig, kurzrumpfig, breit in den Schultern und schmal im Becken, all dies insbesondere auch die Frauen). Ob die Orientalen in diesen Verhältnissen wesentlich vom Europäer abweichen, darüber gibt es keine genügenden Untersuchungen. Die von Fritsch abgebildeten Ägypterakte sind jedenfalls negerisch proportioniert. Auch ist die Hauptmasse der Orientalen viel größerwüchsig als die Hauptmasse der Ostasiaten, was von vorneherein eher virile als feminine Körperbauverhältnisse bedingt.

Mit der starken Erregbarkeit und Ohrenhaftigkeit hängt wohl auch ein besonders geschärfter Zeitsinn der Orientalen zusammen, der sich musikalisch in den raffinierten negerisch-orientalischen Rhythmen, weltanschaulich in der Zeitscheu, man könnte geradezu psychiatrisch von „Chronophobie“ sprechen, ausspricht, die im Grunde hinter all dem

religiös-philosophischen Suchen nach dem Absoluten, nach dem Heil und der Erlösung steht. Die Unstetigkeit der Dinge und Zustände muß diesen Menschen scharf und spitz wie Glassplitter, schmerzhaft und angsterregend sein in einer Weise, welche mit unserer milden Vergänglichkeitswehmut nicht zu vergleichen ist.

Wie fast alle Probleme des orientalischen Seelenlebens ist uns auch das Paradox, wieso gerade die motorisch betonten Orientalen zeitscheu sind und sich künstlerisch in atomistischer Statik aussprechen, schon bei Betrachtung der Neger aufgestoßen. Gerade die starke Ansprechbarkeit des Bewegungssystems führt eben zur Zuckungshaftigkeit und Krampfigkeit und hindert den zusammenhängenden Bewegungsfluß, der auch Voraussetzung für das Erlebnis der Dingkonstanz ist.

Eine parallele Erscheinung zur Zeitscheu der Orientalen ist die Raumscheu, die unter den höher entwickelten Zuständen der schwarzbraunäugigen Europäiden ebenfalls erst richtig in Erscheinung tritt. Vielfach wurde den Orientalen das dreidimensionale Sehen abgesprochen und die eigentümliche Tiefenlosigkeit und Flächenhaftigkeit ihrer Erlebensweise betont. Raumempfinden ist ebenso wie Zeitempfinden (in unserem Sinne, also Empfindung der Kontinuität der Zeit) eine Fähigkeit, sinnlich Gegebenes total zu verbinden. Etwas räumlich sehen heißt auch, es so sehen, als ob man überall hingegriffen hätte. Raumvorstellung hat also auch besonders viel mit der Korrelation von Augeneindrücken und Bewegungserfahrungen zu tun. Auch darin beruht sie auf einer Verganzungs-(Integrations-)fähigkeit.

Nun unterliegt keinem Zweifel, daß die Neger und Orientalen den wirklichen Bewegungs- und Greifraum genau so in Korrelation von Augeneindrücken und Bewegungserfahrungen beherrschen wie wir. Es gehört das zu den einfachen Fähigkeiten, welche jedes Lebewesen besitzen muß, wenn es überhaupt leben will. Solche nahe Augen-Greifkorrelation ist aber Empfinden für Körperlichkeit, nicht für Raum. Körperlichkeit ist gleichsam der reziproke Wert für Raum, ist zentripetale Entsprechung der zentrifugalen Eigentümlichkeit des Raumsehens, statische Entsprechung der dynamischen, transzendentalen Raumerfahrung. Solches Empfinden für Körperlichkeit fehlt Orientalen und Negern natürlich nicht, sondern ist im Gegenteil dadurch, daß diese nahen Körper so raumlos und fernelos sind, gerade auf eine besondere Spitze getrieben. Daher kommt es, daß die Neger die ausgesprochensten Plastiker unter allen Rassen sind (vgl. II. Bd. S. 181 f.), und daß die dreidimensionale plastische Wiedergabe auch im Alten Orient in Relief und Freiplastik der zeichnerischen und malerischen Wiedergabe gegenüber so stark überwiegt wie wiederum in keiner anderen Kunstwelt. Geballte Materie, Materialismus, erbarmungslose Nüchternheit und Mangel jeder idealistischen Verklärung ist gerade deshalb, weil es an Raum, an

Fernenzusammenhang, an Atmosphäre fehlt, die eine, vordergründige Seite der Orientalen und Neger (sehr deutlich auch an den Juden!).

Raumempfindung ist erst dort vorhanden, wo die Erlebnisweise der Sehen-Bewegungskorrelation über die Reichweite der jeweiligen Arm- und Beinbefindlichkeit hinausdrängt und ohne Halt per analogiam das ganze Augenerlebnis bis zu den dunstigen Fernen und unendlich weit funkelnden Sternen hin erfaßt und organisiert. Dies ist die Fähigkeit, welche in der orientalischen Kunst vermißt wird, indem es an jeder Perspektive mangelt (auch noch in den islamischen Miniaturen, welche an sich komplizierte Szenen schildern und zu einer Zeit entstanden sind, wo die Technik der Perspektive in Europa längst entwickelt war). Der gleiche Mangel bedingt auch, daß heutige Araber mit europäischen technischen Zeichnungen nichts anzufangen wissen, denn auch diese erfordern die Fähigkeit, ein nicht gegriffenes, ja nur sehr stückweise gesehenes kompliziertes körperliches Gebilde dreidimensional zu begreifen.

Letztlich liegt natürlich das gleiche dahinter, wenn die Orientalen nicht nur als Komponisten europäischer Musik versagten, sondern auch keinen Geschmack an ihr finden (vgl. S. 318).

Den Ostasiaten hingegen atmet jeder Gegenstand Transzendentalität und Raumverwobenheit. Freilich ist es mehr Raumahnung — wie sie z. B. die chinesische Landschaftskunst mit so unvergleichlich sparsamen Mitteln zu erzeugen versteht — als Raumkonstruktion. Diesen Räumen fehlt die echte und harte, dem packenden Zugriff standhaltende Körperlichkeit, während den kubistischen Körpern der orientalischen Kunst die Räumlichkeit mangelt. Auf musikalischem Gebiet sind die Ostasiaten immerhin zu sonatenhaften Großformen gekommen, von denen man freilich nur vermuten kann, daß sie sich ebenfalls zur europäischen Kunstübung verhalten werden, wie die Ahnung zur Konstruktion.

Die zwischen Negern und Orientalen aufgezeigten Gemeinsamkeiten sind fast sämtlich solche des inneren Wesens, nicht solche der historisch übertragbaren Außenform und Einzelform. So ist orientalische Musik hochgradige Theorie im Gefolge Griechenlands, und trotzdem negerhaft. Die semitischen und die Bantusprachen sind völlig verschiedene philologische Gebilde trotz gemeinsamer generischer Denkweise. Die voreilige Objektivierung im Negerdenken und in der orientalischen Philosophie ist weltenweit voneinander verschieden und trotzdem analog usw. usw.

Die zwischen Negerkultur und orientalischer Kultur bestehenden Unterschiede sind, abgesehen von dem Bereiche des historisch Zufälligen, durch die größere Begabung, den spezialisierteren Gehirnapparat der Orientalen erklärt, also durch ein einziges Moment.

Der Größe nach übertrifft das orientalische Gehirn das negerische, bleibt aber zumindestens da und dort hinter dem europäischen, insbesondere dem nordeuropäischen stark zurück.

Vielleicht noch deutlicher als die Verhältnisse der Gehirngröße symbolisieren Färbungsgrad und Gesichtsbildung den Unterschied von Orientalen und Negern.

Abgesehen davon, daß die Orientalen nicht dunkelbraunhäutig sind wie die Neger, darf man nicht vergessen, daß in der orientalischen Zone dunkelbraune Augen zwar vorwiegen, aber verschiedene Aufhellungsstufen, ja bekanntlich z. B. unter den Berbern selbst blaue Augen daneben vorkommen und insbesondere in den „großen" Zeiten des Orient eher noch häufiger waren als heute, weil ja eine ganze Reihe von Vernordungsströmen in die trockenländische Zone eingemündet ist.

Am stärksten ist aber der Unterschied der Gesichtszüge. Wenn die Neger den virilsten Körperbau haben, so ist das orientalische Gesicht mit stärkst vorspringender Nase, fliehender Stirn und fliehendem Kinn letztlich nichts anderes, als wiederum eine Übertreibung männlicher Verhältnisse. Durchschnittliche europäische und durchschnittliche orientalische Gesichter unterscheiden sich prinzipiell in der gleichen Richtung wie Weib und Mann überall auf der Welt! Es liegt darin eine hormonal begründbare Symbolik von größter psychologischer Bedeutung!

Orientalengesichter und Negergesichter sind aber gerade in dieser Hinsicht maximal voneinander verschieden. Die Negernase hat eher das Profil einer europäischen Kindernase, die Negerstirn ist eher steil, das Untergesicht mächtig entwickelt, während es bei den Orientalen zurückgebildet ist. Die Kinnprofillinie ist ja beim Neger nur deshalb so fliehend, weil die Mundpartie besonders schnauzenartig überentwickelt ist, nicht deshalb, weil das Kinnskelett zurückgebildet ist wie beim orientalischen „Vogelgesicht" oder „Hethiterprofil". Die Jochbogengegend der Neger ist ebenfalls nicht so zurückgebildet wie bei den Orientalen, wenn das horizontale Gesichtsprofil auch nicht so flach ist wie bei den Mongoliden.

Dem angesichts solcher physiognomischer Gegensätzlichkeit geradezu a priori wahrscheinlichen Begabungsunterschied entspricht z. B., daß die orientalische Kunst zwar so atomistisch ist wie die negerische und ebenso zur krampfigen Steifheit neigt, daß sie aber doch naturalistischer abzubilden, ungleich eleganter zu formen und größer aufzuhäufen versteht als die negerische; die gestaltenarme, qualitätenreiche „arabische" Flächenzierkunst würde auch dem Neger bestimmt liegen, wenn sie nicht zu fein für ihn wäre. Daß der geistige Begabungsunterschied

auch auf allen anderen Kulturgebieten zwischen Orient und Negern zutage tritt, braucht nicht näher belegt zu werden.

Versuchen wir nun, Unterschiede innerhalb der räumlich und zeitlich so weit gestreckten orientaliden Zone aufzudecken! Solche Ueberlegungen müssen sich vor allem in zwei Richtungen bewegen: Erstens ist allen Trockenländern der ewige Gegensatz von Oase und Wüste eigen. Genauer betrachtet handelt es sich um eine Vierstufung, um die Lebenskreise Stadt, Bauernoase, Nomadensteppe und an der Grenze organischer Anpassungsfähigkeit liegende Wüste. Zweitens bilden sich im Orient überall Stufen nach Negernähe oder Nicht-Negernähe und nach Europäernähe oder Europäerferne; besonders die Europäernähe muß dabei in eine rassische und eine kulturelle unterschieden werden.

Der geltenden rassenkundlichen Lehre nach wären im Orient vor allem die Orientaliden, die Vorderasiaten und die Mediterranen zu unterscheiden. Diese Dinge sind aber im Fluß. Ich glaube von meiner Südreise 1938 her über das ausgedehnteste physiognomische Material zu verfügen und verweise ferner auf meine physiognomische Bearbeitung des Berbermateriales von Bertholon und Chantre (1936) sowie auf Wagenseils Türkenserie (1933). Wenn wir die Frage der Mediterranen hier unberührt lassen, so scheint mir doch gerechtfertigt, Orientalide und Vorderasiaten physiognomisch unter dem Begriff des orientalischen Gesichtes zusammenzufassen, ähnlich wie es ein mittleres europäisches Gesicht gibt. Solche systematische Fragen hängen immer zu einem Teile vom Temperament des Forschers ab, weil ja jedes System etwas Künstliches ist. Aber ich glaube, daß wir uns sehr Wesentliches verbauen, wenn wir Vorderasiaten und Orientalide annähernd im gleichen Maße voneinander trennen wie auch Orientalide und Mediterrane oder Nordwesteuropäer und Balkanleute (vgl. Abb. und Text S. 348/49).

Vorderasiaten und Orientalide sind allein in der Kopfform stark verschieden. Erstere gehören eben dem Gebirgsgürtel vorwiegender Kurzköpfigkeit an, der nördlich von der südeuropäischen Langkopfzone, die von Indien bis Portugal zieht, gefunden wird. Je nachdem wie man den systembildenden Wert der Kurzköpfigkeit einschätzt, wird man diesen Unterschied zwischen Vorderasiaten und Orientaliden wichtiger oder weniger wichtig nehmen. Mir scheint besonders aufschlußreich, daß die vorderasiatische Rasse sich nördlich von der Langkopfzone findet. Sie bildet nämlich auch färbungsmäßig einen Übergang zur südalpinen Zone, indem in Kleinasien streckenweise aufgehellte Augen schon recht häufig sind (vgl. S. 370).

Die Unterscheidung von Vorderasiaten und Orientalen auf psychologischem Gebiete ist vor allem durch die packenden und auf eigenem Erlebnis beruhenden Schilderungen von Clauß plastisch geworden. Was ist aber dieser Unterschied des „Erlösungstypus“ vom „Berufungstypus“? Von der metaphysischen Bezogenheit sind beide Begriffe hergenommen, das labile Verhältnis zur sinnlichen Wirklichkeit ist beiden gemeinsam. Die vorderasiatischen Erlösungstypen, an welche Clauß denkt, sind aber Städter-, genauer Ghettomenschen, während

die Berufungsmenschen in schroffstem Gegensatz dazu (vgl. oben!) nicht umsonst in die Wüste verlegt werden. Die Claußsche Unterteilung überschneidet sich also in schärfster Weise mit den überall im Orient handgreiflichen Züchtungsunterschieden zwischen Oasen- und Steppenbewohnern. Und Vorderasiaten sind auch als nördlicher gedacht als die Wüstenländer. Das bedeutet, daß die Wüstenländer viel negernäher und naturvölkerhaft zu erwarten sind, wie es auf die Schilderung von Clauß auch genau zutrifft. Das unstete Hinhorchen auf den magischen Augenblick ist vor allem primitiver als die theoretisch fundierte Weltverneinung und Geistverhaftetheit der Vorderasiaten. Es ist übrigens auch ohne weiteres ersichtlich, daß das Modell des Claußschen Wüstenländers Mohamed, dasjenige des Vorderasiaten aber die Stufe der nachlogischen Religionen ist, welche wir als eine auch innergriechische, und mithin wesentlich nördlichere Erscheinung erkannt haben.

Selbstverständlich bestehen zwischen dem schweifenden Beduinen und dem über seine Bücher im dunklen Ghettogäßlein gebeugten Schriftgelehrten grelle Unterschiede, sowohl der Umweltlage als auch der spezialisierten Züchtungsrichtung. Aber Orientalen sind sie beide.

Wo kulturphysiognomisch und rassisch die Nordgrenze des Orients liegt, werden wir im folgenden Abschnitt über die südalpine Zone behandeln.

Die orientalischen Städter sind im Gegensatz zu europäischen Städtern darauf eingestellt, Herrschaft zu erdulden. Der abendländische Bürger hat demgegenüber sein Reich der Freiheit. Darum hatte er es auch nicht nötig, die Kunst der psychologischen Beeinflussung hintenherum und alle intelligenten Schliche so auszubilden, wie die orientalischen Städter, die ihren Herren gegenüber in der gleichen Lage sind, wie der Winkeladvokat den geschriebenen Gesetzen gegenüber. Was dabei herauskam, hat Passarge unter dem Namen „Sartoisierung des Charakters" in klassischer Prägnanz beschrieben. Zum großen Teil deckt es sich mit der uns vor allem von den Juden her bekannten händlerischen Verhaltensweise. Es ist offenbar, daß es sich dabei um eine durch lange Zeit gleichbleibende Umweltanforderung sehr beförderte soziale Züchtung auf der allgemeinen orientalischen Rassengrundlage handelt. Der Steppennomade ist das in vieler Hinsicht konträre Gegenstück zu dieser sozialen Züchtung, er ist offen im Vergleich zur Verstecktheit des „Sarten", tapfer im Vergleich zu dessen Feigheit, primitiv im Vergleich zu dessen Raffiniertheit, hart im Vergleich zur „Verweichlichung", die den orientalischen Städter mehr kennzeichnet als jeden anderen Städter, aber schließlich doch Orientale wie der Sarte auch.

4. Die südalpine Zone

Wo die dunkelbraunen Augen nicht mehr überwiegen, da ist rassisch Europa, und zwar sein südlichster Gürtel, den wir nach der Lage zum gebirgigen Rückgrat des Erdteiles südalpine Zone nennen.

Dieser Gürtel erstreckt sich von Spanien (das in mancher Hinsicht und insbesonders in seinen südlichen Teilen schon zur orientalischen Trockenländerzone zu rechnen ist) bis Persien, welches noch tiefer in den Orient und z. T. auch in die osteuropäische Zone eintaucht. Kernstück der südalpinen Zone ist Italien und die südliche Balkanhalbinsel (Griechenland).

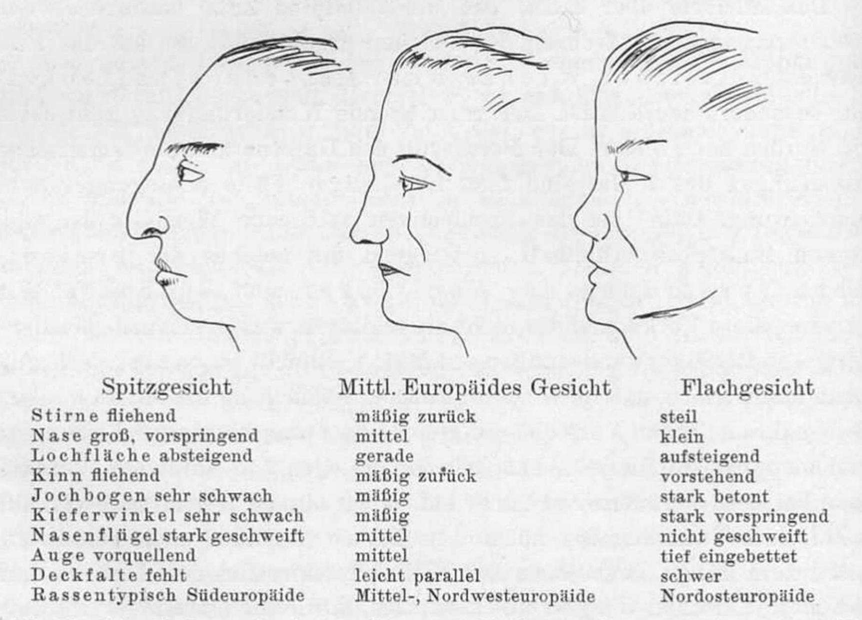
Die damit umrissenen Gebiete sind in ausgesprochener Weise Übergang und Zwischenstück zwischen den beiden Extremen Nordeuropa und Orient. Sie sind das rassenkundlich, sie sind es kulturell. Es handelt sich aber um eine ausgezeichnete Mitte und einen im ganzen besonders gesegneten Erdstrich: Weder das Kälteproblem des Nordens, noch das Trockenheitsproblem des Orients drücken hier die Menschen, was die südalpine Zone zu einem Sehnsuchtsland für die Nordleute, und zu einem Teil auch für die Orientalen macht. Freilich sorgt die vorwiegende Gebirgigkeit dafür, daß der europäische Süden bei näherer Betrachtung doch kein Schlaraffenland ist.

Das hinderte aber nicht, daß die südalpine Zone besonders viele Erobererscharen aus fremden Erdstrichen gesehen hat, so daß das Problem des zeitlichen Wechsels der Rassenbeschaffenheit hier besonders deutlich ist. Der vorwiegende Wanderungszug geht dabei von Norden nach Süden. Der Perserzug des Dareius und die islamischen Eroberungen des 7. Jh. sind fast die einzigen Fälle entgegengesetzter Stoßrichtung. Daher ist das Problem des zeitlichen Wechsels der südalpinen Rassenbeschaffenheit vorwiegend ein solches der periodischen Vernordung, der Nordvölker auf Südboden. Wir brauchen diese Vorkommnisse nicht zu schildern, was Germanen-, Gallier-, Dorer- und Italikerwanderungen anlangt. Vielleicht ist es aber doch gut, daran zu erinnern, daß noch weiter zurück, nämlich im dritten Jt. v. Chr., die bandkeramischen Vorstöße die gleiche Richtung hatten; und ein neuer Gesichtspunkt dürfte sein, daß, wie ich gelegentlich ähnlicher Verhältnisse bei den Indianern Nordamerikas schon einmal betont habe (II. Bd. S. 247), der Süddrang der nördlichen Bauernvölker noch gering gewesen sein dürfte gegenüber dem Südwärtsschweifen der miolithischen und mesolithischen Jägervölker des Nordens. Daraus ergibt sich aber, daß es ein rassisch vom Norden nicht beeinflußtes Mittelmeergebiet auch in keiner Urzeit gab, m. a. W., daß für die Herauszüchtung einer unbeeinflußten Mittelmeerrasse gar keine Möglichkeit, weil keine Isolierung bestand.

So verstehe ich es, wenn nach geläufiger Meinung die Gesichtszüge der mediterranen Rasse und der nordischen Rasse „annähernd die gleichen" sein sollen und auch Schädel der beiden Rassen anerkannt

„schwierig", nämlich eigentlich überhaupt nicht zu unterscheiden sind, wenn man vom Unterschied der Durchschnittsgröße absieht.

In Wirklichkeit gibt es überhaupt nur eine einzige typisch europäische Gesichtsbildung, welche sowohl in nördlichen wie auch in südlichen europäischen Bevölkerungen, aber auch in den dazwischenliegenden mitteleuropäischen Gebieten das Bild der Menschen beherrscht. Diese „typisch europäische Gesichtsbildung" entspricht in vieler Hinsicht der Mitte der beim Menschen überhaupt vorkommenden Variation. Es ist daher nicht ein Zufall, wenn sie gleichzeitig der von europäischen Künstlern entwickelten vollkommensten Gesichtsform von ausgewogenster Bildung in vielem gleichkommt. Die Stirne dieses Idealgesichtes ist weder zu fliehend noch zu steil, die Nase in allen Teilen scharf durchgeformt, aber weder so flach wie beim Mongolen, noch so einseitig das Gesicht beherrschend wie beim Orientalen, oder beim mittelamerikanischen Indianer, die Lippen weder wulstig, noch fehlend, das Kinn weder fliehend, noch vorgeeckt usw. usw.



Spitzgesicht	Mittl. Europäides Gesicht	Flachgesicht
Stirne fliehend	mäßig zurück	steil
Nase groß, vorspringend	mittel	klein
Lochfläche absteigend	gerade	aufsteigend
Kinn fliehend	mäßig zurück	vorstehend
Jochbogen sehr schwach	mäßig	stark betont
Kieferwinkel sehr schwach	mäßig	stark vorspringend
Nasenflügel stark geschweift	mittel	nicht geschweift
Auge vorquellend	mittel	tief eingebettet
Deckfalte fehlt	leicht parallel	schwer
Rassentypisch Südeuropäide	Mittel-, Nordwesteuropäide	Nordosteuropäide

Abb. 23. Die drei typologischen Hauptmöglichkeiten des europäiden Gesichtes.

Um diese Mitte schwingen alle Gesichtermöglichkeiten in der Art homo sapiens, um sie schwingt vor allem auch die formenreiche Variation der europäischen Individuen. Man kann durchaus versuchen, diese Variationsmöglichkeiten auf einige generelle Nenner zu bringen. Jeder Gesichtsteil kann erstens unabhängig vom anderen übertypisch groß

oder untertypisch klein sein, zweitens schwankt die Dicke der Weichteile („Fleischigkeit"), drittens die Tendenz zur Fetteinlagerung. Als besonders eindrucksvolle Extremtypen stellen sich das Vogelgesicht (Spitzgesicht) und das Flachgesicht neben das mittlere europäische Gesicht; daß das Vogelgesicht im Orient in gewisser Weise rassentypisch ist, das Flachgesicht in Osteuropa und besonders in Ostasien, erbringt eine naheliegende Verbindung zwischen Symbolik der Physiognomie und der rassenpsychologischen Artung. Der Europäer steht in der Mitte.

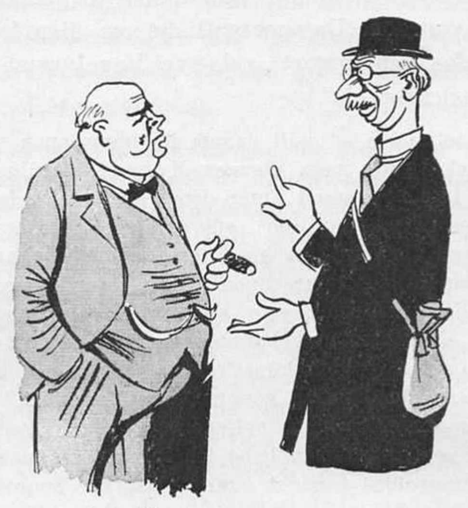


Abb. 24. Europäisches Flach- und Spitzgesicht in der Karikatur.
(Aus Schwarzes Korps.)

Mit sehr viel gutem Recht betonen die italienischen Rassenforscher und Rassenpolitiker die Einheit der „arischen" Rassen, zumal sie sich von dem ihnen soviel näheren Orient natürlich besonders abzuheben bestrebt sein müssen.

Die Rassenverhältnisse der südalpinen Zone sind dadurch bedingt, daß der europäische Typus hier offenbar in Richtung auf Dunkelheit, Kleinheit und Feinheit umgezüchtet wird, während Nordeuropa als Zuchtraum seine Menschen europäischen Stammes hellfarbiger, großwüchsiger und gröber macht. Es sind dies Vorgänge, die wahrscheinlich still und fortlaufend am Werke sind, seitdem überhaupt europäisches Erbanlagenmaterial sich in diese beiden Umwelten einpaßt. An jede neue Nordeinwanderung schließt sich im Mittelmeerraum das gleiche an.

Wir haben schon gesagt, daß die südalpinen Völker sich mit Recht als vorwiegend Europa zugehörig fühlen dürfen, weil die rassendynamische Stoßrichtung ganz vorwiegend von Norden nach Süden verläuft. Darüber kann aber natürlich trotzdem nicht verkannt werden, daß der

Orient überall im Mittelmeer nahe ist. Vor allem gilt das von dem östlichen Teil, wo man vor den rassengeschichtlichen Problemen steht, die unter dem Namen „dinarische Rasse“ geläufig sind.

Wahrscheinlich ist das Verbreitungsgebiet der eigentlichen „Dinarier“ aus den dürftigen Quellen stark überschätzt worden. Wer sich mit den Balkangebieten wirklich beschäftigt hat, berichtet von dorther eine sehr beträchtliche Typenvielheit (vgl. Mollison, Lebzelter, Males). Dafür ist die Verbreitung dinarischer oder „dinaroider“ Gesichtstypen nach den westlichen Teilen des Mittelmeeres hin wahrscheinlich unterschätzt worden. Das wesentliche am dinarischen Gesichtsstil darf hier unter das Schlagwort „relative Vogelgesichtigkeit“ gebracht werden. („Spitzgesichtigkeit“.)

Nord- und Mittelitalien ist voll davon, übrigens auch von entsprechenden Kurzkopfformen. Ich werde mein eigenes Material hierüber noch ausführlich vorlegen. Eugen Fischer stand unter dem gleichen Eindruck, als er in diesem Gebiet eine besondere „aquiline“, adlernasige Rasse aufstellte (1938), der vor allem auch schon die Etrusker als älteste bildlich bekannte Bevölkerungsschicht des mittleren Italien zuzurechnen wären. Von Südfrankreich mangelt es uns gänzlich an Bildermaterial, wie Frankreich überhaupt allmählich zum rassenkundlich am schlechtesten bekannten Lande Europas wird. Aus Spanien haben wir immerhin das freilich künstlerisch gemeinte Bilderbuch „Spanische Köpfe“ von Josè Echagüe. Danach könnten die „dinaroiden“ Physiognomien im westlichsten Mittelmeergebiet kaum seltener sein als in Italien; meine persönlichen Reiseeindrücke (Aufnahmen habe ich in Spanien nicht gemacht) decken sich damit. Das „dinaroide“ Gesicht Francos ist für Spanien durchaus nichts untypisches.

Sicher ist jedenfalls, daß nirgends im Mittelmeergebiet eine Annäherung an das Flachgesicht bevölkerungstypisch ist. Kleine Nasen, „Slawengesichter“ usw. kommen, soweit ich die Dinge überblicke, nirgends vor. Mit anderen Worten: Die Züchtungsrichtung geht im südlichen Europa offenbar nicht nur auf Kleinheit, Feinheit, Dunkelheit, sondern auch eher auf Spitzgesichtigkeit als auf Flachgesichtigkeit.

Bei allen diesen dinarischen bzw. dinaroiden Gesichtsbildungen des Mittelmeergebietes denkt man natürlich leicht an die Ähnlichkeit mit der orientalischen Zone. Aber wie könnte es sich um Vermischung handeln, wenn doch Orientalen buchstäblich niemals oder doch nur ganz selten in die betreffenden Gebiete gekommen sind? Glaubt man etwa, daß das nördliche Italien bevölkerungsleer war, als — vielleicht — einige etruskische Schiffe aus Vorderasien kamen, so daß es seinen Bevölkerungsstock daher bezogen habe? Auch die berühmte Frage nach dem Verhältnis von dinarischer und vorderasiatischer Rasse muß man, glaube ich, genau auf den Kopf stellen: Vorderasien hat niemals annähernd so stark den Balkan bevölkerungsmäßig beeinflußt, als umgekehrt die Balkanvölker bzw. die nördlichen Völker, welche durch den Balkan kamen,

nachgewiesenermaßen immer wieder in großen Scharen sich über Kleinasien ergossen haben. Es müßte daher mehr an der vorderasiatischen Rasse europäische, als an der dinarischen Rasse asiatische Beeinflussung sein.

Daß es eine Züchtungsrichtung auf „dinaroide“ Gesichtsformen im Mittelmeergebiet gibt, ist rassenbiologisch durchaus verständlich zu machen; denn der typische Leptosome, wie ihn Kretschmer abbildet, ist ja durch Großnasigkeit, zurückgehendes Untergesicht, ja selbst seiner kurzen, hohen Kopfform nach, ebenfalls „dinaroid“. Es bestehen also konstitutionelle Zusammenhänge (die übrigens, wie wir noch sehen werden, auch dem psychologischen Befund gut entsprechen), was Auslesebedeutung ohne weiteres nahelegt.

Auf eine physiognomische Erscheinung, die allerdings vielleicht allen Südeuropäiden gemeinsam ist, sei hier noch hingewiesen: auf das weit offene, glänzende, flachliegende Auge. Der physiologische Zusammenhang, an den zunächst zu denken ist, ist jedem Mediziner klar: Ähnliche Bilder ergeben sich, wenn das nervöse Gleichgewicht am Auge durch Überstärke des Sympathicussystems und Unterstärke des Parasympathicus verändert ist, was krankhafter Weise beim Basedowkranken der Fall ist. Jaensch hat den Begriff eines basedowoiden Konstitutionstypus aufgestellt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Südeuropäiden sehr häufig ein diesem entsprechendes Erscheinungsbild zeigen. Um eine einfache aktuelle Reizwirkung etwa des stärkeren Lichteinfalles handelt es sich dabei sicher nicht. Wie sich aber Wachstumsformung und Erbveranlagung dabei gegeneinander abgrenzen, muß vorläufig offen bleiben.

Wir wenden uns nun der Kulturbilanz der südalpinen Zone zu. Das Phänomen, welches die südalpine Zone weit über bloße Übergangsbedeutung zwischen Orient und Nordeuropa hinaushebt, wird mit dem Schlagwort „Antiker Geist und klassische Kunst“ am kürzesten bezeichnet. Im Vergleich zum „ewigen Griechentum“, zur Fülle der schönen und erregenden Nähe erscheinen Nordeuropa und Orient in mancher Weise einander sogar ähnlicher als jede dieser beiden Zonen und die südalpine Zone. Freilich erweist sich das bei näherem Zusehen als Trugschluß, aber diesen Nachweis zu führen, daß die Erscheinungen der südalpinen Zone letztlich doch auf Mittelstellung zwischen Orient und Nordeuropa beruhen, ist geradezu das Kernstück der rassenpsychologischen Probleme, welche die südalpine Zone aufgibt.

Orient und nordalpine Zone kennen nicht das in sich gesättigte sinnliche Sein der zwischen ihnen liegenden Völker. Sie haben beide ihren Schwerpunkt gleichsam außerhalb der unmittelbaren Gegenwart, der Orientale im Jenseits, der Nordalpine in der Unendlichkeit, in der Leistung, in der Zukunft. Ihr Denken erscheint substanzlos im Vergleich zur Plastik des südalpinen Denkens, ihre lineare Ornamentik und Darstellungsfeindlichkeit erschien manchem ähnlich, sie bevorzugen beide die Chemie, die in Italien keinen einzigen großen

Jünger fand. Die Staatsbildung der Orientalen und Germanen ist bei aller sonstigen Verschiedenheit doch weiträumig im Vergleich zur engen Nähe des klassischen Stadtstaates, das gleiche gilt vom ganzen Weltbild. Alle Romanen sind in ständiger Gefahr, für oberflächlich gehalten zu werden, wie sie uns umgekehrt linkisch finden. Mit dem Orient verbinden wir aber die Vorstellung des Tiefsinnigen und Geheimnisvollen.

Wie kommt es, daß die Klassik gerade zwischen Orient und europäischem Norden kulminiert? Was steuert der eine, was der andere dazu bei? Wie der Orientale sieht auch der klassische Mensch mehr körperhaft als raumhaft, mehr die Dinge als ihre Verbundenheit. Auch die Klassik ist eher statisch als dynamisch, eher zeitscheu als vorganghaft, eher ballend als über sich hinausweisend, eher monumental als transzendental. Wie im Orient steht auch in der südalpinen Zone der Mensch weitaus in erster, die Natur weitaus in zweiter Linie. Ähnlich dem Orient wiegt die Erregtheit über die Gestimmtheit, die Leidenschaft über das Gefühl vor. Wie der nordalpine liebt aber der südalpine Europäer die Welt der unmittelbaren Erfahrung, verbindet seine Wertgefühle mit ihr, während die Wertgefühle des Orientalen das unmittelbar Gegebene, das natürlich Wirkliche leicht zu hassen geneigt sind. Wie dem Nordalpinen ist dem Südalpinen die Welt sinnvoll und zusammenhängend, wenn auch nur in dem Maße, daß die Dinge, nicht daß der Raum und daß die Gegenwart, nicht daß die hinstürmende Zeit ihm am meisten am Herzen liegt. Orientalische Gestalten sind Substanzsymbole, nordische Gestalten Zeitsymbole, dem klassischen Bereich ist eine maßvolle, ruhige Bewegtheit, ein Andante, ein Schlendern, das weder bloße Zeit, noch bloße Substanz ist, am meisten gemäß.

Formen sind integrierte, idealisierte, einer Regel entsprechende Dinge, daher die große Formsicherheit der Südalpinen. Der Bereich dieser Formsicherheit ist ein ungemein weiter. Es gehört hierher das richtige Zustoßen des Fechters und die forma der Dinge, welche in der Aristotelischen Erkenntnislehre eine so große Rolle spielt, die Südalpinen sind dadurch gute Tänzer und klare Denker, geschickte Höflinge und talentierte Liebhaber, vor allem aber ausgezeichnete bildende Künstler.

Das ist sehr viel. Man muß die südalpinen Völker zu der glücklichen Mitte beglückwünschen, die ihrem Wesen zugrundeliegt; das um so mehr, als ihnen breite Abwandelung durch Annäherung einmal an den Orient, das andere Mal an den Norden möglich ist. Wir bzw. die Welt verdanken der südalpinen Zone die gleichsam objektive Schönheit vollkommener Harmonie und auf der anderen Seite die auf ebensolcher Klarheit und Fügungsfähigkeit beruhende Logik und Begriffsarchitektonik. Dies sind vielleicht die beiden einzigartigsten Leistungen der südlichen Europäer.

Die Frage, was daran nordisches Erbteil sei, ist fast so unbeantwortbar, wie die Frage, was an den Eigenschaften des Wassers Eigenschaft des Sauerstoffes oder des Wasserstoffes sei, die es zusammensetzen. Wir sehen nur soviel, daß die südlichen Bevölkerungen, welche die Kunst der Schönheit und welche die Kunst der Begriffsoperationen erfunden haben, stark aufgehellt waren und letztlich einen großen Teil ihrer Ahnen im europäischen Norden hatten.

Auch das, was wir vom nordalpinen Standpunkt aus als Schwächen des südalpinen Wesens empfinden, beruht ebenso wie seine Stärken auf der Körperhaftigkeit und Zeitlosigkeit, bzw. auf der relativ geringeren Entwicklung des Gefühles für die räumlichen und zeitlichen Verbindungen der Einzelgegebenheiten und auf stärkerer Erregbarkeit.

Hierher gehört vor allem die „Oberflächlichkeit“ der Südalpinen. Form *ist* aber nun einmal relativ Oberfläche, Absehen von den Raum- und Zeitbeziehungen der Dinge, bedeutet nun einmal ein unvollständiges Aufnehmen der Wirklichkeit; da die Südalpinen trotzdem die konkrete Wirklichkeit allein wichtig nehmen, ergibt sich daraus wiederum Oberflächlichkeit. Die Orientalen nehmen von der sachlichen Verwobenheit der Weltdinge noch weniger wahr, so wenig, daß sie mit Wesensnotwendigkeit das eigentliche und den Wert und Sinn magisch *hinter* das Aufgefaßte verlegen, darum wirken auch sie wieder nicht oberflächlich, obwohl sie sich von den Südalpinen nochmals in *gleicher* Richtung entfernen wie die Südalpinen von uns. Den Germanen sind die Einzeldinge unwichtig gegenüber ihrer Verwobenheit, im Süden treten die Einzeldinge als Sinn- und Wertträger maximal hervor, weil diese Verwobenheit weniger gesehen wird, im Orient zerfällt die Welt der Erscheinungen zu stark, als daß der theoretische Geist überhaupt mit Wohlgefallen darauf ruhen könnte.

Es sei nochmals betont, daß sich diese Unterschiede des Welterlebens wohl hauptsächlich *außerhalb des Bereiches der täglichen Tätigkeiten und Notwendigkeiten* geltend machen. Für seinen eigentlichen Tätigkeitsraum braucht jedes Tier und jede Menschen-Rasse das gleiche sachliche Wirklichkeitsbild. Natürlich wirkt in diesem Nahebild an sich schon die gleiche Verschiedenheit, wie in der Weltanschauung, sie wird nur weniger sichtbar, so wie man die Krümmung eines sehr flachen Kreises erst bemerkt, wenn man ein großes Bogenstück ins Auge faßt: Aus der Nähe betrachtet sehen alle sehr flachen Kreisbogen wie gerade Linien aus.

Auch alle Kunst ist als eindrucksunmittelbare Wirkung eigentlich Oberflächlichkeit, Ausweichen vor dem Eindringen in das volle sachliche Sein der Dinge, „schöner Schein“. Das Aufnehmen jedes Kunstwerkes ist Sinnlichkeit. Wer von der „Äußerlichkeit“ eines Kunstwerkes „absehen“ wollte, würde es auf eine tolpatschige Weise vernichten. Es soll damit klar gemacht werden, daß auch alle nicht gänzlich amusischen Menschen unter uns zugeben müssen, daß unmittelbarer Eindruck und höchstes Wertgefühl unter bestimmten Umständen — für welche das Kunstwerk

das naheliegendste Beispiel ist — zusammenfallen. Wir verteidigen damit den Standpunkt der Südalpinen. Aber es gibt Dinge, deren Außenform es nicht wert ist, wichtig genommen zu werden, und es gibt vor allem Erkenntnisgehalte und seelische Gehalte, welche übersehen werden, wenn man auf der Oberfläche haftet. Das sind die Vorwürfe, die uns so oft auf der Zunge liegen, wenn wir europäisches Mittelmeerwesen betrachten.

Die Bezeichnung „Darbietungstypus“, welche Clauß für die „mediterrane Rasse“ gewählt hat, erfaßt einen wichtigen Ausschnitt aus dem gezeichneten Seelenbild, nämlich die Wirkung der Oberflächlichkeit und Formvergötterung auf das Ichgefühl. Die Südalpinen sind auch darin Europäer, daß sie ein Ichgefühl haben, im Gegensatz zu den Orientalen, welche ein Selbst in gewisser Weise gar nicht kennen, jedenfalls nicht als Mikrokosmos kennen. Auch das Ich ist dem Südalpinen aber vor allem eine Form und will betrachtenswert sein und betrachtet werden. Darum fassen südliche Menschen auch ihr eigenes Leben stärker als ein Auf-der-Schaubühne-Stehen auf, denn die ganze Welt ist eine wunderbare Schaubühne für sie.

Wer im Theater sitzt, denkt nicht daran, die Kulissen und die geschminkten Gesichter der Spieler für einen Forschungsgegenstand zu nehmen. So hat auch die Forschung, insbesonders die Naturforschung, im europäischen Süden gar sehr ihre Grenzen. Aber man tat sehr Unrecht, nur die negative Auswirkung der „Oberflächlichkeit“ auf das Erkennen zu betonen. Der nordalpine Mensch kennt ein unendliches Streben, der vollen Wirklichkeit inne zu werden, aber seine Gefahr ist das Zuviel und das Gefühl. Der südliche Geist hat es sehr viel leichter. Er sieht rascher eine Reihe klarer Begriffe — verdichtete Ähnlichkeitskreise und Worte — vor sich und macht sich daran, das, was er noch nicht verstanden hat, durch Operation mit diesen Begriffen einigermaßen unterzubringen. Diese Begriffsoperationen sind Komposition, wie die Leistung des südlichen Bildkünstlers. Mit solchem voreiligem Rationalismus — denn es steckt ja voreilige Objektivierung von subjektiven Vorstellungsbildern dahinter — kommt man aber eine ganze Strecke, wir haben es gesehen (vgl. S. 158). Der Nordalpine hingegen fragt sich in der gleichen Lage vor allem, ob er richtig beobachtet hat, ob er die bestmöglichen Begriffe gebildet hat, wieviel Begriffe überhaupt leisten können usw. usw. und kommt auf diese Weise zumindest nicht rascher zum Ziel.

Ein weiterer stetiger Vorwurf nördlicher gegen südliche Menschen ist die Unzuverlässigkeit, wenn nicht gar Falschheit, Hinterhältigkeit und was dergleichen unverstandene Beschuldigungen mehr sind. Die Unzuverlässigkeit besteht tatsächlich. Sie ergibt sich mit apriorischer Notwendigkeit aus der relativen Schwäche des Gefühles für die Zeitver-

bindungen der Dinge wie überhaupt aus dem geringeren Ernstnehmen der Wirklichkeit. Die Konstanz des nordischen Charakters in der Zeit quittiert der südliche mit dem Gefühl unheimlicher Maschinenhaftigkeit, sein Ernstnehmen ist ihm Schwerfälligkeit. Die Nördlichen wieder finden ein verstehendes Lächeln über diese südlichen Mängel und schreiben sie einer teils liebenswürdigen, teils ärgerlichen Kindlichkeit dieser Menschen zu.

Die Naivität der Südlichen ergibt sich freilich nicht nur aus ihrem in der Gegenwart lebenden Wesen, sondern ist zumindest bei den breiten, sehr armen Schichten der südeuropäischen Völker auch eine echte Unverbrauchtheit und jugendliche Begeisterungsfähigkeit, die ein wichtiges Zukunftskapital in der Hand einer tüchtigen und auf das südalpine Wesen richtig abgestimmten Führung werden kann. In der wirtschaftlichen Lage, in welcher sich die Überzahl heutiger Italiener, Spanier und Balkanmenschen noch befindet, wird man nicht blasiert, nicht verwöhnt und verweichlicht.

Das Lächeln, von dem wir eben sprachen, wie das Lachen überhaupt, ist ebenfalls eine im Süden viel seltenere Sache. Die Oberflächlichkeit des Südens ist eine ernste Oberflächlichkeit (am meisten in Spanien). Erregtheit ist gleich da, gelacht aber wird viel seltener als in der nordalpinen Zone, vor allem in Süddeutschland. Man kann das an Wirtshausgesellschaften nördlich und südlich der Alpen gut abzählen!

Der Witz, für den unter den Südlichen und Südlichsten einerseits die Juden, andererseits die Franzosen besonders berühmt sind, unterscheidet sich von Humor durch seine „Atmosphärelosigkeit", Resonanzlosigkeit, spitze Geistigkeit ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit, während sich Humor aus wirklichen Situationen, nicht aus paradox zusammengebrachten Worten ergibt. Humor ist dem Gefühl, Witz der Erregung näher.

„Gefühl" und „Erregung" sind zwei seelische Tatbestände, die bei oberflächlichem Zusehen leicht verwechselt werden. Gefühle sind aber ahnungsvolle, unbestimmte Antworten auf Objekte, Erregungen hingegen Zustände des Subjekts.

Bei genauer Terminologie müßte man für Gefühl vielleicht hochgestaltete Empfindung sagen. Rot ist eine Farbempfindung, Feuer hingegen löst Gefühlswirkungen aus. In beiden Fällen handelt es sich um geistige Auffassungsakte (vgl. I. Bd. S. 40).

Nach Süden nimmt die Gefühlsfähigkeit, die „Sentimentalität" offenbar ab. Die Erregbarkeit nimmt hingegen zu und tritt zu einem Teil vikariierend an Stelle des Gefühles. Darum sind Südländer zugleich leidenschaftlich und unromantisch, nüchtern-hart und ekstatisch.

Nicht unwichtig ist auch, darauf hinzuweisen, daß zwischen Erregbarkeit und Erregtheit ein gewaltiger Unterschied besteht. Erregbare Menschen können auch durchaus unerregt und ruhig sein, was man im Süden sehr wohl beobachten kann.

Z. B. fand ich mich in meiner Erwartung durchaus getäuscht, daß es in italienischen Eisenbahnabteilen wesentlich lauter zuginge, als in deutschen. Ich habe dies richtiggehend statistisch durchgezählt.

Es könnte sogar sein, daß, indem sich die Erregbarkeit noch stärker steigert, die durchschnittliche Erregungshöhe doch nicht gleichzeitig größer, sondern wieder kleiner wird. Die Lebhaftigkeit ist eine Mischung von Erregbarkeit mit starkem Kontakt mit den Dingen und Menschen der jeweiligen Umwelt. Mir scheint, daß die so eigentümliche Eigenschaft der Lebhaftigkeit ihr Optimum relativ weit im „Norden des Südens" hat. Im „Süden des Südens" wird der Kontakt mit der Außenwelt zu schwach, als daß die sicherlich noch größere seelische Erregbarkeit gleichzeitig zu einem noch weiteren Ansteigen des sprudelnden, agilen Spieles der Lebhaftigkeit führte. Das bezieht sich ganz besonders auf die großwüchsigen Nordafrikaner, die in ihrem äußeren Gehaben geradezu uns Nördlichen wieder ähnlicher erscheinen als den zwischenliegenden lebhaften Südalpinen. Nur daß die verhältnismäßige Ruhe im Norden Unerregbarkeit ist, im Orient aber geringere Objektnähe des Erlebens, relative Abwesenheit.

Aber auch Spanier lassen schweren Ernst erkennen, welcher dann leicht als Melancholie gedeutet wird, während wirkliche melancholische Depression russisch ist und nicht südeuropäisch. Auch in Süditalien ist vielleicht der Himmel heiterer als die Menschen und wird beides verwechselt. Ich zitiere die Schilderung Cognis:

„Von Rom nach Süden breitet sich fast ausnahmslos eine rein mittelländische Rasse aus: braune, dunkelhaarige Typen mit dunklen Augen und leidenschaftlicher Lebhaftigkeit mit oft melancholischer und träumerischer Seele, singender Heiterkeit und manchmal auch rücksichtslosen Willen" (Sperrungen von mir).

Der für besonders lebhaft geltende Südfranzose gehört der geographischen Breite nach an den Nordrand der südalpinen Zone.

Wir wollen uns nun anschließend mit der rassenkundlichen und kulturbiologischen Gestalt der einzelnen südalpinen Hauptvölker und Hauptepochen beschäftigen.

a) Griechenland

Die heutigen griechischen Bevölkerungen gehören durchaus in die Zone der vorwiegend nicht dunkelbraunen Augen. So sind nach Duckworth nur 38% der Griechen und gar nur 13% der Kretenser dunkelbraunäugig. Schiff zählte auf dem Peloponnes nur 16% Dunkelbraunäugige. Der Kopfform nach gibt es auch heute — wie Lebzelter manchen entgegengerichteten Vorstellungen gegenüber feststellt — viele Langköpfe.

Der geographischen Breite nach entspricht Griechenland Süditalien. Seine Bevölkerungen dürften kaum dunkeläugiger sein als die Sizilier

und Kalabrier, bei denen wir 31 bzw. 33% dunkelbrauner Augen festgestellt haben. Es ist offenbar eine irrige Vorstellung, daß Italien viel hellfarbiger wäre als die Balkanhalbinsel im Osten, eine Vorstellung, die nur soweit zutrifft, wie Italien im ganzen nördlicher liegt!

Versuchen wir, uns rassenkundlich zurückzutasten, dann finden wir einen ausgezeichneten Anhaltspunkt in den spätantiken griechisch-römischen Mumienbildnissen aus dem ägyptischen Fayum. Wir stellen hierbei eine vorwiegend braunäugige, aber auch eine vorwiegend nicht dunkelbraunäugige Bevölkerung mit beträchtlicher Häufigkeit farbgemischter und hellbrauner Augen fest, die im Vergleich zum einheimischen Afrikaner ohne Zweifel europäisch aufgehellt war.

In ähnlicher Weise werden wir uns die Griechen einen nicht kleinen Teil ihrer antiken Geschichte hindurch vorzustellen haben.

Die Angaben der klassischen Schriftsteller über Haar- und Augenfarben hat Sieglin zusammengestellt. Danach wären 109 geschichtliche Griechen als blond bezeichnet, nur 13 als dunkel. Nimmt man das rein wörtlich, dann wären die alten Griechen das blondeste Volk, das jemals existierte! Die parallele Zählung über die Beschreibung der Helden isländischer Sagas ergab z. B. viel weniger Blonde! (Herdt.)

Erstens geht aber schönheitliche Idealisierung in Südeuropa immer mit Aufblondung einher. Alle südeuropäischen Völker haben auch heute eine heiße Liebe für hellfarbige Menschen. Zudem ist ihr Denken durch und durch idealisierend und typisierend, was den anthropologischen Wert ihrer Angaben viel geringer sein läßt als denjenigen entsprechender nördlicher Autoren und Künstler, ein methodisches Moment auf das auch E. Weber schon hingewiesen hat.

Zweitens kann man sich philologisch sehr täuschen. So heißt *γλαυκῶπις* übersetzt ohne Zweifel helläugig. Ein Römer kommentiert dies Wort aber damit, daß er sagt „oculi subnigri quos Graeci *γλαυκῶπις* vocant, schwärzliche Augen, welche die Griechen ‚helläugig‘ nennen“.

Drittens kann man von vorneherein annehmen, daß die Alten fast alle Haare hell nannten, die nicht ausgesprochen dunkel waren. Schiff hat aber auch für seine heutigen Peloponnesier 75% nichtschwarzer Haare!

Man kann, meine ich, nicht viel fehlgehen, wenn man den Griechen bei ihrer Einwanderung und abnehmend bis in die klassische Zeit hinein Farbenverhältnisse zuschreibt, welche heutigen mittel- bis süddeutschen in etwa entsprochen haben mögen. Der heutige Zustand vorwiegend nicht dunkelbrauner Augen dürfte auch in hellenistischer Zeit bestanden haben. Dazwischen liegen wahrscheinlich beträchtliche Aufhellungen, die auf Makedonier, Thraker, Völkerwanderungsgermanen, vor allem aber auf die in Massen einwandernden Slawen zurückzuführen sind.

An den Gesichtszügen der altgriechischen klassischen Kunstwerke stellen wir zunächst das Negative fest, daß alles Orientalische und „Dinaroide“ gänzlich fehlt, während es in den natura-

listischen Mumienporträts sehr häufig ist. In klassischer Zeit herrscht das „mittlere europäische Gesicht“.

Daß an das eine Individuum Sokrates mit seiner Stupsnase weitgehende rassenkundliche Überlegungen angeschlossen wurden, muß dem Rassenbiologen, der die weiten Möglichkeiten der individuellen Variation kennt, absurd erscheinen. Die Sokratesbüste ist uns vielmehr als Beweis wichtig, daß nicht alle Porträtskunst der Griechen individualitätsloser Schematismus ist.

Die Philosophenkollegen des Sokrates waren ihren Büsten nach deutschen Professoren der Vollbartzeit unserer Väter- und Großvatergeneration überaus ähnlich.

Die Idealisierung ging ohne Zweifel in Richtung auf das „mittlere europäische Gesicht“. Wir haben ja gezeigt, daß dieses nicht ein beliebiges Rassenideal ist, sondern tatsächlich die mittelste Gesichtsbildung der Art Mensch, was sie einem Volk mit so ausgesprochenem Sinne für Harmonie und ausgeglichene Vollkommenheit, wie die Altgriechen waren, ohne Zweifel empfohlen haben muß. Wir können daraus schließen, daß das Vordringen der Vogelgesichtigkeit, welche sich in den Mumienporträts dann so plötzlich findet, von der Kunst so lange wie möglich verschwiegen wurde.

Im christlich-griechischen Ikonenbild spielt das dinaroide Gesicht mit sehr weiten, basedowoiden Augen neben dem harmonischen mittleren Gesicht eine ebenso große Rolle wie in den Mumienbildnissen. Während aber letztere Porträts sind, drängt sich in der Ikone wiederum eine Darstellungsabsicht vor, nämlich die der Vergeistigtheit und Heiligkeit, wozu das überzerrte dinaroide Gesicht besser paßt als die in sich ruhende Harmonie des „mittleren europäischen Gesichtes“. (Die gleiche dinaroide Überzerrung des Körpers führt zu den hyperleptosomen Gestalten eines Greco.)

Wie im ganzen Mittelmeer muß man auch in Griechenland eher mit fortlaufendem nördlichem Zustrom als mit Orientalisierung rechnen. Eine Quelle der letzteren könnte z. B. das antike Sklaventum gewesen sein. Nach den Urkunden zu Delphi, die Staehelin geprüft hat, waren 53% Asiaten, 47% nördlicher Herkunft. Auch aus dieser Quelle kann sich eine buchstäbliche Orientalisierung Griechenlands danach nicht ergeben haben, zumal ja längst nicht alle in Asien geborenen Sklaven blutsmäßig Asiaten gewesen zu sein brauchen.

Über die Kulturbiologie der Altgriechen können wir uns kurz fassen, weil uns das altgriechische Wesen ja oft genug zur Charakterisierung der ganzen Zone Modell gestanden hat.

Die Altgriechen waren keineswegs ein kleines Volk, sondern vom Schwarzmeer bis Spanien ungeheuer zentrifugal ausdehnsam. So wie ihre Städte und Tochterstädte auseinanderspritzten in immer neue Selbständigkeit hinein,

sind auch die einzelnen Griechen Individuen, nicht Typenvertreter wie die Römer. Zentrifugal ist auch ihr Sich-Interessieren können.

Griechen und Deutsche sind die wesensmäßig interessiertesten Völker der ganzen Geschichte, denen Weltauffassen als solches zum Lebensinhalt wird! Auch das Zentrifugale haben sie gemeinsam. Wirkt bei beiden der gleiche bandkeramische Untergrund? Die Ähnlichkeiten zwischen Altgriechen und Deutschen sowie die tiefe Griechenliebe der letzteren (der eine vorwiegende Römerliebe der Franzosen und Engländer zur Seite steht) sind kaum ein Zufall. Der nordische Teil der Altgriechen kann ja auch kaum wo anders hergekommen sein als aus heutigem deutschen Volksgebiet, wie alle „bandkeramischen" Völkerzüge.

Aber das sachliche Interesse der Deutschen ist doch viel tiefer und konstruktiver, ihre zentrifugale Neigung ausgesprochener, obwohl auch nicht unbegrenzt (vgl. S. 392).

Das Griechentum, das wir historisch kennen, ist nur ein kleiner Ausschnitt aus dem Gesamtgriechentum. Schon die „klassische" Zeit ist eine Spätzeit. Sie liegt mindestens 700 Jahre nach der Einwanderung. So darf nicht wundernehmen, wenn die „zentrifugalen" und nordischen Züge da schon recht zurücktreten, in vielem gleichsam nur unterirdisch weiterleben.

Die Kosmosidee, die griechische Kunst, die Tragödie, die Atomistik, die ganze Verherrlichung der Nähe hat doch sehr starke südliche Züge.

Die Polis ist ein unnordisches Gebilde, das Zurücktreten der Natur gegenüber dem Menschen, die Leidenschaft für Geselligkeit (das Bekenntnis einer Französin „Konversation war doch die schönste Freude meines Lebens" könnte auch ein griechisches sein), die Theatralik (am Schluß der Antike werden selbst die homerischen Epen aufgeführt, so sehr zieht das Schauspielerische alles an sich), das geringe technische Interesse, die Abanausie, die Auflösung der Familienbande und Verachtung des Bauerntums, der geringe Sinn für Ehe und Frauenliebe sind durchaus südalpin. Der Mangel an Zuverlässigkeit und Aufrichtigkeit hat den Griechen die Verachtung der Römer eingetragen.

Der Übergang vom heidnischen zum christlichen und byzantinischen Griechenland erforderte viel weniger Änderungen der Wesensart als man meist meint.

Die sinnliche Kunstfreudigkeit blieb in Byzanz immer erhalten, ja altgriechische Statuen standen bis in späte Zeit auch noch im christlichen Griechenland.

Aber auch sonst ist die byzantinische Kunst, obwohl relativ orientalisch, wenn zur altgriechischen Kunst in Parallele gestellt, doch viel stärker antikisch geblieben, als man gewöhnlich meint. Man muß, um das so recht zu bemerken, freilich mit dem übrigen Orient und nicht mit dem übrigen Europa vergleichen. Der Bildersturm und seine instinktive Abwehr durch das griechische Volk bezeugt den Trieb zum nahen und anschaulichen Göttlichen, zur heiligen Harmonie und Schönheit, auch im christlichen Griechenland. Die plastischen Werte

sind in Byzanz nicht untergegangen. Die Menschendarstellung übersiedelt zwar in das geheimnisvoll schimmernde Goldmosaik, aber sie bleibt Kern der Kunst. Von Erstarrung oder von Untergang der Schöpferkraft zu reden, fällt dem nicht mehr ganz leicht, der weiß, daß es allein in der Elfenbeinkunst um 1000 fünf verschiedene Stile gab. Und Italien, Nordeuropa, Rußland verhielten sich künstlerisch zu Byzanz wie der Mond zur Sonne! Auch die byzantinische Literatur darf nicht nur unter dem Gesichtspunkte des Verfalles betrachtet werden.

In der Politik wußte sich das Handeln sinnlich-anschaulicher Menschenmassen lange Zeit hin durchzusetzen (Z. B. die „Zirkusparteien"). Die Straßenrotten, welche zusammenwirbeln, spielen in der östlichen Kirchengeschichte eine sehr große Rolle. Ein äußerlich verstandener, deshalb aber nicht weniger tief verankerter Kirchendienst (wie zähe widersetzte sich das Griechenvolk noch knapp vor Eindringen des Islam jeder Union mit Rom!) ein Verhältnis zur Religion also, wie wir es auch sonst in südalpinen Ländern finden. Verinnerlicht haben erst Slaven und insbesondere Russen den Ikonendienst.

So wie wir mit Überraschung festgestellt haben, daß die heutigen Griechen europäisch aufgehellter sind, als man gemeinhin denkt, müssen wir auch lernen, ihren nie verlorenen südalpin-europäischen Charakter richtig einzuschätzen.

In der heutigen Athenischen Universität herrscht ein Aristotelischer Rationalismus nach französischem Vorbild, während die Slavenvölker auch der Balkanhalbinsel in ihrem Denken hauptsächlich von Deutschland Antriebe empfangen, insbesondere von Herder und dem deutschen Idealismus (Janeff).

b) Italien

Die Apenninhalbinsel ist die europanächste von den drei Südhalbinseln. Ihre im Dunkel der Vorzeit verlorene „altmittelländische" Bevölkerung hat in ihrem wichtigsten oder zumindestens bekanntesten Teil, den Ligurern, Beziehungen nach Frankreich, wobei Südwärtsbewegung auch damals a priori wahrscheinlicher war als Nordwärtsbewegung. Auch die ältere Italikerschicht, die um 2000 einwandernden „Leichenbrenner", denen auch die Latiner angehören, sind nach Westen bis in die Westschweiz zurückzuverfolgen. Damit hört dann aber der Bevölkerungseinfluß von Frankreich her auf. Alle weiteren nördlichen Bevölkerungswellen, die Italien trafen — die jüngeren Italiker um 1000, die vielen Illyrerstämme, die Kelten, die Germanen, kommen von östlicher. Auch die Griechen und die Etrusker sind östliche Ankömmlinge. In diesem Abgelöstwerden einer westnordischen durch eine ostnordische Phase scheint mir die entscheidende Tatsache der Bevölkerungsgeschichte Italiens zu liegen, die Tatsache, welche erklärt, warum Altrömer und neuere Italiener so verschieden voneinander sind.

Bekanntlich ist Latium in der altitalienischen Geschichte bis zur Zeit Alexanders ganz unbedeutend. Die Kulturphysiognomie Italiens wird bis dahin, soweit wir eine solche erkennen, von Völkern bestimmt, die sich

ins Seelenbild der südalpinen Zone recht gut einfügen: von den Villanova-Völkern, den Griechen, den Etruskern, welch letztere zumindest überwiegend rassisch keine Kleinasiaten waren, und die auch, wenn sie überhaupt aus dem nördlichen Kleinasien stammen, doch mehr der südalpinen als der orientalischen Zone zugehören. Kulturell zeigen sie allerlei Übereinstimmung mit dem alten Orient, aber es handelt sich wohl mehr um alt-bandkeramisches, als um altsemitisches Kulturgut.

Rom selbst war als Stadt von Etruskern begründet und mindestens hundert Jahre lang beherrscht.

Latium lag in der Lücke, welche die nach Süden greifende etruskische Macht und die nach Norden greifende griechische zwischen sich gelassen hatten. Die Latiner gehörten zur Naturvölker(Bauern-)schicht (vgl. S. 392), die ihr altvölkisches Wesen bewahrt hatte.

Rom wurde durch eine Serie von Befreiungskriegen groß. Zuerst hieß es: „Latium den Latinern" und das Ergebnis war die Herrschaft Roms über Latium, dann hieß es: „Italien den Italikern". Die punischen Kriege endlich lassen sich unter die Devise stellen: „das Mittelmeer den europäischen Mittelmeervölkern". Auch in Gallien und am Rhein hat Rom immer noch erobert, um Grenzen zu sichern. Der Blick blieb dabei immer auf die eine zentrale Stadt gewandt (Kornemann).

Die Römer hielten ferner von Anfang an ungemein viel auf Verträge, also auf juristische begriffliche Formeln, die wie erstarrter Mörtel sich der lebendigen Entwickelung entgegenstemmen wollen. Ihre Entrüstung über Vertragsbrüche ist echt, nur fühlten sie nicht, daß nicht jedem Volk Verträge das gleiche bedeuten müssen.

Begrifflichkeit ist überhaupt Kernpunkt des römischen Geistes, aber Begrifflichkeit in einem durchaus antiken Sinne, in dem es nicht um Denkmittel geht, sondern um objektive Wesenheiten. Auch die römischen göttlichen Wesen, die numina, sind Begriffe, aber eben vergöttlichte, so wie die griechischen Numina vergöttlichte Sinneseindrücke sind. Aus dieser Erlebnisweise heraus hatten die Römer einen eigenen Gott der Tür (Janus), des Herdfeuers (Vesta) und des Innenraumes (Penaten) usw. Zu großer Konstruktion und Systembildung führt die römische Begrifflichkeit so wenig wie die griechische Kunstgesinnung.

Wenn Griechenland an Deutschland erinnert, so ist Rom ohne Zweifel eher eine südlichere Ausgabe Frankreichs. Es liegt eben ganz wesentlich westlicher! Zwischen Engländern und Römern besteht hingegen nur die äußere Ähnlichkeit, daß es sich beidemale um ein erfolgreiches Herrenvolk handelt.

Die lateinische Sprache ist einzigartig. Ihre Worte erscheinen jedes wie ein eherner Begriffsgott und erscheinen dazu bestimmt, als Inschrift eingegraben, nicht bloß gehört zu werden. So ist in neuerer Zeit das Französische die Sprache,

die wiederum einem Beschauer, einem Theoretiker, dem Grammatiker vor allem gefallen will. Das Italienische hingegen ist unbedingt auf lebhaftes und klangvolles Gehörtwerden abgestellt, es ist nicht lapidar wie das Lateinische und auch nicht regelstreng wie das Französische.

Gleichzeitig wird der altrömische Geist als ein nördlicherer erkennbar als der klassisch-griechische. Das sieht man z. B. an der innigen Häuslichkeit, am stärkeren Familiensinn, Bauerntum, an dem ganzen Idealtypus des altrömischen Charakters, mit seiner Abneigung gegen Geschwätzigkeit, seinem Sinn für Zuverlässigkeit, Würde und tapfere Leistung.

Bis ins 3. Jh. waren die Römer übrigens auch dem Steinbau abgeneigt, wie später die Germanen. Unsüdlich ist an den Römern auch die große Schätzung der älteren Männer (Senat). (Vgl. demgegenüber S. 171.) Auch die auffällig bruchlose Einfügung der Germanenstämme in das alternde Römerreich (Bühler) geht wohl auf dessen verhältnismäßig nordische Beschaffenheit zurück.

Der römische Tatsachensinn freilich ist vielleicht eher südliche Begriffsklarheit als nördliche Sachlichkeit. Die Nüchternheit und Härte der Altrömer braucht rassenpsychologisch erst recht nicht aus dem Mittelmeer herauszuverweisen. Italienische und spanische Bauern sind ebenso. Wichtig ist für die Beurteilung freilich, daß die Altrömer kaum südliche Erregbarkeit erkennen lassen; das erste Zeichen für eine solche ist vielleicht die Übernahme der etruskischen Triumphsitte.

Der Altrömer, wie wir ihn kennen, ist aber überhaupt eine mythologische Gestalt. Die römische Geschichte ist bis zur Zeit Alexanders nichts als Rekonstruktion und Anekdotengewebe. Noch der Samnitenkrieg 321—304 „läßt sich aus den Quellen kaum wiedergewinnen" (Kornemann). Daß dieser mythologische Typus einer schwächeren Gegenwart tausendmal als Wunsch- und Gegenbild vorgehalten wurde, ändert nichts daran, daß er aus idealisierender Stilisierung stammt. Übrigens ist interessant, daß, als von Osten schon die Verweichlichung eindrang, die iberischen Westmittelmeervölker den Römern zum Spiegel ihrer alten Tugenden wurden!

Auch der blutige Kampf als theatralisches Spiel von höchster Volkstümlichkeit ist den Altrömern und den Iberern gemeinsam. Die Gladiatoren waren nicht arme Opfer, sondern auf ihre allbewunderte Rolle ebenso stolz wie die spanischen Stierkämpfer.

Indem der Latinerstaat sich ausdehnte, traf er schon in Italien überall auf rassisch östlicher bestimmte Völker: Etrusker, Illyriker, die jüngere Italikerschichte, die Griechen. Darum wird der römische Staat ein hellenistischer wie die anderen auch und nahmen die Römer durchaus vertraute „südalpine" Züge an. Freilich blieb Altlateinisches doch immer erhalten.

Bald nachdem die zeitgenössischen Geschichtsquellen beginnen, beginnt auch die römische Porträtkunst. Sie ist zuerst naturalistisch im Vergleich zur Griechischen, wie später die französische und spanische Kunst im Vergleich zur italienischen; später wird sie gewollt akademisch wie die klassizistische französische Kunst.

Rassenkundlich betrachtet sind die Römerköpfe hart, hager, oft scharf- und großnasig, aber nie von fleischiger Nasenspitze. Die Augen sind nicht flach und weit. Für fälischen Gesichtsstil sind sie zu schmal, die Kieferwinkel nicht betont, die Augenhöhlen nicht niedrig.

In der Kaiserzeit geht der Anteil konvexer Nasen zurück, mittlere Nasen überwiegen (oder geht das auf das Konto der griechischen Schulung?). Vom 3. Jh. n. Chr. an werden basedowoide Augen sehr häufig. Die stark gelockten Haare in der späteren Kaiserzeit sind Mode, nicht Rasse. Fleischige Nasenspitzen wie an den Mumienporträts sieht man an den Bildnisbüsten selbst in diesen Jahrhunderten selten (Zählungen auf der „Mostra Augustea" Rom 1938).

Über die Farbmerkmale der Altrömer sind wir auf Vermutungen angewiesen. In den Etruskergräbern wie in Pompeji werden die Haare konventionell rötlichbraun, seltener schwarz wiedergegeben; die Augen sind ähnlich rötlichbraun gefärbt, jedenfalls nicht dunkelbraun.

Gegenüber den Vorstellungen, wonach in der Kaiserzeit eine gänzliche Orientalisierung Roms eingetreten sei, möchte ich darauf verweisen, daß auch die heutigen größten Städte nur scheinbar Weltstädte sind und in Wirklichkeit sich vorwiegend aus einem verhältnismäßig kleinen Heimatumkreis ergänzen. Der weniger auffällige nahe Zustrom überwog wohl auch in Rom zu allen Zeiten. Viel wesentlicher ist die innere Um- und Niederzüchtung der Begabung.

Auch die Vorstellung, daß die Patrizier und Plebejer sich gegenübergestanden wären wie Nordische und Mediterrane, scheint mir an den realen Verhältnissen vorbeizugehen. Man vergesse nicht, daß die Latiner schon 1500 Jahre in Italien waren, als die geschichtliche Größe Roms erst begann! Wieviel Eliteschichten steigen in solcher Zeit aus einem Volk auf und werden durch Nachrückende ersetzt. Die Patrizier waren offenbar zuerst wirtschaftlich ausgezeichnet. Mit dem etruskischen Adel gingen sie gerne zusammen, ihre Abschließung gegen die Plebejer nimmt in schon historischer Zeit noch zu. Man sollte sich die romantische Verklärung von Adelsständen als einer besonderen Rasse von anderem Ursprung als das Volksganze überhaupt abgewöhnen, es handelt sich in den meisten Fällen um L e i s t u n g s a u s l e s e.

Für die Völkerwanderungszeit und die anschließenden Jahrhunderte ist der rassische Zustand Italiens leicht und sicher zu beschreiben: Es fand eine gewaltige Farbaufhellung statt, und zwar waren daran vorwiegend Germanenvölker beteiligt, die vor nicht langer Zeit aus Skandinavien, also aus dem ausgesprochenen Norden aufgebrochen waren (Goten, Langobarden, Vandalen). Daneben spielen die Völker aus dem deutschen Raum für Italien kaum eine Rolle.

In der Beurteilung der nachantiken Germanisierung Italiens gibt es allerdings trotzdem Unterschiede, indem von einer Seite angenommen wird, die Bevölkerung der Halbinsel sei sozusagen von Grund auf neu aufgefüllt worden, während andere, darunter begreiflicherweise Italiener selbst, auch in diesem Falle damit rechnen, daß die bodenständige Bevölkerung im Grunde doch quantitativ die Oberhand gegenüber den geschichtlich mehr auffallenden Eroberern behielt (z. B. Cogni). Ohne Zweifel blieb ein römisches Leben neben dem germanischen in Italien bestehen.

Die Ikonenbilder in Italien verbinden die weiten Augen der Südlichen sehr oft mit den hellen Haaren der Nördlichen, auch noch in den byzantinischen Mosaiken des 11. Jh., z. B. in der Markuskirche in Venedig oder in den sizilianischen Normannendomen.

Für die Renaissancezeit kann ich umfangreiche Zählungen in italienischen Galerien vorlegen, die Farbcharakterisierung der auf Tafelbildern Dargestellten betreffend (Abb. 25 u. 26). Es ergab sich kurz folgendes:

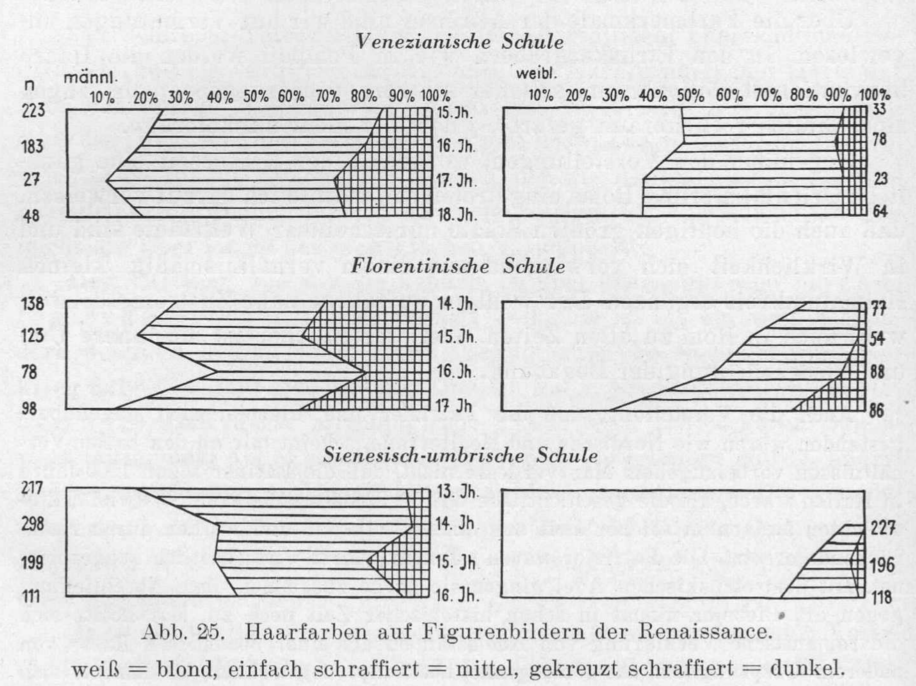


Abb. 25. Haarfarben auf Figurenbildern der Renaissance.
weiß = blond, einfach schraffiert = mittel, gekreuzt schraffiert = dunkel.

Frauen werden zu allen Zeiten öfter blond dargestellt als Männer, auch noch zuletzt auf den Porträts der Biennale 1938 in Venedig, wo blonde Frauen etwa 30% ausmachen. Noch ausgesprochener ist die blonde Vorstellung, die sich die Künstler von Engeln, von Maria und Jesus machen, auch wenn sie die Männer, ja selbst die Frauen schon dunkel darstellen.

Die Anzahl der ausgesprochen dunklen Haarfarben ist im Vergleich zur heutigen Wirklichkeit in der ganzen italienischen Malerei bis zum 18. Jh. hin gering. Fast alle Haare sind braun, nicht schwarz wiedergegeben. Die Anzahl

der Blonden schwankt nach Schulen und Zeiten sehr stark. Sie ist am größten in der Sieneser, am geringsten in der Venezianer Schule. Hinsichtlich der einzelnen Jahrhunderte ist in der Sieneser Schule interessant, wie auf verhältnismäßig wenige Blonde im noch byzantinisch-romanischen 13. Jh. im 14.—16. Jh. eine reichlich doppelt so große Blondenzahl folgt, was mit den tatsächlichen Bevölkerungsverhältnissen ohne Zweifel nicht übereinstimmt. Vielmehr kommt zugleich mit der Gotik das nordische Schönheitsideal über die Italiener! Man sieht das auch daran, daß die früher weit offenen Augen nun zu schmalen, zusammengedrückten Schlitzen werden. Unsere Zählungen an Florentiner und Venezianer Meistern beginnen erst im gotischen 14. Jh.

Das 17. Jh. kennt besonders wenige blonde und viele dunkle Haare. Wiederum wird man in erster Linie an den Zeitstil der Gegenreformation denken müssen. Dieser kam aus Spanien, Spaniens Farbe ist aber das Schwarze.

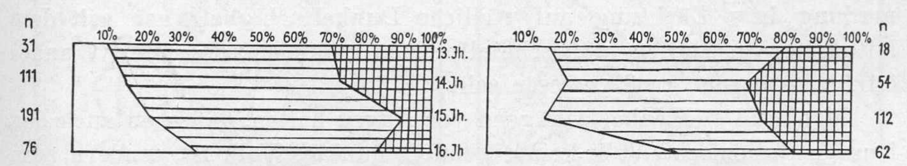


Abb. 26. Augenfarben auf Figurenbildern der Renaissance (sienesisch-umbrische Schule). Weiß = blau, schraffiert = farbgemischt, gekreuzt schraffiert = braun.

Die Augenfarben sind an Gemälden nur mit großer Vorsicht zählbar. Man kann sich schlechterdings nicht danach richten, wie das kleine Farbfleckchen, welches die Irisfarbe darstellt, für sich allein ist, sondern nur, wie es wohl im Ganzen des Bildes gemeint ist. Die Zählungen an den Bildern der Sieneser Gallerie ergaben fast keine blauen und nicht besonders viele rein helle Augen (weitaus am meisten im 16. Jh.), hingegen ein mehr oder weniger starkes Vorwiegen mittlerer Farbwerte bei wenig rein und dunkel braunen Augen.

Wie man sieht, entsprechen die Variabilitätsverhältnisse der Farbmerkmale auf den Bildern der italienischen Meister recht gut dem Leben, sind vor allem ebenso mannigfaltig, wie sie im Leben sind. Haare und Augen sind nur je um eine Stufe heller, als sie bei den heutigen Italienern gefunden werden: nämlich die Haare vorwiegend braun, nicht schwarzbraun, die Augen vorwiegend farbgemischt, nicht braun. Wenn tatsächlich eine Entnordung in den letzten Jahrhunderten stattgefunden hat, dann könnte sie sich in der Kunst kaum wirklichkeitsgetreuer spiegeln als sie es tut. Es läßt sich allerdings nicht ausschließen, daß die Renaissancekunst im ganzen das Ideal des blonden Menschen, das mit der Gotik so mächtig ins Land kam, nicht aufgeben mochte; aber es ist doch sehr unwahrscheinlich, daß ein fast durchgehends dunkelhaariges Volk, wie die Italiener heute sind, sich durchgehends gerade nur um einen Ton heller darstellt als es wirklich ist. Wenn schon wirklichkeitsferne Idealisierung, dann doch lieber gleich blond.

Wir haben nun auch noch die Porträts bekannter Persönlichkeiten auf ihre Farbmerkmale gezählt, hiermit die Arbeit Woltmanns in gewisser Weise völlig unabhängig von ihm nach moderneren Prinzipien der Merkmalseinteilung wiederholend. Nach 135 Porträts, vorwiegend von Künstlern und politischen Führern, ergibt sich eine Häufigkeit von hellen Augen, die etwas geringer ist als im heutigen deutschen Süden und eine viel größere Zahl dunkler Haare als auf den freiphantasierten Darstellungen. Die Frauen sind ungleich hellhaariger gegeben, was damit als entweder vom Künstler oder vom Friseur idealisiert erwiesen ist.

Das niedrige und mittlere Volk war im Renaissanceitalien wohl sicher zumindestens nicht hellfarbiger, wahrscheinlich aber dunkelfarbiger als die großen Herren, die sich porträtieren ließen.

Diese Untersuchungen führen also zu dem Schluß: eine gewisse Entnordung bzw. Züchtung auf südliche Dunkelfarbigkeit hat seit dem Mittelalter in Italien wahrscheinlich stattgefunden, aber der Wandel dürfte nicht sehr groß gewesen sein.

Man muß sich dabei genügend vor Augen halten, daß eben auch das heutige italienische Volk kein eigentlich dunkles Volk ist, sondern zum aufgehellten Europa gehört. Der Unterschied zwischen den Italienern und ihren arabischen Kolonialvölkern ist in dieser Hinsicht nicht kleiner als der zwischen Deutschen und Italienern!

Kulturbiologisch sind die Ähnlichkeiten zwischen Italienern und Altgriechen sehr groß, was an vielen Stellen der vorangegangenen Darstellung schon zum Ausdruck kam. Freilich ist Italien im ganzen nördlicher, zumal das Leistungsschwergewicht eindeutig in Norditalien liegt.

Daß der italische Süden ein zurückgebliebenes Sorgenkind ist, ist nicht klimatisch bedingt, wie der zweimalige Glanz des gleichen Gebietes in der Griechenzeit und in der Normannenzeit deutlich zeigt. Schlechte Verwaltungen haben an Süditalien schwer gesündigt, die 70 Jahre moderner Verwaltung und steter Subvention durch den Norden haben den Unterschied aber noch nicht ausgleichen können. Ein ernstes Problem des inneren Umbaues der italienischen Bevölkerung besteht in dem starken Nordwärtsdrängen der kinderreicheren südlichen Elemente.

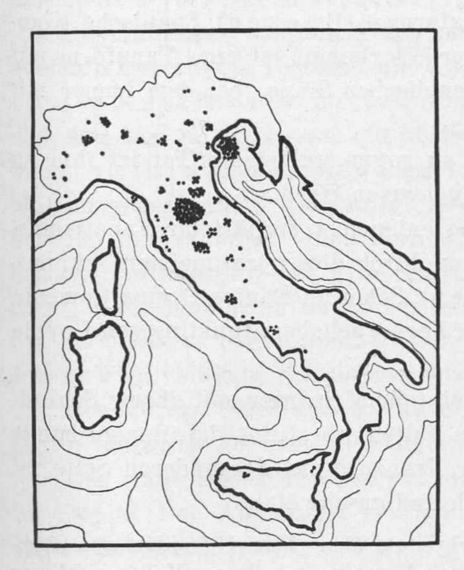
Gegenwärtig (1939) ist die Verschiedenheit der Geburtenzahlen viel größer als sonst je innerhalb eines Volkes beobachtet wird: südliche Provinzen bis 36‰, nördlich absinkend bis auf 13‰! (Nach „Popolo d'Italia" v. 23. I. 40.)

Die Geburtsorte der heutigen italienischen Maler drängen sich ebenso in Oberitalien zusammen wie diejenigen der Renaissancemaler; ein Unterschied besteht darin, daß Toskana gegenwärtig keine besondere Bedeutung hat, ein anderer darin, daß aus einigen entlegenen Randgebieten wie Sardinien gegenwärtig etwas mehr Künstler gemeldet werden (vgl. Karte 27).

Isenburg nimmt für Oberitalien 494, für Unteritalien nur 102 „Große Männer" an. Dabei sind nur 3% der italienischen Plastiker, aber

34% der italienischen Komponisten und 35% der italienischen Staatsmänner Süditaliener.

Zur Maschinenzivilisation steht Italien wie überhaupt die Mittelmeervölker im gleichen Verhältnis wie umgekehrt die nördlichen Völker zur Renaissancekunst: nicht selbst Heimat, aber fähig, die Leistungen der



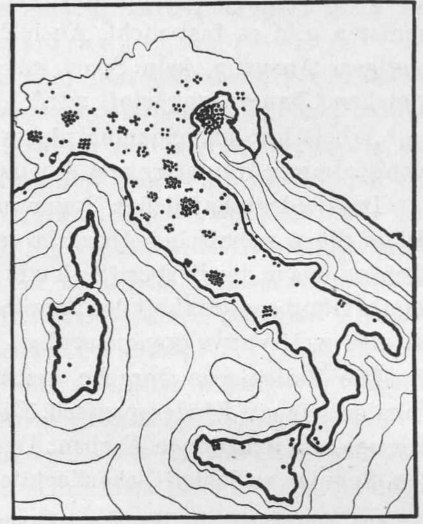


Abb. 27. Die Geburtsorte der „historischen“ (links) und der heutigen italienischen Künstler (rechts). (Aus „Volk und Rasse“ 1940.)

rassischen Nachbarn zu einem großen Teil zu adoptieren. An Technik fehlt es den Mittelmeervölkern schon heute nicht mehr und wird es auch nicht fehlen, wenn sie vielleicht auch mehr der Not gehorchend, als dem eigenen Triebe folgend, zustandekommt; mit einem anderen Temperament aufgefaßt wird sie allerdings. Das technische Interesse für Motorräder, Photoapparate, Flieger und Autos ist durchaus volkstümlich, wenn auch vielleicht spielerischer als bei uns.

c) Die iberische Halbinsel

Der Färbung nach sind die iberischen Völker — es handelt sich bis zur Gegenwart deutlich um eine Mehrzahl — ebenso dunkel und noch dunkler als die Sizilianer. Die Gesichtszüge neigen zu Schmalheit, sind oft in der Nasenbildung „dinaroid“, eher vogel- als flachgesichtig, jochbogenschwach.

Kelten und Westgoten auf dem letzten Stadium ihrer weiten Wanderungen sind die recht dünnen geschichtsbekannten Beiträge des Nordens zur iberischen Bevölkerungsgeschichte. Die 800 Jahre Islam wirkten entgegengesetzt.

Unter allen europäischen Völkern sind die Spanier dasjenige der Erregung und der gespannten Leidenschaften. Das zieht von den Objekten ab. „Spanier wollen um des Willens willen, ohne Ziel. Don Juan, der das Lieben liebt und darüber nicht dazu kommt, eine Frau zu lieben, ist ein typischer Spanier" (Ortega y Gasset). Ebendeshalb ist der Tanz die eigentliche nationale Kunst Spaniens. Die originalen Beiträge von Spaniern zur Musikgeschichte sind Tanzformen (Bücken). Spanische Komponisten gibt es fast nicht. Auch der Stierkampf ist eine Tanzform mit blutigem Ausgang, kein Sport im englischen Sinne, bei dem immer mit gleichen Chancen gekämpft wird.

Arbeit hat dem Spanier nichts zu sagen, selbst die Tat ist ihm zu wenig. Immer träumt er von der ungeheuren Großtat.

Der leidenschaftlichen Spannung entspricht verhärteter Fanatismus. Schon die vorrömischen Iberer waren durch diesen am meisten bekannt, ebensogut wie die Berber (Schulten). Schon in Dantes Divina Comedia ist die Glaubensstarrheit der Spanier hervorgehoben. Ignatius von Loyola ist also weit vorweggenommen!

Die italienische Sprache erscheint dem Spanier mit ihren Schlußvokalen wie ein Kinderspanisch. Die italienische Kunst hat ihm zu runde Formen, zu leuchtende Farben. Der Franzose auf der anderen Seite ist dem Spanier zu lebhaft, oberflächlich und geschwätzig.

Die Gotik ist in Spanien weitverbreitet, überwiegend freilich von Ausländern gestaltet. Ihre dünnen und spitzen Formen sind diesem Volke wohl vor allem ein Erregungsanlaß.

Ebenso wie die Gotik ist auch die ritterliche Lebenshaltung des Nordens in Spanien besonders freudig aufgenommen und besonders lange, bis ins 16. Jh., festgehalten worden. Auch das liegt nicht allein an der einst nordischen Ahnenschaft des spanischen Adels, sondern an landeseigenen Rassenkräften. Man sieht das an der festefreudigen, künstlerhaften Theatralik dieses Rittertums, die ausgesprochen südalpin wirkt (plastische Schilderungen bei Prescott). Man sieht es auch daran, daß die Mauren Spaniens, die doch nicht germanischer Abkunft sind, ein verblüffend ähnliches Rittertreiben entfalten.

Von der „heimlichen Islamik" der nachislamischen iberischen Stile haben wir schon gesprochen.

Wie kommt es nun, daß die spanische Kunst auch durch ihren Naturalismus berühmt ist? Man denke an die gleiche Doppelheit von Grandezza, von versteifter Großheit und von hervorragend naturwahrer Porträtgestaltung in Ägypten. Auch dort handelt es sich um ein sehr südliches, aber nicht rein afrikanisches Volk. Plastik ist in Spanien wie in Ägypten sehr volkstümlich.

Schwarz wird als „seelische Farbe" leidenschaftlich festgehalten. Schwarz gehen die Studenten und die Bäuerinnen auch in Portugal (Mayer), die altspanischen Edelleute und die Priester („Schwarze" heißen bei uns die Vertreter des nachtridentinischen, spanisch bestimmten Katholizismus). Von den Bürgers-

frauen könnte man fast sagen, daß sie endlos lange Zeit Trauerkleider tragen, nur um schwarz gehen zu können. Die Schwarzhemden Italiens betonen das relativ-spanische am Mittelmeereuropäer, das Harte und Heroische. Altrömische Gravitas und spanische Grandezza sind ja wahrscheinlich auch ihren rassenseelischen Hintergründen nach nahe Verwandte.

Soziologisch ist der Spanier Aristokrat, religiös Ekstatiker, weltanschaulich vorwiegend Tragiker (vgl. z. B. Unamuno).

Das Bild, das wir nun gezeichnet haben, betrifft hauptsächlich das zentrale Herrenvolk Iberiens, die Kastilier.

Die Katalonier im Nordosten sind „europäischer". Sie wandten sich seit dem 11. Jh. so wie die übrigen europäischen Völker der „Fraue Welt" zu (Brackmann), während sich die südlicheren Iberer wie die Moslim gegen solche widerreligiöse Neigung sperrten (vgl. S. 157). Sie schufen in Aragonien einen hochmittelalterlichen Musterstaat nach Art des sizilianischen Staates Friedrich II. Sie verachten das Wirtschaftliche nicht; ihre Hauptstadt Barcelona ist das spanische Wirtschaftszentrum, die „preußische" Ordentlichkeit der Landbaukulturen z. B. auf den Balearen wird von jedem Mittelmeerreisenden bestaunt.

Der übrige Nordrand Spaniens soll ebenfalls klassischer, objekthafter, europäischer gesonnen sein. Auch Franco ist Nordspanier.

Das südliche Andalusien hingegen steht zu Kastilien wie Oase zu Steppe. Der Andalusier erscheint selbst dem Spanier ein reichlich fauler Lebenskünstler.

Portugal endlich ist ein interessanter Sonderfall. Auch die Portugiesen sind weicher und unfanatischer als die Kastilier. Das äußert sich schon an der Sprache, die mit ihrem Zwielautreichtum im Kreise der romanischen Sprachen allein dasteht. Ferner in der Sitte der unblutigen Stierkämpfe sowie überhaupt in der unblutigeren und weniger grausamen Nationalgeschichte. Aber Herren und großtatenlustig waren die Portugiesen trotzdem. An Katalonien erinnert ihre größere Aufklärungsfreundlichkeit (hier begann die Vertreibung des in Spanien gegründeten Jesuitenordens). Auch ist Portugal der zweitälteste autoritäre Staat Europas und hat darin große wirtschaftliche und politische Erfolge errungen.

Diese Sonderstellung des westlichen Küstenstaates Iberiens ist mir weder geographisch, noch rassisch erklärbar. Aber wie soll auch schon überall eine Erklärung möglich sein, da unser positives Wissen noch so schmal ist!

d) „Südalpine Zone" in Asien

Die Türkei ist geographisch ein östliches Spanien. — Wie es in der Türkei um die aufgehellten Augen steht, kann man aus der großen Untersuchung Wagenseils genau auszählen. Nicht dunkelbraun sind in den einzelnen Provinzen folgende Prozentzahlen:

Dardanellengebiet	80%	Ankara	55%
Brussa	60%	Ostprovinzen	50%
Konia	58%	Smyrna	44%
Kastamuni	58%		

Also: Um Konstantinopel herum ist die Bevölkerung noch ausgesprochen europäisch farbaufgehellt, in Kleinasien überall viel weniger, im Süden und Osten nicht einmal zur Hälfte.

Im alten türkischen Reich war das Kraftzentrum ganz weit nördlich und randlich gelegen. Es herrschte südalpine über orientalische Zone. Ankara, die Hauptstadt der heutigen Türkei, hat kaum mehr eine Mehrheit farbaufgehellter Augen; man darf sehr gespannt sein, wie das Experiment, gerade von daher die Türkei zu europäisieren, nach dem Tode des großen Mannes Kamal Atatürk weiterläuft.

Dessen Idee war freilich eine alttürkische, eine mongolische Renaissance des Türkenvolkes; aber diese hängt rassisch völlig in der Luft, obwohl ein gewisser innerasiatischer Anteil an der kleinasiatischen Bevölkerung bestimmt vorhanden ist. Dieser ist an Farbaufhellung nicht merkbar, da die Innerasiaten allgemein dunkeläugig sind, wohl aber z. B. an stärkeren Jochbögen (vgl. Wagenseils Bildermaterial). Kamal Atatürk selbst war grauäugig und hellhaarig. Er kämpfte als imponierende und despotische Einzelperson, hatte keine volkstümliche Bewegung zur Verfügung wie das neue Deutschland, Italien, Spanien (Schopen).

Vorläufig sind die Europäisierungserfolge beträchtlich.

Die typischen Türken sind innerhalb Anatoliens die unstädtische Nomadenschichte, die „Levantiner" die zugehörigen städtischen „Sarten" (vgl. S. 346). Ein großer Teil von dem, was man über türkisches Leben hört, paßt genau zum Orient: Einerseits Machtinteresse, andererseits ekstatische Religiosität (Derwische), sehr dürftige weltliche Kulturleistung usw. Aber die Türkei war immerhin die Leiterin des ganzen Orients und die südalpinen Züge, welche in Byzanz so deutlich sind, verbreiten sich über das ganze Land.

Im Vergleich zu Spaniern und Berbern ist die Östlichkeit der Türkei an dem stumpfen Phlegma zu merken.

Die teilweise Zugehörigkeit der Armenier und Iranier zu den farbaufgehellten Europäern merkt man, so verschüttet und wenig überblickbar diese Dinge sind, doch an der Kulturbilanz durch alle Zeiten sehr deutlich. Das weiche, klangvolle, phantasiereiche und weltliebende Persisch ist ein vollständiger Gegensatz zu den semitischen Idiomen. Die geistesgeschichtliche, wissenschaftsgeschichtliche und kunstgeschichtliche Bedeutung Irans haben wir mehrfach berührt, das ganze Problem schon S. 338 zusammengefaßt. Eine anthropologische und kulturbiologische Materialaufnahme wäre in Iran ganz besonders wichtig, da wir fast nichts in der

Hand haben, und doch wichtigste Quellen der europäischen Kultur dort entsprungen sind.

V. Die nordalpine und nordeuropäische Zone

Das Reich der vorwiegend nichtbraunäugigen Menschen, das wir als vorletztes beschreiben, ist unser eigenes. Es erstreckt sich von den Alpen bis nach Island, sein äußerster Süden und sein äußerster Norden hat Gletscher und Gletschernähe. Seine nördlichen Teile liegen im Golfstrom und sind daher wärmer als sie sein müßten, seine südlichen Teile liegen in Kontinentmitte und kennen daher strenge Kälte. Diese Momente bewirken, daß das ganze nordalpine Europa geographisch-klimatisch viel mehr eine Einheit ist, als seiner Erstreckung nach anzunehmen wäre.

Wir wollen es zunächst auch psychologisch als Einheit zu erfassen versuchen, und erst in zweiter Linie die beiden Unterzonen berücksichtigen, die sich nach dem Färbungsgrad bilden lassen. Die Kennzeichnung der vorwiegend blauäugigen Bevölkerungen wird dadurch erschwert, daß es sich heute — und wahrscheinlich schon seit jeher — um recht kleine Gebiete handelt, die sehr nördlich und außerdem ausgesprochen randlich liegen und daher nur besonders dünnen Anregungsströmen begegnen konnten.

Der kulturdynamische Hauptstrom geht von Süden nach Norden. Keine der großen Kulturbewegungen, die in geschichtlicher Zeit den Erdteil durchzittert haben, hat in Skandinavien oder Island ihren Ursprung gehabt. Selbst von den großen Verherrlichern des Nordens ist Wagner Sachse, Günther Württemberger, Gobineau Franzose, die Brüder Grimm stammen aus Hanau am Main; ein Skandinavier von gleichem Range findet sich nicht darunter, als nördlichsten könnte man höchstens den Hamburger Klopstock nennen. Auch norddeutsches und englisches Wesen haben sich im Vergleich zu den Werten, die sie tatsächlich enthalten, als kulturdynamisch wenig verbreitbar erwiesen.

Verbreitbarkeit ist, wie wir früher gezeigt haben (I. Bd. S. 213 ff.), eine besondere Eigentümlichkeit der Kulturinhalte, die mit ihrem inneren Werte wenig zu tun hat. Es scheint nun fast ein allgemeines Gesetz, daß die südlichen Kulturgüter den nördlichen gegenüber beträchtlichen durchschnittlichen Verbreitbarkeitsvorrang haben. Daß das orientalische an gewissen Kulturerscheinungen eher überbewertet wird, haben wir weiter vorne besprochen. Die südalpinen Leistungen haben auf den Norden (nicht auf den Orient) immer starken Eindruck gemacht. Sie sind unvergleichlich gängig und eingängig. Keiner kann die Schönheit einer sixtinischen Madonna übersehen, niemand den Glanz einer Verdischen Arie langweilig finden. Die klare Formelhaftigkeit und die geringe Verbundenheit der Kulturelemente untereinander macht die südalpinen Lösungen ungemein übertragbar und jeder kann etwas damit anfangen. Nördlichere Kulturwerte haften zu fest an ihrem Mutterboden, sind zu sehr Glieder eines

höchstgestalteten Ganzen, als daß sie in fremder Erde ebenso leicht Wurzel schlagen. Auch fehlt ihnen das glänzende und schreiende, das selbst die edelsten südlichen Produkte haben, wodurch sie auch den Primitiven etwas sagen. Das gilt aber nicht nur von der Kunst, auch das englische Recht z. B. läßt sich kaum verbreiten, obwohl es vielleicht die interessanteste Leistung der neueren Rechtsentwickelung ist. Innerhalb der nordalpinen Zone haben wohl neuerlich die südlichen mehr Aussicht mit ihren Schöpfungen durchzudringen als die nördlichen, wiederum aus den gleichen Gründen: weil sie auffallender, temperamentvoller, vielfach freilich äußerlicher sind. Die süddeutsche Unterhaltungsmusik wurde ein ebensolcher Welterfolg wie die italienische Renaissanceform oder die französische Diplomatensprache. Der europäische Norden hat dem nichts ähnliches zur Seite zu stellen.

Neben dem Hauptkulturgefälle von Süd nach Nord läuft ein zweites von West nach Ost, von den Franzosen aus nach dem von den Römern nie eroberten Deutschland hin und von Deutschland nach Osteuropa. Auch hierfür ist einerseits die Lagebeziehung, andererseits die Verbreitbarkeit der Güter maßgebend. Deutschland widerstand nicht allein wegen seiner Tapferkeit den römischen Eroberern, sondern weil es gegen den Süden durch die Alpen gut abgeschirmt ist, besser abgeschirmt offenbar sogar als England. Dem entspricht, daß die neuere Kulturbewegung, soweit sie auf Mittelmeervoraussetzungen beruht, in Westeuropa früher dran sein mußte als im unberührt gebliebenen Kerngebiet. Es beruht aber nicht nur die antikisierende, sondern auch die dazu antithetische aus nordischen Quellen gespeiste Kultur auf unerläßlichen Mittelmeervoraussetzungen.

Der Vorsprung Frankreichs im Mittelalter beruht auf vier großen Erscheinungen: auf der Universalstaatsidee, auf der Scholastik, auf der Gotik, auf dem Rittertum. Die Universalstaatsidee ist Germanisierung der altrömischen Staatsidee, die Scholastik ist Vernordung der Kirchenväterphilosophie, die Gotik erfordert ganz besondere technische Erfahrung im aus dem Süden gekommenen Steinbau. Das Rittertum verbindet die germanische Kämpferhaltung mit christlichen Idealen. Fünftens braucht auch nicht wundernehmen, daß die erste „Weltstadt“ des Abendlandes, Paris in dem alten Städteland Gallien, nicht in Germanien erstand (vgl. S. 319).

So wie die südlichen im Vergleich zu den nördlichen, haben auch die westlichen im Vergleich zu den östlichen Kulturgütern im allgemeinen die schärfere Form, sind sagbarer und isolierbarer und daher besser verbreitbar. Das gilt nicht nur vom französichen im Vergleich zum deutschen, sondern auch vom deutschen im Vergleich zum osteuropäischen Wesen.

Der Vorzug von Süd und West verschwindet aber weitgehend, wenn man nicht die Strömungsrichtung fertiger Kulturgüter, sondern die hinter der Kulturschöpfung stehenden völkischen Kräfte beachtet. Dann ist nämlich Frankreich doch nicht möglich ohne seinen Osten, nämlich die Franken, und die Mittelmeerkultur nicht möglich ohne ihren Norden, nämlich die Indogermanen. Wir wollen nun die Hauptströmungsrichtun-

gen von Bevölkerungen innerhalb der nordalpinen Zone betrachten.

Die ältesten nordalpinen (und alpinen) Völker, die wir mit geschichtlichen Namen kennen, sind im Westen die Ligurer, welche Frankreich bewohnt haben, und im Osten die Illyrer, die archäologisch im ganzen heutigen „Zwischeneuropa" von Polen bis zum Balkan gefunden worden sind. Wie sich die gleiche Völkerschichte im dazwischenliegenden Gebiet, in Deutschland, genannt haben mag, ist unbekannt, weil sich hier zwei gewaltige neuere Völkerbildungen darüberschichten, nämlich die Germanen, die ihr Zentrum im Norden, in der vorwiegend blauäugigen Zone, in Skandinavien, hatten, und die Kelten, deren schöpferische Entstehung nirgends anders gewesen sein kann, als in Mittel- und Südwestdeutschland. Die Kelten waren jedenfalls die natürlichen Vertreter der vorwiegend nicht braunäugigen Zone.

Ich glaube, wir haben in der Keltenfrage ein großes Unrecht gut zu machen. Die Entstehung eines so hochentwickelten Kulturkreises und Sprachstammes ist keine kleine Sache; und wenn die neuere Forschung erkennt, daß sie sich auf deutschem Boden ereignete, dann haben wir allen Grund, uns dieser Leistung anzunehmen.

Die Kelten sind in der geschriebenen Weltgeschichte nicht allzu sichtbar geworden, weil die Bildungen dieser Weltgeschichte vorwiegend entweder unter romanischer oder unter germanischer Flagge segeln. Die große Zeit der Kelten liegt parallel mit der großen Zeit Griechenlands und Roms; damals schrieb man im Norden der Alpen Geschichte noch nicht auf. Als die Geschichtsschreibung nach Norden kam, waren Staaten und Sprachen der Kelten schon unterlegen und unsichtbar geworden, etwa so wie tausend Jahre später die germanischen Reiche und Sprachen im Mittelmeerbecken. Rasse und Wesen blieb aber in beiden Fällen erhalten.

Keltensprachen finden sich aber heute noch in Großbritannien, das heutige Frankreich hieß ebensolange Gallien, Keltenreich, wie es nun Frankenreich heißt, und hat das nicht vergessen. Rom zitterte bis 190 v. Chr. vor den Kelten, weit im Osten gab es Gallierreiche in Kleinasien, von dem, was sich im dazwischenliegenden Raum abgespielt hat, wissen wir nur zu wenig. Aber auch nach Norden hin, zu den Germanen, waren die Beziehungen der Kelten allezeit enge, ja es ist noch umstritten, wo eigentlich die Grenze lag.

Ist es schon imposant, welche Räume diese dem deutschen Boden entsprungene Völkergruppe durchmessen und organisieren konnte, so sollten wir um so mehr noch wissen und würdigen, daß Deutschland in der Keltenzeit kulturell vorwiegend der gebende, nicht der nehmende Teil war (Hallstatt, Latène-Kultur). Vor allem in unserer

Rechnung und Gegenrechnung mit Frankreich muß man diese stolze, aber von unserem Volksbewußtsein vergessene Zeit mit einbeziehen!

Natürlich sind uns die Kelten nicht als Kelten wichtig, sondern als eine der großen Hervorbringungen der bandkeramisch-nordischen Integrationszone, als welche sich unser deutscher Volksboden, kulturgeschichtlich gesehen, darstellt.

Als die Germanen im letzten Halbjahrtausend v. Chr. über das norddeutsche Tiefland nach Süden ins damalige Keltengebiet eindrangen, folgten sie den gleichen Tendenzen, welche schon in der ganzen jüngeren Steinzeit erkennbar sind. Rassenkundlich bedeutet das periodische Aufhellungs- und Verhärtungswellen, die nicht erst die südalpine, sondern auch schon die nordalpine Zone wohl gebrauchen konnte und kann. Natürlich geht es aber nicht an, alles, was Süddeutschland, Frankreich usw. an hellfarbigeren und seelisch nördlich gezüchteten Menschen hat, als Skandinavierabkömmlinge oder Norddeutschenabkömmlinge zu betrachten; denn gewiß kulminierte diese Richtung der Rassenzüchtung weit im Norden, aber sie muß in stufenweisen Übergängen doch überall wirksam gewesen sein, wo die Umwelt ähnliche Anforderungen stellt und die Ausgangsrasse eine ähnliche ist; wir haben aber gleich anfangs betont, wie einheitlich in dieser Hinsicht die *ganze* nordalpine Zone ist.

Die sogenannte „Völkerwanderung" zur Zeit des niedergehenden Römerreiches ist eine nördlichere Parallele zur älteren Keltenwanderung. Sie hat ihr Ausgangszentrum in Skandinavien, nicht in Deutschland, wie die letztere. Die glänzendsten und weithinziehendsten Stämme der „Völkerwanderung" stammen mehr oder weniger unvermittelt aus Skandinavien — die Ost- und Westgoten, die Vandalen, die Langobarden, die Waräger, Wikinger, Normannen. Deutsche Stämme schlossen sich später an und kamen viel früher wieder zur Ruhe, *schoben* sich auch eher vorwärts, als daß sie in weite und unbekannte Fernen griffen.

Es ist für das Verständnis der späteren europäischen Nationalitätenbildung sehr wichtig, im Auge zu behalten, *woher* die einzelnen Länder ihre Germanen bekamen; denn wir werden bei fortschreitender Forschung immer mehr erkennen, daß es keine „Germanen" schlechthin gab, sondern damals ebenso wie immer und überall in Europa (vgl. S. 322) sich recht verschiedene Volkstümer gegenüberstanden.

Frankreich hat, abgesehen von der wenig wichtigen Westgotenepisode, in den Franken echte Deutsche aus dem germanisch-keltischen Integrationsgebiet Mittel- und Westdeutschlands bekommen. Erst nach der Zeit Karls des Großen kamen mit den Normannen im nördlichsten Frankreich Nordgermanen hinzu.

Die südlichsten Germanen, die *England* empfangen hat, stammen hingegen aus Schleswig (Angeln). In den Dänen und Normannen wirkte erst recht *der ausgesprochene Norden* auf England ein. *Darum* u. a. ist der

schmale Meeresarm des Ärmelkanals eine so wichtige volkspsychologische Grenze.

Italien hat ebenso wie in der Ausdehnung des römischen Reiches auch in seiner Germanisierung die Bedeutung des Alpenriegels erfahren. Es bekam zumeist skandinavische Nordgermanen, soweit deren Weg auch sein mußte: Goten, Vandalen, Langobarden, Normannen. Auch das ist eine Tatsache, die man in ihrer Auswirkung richtig würdigen muß.

Auch die Westgoten Spaniens und die Germanen in Rußland und Byzanz stammten nicht aus Deutschland, sondern mit Zwischenstationen aus Skandinavien. Wahrscheinlich ist der allzuweite Sprung aus Nordeuropa ins Mittelmeerbecken mit der Grund für das rasche Aussterben dieser stolzen Stämme. Mitteleuropäer hätten sich wohl schon leichter angepaßt, wofür die Frankengeschichte z. T. ein Beweis ist.

Alle diese Wanderungen gingen nicht in menschenentleerte, sondern in politisch eindrückbar gewordene Gebiete. Darum blieben die Vorbevölkerungen überall wirksam, einmal stärker, einmal weniger stark, wohl immer aber stärker, als es so ohne weiteres auffällt.

Die Wanderungen setzten auf der anderen Seite in der Regel nicht das Volk als ganzes in Bewegung. Bauernschaften sind kein Wanderzirkus. Bauern wandern nur ab, wenn es ihnen sehr schlecht geht, wenn ihnen eine sehr goldene Verheißung winkt, wenn sie sich ein neues Erbe suchen müssen, oder wenn sie durch das Wandern schon zu sekundär entbauerten Kriegern geworden sind. Keiner dieser vier Gründe ist so, daß er in der Regel auf alle Volksgenossen gleichstark antreibend wirken konnte. Entweder zogen nur Auslesegruppen ab, die dann z. B. den Römern als „das" Volk der Kimbern, Goten usw. erschienen, oder es blieben doch Restbevölkerungen zurück, die sich vom alten Lande nicht lösen mochten.

Selbst erlebt habe ich, wie „die Mennoniten" 1930 aus Sowjetrußland nach Südamerika wanderten. In Wirklichkeit wanderten 15 000 von 100 000 ab, und auch die kamen nicht alle an das weiteste Ziel. Vorher waren „die Mennoniten" nach Rußland gewandert, ich konnte aber die Nachfahren derer, die es nicht nötig hatten, in die Ferne zu gehen, 1931 in Danzig untersuchen. Auch bei der Heimholung deutscher Volksgruppen 1939/40 bleibt natürlich ein Teil weiter unter den Fremdvölkern sitzen.

Natürlich unterliegen solche Restbevölkerungen leicht auch schwächeren Gegnern und werden geschichtlich unsichtbar, genau so wie die Vorbevölkerungen auf der anderen Seite auch. Das scheint mir z. B. hinter dem rätselhaften Abzug der Germanen aus Ostdeutschland zu stecken.

Seit dem Beginn des zweiten nachchristlichen Jt. ist es um Völkerbewegungen in der Nordsüdrichtung in Europa bemerkenswert still geworden. So wie die Italiener sagen können, daß nach den Langobarden kein nennenswertes Nordelement mehr in ihr Land kam (faschistisches

Rassenmanifest!), gibt es auch in Deutschland schon seit der zweiten Hälfte des 1. nachchristlichen Jt. keinen Nord-Süddruck mehr. Auch die Normannen, welche Rußland durchzogen, England eroberten, Frankreich von Norden bis Süden durchstießen, drangen kaum über die deutschen Küsten hinaus vor. Es sind, seit die Sueben, Markomannen, Alemannen landfest geworden, weder Norddeutsche in nennenswertem Maße in Süddeutschland angesiedelt worden, noch umgekehrt.

Durch die bäuerliche Heiratsweise innerhalb eines beschränkten Umkreises kommt es kaum zu Veränderungen des Rassenbestandes der größeren Länder, wie Schwidetzky und ich mathematisch nachgewiesen haben.

Hingegen ergab sich im zweiten nachchristlichen Jt. eine West-Ost-Bewegung der Bevölkerung (deutsche Ostkolonisation), welche mit dem Haupt-Kulturgüterstrom gleichläuft, während die germanische Nord-Süd-Bewegung ihm eher entgegengelaufen war.

Was uns an diesen Bevölkerungsbewegungen vor allem interessiert, ist, wieweit wir mit einer Konstanz des rassischen Charakters der Zonen und Völker rechnen können. Vor allem muß interessieren, wieweit „Vernordung" und Entnordung eine Rolle spielen. Ich zähle eine Reihe hierfür wichtiger Argumente im folgenden auf:

1. Das Schwanken der Hellfarbigkeit der Bevölkerung (und Analoges gilt natürlich von jedem anderen Merkmal) hängt davon ab, wie dunkel sie vor der nordischen Zuwanderung war. Kreuzen sich Spanier und Skandinavier, so ist die Mischrasse statt in 10% (wie die Spanier), vielleicht in 50% hellfarbig. Kreuzen sich aber Süddeutsche, die zu 50%, und Norddeutsche, die zu 75% hellfarbig sind, dann werden die Süddeutschen dadurch nicht viel heller werden; außerdem sind sie den Ankömmlingen wohl immer auch zahlenmäßig überlegen gewesen, so daß der quantitative Vernordungserfolg in diesem Falle — wo es sich um eine an sich schon recht helle Zone handelt — viel leichter über- als unterschätzt wird.

2. Wenn das nordische Klima aus europäischer Ausgangsform nordische Rasse züchtet, dann ist diese im mitteleuropäischen Klima doch zumindestens erhaltungsfähig, denn durch die Alpen ist, wie schon gesagt, „der Süden Deutschlands erst recht wieder Norden". Was in Nordeuropa die Luftfeuchtigkeit ist, ist im Süden der Regen. Die Tuberkulosegefährdung, auf welche Lenz die Hellfarbigkeitszüchtung hauptsächlich zurückführt, ist im Wiener Klima nicht viel anders als im Stockholmer.

3. Das Aufgehen der letzten geschichtlich nachweisbaren Nordankömmlinge hat sich schon im 1. Jt. vollzogen. Adel hielt sich zu Adel, gleich, ob er aus römischem Senatorengeschlecht oder aus einem germanischen Volkskönigstum sich herleitet; die gemeinsam gedrückten Bauern hatten aber erst recht keinen Grund, auf ihren Abstammungsunterschied, der

sich in wenigen Generationen in graue Vergangenheit verlor, besonderen Wert zu legen.

4. Das Aussterben bestimmter Stände (z. B. des Hochadels, der Städter) hat sehr viel mit innerer Rassenumzüchtung zu tun, aber wenig mit eigentlicher Entnordung. Denn diese Stände waren erst aus der schon durchmischten Bevölkerung aufgestiegen. Für die Städter liegt das klar auf der Hand. Auch der alte Adel entsprang aber persönlicher Aussiebung durch Beamtung und Kriegsleistung. Auf diese Weise war der Uradel im 1. Jt. entstanden, auf die gleiche Weise bildete sich der Ministerialenadel, welcher das Rittertum getragen hat, auf gleiche Weise wurden in allen Jahrhunderten seither Adelsbriefe ausgeteilt, nur vielleicht in zunehmendem Maße nicht für politische, sondern für wirtschaftliche Leistungen (Geldadel). Alles andere ist Mythologie.

Deshalb ist trotzdem wahr, daß die nordalpinen Adeligen im Durchschnitt „nordischer" in Günthers Sinn aussehen als die übrige Bevölkerung. Der Adel hielt auf kriegerische Willenskraft und auf Kalokagathia, Wohlgeborenheit immer auch des Leibes. Beides wirkte im Sinne „nordischer", d. h. der nordalpinen Idealnorm des Menschen nahekommender Individuen. Es wurde leichter geadelt, wer tapfer war und wer schön war. Schön war aber u. a. natürlich der Blonde, in unserer Zone erst recht, wenn, wie besprochen, sogar im Mittelmeergebiet. Die Ehewahl der Adeligen erfolgte noch mehr unter diesem Gesichtspunkt. Letztlich bestimmte solche „Nordischkeit" aber auch die ganze Erziehung und standesgemäße innere und äußere Haltung. Jeder Adelige gab sich nach Kräften in dem Sinne, den Günther als nordisch bezeichnet und der eben der europäisch aristokratische Lebensstil war. Daß auch die Bildnismaler zumeist in dieser Richtung idealisiert haben, ist naheliegend.

Daß diese Theorie der Entstehung „nordischer" Eigenart des Adels durch Aussiebung, Paarungssiebung und Erziehung berechtigt ist, erweist sich auch dadurch, daß bei den mehrfach schon herangezogenen Zählungen am Reichshandbuch der Deutschen Gesellschaft Adel und Offiziere mit 58% nordischen Gesamteindruckes genau gleich viel über dem allgemeinen Durchschnitt von 49% liegen.

5. Bis ins Spätmittelalter gibt es nur Idealporträts, die Symbole, nicht Wiedergabe des Gemeinten sind. Bis in die gotische Zeit sehen diese Porträts deutscher Kaiser usw. nicht „nordisch", sondern erschreckend fremdartig aus, was mit der byzantinischen Herkunft des Stiles zusammenhängt. Auch noch z. B. die Gesichter der berühmten Manessischen Liederhandbuch-Miniaturen können mir nicht eindeutig nordisch scheinen.

Die Haarfarben sind in der Regel auf jedem Bild auf allen Köpfen gleich, was schon bezeugt, daß sie nur schematisch gemeint sind. Der Ton schwankt zwischen dunkelblond und hellbraun. Nur das Frauenlobbild variiert die Haarfarben seiner zehn Gestalten, und zwar zählt man fünf dunkelbraune, zwei graudunkle, zwei dunkelblonde und einen hellblonden Kopf. Das entspräche ziemlich genau heutigen statistischen Verhältnissen in Deutschland!

Die Malerschulen des 14. und 15. Jh. stellen ebenfalls auch dunkelfarbige Menschen dar. Leider verfüge ich nicht über Zählungen. Die Gesichter sind sehr individuell gegeben. Wenn ich diese Gemälde und andererseits unsere anthropologischen Lichtbildsammlungen deutscher Bauern betrachte, will mir scheinen, daß die Mitte, um welche die Variation schwingt, hier und dort die gleiche ist. Für die neuere Zeit habe ich z. B. die 8 Bände des Hamburger Geschlechterbuches physiognomisch durchgezählt und gefunden, daß es zumindestens sehr schwierig ist, vom 16. bis zum 19. Jh. physiognomische Änderungen, die nicht durch den künstlerischen Zeitstil bedingt sind, zu entdecken.

6. Ein Kapitel für sich ist die Veränderung der Kopfform in Europa (vgl. schon II. Bd. S. 21 f.). Sie ist das ungelöste rassenkundliche Rätsel. Ich bemerke hier nur: Um Umweltwirkung kann es sich kaum handeln, dazu ist der Vorgang zu allgemein und allmählich. Überall in Europa sind heute die Köpfe weniger schmalförmig als vor 2000 Jahren. Um „Entnordung" schlechthin, also um Seltenerwerden des „nordischen" körperlich-seelischen Merkmalskomplexes im ganzen, handelt es sich schon wegen der erbbiologischen Unabhängigkeit der Merkmale nicht. Kopfmaße und Färbungsmerkmale sind im Erbgang erwiesenermaßen nicht miteinander korreliert. Welche psychologischen Änderungen mit der Kopfformänderung gekoppelt sein mögen, ist ungewiß. Es kann sich um eine (recht wahrscheinlich doch durch irgendwelche psychische Mitauslese geförderte) Ausleseerscheinung handeln, oder um eine nun schon seit 10 000 Jahren, seit dem Auftreten der ersten europäischen Kurzköpfe, vor sich gehende innere Umbildungsrichtung der europäischen Rassengruppe.

Zusammenfassend ist zu sagen: Sicher hat man auch in der nordalpinen Zone mit zeitlichen, örtlichen und ständischen Rassenänderungen zu rechnen. Daß in den südlichen Teilen dieser Zone in den letzten 1500 Jahren Entnordungserscheinungen vorliegen, ist schon deshalb naheliegend, weil dem gewaltigen Pendelschwung der Übernordung einer vorwiegend farbgemischtäugigen Zone in der germanischen Wanderzeit ein Rückschwung schon wegen der Anpassung an die immerhin ganz neuen Verhältnisse gefolgt sein dürfte. Aber diese Vorgänge liegen weit zurück und dürfen ihrem statistischen Ausmaß nach nicht überschätzt werden. Zwischen die vorwiegend braunäugige und die vorwiegend blauäugige Zone hat sich wohl immer eine vorwiegend nichtbraunäugige eingeschoben, und diese lag wohl immer nördlich der Alpen..

Nun zu den rassenpsychologischen Kernmerkmalen der nordalpinen Menschen! Wir brauchen nur schon oftmals Gesagtes zusammenzustellen und haben diese Kernmerkmale beisammen. Starkes

Bewußtsein für die Verbundenheit der Einzelgegenstände, dementsprechend viel Raumgefühl, viel Zeitgefühl, viel Sinn für hoch gestaltete, reich ausgegliederte Ganzheit und endlich „Tiefe“ der seelischen Erlebnisse. Instinktiver Seele-Welt-Dualismus. Die allgemeine europäische Wertung und Begabung für das Konkrete. Konstruktive Abstraktion als geistiger Überblick über sehr viel Konkretes. Vertrauen in die Erfahrung. Mehr Gefühl als Leidenschaft. Mehr Wille als Trieb. Verhältnismäßig langsames psychisches Tempo, die Bewußtseinsgebilde „in Atmosphäre eingebettet“, „Vorganghaftigkeit“ der Erlebensweise, Tat- und Arbeitsfreudigkeit. Antinomie zwischen unmittelbarem Freiheitsgefühl und Bedürfnis nach gesetzmäßigem Konstruieren der Weltzusammenhänge (Determinismus). Hinsichtlich der Ohren- und Augenhaftigkeit Mittelstellung, indem weder das unverarbeitete Eindrucksganze herrscht wie in Ostasien, noch der unzusammenhängende Einzeleindruck, sondern das gegliederte Ganze. Weder feminine, noch übermäßig maskuline Züge, sondern auch in dieser Hinsicht Mittelstellung. Vergleichsweise viel Interesse an Natur (an Dingen, an „von außen erfaßbaren“ Gegenständen), weniger Interesse an Menschen (an „von innen“, d. h. durch übertragende Einfühlung erfaßbaren Gegenständen).

Mit allem Recht hat M a n d e l behauptet, daß die nordische Rasse (lies wohl besser der nordalpine Mensch) in ausgezeichneter Weise die F ä h i g k e i t z u r W i r k l i c h k e i t habe. Wirklichkeit soll hier heißen: nur im europäischen Norden konstruieren die Menschen ihr g e s a m t e s W e l t b i l d nach den gleichen Prinzipien, nach denen alle Lebewesen die n a h e n D i n g e ihres täglichen und konkreten Lebens kennen und benutzen. Alle anderen Rassen haben hingegen eine Kluft zwischen der sachlichen und der theoretischen Weltbetrachtung, zwischen der Nahe- und der Fernewelt, der Greif- und der Schauwelt. Diese Konstruktion der Gesamtwelt nach den Prinzipien der tätigen Nähe ist freilich n i c h t e t w a i m m e r s a c h l i c h r i c h t i g. Sie kann phantastisch sein, träumerisch und verzeichnet. Nur die Schau und Absicht auf Gesamtwirklichkeit (die Intuition und Intention) ist für die europäischen Nordvölker angeborenermaßen kennzeichnend.

Von den genannten Zügen verdient vielleicht der Begriff der seelischen T i e f e noch einige psychologische Aufklärung. Wir verstehen unter „Tiefe“ eine Erlebnisweise, die eine besondere Verbundenheit der einzelnen Empfindung mit Erinnerungen und Wertungen, mit ähnlichen früheren Erlebnissen oder Kontrasten an sich hat. Tiefe ist im Ichempfinden das gleiche wie Raumsehen oder Zeitsehen im Außenweltserfassen, Tiefe ist „Landschaftshaftigkeit der Seele“, Verbundenheit und Durchgegliedertheit der Icherlebnisse. Sie ist nicht zu verwechseln mit Versunkenheit, Meditation, denn für diese ist nicht das Bei-sichsein, sondern das Außer-sich-sein, die Ekstase in allen ihren Formen bezeich-

nend. Darin liegt auch der Unterschied zwischen der „Innerlichkeit" des Orientalen und des Europäers.

Will man den allerkernhaftesten der genannten Seelenzüge bezeichnen, aus dem sich das meiste andere ableiten läßt, so ist es ohne Zweifel die „Verbundenheit'. Die Fähigkeit, Verbindungen zwischen geistigen Inhalten bewußt und intentional herzustellen, nennen wir Intelligenz. Was aber mit Verbundenheit im speziellen gemeint ist, ist nicht so sehr das Herstellen von Schaltungen zwischen schon geformten Inhalten, als die hochgradige Geschaltetheit, Integriertheit der ins Bewußtsein eintretenden Inhalte selbst. Sehr intelligent ist auch der Orientale, aber bildhaft erlebt er ganz und gar nicht. Der neurophysiologische Ort dieser Verbundenheit ist offenbar nicht etwa das unspezifische vegetative System, sondern das Großhirn. Die sogenannten Assoziationsfelder, die üblicherweise als Voraussetzung der Intelligenz betrachtet werden, könnten in Wirklichkeit mit der Bildhaftigkeit, eben der Verbundenheit der seelischen Erlebnisse zu tun haben. Die Wirkung der affektiven Resonanz ist eher eine negative, die geringere Stärke der „Triebe" in den nördlichen Menschen befördert eher das ruhige Ausschwingen und die Bildfügung der geistigen Inhalte. Im Vergleich zum nördlichen ist das südliche Seelenleben kurzschlußhaft, und zwar in Stufen, das orientalische viel mehr als das südalpine. Diese Kurzschlußhaftigkeit befördert die Klarheit, aber sie entfernt auch von der Wirklichkeit. Wo sie die nahe auf Kosten der fernen Wirklichkeit in den Vordergrund stellt, ist rassenpsychologisch südalpine Zone. Wo die Wirklichkeit für das theoretische Erleben überhaupt gegenüber voreiligen Vorstellungsobjektivierungen verschwindet, ist Orient und Übergang zu den tropischen Naturvölkern.

Beim Versuch, Einzelteile der nordalpinen Zone näher zu charakterisieren, wollen wir uns wieder an die Völkergrenzen halten. Im Mittelpunkt steht hier die „Dialektik" des deutschen, französischen, englischen Wesens, also der Hauptinhalt der europäischen Völkerpsychologie eines Wundt, Wechsler, Duhem, Hurwicz, Scholz usw.

Über den deutschen, französischen, englischen Geist bestehen glänzende Analysen der genannten Autoren. Wir werden sie aber durch die größeren Zusammenhänge, von denen wir herkommen, neu beleuchten und den „Geist an sich" mit typischer Erbveranlagung in Zusammenhang zu bringen haben. Dabei sind wir uns klar, daß die großen Nationen in ihrer geschichtlichen Form einmalige Bildungen sind, deren Unterschiede nicht durchweg „im Blute" liegen. Aber wo und wie das doch der Fall ist — das soll uns ja eben gerade beschäftigen. Gleichmäßige Abstufung über weite Gebiete hin wird wieder eines der wesentlichsten Argumente für Rassenbedingtheit der besprochenen Erscheinungen sein.

Die großen Volksgebiete sind selbst geographische Zonen. Es bleibt fraglich, ob die heutigen Sprachgrenzen die günstigsten rassenbiologischen Einteilungen sind, die sich überhaupt treffen lassen, sie sind jedenfalls die für uns einzig möglichen. Übrigens zeigt es sich in der Charakterologie der großen Völker ja sehr deutlich, daß nicht die genauen Grenzen, sondern die Schwerpunkte wichtig sind.

a) Englische Inseln

Schon rein geographisch der nördlichste Großstaat, tritt bevölkerungsgeschichtlich noch stärker hervor, daß Großbritannien eigentlich nicht weniger nördlich liegt als Skandinavien (vgl. S. 387). Man mache sich beim Vergleich zwischen Engländern und Franzosen immer klar, daß eigentlich die ganze Nordsee und nicht bloß ihr schmälster Teil, der Kanal, zwischen diesen beiden Völkern rollt.

Über die Bevölkerungsgeschichte der britischen Inseln in vorrömischer Zeit haben wir noch nicht gesprochen. Die Keltisierung Britanniens ist wohl eine nicht weniger kühne Parallele zum Normanneneinfall aus Frankreich im Jahre 1066 gewesen. Die Vorbevölkerung, welche die Kelten antrafen, kann nicht Mittelmeerrasse gewesen sein, denn es ist ausgeschlossen, daß sich Mittelmeermenschen freiwillig nach dem nebligen England begeben hätten. Wohl aber kann es sich um einen Zweig des miolithischen und neolithischen Homo europaeus handeln, der weniger aufgehellt wurde als der skandinavische Zweig.

Dunkel gefärbte Menschen spielen auch im heutigen England bekanntlich eine recht große Rolle. Nur z. T., und zwar in sehr unregelmäßiger Lagerung, entsprechen Bevölkerungen der britannischen Inseln unseren Bedingungen für Zugehörigkeit zur Zone vorwiegend reinheller Augen (vgl. Scheidt 1930). Ein besonderes Kennzeichen auch der gegenwärtigen Engländer ist ihr schmaler Körperbau. Sie sind typisch leptosom, was bekanntlich gerade auch von der englischen Frau gilt. Der Wuchs ist hoch, die Reifung spät. Ferner sind die Engländer das einzige verhältnismäßig langköpfige unter den gegenwärtigen großen europäischen Völkern. Die Gesichter sind zumindestens z. T. ebenfalls besonders schmal. Alles weist konstitutionskundlich auf Verkörperung einer eher schizothymen Wesensart hin.

Der psychologische Kernzug des englischen Volkscharakters ist offenbar die besondere Steigerung der Vorgangshaftigkeit des Erlebens. Diese geht so weit, daß die Dinge überhaupt nur wichtig genommen werden, soweit ihre Eigenschaften Bedeutung für irgendwelche Geschehnisse haben. Der Engländer lebt in besonders ausgezeichneter Weise in einer Welt aus „Merkzeichen für das Handeln" im Sinne Uexkülls. Damit deckt sich, daß Keyserling von anderen Voraussetzungen aus die instinktsichere Tierhaftigkeit der Engländer betont.

Das „Ding an sich" ist Angelpunkt und Crux der Kantischen Philosophie, die Deutschen ringen instinktiv immer um den Wesenskern, um

die „zentrale Essenz“ der Gegebenheiten. Für den Engländer hingegen gibt es ebenso instinktiv nur konkrete Existenz in Raum und Zeit. Er ist zu einem Sensualismus imstande, der überhaupt nichts anderes als wirklich anerkennt als die jetzt und hier sich ereignenden Sinneseindrücke. Er ist zu einem Solipsismus imstande, zu einer Theorie von der alleinigen Existenz des Ich, wie sie unter dem Namen Berkeley geht. Betonung des Vorganghaften, Betonung des Zeitfaktors, Betonung der Subjektivität, Betonung des Ich, des Willens und der Tat hängen innig miteinander zusammen.

Der Engländer besitzt nicht so und soviel Geld, sondern er hat ein Einkommen von so und soviel Pfund Zinsen im Jahr. A ten thousand pound man ist dementsprechend viel reicher als zehntausend Pfund. Die englischen Programme haben nicht Nummern, sondern Ereignisse, events. Der Geistliche bekommt nicht eine Pfründe, sondern a living, der Arbeiter nicht eine Stelle, sondern a job. Der Engländer handelt nicht, sondern ist handelnd (is doing). Er musiziert, während der Deutsche „der Frau Musika dient“.

Wieviele englische Worte mit Self- zusammengesetzt sind, hat Deutschbein zusammengestellt. Ich wird großgeschrieben, was in keiner anderen Sprache vorkommt. Außerordentlich stark ist die Neigung sich selbst, d. h. aber vor allem den englischen Nationalcharakter zu kommentieren. Engländer lassen sich in ihrem Handeln sehr stark durch die — vielleicht nur aufgeschwätzte — Meinung bestimmen, daß etwas „typical english“ sei (Silex).

Es besteht Abneigung, sich positiv auszudrücken. Englische Gespräche haben die drollige Form: Haben Sie sich das Bein gebrochen? — I suppose, ich vermute (gehört beim Rundfunkgespräch aus dem Krankenhaus mit den englischen Fliegern, welche am 4. Sept. 39 Wilhelmshaven angegriffen hatten). Dieser Neigung liegt verschiedenes zugrunde, u. a. ein volkstümliches Gefühl dafür, daß es absolute Wahrheit nicht gibt: „Wahr ist, was nicht als falsch erwiesen ist“ — diese tiefe erkenntnistheoretische Einsicht liegt dem Engländer besonders.

Der Sport ist für ein Volk, dessen Vorziehensneigung in Taten, vor allem aber im Etwas-Tun-Sehen-Wollen besteht, seelisch das gleiche wie Bildkunst für den Italiener, der Objekte genießt. Wegen des Tatensehenwollens ist auch das englische Theater in bekannt hervorragender Weise entwickelt. Aber Theaterstücke (die der Engländer übrigens play, Spiele, nennt), haben den Nachteil, daß sie auf geschriebenen Texten beruhen und daher zuviel „außerzeitliche Essenz“ haben. Bei einer Sportveranstaltung hingegen geschieht wirklich etwas, man weiß nicht schon im voraus, daß Maria Stuart trotz allem geköpft wird, sondern man vermutet nur, daß Dempsey und nicht Tunney den Knockout-Schlag anbringen wird — und wettet darum. Die englische Nationalleidenschaft für das Wetten bedeutet, sich im Fingerspitzengefühl für Ereigniszusammenhänge gegenseitig übertrumpfen zu wollen.

Im englischen Sport herrscht nicht der Körper — so wie es Leidenschaft der olympischen Griechen war, sich den Wettstreit edler Leiber an-

zusehen. Dementsprechend gibt es in England die wenigsten Plastiker von ganz Europa. Die englische Fußballelf ist denkbar bekleidet, ein ganzer Zweig der Herrenmode lebt vom Zusammenhang vom englischen Sport und vollständiger Körperverhüllung. Wichtig ist nur, was die Fußballer, die Criqueter, t u n.

Eine andere Form, dem Etwas-Wirkliches-Tun-Sehen-Wollen zu entsprechen, sind gesellschaftliche Veranstaltungen. Solche lieben auch die Südländer um des Bildes willen, das ein Karneval, eine Prozession bietet; die Engländer schätzen aber nicht eigentlich das Bild, sie sind nicht augenlustig, sie wollen sehen, wie sich etwas Wirkliches und Wichtiges ereignet. Wenn die Erstlinginnen der Gesellschaft dem König präsentiert werden, dann staut sich die Menge und denkt gefühlvollen Herzens, welche Bedeutung dieser Vorgang doch für das Leben des alten lieben England hat. Große Sportveranstaltungen, bei denen der König erscheint, vereinen beides: daß etwas geschieht, über dessen Ausgang man nur wetten kann, und daß etwas geschieht, was als traditionsgeheiligt bedeutsam ist. So sind sie Gipfelpunkte wie das Derby. Ein Italiener hätte an Pferderennen vielleicht auszusetzen, daß man die edlen Tiere doch gar nicht würdigen könne, wenn sie so dahinrasen. Die Spanische Hofreitschule t ä n z e l t denn auch mit ihren Lippizanern!

Auch der Film hat gegenüber dem allbekannten Theaterstück noch den Vorzug, daß er knapp vor der Vorführung erst geboren und in seinen Handlungsumrissen dem Publikum noch unbekannt ist. Man vergleiche damit, wie unermüdlich sich die Griechen die Mythen, die sie restlos kannten, vorspielen ließen, weil sie die Sensation der höchsten Gegenwart, nicht die Sensation der Ungewißheit suchten, die sich in den „typisch amerikanischen" Reißern, Kriminalstücken, Kriminalromanen usw. verkörpert. Sind diese Dinge nur zufällig gerade im angelsächsischen Raum aufgekommen?

Bedenkt man alle diese typisch englischen Veranstaltungen, denkt man an die Fünfzigtausend, die fiebernd, johlend (o ja, auch in England kann man frenetisch johlen) zweiundzwanzig ferne Männlein in ihrem Herumjagen um einen gelederten Punkt verfolgen, dann erkennt man den Unterschied zwischen schaufreudiger und ereignisfreudiger, substanzsüchtiger und substanzflüchtiger „Schaulust". Man wird dann aber auch gründlich zweifelhaft in der Vorstellung, daß das Wesen der Engländer vor allem in Voluntarismus und Aktivismus bestehe, wenn man damit besonders starke innere und äußere Bewegungsantriebe meint.

Wahrscheinlich ist jeder Beduine aktivistischer als der durchschnittliche Engländer, schon weil er viel feuriger, viel leidenschaftlicher ist. Was den Engländer auszeichnet, ist das Taten-s e h e n-Wollen! Auch das Tun der Nordeuropäer erhält d a d u r c h seine Eigenart. Der Nordeuropäer ist tatensüchtig, nicht weil er von seinen Affekten getrieben wird, sondern weil er sich in einer Welt von Taten, Vorgängen, Ereig-

nissen leben fühlt, zu der er das Seinige beitragen will. Es ist, wenn man so will, ein reflektierter, kein reflektorischer Aktivismus, eine Tatenlust, die vom Auffassen her auch die Antriebe in Bewegung setzt. Der Intellekt selbst ist dem Engländer willenhaft.

Daß die Fähigkeit zu sinnvoll aufgebauten Taten durch „kühles Temperament" gefördert wird, besagen die Worte „Kaltblütigkeit" und „Nicht den Kopf verlieren". Wen die Heikelkeit oder Gefährlichkeit seiner Lage weniger erregt, der kann sie natürlich mit vollerem Kräfteeinsatz meistern.

Auch der englische Sinn für Moral stammt aus der Tatensichtigkeit (vgl. S. 162). Das Tun, das sich daran in Wirklichkeit anschließt, ist oft alles andere als moralisch schön. Die Außenwelt nennt das dann englische Heuchelei, diese Zwangsfähigkeit, das eigene Tun zu idealisieren, die so stark ist wie die Zwangsfähigkeit zur Gestaltenidealisierung bei Griechen und Italienern.

Natürlich ist von solcher Verlogenheit zur Lüge nicht weit. Wer alle Dinge nur auf ihre Tatenbedeutung hin ansieht, kennt auch keinen Kult der Wahrheit, keine Wahrheit an sich. Auch politische Nachrichten sollen vor allem ihre Schuldigkeit jetzt und hier tun. Auch die pragmatistische Philosophie der Angelsachsen lehrt ja: wahr ist, was brauchbar ist.

Vielen der hier besprochenen Erscheinungen gegenüber zwingt sich dem Deutschen das Gefühl auf, daß er nicht nur die Romanen, sondern auch die Engländer oberflächlich finden müsse. Am meisten ist das aber den „platten" Zielsetzungen der englischen Nützlichkeitsethik gegenüber der Fall, die ja als eine der auffallendsten Eigentümlichkeiten des englischen Nationalcharakters schon oft und oft besprochen worden ist. Übrigens finden die Franzosen nach Wechsler wieder die Norddeutschen zu utilitaristisch, zu sehr auf Nutzen versessen, und auch die südlichen Deutschen sagen den nördlichen Ähnliches nach, ein Zeichen dafür, daß es sich um einen allgemeinen nordeuropäischen Sachverhalt handeln mag.

Diese Oberflächlichkeit der Engländer hat aber im Vergleich zur romanischen gleichsam ein umgekehrtes Vorzeichen. Den Südlichen ist die sinnliche Erscheinung so wichtig, daß sie ihre Raum- und Zeitzusammenhänge nicht mitsehen, den Engländern sind die „praktischen" Raum- und Zeitzusammenhänge so wichtig, daß sie sich nicht die Mühe nehmen, die Dinge an sich gründlicher zu betrachten. Ihre Oberflächlichkeit ist die Oberflächlichkeit des Kriegsmannes, der eine Kirche danach beurteilt, ob sie gute Deckung gibt, oder der Hausfrau, die einen Möbelstil danach beurteilt, wie sich an ihm Staubwischen läßt. Nur wer selber das Tun kennt, darf darüber absprechend urteilen, nicht der Büchermensch und Theoretiker. Dieser weiß freilich nichts vom „Thrill" und der Befrie-

digung, die in reiner, konkreter Tätigkeit liegt, der die Dinge nur Anlässe sind.

Aber noch manche andere Dinge, die bis jetzt unverständlich erschienen, erklärt die „Tatensichtigkeit" der Engländer. Warum z. B. sind die so praktischen Engländer doch nicht zu bewegen, das Metermaß anzunehmen, die Straßenschilder vernünftig zu bezeichnen und was dieser so oft erwähnten Dinge mehr sind? Nun, weil es ihnen gar nicht auf das Leistungsergebnis, sondern auf das Tun selbst ankommt. Warum sind diese Nützlichkeitsapostel in der Annahme maschineller Lebenserleichterungen vielfach so zurückgeblieben? Nun, ein passionierter Jäger braucht nicht auf Wildpret versessen zu sein, und auch den Engländern ist der Nutzen und die happiness ein fernes Stück Wild, der Reiz des Lebens besteht darin, es zu jagen.

Eine Welt, welche keine Werte an sich gelten läßt, verfällt leicht darauf, sich am Nutzen auszurichten. Roger Bacon ist m. W. der erste, der vom Nutzen in dieser metaphysischen Bedeutung sprach. Seine mittelalterlichen Zeitgenossen hielten sich daneben noch an den willkürlichen Willen Gottes als Grund der Wertungen (Scotismus), in einer säkularisierten Welt mußte aber natürlich der Wille des durchschnittlichen Menschen (das „größte Glück der größten Zahl") am ehesten an dessen Stelle treten.

Warum sind die nüchternen Engländer so konservativ, warum ist Old England — welches andere europäische Land würde sich übrigens selbst alt nennen? — so mit historischen Überbleibseln überladen? Nun, weil dieses Volk den Tränen nahe ist überall, wo es Zeit spürt, insbesondere wo es seine eigene Geschichte spürt. Sentimentality ist übrigens mindestens ebenso englisch (und amerikanisch) wie business, auch die Angelsachsen gehören zu den Völkern, bei denen nicht die Erregung, sondern das Gefühl herrscht. Lyrik ist nicht nur eine eminent deutsche, sondern auch eine in ausgezeichneter Weise englische Kunst, und zwar nicht als gemeißelte Kleinform, als literarische Nippsache wie das italienische Sonett, sondern als Lied, Innigkeit und Seele.

Seinen Kunstneigungen nach ist das englische Volk das gotischste von allen. Man besehe etwa den herrlichen Bilderband der Orbis-Terrarum-Reihe darauf, wie fast alle Bilder gotischen oder gotikhaften Bauten gelten. Der Engländer verwendet die gotische Formenwelt weder himmelstrebend, noch artistisch sondern wegen ihrer Substanzlosigkeit, Vorgangshaftigkeit, Naturhaftigkeit.

Auch das englische Cottagehaus und der englische Schloßstil, wie der englische Naturpark, gehört in den gleichen Kreis. Das natürlich Gewachsene, das noch Wachsende und das vom Alter Verwitterte üben auf den Engländer die größte Anziehung aus. Nur in England soll ein neuer Anzug nicht neu aussehen und das Plätteisen sein Werk um Gottes willen nicht zu gründlich tun. Auch der englische Kamin heizt zwar schlecht, aber wer vor ihm sitzt, dessen

Seele fühlt sich von dem unaufhörlichen feurigen Vorgang viel innerlicher gewärmt. Kaminfeuer ist ein Stück Natur im Zimmer, wie der Weihnachtsbaum.

Auch Musik gehört, entgegen dem Oberflächenbild, zu den ausgesprochenen Vorlieben des Engländers. In vergangenen Zeiten, unter Dunstable und Purcell, hat das Land auch musikgeschichtlich sehr viel bedeutet, Händel, Haydn, Beethoven und Wagner haben die volkstümliche Liebe der Engländer reichlich genossen. Der Konzertbetrieb ist lebhaft, das Rundfunkprogramm anspruchsvoll, Klavier geklimpert wird nach Silex ungeheuer viel.

Warum die Engländer in den neueren Jh. kaum Komponisten stellten, ist eine Frage für sich. Auf dem Gebiete der bildenden Kunst ist es übrigens annähernd ebenso, daß in der Nachrenaissancezeit die Schöpferkraft abreißt. Wie merkwürdig, daß die Gesellschaft, die Holbein und Van Dyk verwöhnte, erst so spät in Gainsborough einen eigenen Porträtisten fand! Ich möchte nur auf das eine Moment zur Erklärung hinweisen, daß die Künste damals, als sie sich von Gotik und Kontrapunkt abwandten, einen mächtigen Schritt gegen Süden taten. Zur gleichen Zeit versiegt die volkstümliche englische Schöpferkraft. Waren die Engländer als die Nördlichsten dieser Südverlagerung einfach am wenigsten gewachsen, so ähnlich wie Italien in der Wissenschaftsgeschichte genau dort ausfällt, wo sein typisches Wesen zu sehr überschritten ist?

Das englische Weltreich ist substanzlos wie ein Spinnwebennetz und planlos konkret wie auch die Stadt London und alles Englische. Das englische Kompromißlertum ist die typische Haltung des vorwiegend im Konkreten lebenden praktischen Menschen. Die romanischen Nationen bringen für ihre politischen Erfolge Wendigkeit, Suggestivkraft, rationale Klarheit mit, die Engländer ihre unbegreifliche Tatensichtigkeit, die so oft unterschätzt wurde, wo sie nicht nach ihren Erfolgen eingeschätzt wurde.

Die ganze englische Demokratie bzw. der Parlamentarismus beruht viel stärker als auf dem Freiheitsstreben wahrscheinlich auf dem Bei-Taten-dabei-sein Wollen. In den englischen Parlamenten kämpfen zwei Teams miteinander, während südliche Volksmengen einzelne Redner genießen. Die südliche Rhetorik gipfelt im feingefeilten Konzept, die englische in der Augenblicksgewachsenheit. England ist das Land der vielen, aber sonderbar gleichmütig ablaufenden Diskussionen, auch im Schulbetrieb.

Zum Schluß sei noch betont, wie alt die Geschichte des abendländischen England schon ist. Nicht nur auf Frankreich, auch auf das anschließende Britannien wirkte das Fehlen des Alpenriegels im Sinne leichterer Verbindung zum Süden. Zur Zeit, als die Franken in Frankreich gerade katholisch wurden, war Irland schon christlich, übrigens genau so substanzlos, vorgangsbesessen wie das heutige England. Die Welt als bloße Wandergelegenheit, die Erdenreise im Jammertal ist die Form, welche die orientalische Entwertung des Diesseits im europäischen Nordwesten annahm. Die Welt als bloßes Abenteuer, die Welt als bloße

Beute, das Reisen als bloßer Sport, ohne zu tiefes Eingehen auf das Fremde, sind die Nachfahren dieser nun fünfzehnhundert Jahre alten Vorstellung. Am mittelalterlichen Christentum war England stark beteiligt:

„Der Gedanke der Beichtpflicht, die 1215 endgültig festgesetzt wurde, stammt wie die ersten Bußbücher (Pönitentiale) aus England. Ebendort ist der Gedanke der Unbefleckten Empfängnis entstanden und die Idee (!) des Papsttums (Spengler).

Wenn sich das Praktisch-Nützliche im heutigen England so sehr in den Vordergrund drängt, so darf man auch nicht vergessen, daß dieses Volk um Jahrhunderte älter und in seinen Ideen aus- und abgelebter ist als unser eigenes.

b) Die skandinavischen Völker

Es ist naturgemäß die nächste Frage, wieweit die kleinen Völker im Norden Deutschlands, die mit England zonengleich sind, sich einerseits zu England, andererseits zu Deutschland verhalten. Wir suchen dabei das wirkliche Skandinavien, wie es sich z. B. in den Veröffentlichungen der Nordischen Gesellschaft oder in dem prächtigen Band „Der Norden" darstellt, den Blunck herausgegeben hat, nicht das mythische Nordland.

Angeln, Sachsen, Dänenwikinge (es gab bekanntlich unter dem großen Knud ein gemeinsames dänisch-englisches Reich) und Normannen verbinden England und Skandinavien miteinander. Aber es ist doch auch genug des Trennenden, so das höchst wichtige vorkeltische und keltische Element Englands, so auch die wesentlich östlichere und nördlichere sowie kontinentalere Lage, insbesondere Schwedens, das über Finnland nahe Beziehungen zu Osteuropa hat.

Skandinavien ist die mittelmeerfernste unter allen europäischen Zonen und die anregungsärmste. Überblickt man aber die skandinavische Geschichte, so zeigt sich geradezu erstaunlich wenig Adoptionsdefizit. Nicht nur heute steht dieses Gebiet zivilisatorisch sehr weit vorne, auch früher war der Anschluß an die Zeitereignisse meist sehr prompt. Den kaum christianisierten nordischen Völkern war Scholastik und lombardischer Stil sehr rasch geläufig, auf Ludwig XIV. folgte früher als in Deutschland der dänische und schwedische Absolutismus usw.

Nur die Städteneigung wollte sich bis in die letzten Jahrhunderte nicht einstellen. Eigentlich gibt es erst seit dem 17. Jh. von Skandinaviern getragene Städte, also fünf Jh. später als in Niederdeutschland und England. Wir haben immer betont, wieviel das kulturdynamisch bedeutet. Auf dem Lande läßt sich ein herrliches aristokratisches und kultiviertes Leben führen, aber Kulturschöpfung hängt irgendwie mit städtischem Geist zusammen. Städte sind nicht nur Menschenkonzentrationen, sondern auch Orte konzentrierter Werkleistung.

Dazu kommt, daß eine „praktische“, d. h. mehr handelnde und erlebende als beschauende und bedenkende seelische Haltung der Verfestigung der Lebensinhalte in dauernden Werken überhaupt nicht günstig ist, was sich ja auch an der englischen im Vergleich zur italienischen oder an der Kultur des 1. im Vergleich zur Kultur des 2. nachchristlichen Jt. so deutlich zeigt.

So kommt es, daß so kultivierte Völker wie die Dänen, Schweden, Norweger bis zum Beginne des 19. Jh. zu den Werken der europäischen Kultur so wenig unersetzlich Eigenartiges beigetragen haben. Erst zu der Zeit, wo auch die Russen, die Tschechen, die Polen erwachen, erwachen auch die Skandinavier für die europäische Kunstgeschichte, Literaturgeschichte, Philosophiegeschichte.

Von allgemeineuropäischer Bedeutung ist an der skandinavischen Philosophie die Reihe der Problematiker des Individuums; Baggesen, Kierkegaard, Ibsen, Strindberg. Das schließt sich an die Bedeutung des „Selbst“ für die Engländer an, nur daß die englische Ichsuche vorwiegend in der Zeit des gotischen Christentums, also schon vor vielen Jahrhunderten, ihre Probleme durchlebt hatte.

Der erste skandinavische Künstler von europäischem Format war Thorwaldsen, der wenige hundert Kilometer nördlich von Winkelmann geborene Meister des blassen griechischen Klassizismus. Eine Gestaltung bildender Kunst, welche nur aus Skandinavien stammen könnte, ist bis heute kaum zu nennen. Oder soll man hier Munch erwähnen? Es stünden ihm die deutschen Expressionisten zur Seite, die nach Pauly ebenso wie die blassen Klassizisten vorwiegend Norddeutsche waren.

Hingegen staunt man, warum die nordischen Komponisten solange mit dem volkstümlichen Gut und der unverkennbar eigenen Musiksprache zurückhielten, die sich mit Grieg erst löste. Im allgemeinen gilt aber auch die neueste skandinavische Musikentwickelung für konservativ im Vergleich zur kontinentalen (Bücken).

Die am stärksten hervortretende Kunst ist aber wie in England die Dichtung. Die Sagas und Eddas bedeuten als Form wie als Inhalt ebensoviel wie Homer oder die Veden. Ohne sie wäre die Welt um einen ganzen großen Menschenstil ärmer. Die Reihe der neueren skandinavischen Dichter von europäischem Ruhm — Andersen, Björnson, Ibsen, Strindberg, Undset, Lagerlöf, Hamsun — übertrifft die Zahl der Musiker, Maler usw. doch bedeutend. Das Wort in seiner mittelbaren künstlerischen Wirkung, die im Eindruck der Bedeutungsgehalte (nicht im Klang) liegt, ist wohl ein den nordischen Menschen besonders naheliegendes Kunstmaterial. Das Christentum nahm im Norden den gleichen Weg.

Nach diesem Vorausblick auf die Gipfelerscheinungen wollen wir nun aber einen quantitativen Überblick der Bilanz an skandinavischen

„großen Männern" gewinnen. Wir stützen uns auf Zählung der im Blunckschen Sammelwerk genannten Namen (Tab. 28).

Schweden hat entschieden die meisten Großorganisatoren (Politiker, Feldherrn, Großindustrielle), ferner relativ zu den Malern sehr viele Plastiker und Baumeister, relativ zu den Dichtern viele Musiker. Außerdem hat Schweden viele Naturforscher und Theologen.

Tab. 28. Skandinavische Kulturschöpferbilanz nach Material Bluncks

	Dänen	Schweden	Norweger	Isländer
Politiker	11	15	—	—
Soldaten	—	4	—	—
Baumeister	7	10	1	—
Bildhauer	6	11	1	—
Maler	24	35	10	—
Musiker	18	26	10	3
Dichter	29	24	16	10
Geisteswissenschaftler	7	17	6	—
Philosophen	2	7	—	—
Priester	11	16	5	—

Dänemark steht zwischen Schweden und Norwegen. Es hat eine sehr reiche Literatur, aber gute Vertretung auch in den meisten übrigen Leistungszweigen.

Norwegen bildet den Gegenpol zu Schweden; das völkisch mit ihm zusammenhängende Island schließt sich ihm auch der Kulturbilanz nach an. Reicher Literatur steht viel weniger Komposition gegenüber. Von den bildenden Künsten blüht am ehesten die Malerei.

Im ganzen ist Norwegen kulturell englischer, Schweden und Dänemark kontinentaler und deutscher (die Angaben über Finnland sind ungleichmäßig; fest steht nur, daß dieses östlichste skandinavische Land reichlich Komponisten hat und darin eher an Schweden anschließt als an Norwegen).

An Baustilen ist für Schweden Romanik, Kontragotik und Klassizismus bezeichnend. Auch das berühmte Stockholmer Stadthaus (1911—23) zeigt Pracht, Breite und stilistische Beziehungen zu Italien (Venedig). Norwegen ist gotischer. Auch der phantastische Wikingerstil des Osebergschiffes und die Stabkirchen stammen aus Norwegen. In der Malerei liebt Schweden die große Wandfreske, Norwegen die Landschaft; im Mangel an Plastikern gleicht Norwegen England. Politisch ist für Schweden der Versuch der „begriffsrealistischen" Großstaatlichkeit, für Norwegen die zentrifugale Tüchtigkeit seiner Handelsmarine am meisten bezeichnend (das winzige Land besitzt die drittgrößte Tonnage). Einen nennenswerten Staatsmann findet man hingegen für Norwegen überhaupt nicht verzeichnet. In der Komponistenproduktion entspricht Schweden Deutschland und Italien, Norwegen wieder England. Die klangvolle

schwedische Sprache ist das „Italienisch des Nordens". Den weltbekannten schwedischen Schauspielerinnen Jenny Lind, Greta Garbo stehen keine norwegischen gegenüber, die Schweden verstehen mehr vom heiteren Lebensgenuß. Die schwedische Religiosität ist ein konservatives Kirchentum, die norwegische hat pietistische Züge. Der Expressionist Munch ist Norweger, norwegische Klassizisten gibt es nicht viel.

Und man bedenke: England hat seine Germanen vorwiegend aus Norwegen, Italien vorwiegend aus Schweden, der so geläufige Unterschied zwischen Italienern und Engländern geht aber parallel dem wenig beachteten Unterschied des schwedischen und norwegischen Wesens in den letzten tausend Jahren. Sind das nicht Zusammenhänge überraschendster Art?

c) Deutschland

Unser Volksgebiet entspricht seiner Breitenlage nach Frankreich und England, den Ärmelkanal gleichsam überwölbend. Es ist aber gleichzeitig östlicher und kontinentaler.

Mit Skandinavien hat es gemeinsam, daß es in seinem Bevölkerungsaufbau in allen seinen Teilen vorwiegend autochthon ist. Nicht nur in Niedersachsen geht seit viertausend, ja fünftausend Jahren der Niedersachsenpflug, auch Mittel- und Süddeutschland gaben sehr viele Menschen ab und empfingen kaum welche von außerhalb, nämlich nur die dünne Römerschicht, welche zeitweise Teile des Südens und des Westens besaß, sowie ähnlich wenig wirksame skandinavische Wanderscharen, welche durch Niedersachsen zogen, die Normannen und zum Schluß die Schweden seit dem dreißigjährigen Krieg.

Von dem Gefühl, das sich heute breit gemacht hat, jeder Deutsche sei ein vierfacher rassischer Bastard, müssen wir zu dem Bewußtsein der Ungebrochenheit des deutschen Rassentums, welche z. B. einen Fichte befeuerte und den geschichtlichen Tatsachen viel besser entspricht, wieder zurückkehren.

Im Süden Deutschlands schaffen die Alpen einen „zweiten Norden" und riegeln außerdem sehr dicht gegen Süden ab. Die Alpen haben Völker nach Süden durchgelassen, aber jedes Nordwärtsdringen bis zur Römerzeit und seither wieder verhindert.

Erobertwerden und Widerstand gegen Eroberer befördert die politische Einheit ungemein; daß Deutschland durch keine Hereinkömmlinge verklammert wurde, erklärt viel von seinen Schwierigkeiten der Staatswerdung.

Aussenden von Völkerschwärmen ist eine zentrifugale Bewegung, ebenso Kolonisation. Daß die Franzosen das aktive, dynamische, zentrifugale am deutschen Wesen so gegensätzlich zu sich selbst finden, entspricht ebenfalls der unterschiedlichen Bevölkerungsgeschichte.

Deutschland war ferner bis ins hohe Mittelalter sehr unvollkommen besiedelt und durch seine Wälder schwer durchgänglich. Eine Innenkolonisation von größter Wucht hat erst den deutschen Raum geschaffen. Demgegenüber war schon die Naturlandschaft Frankreichs, wie Helbok gezeigt hat, offen und durchgängig, die Beziehungsdichte demgemäß groß.

Noch eindeutiger einheimisch als die Germanen waren, wie oben gezeigt, in Deutschland die Kelten. Wir haben allen Grund, uns mit Stolz auch auf sie zu besinnen. Auch die Illyrier und wie sonst die völlig vergessenen Völkernamen auf deutschem Boden geheißen haben mögen, vertreten immer wieder wesentlich die gleiche Rasse.

Innerhalb Deutschlands wird der Süden periodisch übernordet, wie schon besprochen, das letzte Mal vor 1500 Jahren. Für die seither anzunehmenden historischen Rassenänderungen vgl. S. 296 ff.

Man hat fast spöttisch gesagt, daß die Frage, was deutsch sei, unter Deutschen nie aussterbe. Wer damit unsere Selbstunsicherheit kennzeichnen will, dem sei aber gesagt, daß *jedes* nordalpine Volk zu dauernder Gewissenserforschung neigt, auch die Franzosen mit den vielen Schriften über den französischen Geist und die Engländer erst recht. (Hingegen *nicht* die südalpinen Italiener!)

Der Deutsche ist allerdings tatsächlich schwerer auf eine Formel zu bringen. Das hat verschiedene Gründe. Das Volksgebiet ist das größte und mannigfaltigste. Die gewaltige Suggestion der Einheit, die von einem Gesamtstaat ausgeht, fehlte hingegen in Deutschland bis zur Gegenwart. Das Deutschtum ist aus schon besprochenen Gründen notwendig jünger und weniger geschichtlich abgeschlossen als die westlichen Völker.

Außer all diesem ist aber wahr, daß das deutsche Volk es sich schwerer macht als die anderen, höher strebt und tiefer bohrt.

Die Linie des deutschen Geistes ist trotzdem, wenn man nur erst einmal das beabsichtigte Ziel berücksichtigt, *bewundernswert geradlinig.*

Der erste große deutsche Denker Hugo von St. Viktor aus Hartigham in Sachsen will Mystik und Scholastik *synthetisch* vereinen. Er schreibt die *tiefgründigste* Summa Theologiae seiner Zeit, die allerdings weniger verstanden wird als die ungeheuer beliebte und berühmte Kompilation des Petrus Lombardus. Schon an diesem Manne des 12. Jh. haben wir so die wichtigsten Kennzeichen des deutschen Geistes: den *Drang zur Synthese*, insbesondere zur Synthese aus *Denken* (Scholastik) und *Erleben* (Mystik), die *Tiefgründigkeit* und gerade durch diese die *geringere Adoptionsaussicht* und *Verbreitbarkeit.*

Man vergleiche hiermit Goethes Darstellung des faustischen Wunsches:

„Erkenne was die Welt im Innersten zusammenhält. Schau alle Wirkenskraft und Samen und tu nicht mehr in Worten kramen.“

Wiederum Tiefgründigkeit und Synthese, Überbrückung des Zwiespaltes zwischen Wort und Schau, theoretische Einstellung auf Erkenntnis.

Ich zitiere diese Stelle, weil der wirkliche, ausgesprochen deutsche Sinn des Faustischen in letzter Zeit sehr mißverstanden worden ist. Es handelt sich dabei nicht um Unendlichkeit schlechthin, sondern um unendlich weite und tiefe Schau, und nicht um grenzenloses Verströmen, sondern um einen mit den Vordergründen nicht zufriedenen Ballungs- und Gestaltungswillen.

Der Deutsche ist nordalpin vorgangshaft, aber er entwertet die Kategorie der Substanz nicht so wie der Engländer. Er ringt leidenschaftlich um das „Ding an sich" (vgl. S. 381). Sein gleichzeitiger Sinn für totale Raum- und Zeitverbindung der Dinge ermöglicht ihm einen Grad von Sachlichkeit, den kein anderes Volk erreicht oder auch nur erstrebt.

Zum reinen Empirismus-Nominalismus hat sich der Deutsche nie bekannt. Ihm sind die Objekte selbst, nicht nur die subjektiven Empfindungen Wirklichkeiten. Gleichzeitig konstruieren aber nicht nur die Sinnlichkeit, nicht nur der Verstand, nicht nur die Intuitionsfähigkeit, sondern alle menschlichen Erfassensvermögen an den Objekten des Deutschen, worin wieder der ebenso große Unterschied zum Süden liegt.

Aus dem gleichen Zusammenhang ist verständlich, daß die Deutschen ein Volk von Theoretikern sind, d. h., daß ihnen die Orientierungserlebnisse sehr wichtig sind. Es betrifft das nicht nur die Wissenschaftler oder nur die Gebildeten. Jeder Deutsche hat den Drang nach Weltanschauung und nach fester Weltordnung. Der faustische Wunsch und die willig ertragene Polizeigewalt sind so Blüten am gleichen Zweig!

Auch andere Völker sind Theoretiker, aber auf eine andere Weise, intellektuell die Franzosen, ästhetisch die Italiener, ekstatisch die Orientalen. Die Deutschen sind sachfromme Theoretiker und die Engländer wollen überhaupt nur mehr Vorgänge, keine Dinge sehen.

Jede dieser angeborenen Einstellungen hat ihre Vor- und Nachteile. Alle deutschen Erfolge hängen mit dem eben gekennzeichneten Wesen zusammen, ebenso freilich das Spätfertigwerden, die Schwerfälligkeit, die gefühlvolle Unklarheit, die Prinzipienreiterei: Schwerfälligkeit ist dabei der typisch südliche, Gefühlsunklarheit der französische, Prinzipienreiterei der englische Vorwurf gegen uns Deutsche. Wir wissen heute über diese Vorwürfe zu lächeln, denn es ist ja schon allerlei Unersetzliches aus diesem deutschen Geist hervorgegangen und wird noch hervorgehen.

Gefühl und Unklarheit sind z. T. typisch jugendlich und entsprechen geahntem Wissen, das man nicht preisgeben will, obwohl man es noch nicht scharf fassen kann. Der Deutsche ist aber nicht unklar, während der Franzose klar

wäre, sondern er ist klar und außerdem noch ahnungsbeladen, während der Franzose instinktiv ahnungsfeindlich ist. Von den deutschen Philosophen waren Nikolaus v. Cues, Leibniz und Kant selbst Mathematiker, also bestimmt nicht der Unklarheit verdächtig. Freilich machten sie es sich trotzdem schwer. Cusanus suchte, gerade unter Hinweis auf mathematische Beispiele, das Zusammenfallen der Gegensätze, Leibniz die Einheit von Unbelebtem und Belebtem (Monadologie), Kant die Synthese aus Empirismus und Rationalismus.

Wie könnte ein Volk von unklaren Köpfen in der Mathematik, in der Präzisionsmechanik, in der Chemie und überhaupt in der Wissenschaft so dastehen wie das unsrige! Übrigens heben sich die „komplementären" Vorwürfe der Unklarheit und der Prinzipienreiterei wunderbar gegenseitig auf.

Von den mittelalterlichen Denkern Europas, die sich an die antike Überlieferung halten mußten, neigten die Deutschen nicht zum Begriffe komponierenden Aristoteles hin (den sie aber durch Albertus Magnus trotzdem der Welt neu geschenkt haben), sondern zum Neuplatonismus, in welche sich der deutsche Wunsch nach totaler und lebendiger Weltschau viel besser einnisten konnte. Dies ist das Gemeinsame an dem Sachsen Hugo, an dem Moselländer Cusanus, an dem Schwaben Albertus Magnus, an dem Schlesier Witelo, an dem Thüringer Meister Eckhart. Eine gemeinsame deutsche Überlieferung gab es dabei noch nicht, jeder fand aus seinem deutschen Wesen heraus den gleichen Weg, was außerordentlich bezeichnend ist. Wie gesagt, ist an der deutschen Synthese von Dinghaftigkeit und Vorgangshaftigkeit nichts, was nicht auch dem einfachsten Manne angeboren wäre, während die Aufgaben, welche dieses Wesen stellt, allerdings sehr schwierige sind und erst allmählich gelöst werden können.

Der neuplatonische Charakter ist der deutschen Philosophie geblieben.

Przywara, der bedeutende Kenner mittelalterlicher Philosophie, nennt das Werden (also den Vorgang, der zur Form hinführt) den deutschen Zentralbegriff. Ausgezeichnete Lieblingsideen deutschen Denkens sind dementsprechend auch der Leib, überhaupt das Organische, weil es Überrationalität mit Dinghaftigkeit verbindet, und das Werk, weil es Aktivismus und Dinghaftigkeit verbindet. Nur weil die Deutschen so werkfreudig sind, sind sie so arbeitsfreudig. Jeder deutsche Handwerksmann hat das „Ding an sich" in seinen schaffenden Händen, darum kann ihm sein geringes Tun das Höchste bedeuten.

Das bedingt freilich auch das Handwerkerhafte an der deutschen Kulturgeschichte, das seine Monumentalität nach außen erst im Zeichen der Maschine und im Zeichen des Volksstaates der fleißig werkeschaffenden Massen gefunden hat.

Vor dieser Monumentalisierung hatte das Handwerkerhafte leicht den Geruch von Enge und Unweltläufigkeit an sich, der unserer Geschichte

streckenweise anhaftet. Wir haben im Gegensatz zu den meisten anderen Völkern schon seit dem hohen Mittelalter kein völkisch wirklich vorbildliches Edelmannsleben mehr gehabt, wohl weil Edelmannsleben zum deutschen Wesen im ganzen nicht gut paßt. Der Edelmann ist ein Werte darstellender, nicht Werke schaffender Mensch wie der Deutsche.

Die unvergleichliche wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung Deutschlands haben wir a. a. O. besprochen. Die deutsche Kunst hat viel mehr Eigenerfindungen zu verzeichnen, als wir vor der Zusammenstellung durch Pinder ahnten. Der Kern der deutschen kunstgeschichtlichen Strebungen ist ebenfalls die Vereinigung von Vorgangshaftigkeit und Dinghaftigkeit.

In der Beurteilung der politischen Leistungsfähigkeit unseres Volkes sind wir heute noch stark von dem niederdrückenden Ohnmachtsgefühl beeindruckt, daß ein deutscher Einheitsstaat solange nicht gelang. Für den kulturbiologischen Zweck ist es darum wichtig, sich einmal mehr in die Perspektive der Einzelstaaten zu versetzen, auch in das Gedeihen der Städte, Dörfer und letztlich der Familien. All das erfordert politische Gestaltungskraft.

Da mag nun das Schicksal des Habsburgerhauses sinnbildlich sein. Es gelang ihm leichter, ein riesiges Ostvölkerreich zu sammeln, ja ein Reich, in dem die Sonne nicht unterging, als auch nur einen Schritt weit mit seiner Hausmacht in das Reich selbst vorzudringen, so heftig es sich immer wieder gerade darum bemühte. Spricht das für jämmerliche Ohnmacht oder für strotzende Lebenskraft der im Vergleich zum habsburgischen Einheitsstaat winzigen anderen deutschen Staatengebilde?

Das erste deutsche Reich war auch, als es als einheitlicher Machtfaktor verfiel, ein in sich äußerst kunstreich verstrebtes Gebilde, ein nach innen gewandtes englisches Weltreich, ein Kleineuropa, kein Nebeneinander von Einzelgebilden. Gewiß, es wurde um jede Kaiserwahl gefeilscht, aber es waren auch hunderterlei Interessen gegeneinander auszuwiegen. Da konnten sich Diplomaten ihre Sporen verdienen! Nur: was dabei herauskam, war kläglich und enge, woran aber die Verhältnisse schuld waren. Kläglich und enge waren für beide Teile auch die Westfronterfolge in der festgefrorenen Phase des Weltkrieges, die soldatische Leistung war trotzdem die erschütterndste der ganzen Weltgeschichte. Damit muß man das Los der Politiker im Ersten Deutschen Reich vergleichen.

Diese Politiker hatten zunächst mit dem kompliziertesten politischen Funktionsgebilde zu rechnen, das es je gab, eben mit dem Deutschen Reich. Darüber hinaus mußten sie ebensoviele auswärtige Potenzen berücksichtigen wie ein heutiger europäischer Politiker. Alle Achtung vor so viel Fingerspitzengefühl und geistiger Kombinationskraft! Es ist dies eine Leistung, der deutschen Musik und der deutschen Organisationskunst von heute würdig.

Schließlich waren die Erfolge der großen auswärtigen Potenzen gegenüber dem Reich, gemessen an den Machtverhältnissen, so schmerzlich sie uns berühren, doch eigentlich auffällig gering.

Auch die Klage über die ewige deutsche Uneinigkeit muß man nun, wo diese Periode abgeschlossen ist, allmählich in eine neue Beleuchtung rücken. Wären die Einzelstaaten einfach nur uneinig gewesen, dann hätte das Reich nicht bis 1806 durchgehalten, um 1848 und 1870 von neuem zu erstehen und 1918 nicht auseinanderzufallen. In diesem Körper steckte eine geheimere, eine überrationale, eine organische Zusammenhaltskraft, die dadurch, daß die äußere Geschlossenheit fehlte, sich nur um so deutlicher erwies. Auch das Erste Deutsche Reich war zugleich vorganghaft und dinghaft, unübersichtlich, unstatisch, aber doch von e i n e r Substanz zusammengehalten.

Von den deutschen Herrschergeschlechtern sind viele undeutsch geworden, weil sie zu sehr nach außen drangen, aber kein deutscher Thron ist durch nennenswerte Zeit von Ausländern besetzt gewesen, wie z. B. fast alle italienischen Throne. Also: zentrifugal selbst in der politischen Ohnmacht.

Ein neues Verständnis für die Spätzeit des Ersten Reiches schließt sich dem neuen Verständnis für die gleichzeitige Barockdichtung an, von der a u c h erst in letzter Zeit entdeckt worden ist, daß sie mehr ist als Schrulle oder Formlosigkeit (Csysarz). Leibniz war der geistigste Vertreter des deutschen Politiktreibens im Barockstil; auch er ist als schöpferische Gestalt noch lange nicht ausgeschöpft. Übrigens war er zugleich Mathematiker, Weltmann, leidenschaftlicher politischer Mensch u n d Monadenmystiker; auf alle diese Weisen kann man deutsch sein, die „deutsche Innerlichkeit" ist kein genügender Grund, an Wirklichkeitsgewappnetheit anderen Völkern nachzustehen.

Die gewaltige Suggestion, welche ein Einheitsstaat erzeugt, ist uns Deutschen nun geschenkt worden, dazu ein eigener Stil des politischen Handelns. Die Welt sieht ja jetzt schon, ob den Deutschen staatsmännisches Talent mangelt, oder nicht.

Für die deutsche S o l d a t e n l e i s t u n g führe ich ohne jeden Kommentar die Schaubilder 29, 30 vor.

Im ganzen darf man wohl ebenso aus der Weltgeschichte wie aus den allgemeinen seelischen Gegebenheiten schließen, daß Kriegsleistung den nördlichen europäischen Völkern mehr liegt als den südlichen. Sie sind mehr auf Taten aus, haben auch die „abgehärteteren" Nerven. Im besonderen sind aber die Deutschen hervorragende S o l d a t e n, weil Soldatentum jenes Kriegertum ist, das dem deutschen Wesen besonders entspricht. Der Soldat handelt im Dienste einer sachlichen Aufgabe, er übt, wie es auch hieß, das Kriegs h a n d w e r k aus, dem der Sieg nicht bloß als Erlebnis, Eitelkeit oder Nutzen gilt, sondern als eine lobenswerte Werkleistung. Der Soldat wird auch selbst zum Teil eines sachlichen

Ganzen, zwingt sich die „Präzision eines Uhrwerkes“ ab, über welche die Welt ganz besonders im deutschen Feldzuge 1940 nicht genug staunen konnte. Hingegen entspricht es eher wieder den allgemeinen „zentrifugalen“, angriffslustigen Neigungen aller nordischen Völker, daß der deutsche Soldat immer den Angriff sucht, den Angriff auch für die beste Verteidigung hält (Hundeiker).

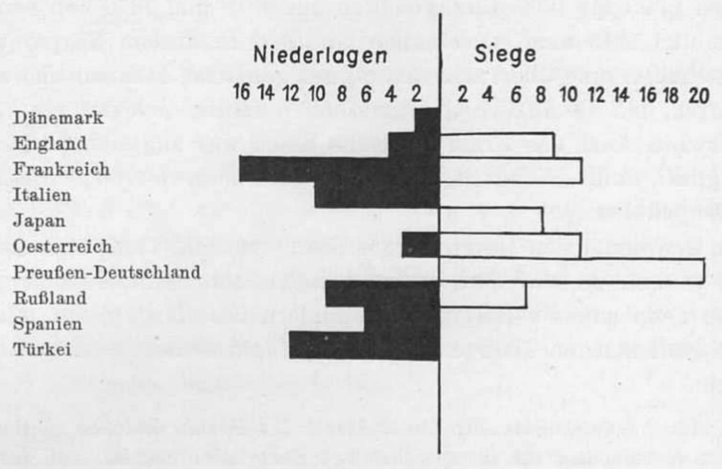


Abb. 29. „Schlachtenbilanz“ 1815—1908. (Material Pflugk-Hartung.)

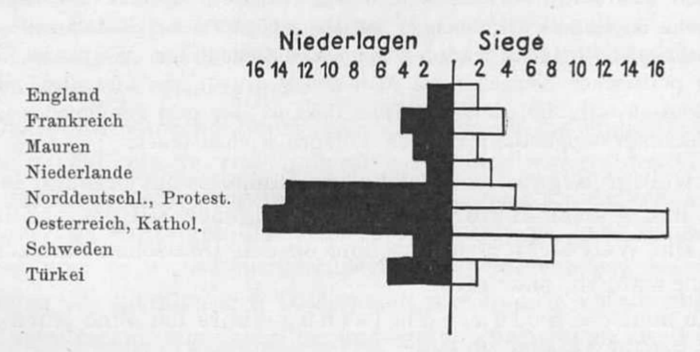


Abb. 30. „Schlachtenbilanz“ 1500—1650. (Material Pflugk-Hartung.)

Durch die Verbindung dieser Eigenschaften waren die Deutschen, und zwar die Deutschen von der Schweiz im Südwesten bis zu den Preußen im Nordosten in allen europäischen Kriegen so hochbegehrte Hilfstruppen der verschiedensten Herren (vgl. Kuntze „Verlorenes Blut“). Seit Friedrich II. versammelt sich diese unvergleichliche Kraft immer einhelliger und ist heute einzig und allein Großdeutschland dienstbar geworden.

Nun wollen wir uns den deutschen Stammeseigenarten innerhalb des Gesamtvolkes zuwenden.

In körperlich rassenkundlicher Hinsicht habe ich 1932 eine Dreizonenteilung des deutschen Raumes vorgeschlagen, die ich heute durchaus wiederholen kann:

I. Nordwestdeutsche (und wahrscheinlich auch nordostdeutsche) Bevölkerungen sind meist großgewachsen, hell, haben langen, aber gleichzeitig breiten Kopf und breites Gesicht.

II. Mitteldeutsche Bevölkerungen in Schlesien, Sachsen, Thüringen, Franken, Schwaben sind verhältnismäßig kleinwüchsig, kurzköpfig, niedriggesichtig und reichlicher von dunklen Menschen durchsetzt.

III. Alpendeutsche Bevölkerungen sind wieder großwüchsiger und haben einen längeren, eher weniger kurzförmigen Kopf. Ihr Gesicht ist schmäler. Dunkle Menschen sind noch etwas häufiger.

I gehört zur Zone vorwiegend reinheller, II und III zur Zone vorwiegend nichtbrauner (farbgemischter) Augen. Im ganzen ist der „typische Deutsche" von heute im Körperbau b r e i t e r als westlichere Völker (insbesondere Engländer, aber auch Franzosen?, Spanier). P i n d e r hat in seiner Schrift über den Naumburger Dom sehr richtig vermerkt, daß sich schon die deutschen Menschen des 13. Jh. ebenfalls durch breiteren Bau von Engländern und Franzosen unterschieden, und daß es paradox wäre, wollte man unserem Volke eine Überschätzung überschmaler Rassenformen künstlich einpflanzen.

Besieht man die vielen, etwa in der Zeitschrift „der Norden" wiedergegebenen Bildnislichtbilder führender Persönlichkeiten, dann entdeckt man, daß englisch-schmale Männerköpfe offenbar auch in Skandinavien eine Ausnahme darstellen; ebenso ist die nationalsozialistische Führerschicht eine Auslese kernig, groß und breit gebauter hellfarbiger Männer, keineswegs eine Auslese „nordischer" „Schmalinge" (der Ausdruck Schmaling von H e l l p a c h).

An psychologischem und kulturbiologischem Material gibt es allerlei K u l t u r s c h ö p f e r b i l a n z e n, die sich auswerten lassen, gibt es die volkskundlichen V o l k s c h a r a k t e r s c h i l d e r u n g e n (vgl. Abb. 31, 32 und das M. W ä h l e r sche Sammelwerk „Der deutsche Volkscharakter, eine Wesenskunde der deutschen Stämme"), und schließlich baue ich auf meine eigene, dem Probleme der deutschen Wesensart seit jeher zugewandte Erfahrung.

Beginnen wir mit Überlegungen an Hand von K u l t u r s c h ö p f e r b i l a n z e n! Auf den Unterlagen v. I s e n b u r g s beruht die Darstellung (Abb. 33). Danach ist die prozentuale Beteiligung Nieder-, Mittel- und Süddeutschlands an der Gesamtzahl deutscher „Kulturschöpfer" seit dem 16. Jh. etwa gleich groß, während im Mittelalter Niederdeutschland fast ganz ausfiel und Süddeutschland umgekehrt viel stärker zu Worte kam. Man kann also davon sprechen, daß die deutsche Kultur von Süden nach Norden wandere, eine Bewegung, die in den letzten Jh. jedoch eher mit

Volkscharakterurteile I

<table>
<tr><th colspan="3">Gegensatzpaare von Charaktermerkmalen
Bezeichnung:
senkrechte Striche ‖ | — waagrechte Striche = —</th><th>Nordfriesland (Jensen) 1</th><th>Halligen (Weigelt) 2</th><th>Helgoland (Siebs Vater) 3</th><th>Helgoland (Siebs Sohn) 4</th><th>Friesen 5</th><th>Norderney 6</th><th>Ostfriesen (Lügkes) 7</th><th>Ostfriesen (Schrader) 8</th><th>Niedersachsen (Lauffer) 9</th><th>Elbwesergnst. (Klenk) 10</th><th>Rügen (Riehl) 11</th><th>Altmark (Wähler) 12</th><th>Westfalen 13</th><th>Mennoniten Danzig (Keiter)</th><th>Mennoniten Rußland (Keiter)</th><th>Ostpreußen (Dahn) 11</th><th>Ostniederdeutsche 11</th><th>Vogelsberg 15</th><th>Taunus 16</th><th>Eifel 17</th><th>Luxemburg 18</th><th>Hunsrück 19</th><th>Mosel-Saar 20</th><th>Rheinfränkische Saar 20</th><th>Odenwald-Franken 33</th><th>Rheinland 22</th><th>Rheinhessen 23</th><th>Pfalz (Becker) 22</th><th>Pfalz, insbes. Vorderpfalz 21</th><th>Pfalz (Riehl) 24</th></tr>
<tr><td>I. Verhalten</td><td>vielredend</td><td>wenig redend</td><td>‖</td><td>‖</td><td>|</td><td>|</td><td></td><td>‖</td><td></td><td>|</td><td>=</td><td></td><td></td><td>‖</td><td>‖</td><td>|</td><td>|</td><td>|</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>|</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>—</td><td></td></tr>
<tr><td></td><td>höflich, fein</td><td>derb</td><td></td><td>‖</td><td></td><td>|</td><td></td><td></td><td></td><td>|</td><td>+</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>|</td><td>|</td><td>—</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>—</td><td>|</td><td></td><td></td><td></td><td>|</td><td></td><td></td></tr>
<tr><td></td><td>fleißig</td><td>träge</td><td>‖</td><td></td><td>+</td><td></td><td></td><td>—</td><td>|</td><td></td><td>|</td><td>‖</td><td></td><td>|</td><td>+</td><td>|</td><td>|</td><td>|</td><td></td><td>‖</td><td>‖</td><td>|</td><td></td><td>‖</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>|</td><td></td><td></td><td></td></tr>
<tr><td></td><td>mäßig</td><td>genußfreudig</td><td>=</td><td>—</td><td></td><td></td><td></td><td>—</td><td>=</td><td></td><td>—</td><td>=</td><td></td><td>|</td><td>‖</td><td>+</td><td>+</td><td></td><td></td><td></td><td>|</td><td>|</td><td>—</td><td>|</td><td></td><td></td><td>|</td><td></td><td></td><td>—</td><td>—</td><td></td></tr>
<tr><td></td><td>Geldstreben</td><td>wenig geldstreb.</td><td></td><td></td><td>‖</td><td>|</td><td></td><td>—</td><td>|</td><td></td><td>|</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>|</td><td>|</td><td></td><td>|</td><td></td><td></td><td>|</td><td></td><td></td><td></td><td>|</td><td></td><td></td><td>‖</td><td>|</td><td>‖</td><td></td></tr>
<tr><td></td><td>leichtsinnig</td><td>sparsam</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>+</td><td></td><td></td><td>—</td><td>=</td><td></td><td>—</td><td></td><td>—</td><td>—</td><td></td><td></td><td>—</td><td>=</td><td>=</td><td>—</td><td>—</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>+</td><td></td><td></td><td>‖</td></tr>
<tr><td>II. Temperament</td><td>heiter</td><td>ernst</td><td>=</td><td>—</td><td></td><td>∓</td><td></td><td>=</td><td>=</td><td>=</td><td>—</td><td></td><td></td><td>—</td><td>+</td><td>+</td><td>—</td><td>—</td><td></td><td>=</td><td>—</td><td>—</td><td></td><td>—</td><td>—</td><td>+</td><td></td><td>‖</td><td>|</td><td></td><td>|</td><td>|</td></tr>
<tr><td></td><td>lebhaft</td><td>ruhig</td><td>=</td><td>—</td><td>—</td><td>—</td><td>—</td><td>—</td><td>=</td><td></td><td>—</td><td>—</td><td></td><td>—</td><td>‖</td><td>—</td><td>—</td><td>—</td><td></td><td></td><td>—</td><td>—</td><td></td><td>—</td><td>—</td><td>|</td><td></td><td>‖</td><td>|</td><td></td><td>‖</td><td></td></tr>
<tr><td></td><td>schnell, fix</td><td>langsam, bedächtig</td><td>—</td><td></td><td>—</td><td></td><td></td><td>—</td><td>=</td><td>=</td><td>—</td><td>—</td><td></td><td>—</td><td>+</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>—</td><td>|</td><td>|</td><td>|</td><td>‖</td><td>‖</td></tr>
<tr><td></td><td>unternehmend</td><td>nicht unternehm.</td><td></td><td>|</td><td></td><td></td><td></td><td>—</td><td>—</td><td></td><td>|</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>‖</td><td>‖</td><td>|</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>|</td><td></td><td>|</td><td>|</td><td>|</td><td>‖</td><td></td></tr>
<tr><td></td><td>kernig</td><td>weich</td><td>‖</td><td>|</td><td></td><td>|</td><td></td><td>|</td><td>‖</td><td></td><td>|</td><td></td><td></td><td>|</td><td>∓</td><td>|</td><td>|</td><td>‖</td><td></td><td>‖</td><td></td><td>|</td><td>—</td><td>‖</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>—</td><td></td><td>—</td><td>—</td></tr>
<tr><td></td><td>plötzl. Leidenschaft, Zorn</td><td>gleichmütig</td><td></td><td></td><td></td><td>|</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>|</td><td>|</td><td>|</td><td></td><td></td><td>—</td><td>—</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>|</td><td></td><td></td><td></td><td></td></tr>
<tr><td></td><td>Trotz, Starrsinn</td><td>verständig, gutmütig</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>‖</td><td>‖</td><td>‖</td><td></td><td>|</td><td></td><td>|</td><td>‖</td><td></td><td>—</td><td>—</td><td>‖</td><td></td><td>|</td><td></td><td></td><td>|</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>+</td><td></td><td></td><td></td></tr>
<tr><td>III. Begabung</td><td>klug</td><td>unklug</td><td>|</td><td>‖</td><td>|</td><td>|</td><td>|</td><td>‖</td><td>+</td><td></td><td>+</td><td>|</td><td></td><td>|</td><td>—</td><td>|</td><td>|</td><td>—</td><td></td><td></td><td>|</td><td>—</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>|</td><td>|</td><td>|</td><td></td></tr>
<tr><td></td><td>anschauliches Denken</td><td>unanschauliches Denken</td><td>=</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>—</td><td>—</td><td>—</td><td>+</td><td></td><td></td><td>—</td><td></td><td></td><td>—</td><td>—</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>—</td><td>|</td><td></td><td></td><td>|</td><td></td><td>‖</td><td>‖</td></tr>
<tr><td></td><td>phantasiereich</td><td>— arm</td><td>=</td><td></td><td>=</td><td></td><td></td><td>=</td><td>=</td><td>—</td><td>—</td><td></td><td></td><td>—</td><td>—</td><td>—</td><td>—</td><td>—</td><td>—</td><td></td><td></td><td>‖</td><td>—</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>‖</td><td></td><td></td><td>—</td><td></td></tr>
<tr><td></td><td>religiös</td><td>unreligiös</td><td>—</td><td>|</td><td>|</td><td></td><td>|</td><td>+</td><td>+</td><td>|</td><td>+</td><td>—</td><td></td><td></td><td>‖</td><td>|</td><td>‖</td><td></td><td>—</td><td>|</td><td>|</td><td></td><td>|</td><td>‖</td><td>‖</td><td>|</td><td></td><td>|</td><td></td><td>—</td><td>=</td><td></td></tr>
<tr><td></td><td>abergläubisch</td><td>aufgeklärt</td><td>—</td><td></td><td>=</td><td></td><td>—</td><td>—</td><td>—</td><td></td><td>+</td><td>|</td><td></td><td></td><td>|</td><td>=</td><td>—</td><td></td><td>—</td><td>‖</td><td>—</td><td></td><td>|</td><td>‖</td><td></td><td></td><td></td><td>|</td><td>—</td><td>=</td><td>=</td><td></td></tr>
<tr><td></td><td>bildkunstbegabt</td><td>— nicht begabt</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>—</td><td></td><td>—</td><td>—</td><td></td><td>=</td><td>—</td><td></td><td>=</td><td>—</td><td>—</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>=</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td></tr>
<tr><td></td><td>tonkunstbegabt</td><td>— nicht begabt</td><td></td><td>|</td><td></td><td></td><td></td><td>+</td><td>=</td><td>—</td><td>—</td><td></td><td>—</td><td></td><td></td><td>—</td><td>—</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>—</td><td></td><td>‖</td><td>‖</td><td></td><td></td><td></td><td>|</td><td>‖</td><td></td></tr>
<tr><td></td><td>Witz, Schlagfertigkeit</td><td>— nicht</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>+</td><td></td><td></td><td>+</td><td></td><td></td><td>—</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>—</td><td></td><td>|</td><td></td><td>|</td><td></td><td>|</td><td>—</td><td>|</td><td>|</td><td>|</td><td>‖</td><td>‖</td></tr>
<tr><td>IV. Charakter im engeren Sinn</td><td>zähe</td><td>wankelmütig</td><td>|</td><td></td><td></td><td>|</td><td>‖</td><td>|</td><td>‖</td><td></td><td>|</td><td>|</td><td></td><td>|</td><td>+</td><td>|</td><td>‖</td><td>‖</td><td></td><td>|</td><td>|</td><td>|</td><td></td><td>|</td><td></td><td></td><td>‖</td><td></td><td>—</td><td></td><td>=</td><td>—</td></tr>
<tr><td></td><td>zuverläßlich</td><td>unzuverlässig</td><td>‖</td><td>‖</td><td>|</td><td></td><td></td><td>‖</td><td></td><td>|</td><td>‖</td><td></td><td></td><td>‖</td><td>‖</td><td>|</td><td>|</td><td>|</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>|</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>—</td><td></td></tr>
<tr><td></td><td>zutraulich</td><td>mißtrauisch</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>|</td><td></td><td></td><td>|</td><td></td><td></td><td></td><td>=</td><td>|</td><td>|</td><td>|</td><td></td><td></td><td>=</td><td>—</td><td>—</td><td></td><td>+</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td></tr>
<tr><td></td><td>bieder</td><td>verschmitzt</td><td>|</td><td></td><td>—</td><td>—</td><td>∓</td><td>∓</td><td></td><td>∓</td><td></td><td></td><td>|</td><td>‖</td><td></td><td>|</td><td>|</td><td>‖</td><td></td><td>|</td><td></td><td></td><td>|</td><td></td><td>+</td><td>|</td><td></td><td>+</td><td>|</td><td></td><td></td><td></td></tr>
<tr><td></td><td>zugänglich</td><td>verschlossen</td><td>=</td><td></td><td></td><td>—</td><td></td><td>=</td><td>=</td><td></td><td>=</td><td></td><td>—</td><td>=</td><td>—</td><td>+</td><td>+</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>=</td><td></td><td>—</td><td>—</td><td>|</td><td></td><td>‖</td><td>|</td><td></td><td></td><td></td></tr>
<tr><td></td><td>standesbewußt</td><td>gleichheitlich</td><td></td><td></td><td>=</td><td></td><td></td><td>—</td><td></td><td></td><td>+</td><td>=</td><td></td><td></td><td>=</td><td>|</td><td>|</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>|</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>|</td><td></td><td></td><td></td></tr>
<tr><td></td><td>stolz</td><td>bescheiden</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>|</td><td></td><td></td><td>|</td><td></td><td></td><td>|</td><td></td><td>|</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>—</td><td>|</td><td>—</td><td></td><td></td><td>|</td><td></td><td></td><td></td><td>|</td><td>|</td><td>|</td></tr>
<tr><td></td><td>bildungsbestr.</td><td>geistig stumpf</td><td>‖</td><td>‖</td><td>|</td><td>|</td><td>|</td><td>|</td><td>∓</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>‖</td><td>|</td><td>—</td><td></td><td></td><td>=</td><td>=</td><td>—</td><td>=</td><td>—</td><td></td><td></td><td></td><td>|</td><td>|</td><td>‖</td><td>—</td><td></td></tr>
<tr><td></td><td>konservativ</td><td>neuerungslust.</td><td>|</td><td>|</td><td>—</td><td>|</td><td></td><td>|</td><td></td><td></td><td>‖</td><td>‖</td><td>‖</td><td>‖</td><td>‖</td><td>‖</td><td>|</td><td></td><td></td><td>|</td><td></td><td>‖</td><td>|</td><td>|</td><td>‖</td><td>|</td><td>‖</td><td></td><td>—</td><td></td><td>=</td><td></td></tr>
</table>

‖ und =: stark ausgeprägt. | und —: mäßig ausgeprägt. + und ∓: beide Eigenschaften des Gegensatzpaares. Leere Felder: Urteil fehlt oder ist unentschieden. Nummer hinter der Bevölkerungsangabe: Nummer des Quellenverzeichnisses.

einem Rückgang Mitteldeutschlands als einem Rückgang Süddeutschlands verbunden scheint. Man vergesse aber nicht, daß es sich um Relativzahlen handelt bei Verzwanzigfachung (!) der absoluten Anzahlen. Der allmähliche Abstieg Mitteldeutschlands beruht vor allem darauf, daß Franken und seit dem 18. Jh. auch Thüringen diesen starken Anstieg **nicht** **mitmachen**.

Volkscharakterurteile II

Gegensatzpaare von Charaktermerkmalen — Bezeichnung: senkrechte Striche ‖ |	waagrechte Striche = —
I. Verhalten	
viel redend	wenig redend
höflich, fein	derb
fleißig	faul
mäßig	genußfreudig
Geldstreben	wenig geldstreb.
leichtsinnig	sparsam
II. Temperament	
heiter	ernst
lebhaft	ruhig
schnell, fix	langsam, bedächtig
unternehmend	nicht unternehm.
kernig	weich
plötzl. Leidenschaft, Zorn	gleichmütig
Trotz, Starrsinn	verständig, gutmütig
III. Begabung	
klug	unklug
anschauliches Denken	unanschauliches Denken
phantasiereich	— arm
religiös	unreligiös
abergläubisch	aufgeklärt
bildkunstbegabt	— nicht begabt
tonkunstbegabt	— nicht begabt
Witz, Schlagfertigkeit	— nicht
IV. Charakter im engeren Sinne	
zähe	wankelmütig
zuverlässig	unzuverlässig
zutraulich	mißtrauisch
bieder	verschmitzt
zugänglich	verschlossen
standesbewußt	gleichheitlich
stolz	bescheiden
bildungsbestr.	geistig stumpf
konservativ	neuerungslust.

Spalten (Gebiete): Oberharz (Blumenhagen) 11, Unterharz (Blumenhagen) 11, Thüringen 25, Vogtland 12, Vogtland (Köhler) 26, Erzgebirge 26, Erzgebirge 12, Erzgebirge 14, Mitteldeutschland 14, Mitteldeutschland (Wähler) 12, Oberlausitz 14, Meißen (Laube) 11, Schlesien Gebirge 27, Schlesien Ebene 27, Riesengebirge 28, Riesengebirge Vorland 28, Friedersdorf 29, Schlesien (Freytag) 11, Schwaben (Nadler) 11, Schwaben (Walther) 30, Alemannen 31, Genkingen (Albdorf), Schwaben (Hellpach) 31, Böhmerwald 33, Böhmerwald (Rank) 11, Oberbayern (Riehl) 24, Miesbach 34, Bayern (Nadler) 11, Tirol (Laube) 11, Österreich (Postl) 11, Steirer (Rosegger) 11, Deutsch-Mährer (Postl), Siebenbürgen 35, Siebenbürgen (Bergner) 36, Tschechen 33, Wenden 14, Kuren 37, Masuren 37

‖ und =: stark ausgeprägt.
| und —: mäßig ausgeprägt.
+ und ∓: beide Eigenschaften des Gegensatzpaares
Leere Felder: Urteil fehlt oder ist unentschieden.
Nummer hinter der Bevölkerungsangabe: Nummer des Quellenverzeichnisses.

Abb. 31, 32. Übersicht über die Volkscharakterbeurteilung im volkskundlichen Schrifttum (aus Keiter, 1936).

Wie stark historische Umweltsverhältnisse an der Kulturschöpferbilanz beteiligt sind, ergibt sich schon aus der Vervielfachung der Gesamtzahl.

Von der engeren Auswahl von 450 großen Deutschen aller Gebiete, welche die Bildnisausstellung anläßlich der Berliner Olympiade zeigte, sind im 17., 18. und 19. Jh. annähernd je 50% in Niederdeutschland ge-

boren, also mehr als in der Isenburgschen (nach persönlicher Mitteilung auf Konversationslexika aufgebauten) Zählung. Nach den Gesamtzahlen im Reichshandbuch der Deutschen Gesellschaft 1930 (RDG) stehen sogar 1839 Niederdeutschen der Gegenwart nur 1514 Mittel- und Oberdeutsche gegenüber, wobei allerdings Österreich und Schweiz völlig

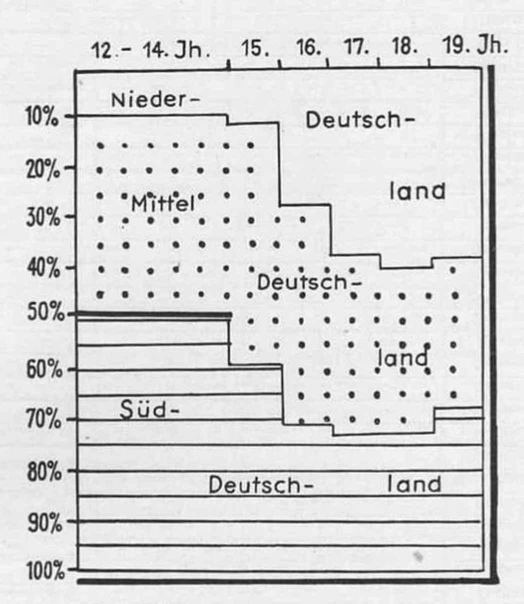


Abb. 33. Der Anteil Nieder-, Mittel- und Süddeutschlands an der Kulturschöpfer-Gesamtbilanz (Material v. Isenburgs).

fehlen und sich die Stellung Berlins als Reichshauptstadt, die aus allen Gebieten die Talente anzieht, auswirkt. Auch sonst hat die Verstädterung in den letzten Jahrzehnten gerade in Niederdeutschland am meisten zugenommen. Und schließlich ist das Buch in Berlin verlegt . . .

Umgerechnet auf die Million der Bevölkerung ergeben die im Reichshandbuch Genannten das Kärtchen 34. In Niederdeutschland ist die Verteilung sehr ungleichmäßig: 38 in Pommern, 169 die Bevölkerung des Harzgebietes, 45 Bremen-Oldenburg, 100 Westfalen und Niederrhein. Mittel- und Süddeutschland sind gleichmäßiger beteiligt, bleiben aber im ganzen sicher stärker zurück, als den Tatsachen entspricht.

Für die neueste Zeit seien zwei Zählungen vorgeführt: Von den Ministern, Reichsleitern und Gauleitern des Großdeutschen Reiches sind 46% in Süddeutschland(!), 40% in Niederdeutschland und nur 14% in Mitteldeutschland geboren. Die nun auf einmal so gewaltige Beteiligung Süddeutschlands ist ein Beispiel dafür, wieviel bedeutende Männer ein einziger überragender Führer um sich her wecken kann, Niederdeutsch-

land erscheint durch das politische Schwergewicht Preußen-Deutschlands weiterhin bevorzugt.

Die 275 „Dichter unserer Zeit“ der Lennartzschen Zusammenstellung (1938) entfallen, wenn man jede der drei Zonen noch einmal nach Ost und West unterteilt (was natürlich nicht rein schematisch, sondern den stammlichen Zusammenhängen folgend geschehen ist), in folgenden Zahlen auf die unterschiedenen Gebiete:

	West	Ost	Zusammen	
Nord	60	52 (einschl. Berlin)	112	40 %
Mitte	35	47 (von Thüringen an)	82	29 %
Süd	35	50 (Bajuvarien)	85	31 %

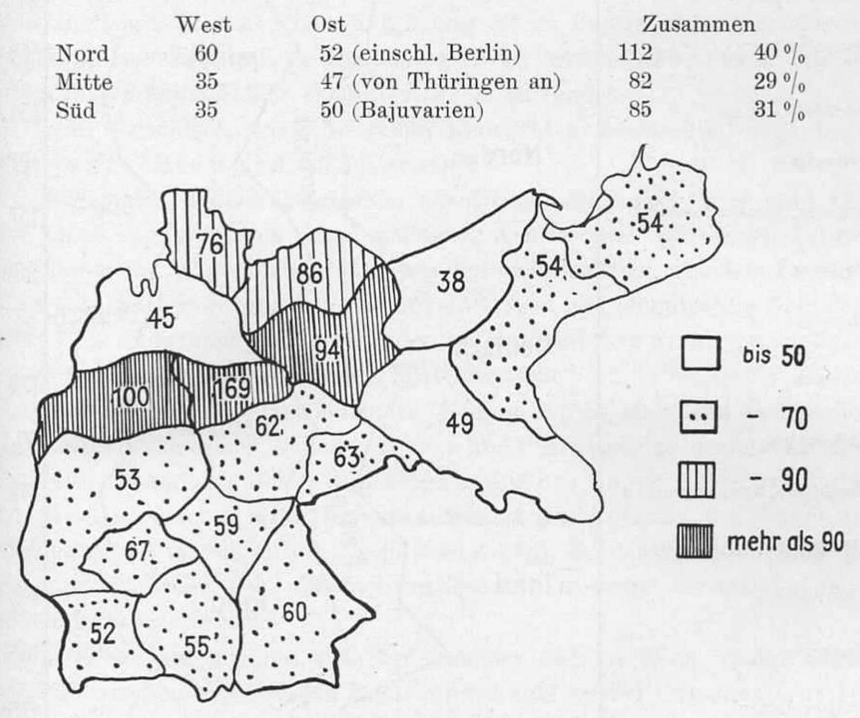


Abb. 34. Anzahl der im „Reichshandbuch der Deutschen Gesellschaft 1930“ auf die Million der Bevölkerung Genannten.

Auch hier erscheint der Süden im Verhältnis zur Bevölkerungszahl stark beteiligt. Von den 163 Schriftstellern des RDG. 1930 waren hingegen 66% Norddeutsche und ganze 16% Süddeutsche!

Wahrscheinlich beleuchten diese Unterschiede vor allem die Mißlichkeit solcher quantitativer Abschätzungsversuche, aber es ist doch auch gerade in der Politik und in der Literatur 1933 ein gewaltiger Wechsel gewesen. Es wäre nicht erstaunlich, wenn dieser Süddeutschland in seinen früheren Anteil wieder eingesetzt hätte, während mit dem staatlichen Aufschwunge Preußen-Deutschlands auch ein Aufschwung der kulturellen Produktivität des Nordens parallel gegangen wäre, bzw. dies ein Zeitraum gewesen wäre, in dem Menschen

norddeutschen Schlages bessere Aussichten hatten, bekannt zu werden. Auch das „Zwischenreich“ nach dem Weltkrieg hätte dann die gleiche Bevorzugung des Nordens im Gefolge gehabt. Das entspricht auch durchaus dem „relativ englischen“ Charakter dieser Zeit: kommerzielle, indu-

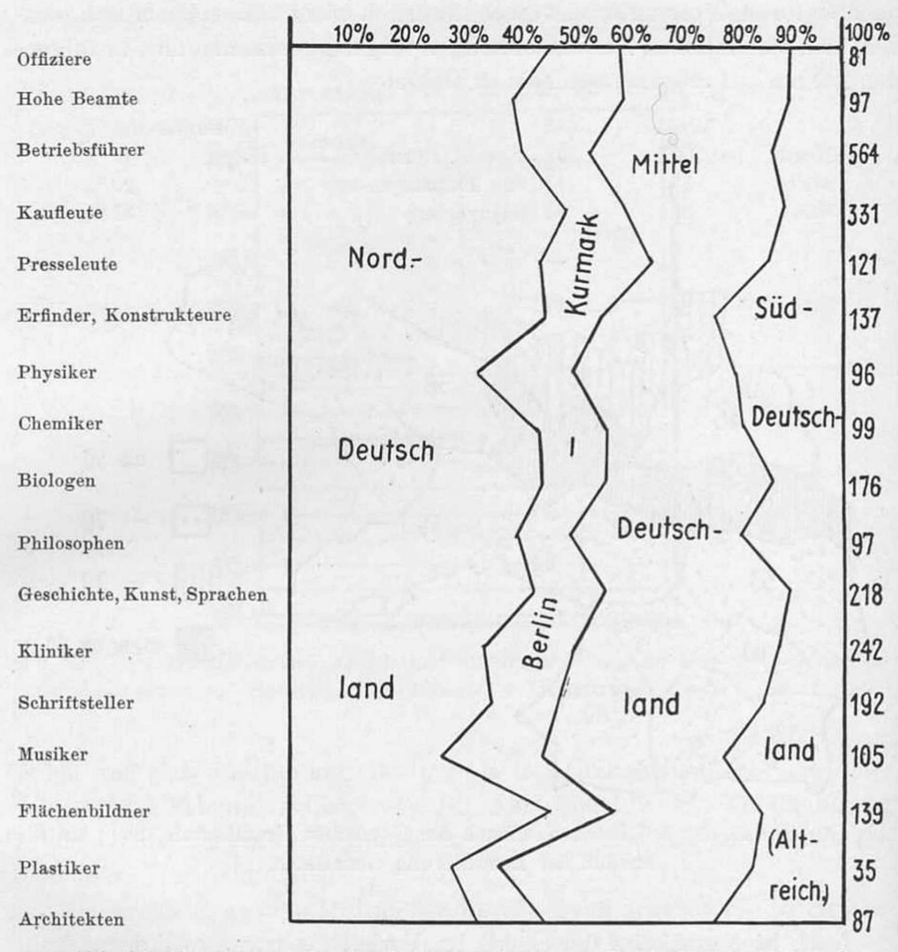


Abb. 35. Geburtsorte der im Reichshandbuch der Deutschen Gesellschaft von 1930 genannten.

strielle, utilitaristische, liberalistische, parlamentarische Gesinnung, all das weist seiner Herkunft nach auf England.

Man wird dem Zusammentreffen des jeweiligen Zeitgeistes (der durch die geistigen Entwickelungsreihen wahrscheinlich gemachten Gesinnung) mit dem relativ stetigen Volkscharakter in der Deutung von Kulturschöpferbilanzen große Bedeutung beimessen müssen. Z. B. ist eine der eindrucksvollsten Erscheinungen in Gerlachs Kartenmaterial, daß im Hochmittelalter die Dichtung am stärksten in Schwaben, Bayern und

Österreich blüht, während sie sich später nach Norden wendet. Das ritterliche Wesen hat eben viel Rückhalt an süddeutschem seelischen Schwung, ebensoviel z. B. wie das spätere disziplinierte Armeewesen an norddeutscher Tatensichtigkeit und Sachlichkeit. Man erinnere sich doch an Huizingas Bericht, wonach im (rassisch relativ süddeutschen, nicht vorwiegend blauäugigen) Flandern die Ritterei ungleich mehr Vorliebe fand als im rassisch niederdeutschen nachbarlichen Holland. Er belegt dies auch mit Zahlen. Diese Erklärung ist m. E. viel naheliegender als diejenige der Entnordung Süddeutschlands, welche Gerlach mit beträchtlicher unkritischer Leichtfertigkeit anwendet.

Nun versuchen wir, die schon gebrachten Zählungen nach Leistungsrichtungen zu unterteilen.

Unter den großen Deutschen der Olympiade-Ausstellung sind 65% der Groß-Organisatoren (Staatsmänner, Armee- und Wirtschaftsführer) Norddeutsche, hingegen nur 31% von den technischen Erfindern. Im RDG. sind von den Großorganisatoren nur 13%, von den technischen Erfindern aber 26% Süddeutsche. Die Erfinder im Material Isenburgs sind nur zu 25% Niederdeutsche, zu 50% Mitteldeutsche.

Aus diesen übereinstimmenden Zahlen ergibt sich, daß technisches und organisatorisches Talent offenbar nicht miteinander verbunden sind, wie man vermuten könnte, weil beide sachliches Konstruieren verlangen. Die Niederdeutschen haben im Organisieren den Vorrang, die Mittel- und Süddeutschen im eigentlich Technischen. Vgl. dazu auch die früher gegebenen Kärtchen über die nichtniederdeutsche Lage der meisten deutschen Industriezweige!

Dies scheint mir ein sehr bedeutsamer Befund. Was ist der Unterschied zwischen technischem Konstruieren und großer Organisation? Der Organisator muß fest und instinktsicher im Netze der konkreten Gegebenheiten hängen, muß in dem Augenblicke, in dem es gerade notwendig wird, das Richtige treffen, er ist von den Zeitumständen so abhängig wie der Bauer vom Wetter. Der Techniker hingegen konstruiert zwar ebenso sachlich richtig, aber seine Maschine bewegt sich morgens wie abends, heute wie in zehn Jahren. Technische Erfindungen sind viel zeitlosere Werke als Organisationsleistungen und dadurch ein gut Stück von der konkreten Wirklichkeit losgelöst.

Wir erinnern uns der auf den Gipfel getriebenen konkreten Tatensichtigkeit der Engländer. Offenbar verdankt der Norddeutsche seine organisatorischen Erfolge der gleichen nordischen Rasseneigenschaft. Nur besteht der Unterschied zwischen Engländern und Deutschen auch hier darin, daß die Engländer improvisieren wollen, während jede deutsche Organisation systematisch (also immerhin ideell konstruiert) aufgebaut ist.

Die technische Erfindung ist dagegen auf zeitlose Werke aus. Das ist Handwerkerart und liegt den Niederdeutschen offenbar nicht im gleichen Maße. Im Vergleich zum Urbild des Praktikers, dem Bauern, ist der Handwerker Theoretiker. Er lebt in einer während des Schaffens größtenteils nur vorgestellten Welt. Handwerkerwerkstatt und Studierstube sind darin ähnlich.

Diese deutsche Handwerkerart ist städtisch, die Stadt als Werkstatt aber ist eine mittel- und südwestdeutsche, keineswegs ein typisch norddeutsche Kulturerscheinung. J. Bühler schildert, wie im Mittelalter in Süddeutschland alle 4—5, in Norddeutschland aber erst alle 8—10 Stunden eine Stadt stand.

Nun lese man einmal im Sammelwerke Wählers nach, in welchen Landschaften beklagt wird, daß das bäuerliche Volkstum dem Eindringen städtischen Wesens nicht standhalte. Solche Bemerkungen beginnen in der Pfalz, durchziehen ganz Mitteldeutschland (Heimindustrie, d. h. Handwerk auch außerhalb der Städte, ist gerade dort zuhause!) bis hin zum „hellen" Sachsen. Sie liegen auch den Südwestdeutschen gegenüber nicht ferne.

Ich zitiere kurz Dünninger über Mainfranken: „Das fränkische Seelenbild ist vorwiegend städtisch, auch das fränkische Dorf, der fränkische Bauer ist städtisch in seinem Wesen verglichen mit dem altbayrischen oder dem niedersächsischen Bauern. Fränkische Volkskultur wurde immer sehr stark von den Städten und den „hohen Stilen" her bestimmt. Es drängt den fränkischen Bauern ins Dorf. Er will Geselligkeit, läßt sich dabei aber von seinem Nachbarn nicht ins „Fenster gucken". Die heutige Verstädterung eines mainfränkischen Dorfes schildert in unvergleichlichem Realismus J. Müller-Sulzthal.

Gegenüber der niederdeutschen Bauern- und Organisatorenzone haben wir hier offenbar eine weitgedehnte neigungsmäßige Städter- und Handwerkerzone vor uns. Haben wir an der ersteren etwas relativ Englisches gefunden, so entsteht hier der Eindruck des relativ Französischen, wenn man daran denkt, daß z. B. Helbok und Haberlandt auch das französische Bauerntum durch eine weitgehende Urbanisierung gekennzeichnet sieht. Interessant ist, daß auch eine angeborene Neigung zur gleichheitlichen und geistig hellen Respektlosigkeit natürlichen und sozialen Rangordnungen gegenüber überall auf dem flachen Lande in Mitteldeutschland angetroffen wird.

Bajuvarien aber ist, wie auch Dünninger sagt, wiederum eine echte Bauernlandschaft. Ich will hier gleich zu kennzeichnen suchen, was das besagt. Bayern und Österreicher sind im Rahmen der deutschen Stämme durch ihre bezwingende — einmal liebenswürdige, dann aber auch wieder kotzengrobe „Natürlichkeit" ausgezeichnet, die geistigen Ansprüchen gegenüber oft naiv und ablehnend erscheint. Der Mitteldeutsche hat hingegen instinktiv eher vor Geist Respekt als vor Natur! Die baju-

varische Naivität ist nicht Dummheit und nicht Einfalt, sondern entspricht der Naivität des Künstlers, der da sagt: Wozu Worte machen, wenn man schauen kann; so erfährt der Theoretiker in Wien wie in Oberbayern oft eine lächelnde innere Ablehnung, die er nicht begreifen kann und die besagt: wozu Probleme, wenn man leben kann, wozu denken, wenn man etwas ist.

Viele solcher Situationen stehen mir handgreiflich vor Augen, sie bedeuten auf Volkstumsunterschiede bezogen das gleiche wie die entwaffnende Macht, der der bebrillte Professor erliegt, wenn er an eine echte Frau kommt.

Die Westgrenze solcher Naivität liegt zwischen Bayern und Schwaben, Tirol und Vorarlberg, die Nordgrenze zwischen Bayern und Franken, Österreichern und Sudetenländern.

Die sehr verschiedene Reaktionsweise der bayrischen und fränkischen Jugend hat Huth aus den Ergebnissen der Berufseignungsprüfungen gedeutet. Die Bayern sind viel langsamer, gründlicher, haben Sinn für Form, die Franken haben schnelleres Tempo, gutes Gedächtnis und sind sprachgewandter.

Der Unterschied zwischen Alpendeutschen und Sudetendeutschen tritt in Wien, wo sich beide in etwa gleicher Zahl und in gleicher Umwelt treffen, sehr deutlich zutage.

Es ergibt sich ohne weiteres, daß diese Zone künstlerhaften Erlebens mit dem südlichen Nachbarn etwas zu tun hat, daß sie ein relativ italienischer Teil Deutschlands ist. Aber „relativ italienisch“ bedeutet natürlich wiederum nicht „weniger deutsch“. Wer das verwechselt, der denke einmal daran, was für verschiedene Volkskulturwelten Italiener und Bajuvaren in Südtirol aus der gleichen Alpen-Umwelt gemacht haben.

Sucht man aber die „Künstlerhaftigkeit“ und Naivität der Bajuvaren aus der Bevölkerungsgeschichte zu verstehen, dann stößt man auf Helboks wichtiges Ergebnis, daß die Romanisierung in Bajuvarien zwar weit weniger heftig war als in Alemannien und im Rheinland, aber auch wieder nicht so schroff ausgetilgt wurde wie weiter im Westen. Und man greift noch weiter zurück zu dem Ergebnis der Bodenfunde, nach dem gerade die österreichischen Alpen von den Kelten umgangen wurden und ihre vorkeltische, illyrische Bewohnerschaft behielten. Diese Illyrer sind aber, wie wir weiter oben gesehen haben, auch ein sehr wichtiges Bevölkerungselement Oberitaliens.

Man könnte daher geradezu die Frage aufwerfen, ob Italien nicht umgekehrt einen Teil seiner Kunstfähigkeiten von den gleichen Bajuvaren-Vorgängern habe, deren Veranlagung offenbar auch für das heutige Bajuvarengebiet rassenpsychologisch wichtig ist und ihm sein Sondergepräge unter den deutschen Stämmen gibt. Weitreichende Vermutungen, aber sie zeigen Wege auf!

Natürlichkeit und Unreflektiertheit der Bayuvaren stehen in schroffstem Gegensatz gerade zu den sonst zonengleichen Franzosen. Das so verschiedene Wesen der oft verglichenen Städte Paris und Wien zeugt davon, wie überhaupt die Großstädter von den Volkseigenarten kaum etwas verlieren, was auch wieder ein Beweis dafür sein mag, daß diese nicht bloß historisch begründet sind. Die „Gemütlichkeit" des Wieners ist vom „Esprit" des Franzosen nicht weniger weit entfernt als der Neuplatonismus vom Aristotelismus, als Natur und Geist.

Wie jede Künstlerhaftigkeit ist auch die bayuvarische natürlich in mancher Hinsicht „Oberflächlichkeit". Aber diese Wiener Oberflächlichkeit ist wieder eine solche des Gefühles, nicht der Erregung, hat die Weisheit des Lebenskünstlers, nicht die Eitelkeit des Schauspielers, ist auf die schöne Welt bezogen, nicht auf die Mitmenschen.

So steht dem t a t e n sichtigen niedersächsischen der n a t u r sichtige bajuvarische Bauer am anderen Ende Deutschlands gegenüber.

Nun wieder zu den Einzelangaben!

Besonders gering ist der Anteil Norddeutschlands, wie zu erwarten, an den Musikern (nach RDG. 1930 27%, nach I s e n b u r g 26%).

Der deutsche F i l m ist bekanntlich, obwohl in Berlin hauptsächlich gedreht, doch stark eine Domäne der Österreicher, und zwar auch der ernste Film.

Von den Stilen der bildenden Kunst hat der romanische und der klassizistische, wie wir gesehen haben, besondere Beziehung zu Norddeutschland. Niederdeutschland ist n i c h t gotisch bestimmt wie England, die niederdeutsche Gotik ist auch körperhafter, schwerer als die sonstige Gotik.

Der spätgotische Stil mit seiner Fortsetzung in der „deutschen Renaissance" hat Beziehungen zu Mitteldeutschland, der Barockstil solche zu Süddeutschland, und zwar in erster Linie zum Südosten, aber recht stark doch auch zum alemannischen Südwesten.

Der „saubere" klare und plastische Naturalismus (eine durchaus dinggläubige, unsubjektivistische Malweise) ist ein gemeindeutscher Kunstwert, wie man nach der Künstlerverteilung im 19. Jh. nach D e h i o s Handbuch gut sehen kann. Er feiert im nationalsozialistischen Kunstwillen seine Auferstehung, seine dritte Blüte nach der Dürer- und nach der Biedermeierzeit. Der Expressionismus ist nach D e h i o - P a u l y der Herkunft seiner Vertreter nach vorwiegend norddeutsch.

Alle „Ausdruckskunst", alles B e t o n e n d e s I c h p r o b l e m s in der Kunst ist norddeutsch-nordeuropäisch. Sie geht zusammen mit besonderer Betonung des Z e i t f a k t o r s und mit g e r i n g e r L e i b h a f t i g k e i t der Welt. Die R o m a n t i k ist vorwiegend eine norddeutsche Kunsttheorie, dem entspricht auch die Herkunft ihrer wichtigsten Vertreter. Sie hat die Formel vom Kunstwerk als Ich-Ausdruck vorwiegend erfunden. Sie neigt gleichzeitig zu historischen Träumereien, liebt Burg-

ruinen, Rittertum usw., ebenso wie die Engländer als ganzes Volk an gefühlvoll betrachteten Überlebseln (Survivals) besonderen Gefallen finden. Sie liebt ferner das Mondlicht und die unleibhaftige Geisterwelt, die es erzeugt. Der richtige Kern von Nadlers Theorie, nach der alle nördlichen und östlichen deutschen Dichter neigungsmäßig Romantiker und alle südlichen und westlichen neigungsmäßig Klassiker seien, ist damit wohl bezeichnet. Nur sind Romantik und Klassizismus nicht Gegner, sondern Geschwister, zusammengehalten durch die geringe Leibhaftigkeit (Winckelmanns edle Einfalt und stille Größe konnte nur einem Norddeutschen beikommen) und durch die Liebe zu sehr Fernem. Unter den Malern sind die Klassizisten wie Carstens und die Romantiker wie Overbeck einander besonders ähnlich. Durch die Zweiheit Romantik und Klassizismus ist auch das Wesen der skandinavischen Kunst bezeichnet.

Die englische Kunst zeigt ihre geringe Neigung zur Leibhaftigkeit der Gegenstände in älterer Zeit durch die Bevorzugung linearen Gestaltens, in der Nachrenaissancezeit durch die Bläßlichkeit, für welche Van Dyk, der „Schicksalsmann der englischen Kunst" doch höchstens den Anstoß gegeben hat. Gainsborough wie Reynolds und die Maler ostasiatisch hauchzarter Landschaften, Turner und Whistler, sind bläßlich, englische Illustrations- ja sogar Landkartenwerke zeigen den gleichen Zug. Die „fade, kitschige Süßlichkeit" englischer Öldrucke, Reklame- und Postkartenmädchen entsteht ebenfalls durch die zu geringe Leibhaftigkeit dieser idealisierten Gestalten. Wenn die Italiener gleich stark verschönern, dann glaubt man ihnen doch, daß diese überirdisch vollkommenen Wesen wirklich leben.

Die deutsche Philosophie ist vor allem im Städter-Handwerkerdeutschland mit seinem leibhaftigeren und geistigeren Welterleben beheimatet. Der von Wechsler gezeigte Gegensatz von französischem Esprit und deutschem Geist spielt vor allem zwischen Alemannen und Franzosen.

Kein richtungsgebender deutscher Philosoph ist Bayuvare. Aus Norddeutschland stammen: Kant, in dem der Seele-Welt-Dualismus in gewisser Weise kulminiert (die Welt der Erscheinungen gebunden, die intelligible Welt aber frei). Herbart, der sich vor allem praktischen, pädagogischen und psychologischen Aufgaben zuwandte. Schopenhauer, der leidenschaftliche Hegelfeind und Kantanhänger, der anstelle der Dinghaftigkeit der Welt ihre Willenhaftigkeit setzt. Herder, der romantische Theoretiker des Volkstums, das die Bayuvaren praktisch leben. Wie man sieht, ist jeder von diesen Denkern typisch niederdeutsch. Der ihnen benachbarte Fichte aus der Oberlausitz stellt unter den „deutschen Idealisten" am meisten das Ich in den Vordergrund, ja zeigt sogar „solipsistische" Züge wie der Engländer Berkeley.

Den nicht-niederdeutschen Philosophen geht es mehr um die Welt an sich als um die Problematik Ich-Welt.

Den gleichen Unterschied kann man auch an den Dichtern heutiger Zeit feststellen. Lennartz vermerkt vor allem bei Niederdeutschen

starke Ichproblematik, Ringen um sich selbst, autobiographische Neigung usw., z. B. bei 42% der nordwestdeutschen Dichter. Sehr interessant ist, wie bei den jüngsten niederdeutschen Dichtern die Ichproblematik gegenüber der Gemeinschaftsidee und einer objektiveren Haltung dahinschwindet. Auch in dieser Hinsicht entsprechen wesentliche Forderungen des Nationalsozialismus eher nichtniederdeutschem Wesen. Den Gipfel hatte die literarische Ichproblematik, wie schon erwähnt, in Skandinavien. Sie war eine relativ skandinavische Erscheinung in einer relativ englischen Zeitepoche.

Bücherinteresse ist eine ausgesprochene Theoretiker-Erscheinung: Sich mit einer Vorstellungsumwelt zu umgeben, an der nur das bedruckte Papier augenblicklich gegenwärtige Außenwelt ist. Die Niedersachsen, die Ichproblematiker oder Weltpraktiker sind, sind möglicherweise auch die weniger bücherfreudigen. Ich habe im Adreßbuch deutscher Buchhändler gezählt, daß in den Mittelstädten der einzelnen Gebiete auf folgende Einwohnerzahlen eine Buchhandlung kommt:

Nordwest	8200	Mitte Ost	4000
Nordost	6500	Südwest	3800
Mitte West	5500	Südost	5500

Natürlich ist das nur ein erster Anhaltspunkt, aber er ist doch recht unterrichtend. Den Lesehunger, für dessen Befriedigung es kaum finanzielle Schranken gibt, kann man in der Anzahl der Leihbüchereien ausgedrückt finden, wobei noch zu bemerken ist, daß der Wunsch, Bücher zu besitzen, ein Feind des Leihwesens ist, welches das Buch mehr als einmaligen Vorgang denn als ständiges Objekt-erleben läßt.

Für die Leihbüchereien ergeben sich folgende Zahlen:

Nordwest	16 200	Mitte Ost	11 000
Nordost	15 800	Südwest	16 500
Mitte West	13 000	Südost	15 600

Leihbüchereien gibt es am meisten in Mitteldeutschland, in allen Städten Schlesiens, Sachsens, Thüringens, Frankens und der Rheinpfalz. Dort, wo es „echtes ungebrochenes" Bauerntum auf dem flachen Lande gibt, ist der volkstümliche Lesehunger auch in den Städten bemerkenswerter Weise geringer.

Noch weiter nach Süden, in Italien, ist der volkstümliche Lesehunger noch viel geringer, was die Italiener mit Recht darauf zurückführen, daß sie lieber in der unmittelbaren Gegenwart als in nur vorgestellten Welten leben. Diese unmittelbare Gegenwart ist aber eine solche von Objekten, nicht von Handlungen, daher die volkstümliche italienische Kunstfreudigkeit. Auch Freude am Kunstwerk ist ein theoretisches, ein Schauinteresse (griech. Theorein = Schauen). Die geringere Volkstümlichkeit bildender Kunst im Norden ist hingegen vor allem eine Folge des mehr aufs Praktische, aufs Handeln eingestellten

Interesses der durchschnittlichen, nicht besonders gebildeten Nordalpinen, denen das bloße Anschauen eines Bildes, das sie nicht weiter persönlich angeht, zu wenig Anreiz bildet. Wo Schönheit sich mit dem praktischen Leben verbindet, dort ist sie auch im Norden volkstümlich.

Es ist an dieser Stelle der geeignete Platz, eine Erklärung dafür anzuführen, warum das reine Interesse an der Wahrheit und an der Erkenntnis in Deutschland kulminiert wie das Interesse am Kunstwerk in Italien. So wie Bildbetrachtung als nicht genügend mit dem eigenen Leben verbunden, nördlich der Alpen nirgends so volkstümlich ist wie südlich der Alpen, ist noch weiter im Norden, in klassischer Weise aber in England, auch die reine Wirklichkeitsbeschauung zu wenig praxisverbunden, um voll ernst genommen zu werden, während sie den südlicheren wieder zu schwerfällig ist (so wie die Bildbetrachtung den Orientalen zu wenig ekstatisch ist). Man kann diese Stufenfolge gut schematisch wiedergeben:

	Bildbetrachtung	**Wirklichkeitserkenntnis**
Vorwieg. dunkelbr. Zone	zu unekstatisch	zu vordergründig
„ braunäugige „	Gipfel!	zu schwerfällig
„ nichtbraune „	zu unpraktisch	Gipfel!
„ helläugige „	zu unpraktisch	zu unpraktisch

Die nördlichen unter den Franzosen halten wie die Deutschen sehr viel von Wissenschaft, die südlichen finden sie zu schwerfällig — genau den Zonenverhältnissen entsprechend!

In staatlicher Hinsicht fällt der Vorsprung einerseits der Bajuvaren, andererseits der Niedersachsen in der Weiträumigkeit der Gebilde auf. Von der Schweiz den Rhein abwärts und östlich durch Mitteldeutschland hindurch zieht sich die Zone der kleinsten, aber trotzdem territorial, dynastisch, nicht städtisch aufgebauten Staaten.

Das bayuvarische Neuland Österreich griff aufs stärkste aus, indem es im Westen bis Vorarlberg, im Osten bis in die Bukowina kam. Den eigentlichen Weg ins Reich hinein versperrte den Habsburgern der ebenfalls sehr ausdehnungsfähige bayrische Staat, der es zum Königtum, zweimal auch zum Kaisertum (Ludwig der Bayer, Karl VII) brachte und sich Schwaben und Franken einbezog. Die bayuvarischen Staaten wurden durch den unreflektierten, kunstwerkhaften Glanz zusammengehalten, der von den Dynastien ausging. Heute ist der gleiche Menschenschlag des Reichserlebnisses mit besonderer Hingabe fähig. München ist Hauptstadt der Bewegung, Nürnberg ihr kultischer Mittelpunkt. Österreich hat, meine ich, an einfacher Liebe zu Führer und Reich das mythisch ergreifendste vermocht; auch seine Frauen waren in einer Weise davon durchzittert, wie nur ein kunsthaftes Erlebnis Frauen zu packen vermag.

Demgegenüber hat die staatenbildende Kraft des deutschen Nordens einen reflektierten Charakter. Wille ist etwas, das man selbst sieht und wozu man sich u. U. zwingt, Disziplin ist zum Unterschied vom bloßen

Gehorsam eine freie Entscheidung des Ich, Soldatentum ist kein naives, sondern ein reflektiertes Kriegertum, Organisation ist im Gegensatz zum Organismus etwas Gewolltes, etwas Ausgedachtes.

In Niederdeutschland m u ß t e Preußen werden, sobald einmal der Gedanke der Armee im modernen Sinne, der Maschinenhaftigkeit des Zusammenwirkens disziplinierter Männerscharen historisch entstanden war. Wäre nicht Brandenburg Preußen geworden, dann wäre Hannover ein Preußen geworden, wozu im 17. Jh. schon ein guter Anlauf getan war.

Preußentum ist Volksgestaltung aus dem Geist der Armee. Es ist durchaus nichts Besonderes, sondern eigentlich das allgemeine und normale, daß der jeweilige Kriegerstand am stärksten die Art der Völker bestimmt. Adel ist ja nichts anderes als Kriegertum. Männlicher Adel ist dort, wo der mögliche Tod bewußt in die Tatenrechnung mit eingesetzt ist. Der Bürger stirbt der Idee nach so spät wie möglich, der Edelmann der Idee nach jederzeit, wenn es ihn trifft. Darum auch der heftige Kampf der philisterfeindlichen Farbenstudenten um ihr Zweikampfrecht.

Eine moderne Armee als Adelsstand hat Preußen früher und stärker als die anderen europäischen Völker durchgeführt. Die allgemeine Wehrpflicht hat dann ausgesprochen, daß e i n g a n z e s V o l k adelig sein könne, sie ist darum auch der ideelle Ursprung des deutschen Sozialismus.

Die Idee der Armee, des diziplinierten Zusammenwirkens, beherrscht heute Deutschland. Indem sie immer breitere Kreise des Lebens zieht und sich durch gewaltige Erfolge ausweist, steigt ihre Resonanz auch in der mittel- und süddeutschen Zone unaufhaltsam. Der Süden wird dahinterstehen, wo aus Organisationen Organismen werden, der Norden wird aber gleichzeitig dafür sorgen, daß sie schlagkräftige Armeen bleiben.

Der auch volkscharakterlich einzigartig synthetische Charakter des Dritten Reiches ist die politische Krönung der seit jeher auf schwierige Synthesen eingestellten deutschen Wesensart.

Merkwürdigerweise sind auch die Engländer dem Preußentum feind. Der Staatsbegriff, wie ihn sich der Preuße — darin aber sehr wesentlich vom Schwaben Hegel sekundiert — gebildet hat, mag den Engländern ihrer Zonenstellung nach tatsächlich zu dinghaft, zu begriffsrealistisch sein. Im übrigen geht das englische Unverständnis aber nur auf den Unterschied zwischen den Lebensbedingungen eines Insel- und eines Kontinentalvolkes zurück. Eigentlich müßte den Engländern aber begreiflich sein, wenn sie hören, daß wir Deutsche gezwungen sind zu leben wie eine Schiffsbesatzung, eine Crew unter ihrem Kapitän.

Ansätze zum Preußentum finden sich in England genug. Korpsgeist, Teamgeist und Kampfgeist sind durchaus auch englisch. Die Fähigkeit, sich Führerpersönlichkeiten freiwillig unterzuordnen, gilt als eines der stärksten politischen Talente der Engländer. Das Titelwesen ist in England allmächtig, die englische Herren- wie Damenmode hat einen Zug zur

Unauffälligkeit und freiwilligen Uniformierung. Dieser Zug steckt auch hinter dem nur grauen Anstrich der Häuser und vielem anderen. Die Pedanterie und schizoide Starrheit des preußischen Drills hat in tausendfältiger freiwilliger Pedanterie und Stereotypie der Engländer ein Gegenstück. Schließlich zielt die ganze neuere Entwicklung Englands auf „Verdeutschung". Dem Staat wird immer mehr aufgelastet, die Dienstpflicht ist eingeführt, gründliches Fachwissen wird nicht mehr über die Achseln angesehen usw. usw.

Die kriegerische Entthronung Englands steht im Gefolge einer inneren Entthronung der englischen durch die deutsche Lebensauffassung.

Ganz töricht ist die Behauptung, Preußentum sei eine slawische Erscheinung. Untertanenhaftigkeit gab es im 18. Jh. unter dem Sonnenkönig und seinen Nachfolgern viel mehr als irgendwo in Deutschland, die „mystische", nämlich begriffsrealistische Auffassung von Volk und Staat, ist gemeindeutsch, am wenigsten niederdeutsch. Ordnung und Disziplin wird niemand bei den Slawen suchen. Im Heerwesen haben die Zaren (Peter III.!) Friedrich den Großen kopiert, gewiß nicht umgekehrt.

Abschließend wollen wir die direkten Charakterschilderungen, die auf Abb. 31/32 und im Wählerschen Sammelwerk zusammengetragen sind, zusammenhängend heranziehen.

Was über die Niederdeutschen vom Rheinland bis nach Ostpreußen gesagt wird, hat in allen (allein bei Wähler in zehn) Beiträgen den gleichen allgemein bekannten Kern. Die Wesensart des vorwiegend blauäugigen, dabei aber im allgemeinen breit gebauten Menschen dieser Zone ist eindeutig ersichtlich: nüchtern-praktisch, dabei ein der Außenwelt gegenüber scheu verwahrtes Innenleben führend, ein Weltbild strenger Gesetze in sich tragend, wuchtig, eher schwerfällig, selbstbewußt, tatenfähig.

Besonders interessant ist, daß Hessen und Harzbewohner, obwohl im Gebirge lebend, an Niedersächsischkeit nichts zu wünschen übrig lassen, während umgekehrt die Sachsen echte Mitteldeutsche sind auch dort, wo ihr Land einen Teil der allgemeinen niederdeutschen Tiefebene bildet.

Das beweist, daß die Landschaftsform für diese Volkscharakterunterschiede nicht unmittelbar maßgebend ist.

Das zähe Festhalten der Westfalen, Niederrheinler, Emsländer am Katholizismus, das sich nach Flandern, ja auch nach Holland fortsetzt, ist eine zweite bemerkenswerte Tatsache. Vor allem muß man dabei bedenken, daß Katholizismus nicht einfach gleich Katholizismus ist.

Im Sept./Okt. 1939 z. B. wurden nach der deutschen Nationalbibliographie in Westniederdeutschland 77, in Bayuvarien nur 19 katholische Erbauungsschriften verlegt. Um soviel reflektierter, auf Gedanken anstelle der Bilder abgestellt, ist der norddeutsche Katholizismus.

In gleicher Weise reflektierter und geistiger ist auch der rheinische gegenüber dem bayuvarischen Humor. Im Kölner Karneval spielt der Büttenredner eine vordringliche Rolle wie der Kanzelredner im Protestantismus; und er kann gar nicht genug ausdrücken, wie und warum und in welchem Ausmaße man närrisch sein wolle, während man in Wien und München eben lustig oder verliebt ist. Auch die „Wuchtigkeit" der Niederdeutschen fehlt der rheinischen und flämischen Fröhlichkeit nicht.

Das westrheinische Katholizismusgebiet ist rassenpsychologisch auch interessant, weil es sicher an der fränkischen Besiedlung Frankreichs und wahrscheinlich auch an der nordischen Besiedlung Altitaliens beteiligt ist. Es würde auf diese Weise klar, wieso es gerade in Westfalen unter den Bauern so großartige „Römerköpfe" gäbe und warum umgekehrt die katholische Kirche so ausgezeichnete Kardinäle und Apologeten aus Westniederdeutschland nimmt.

Der Katholizismus paßt nicht in die nordalpine Zone, soweit er naive Bildgläubigkeit ist und das Ichproblem nicht kennt, er paßt aber sehr wohl dahin durch seine großartige Vorstellung von der „Welt an sich", die an Weite und geistiger Architektur geradezu ein Vorläufer des modernen naturwissenschaftlichen Weltbildes war. Thomas v. Aquin wird in dem Idealbildnis Botticellis als ein ausgesprochener „Westfalenkopf" dargestellt.

Die Ostniederdeutschen wie die Ostmitteldeutschen (Schlesier) sind besonders mystisch und irrational religiös. Ob in ihnen Rußland schon seinen Schatten vorauswirft?

Von den Mitteldeutschen handeln im Wählerschen Sammelwerk die Beiträge über die Pfälzer, Mainfranken, Thüringer, Sachsen und Schlesier. Der Eindruck, sich hier in der „geistig"-handwerklich-urbanen Zone zu befinden, gibt ohne Zweifel den gemeinsamen Unterton in allen diesen unabhängig voneinander geschriebenen Schilderungen ab. Die gesellige Beweglichkeit gipfelt dabei vielleicht im Pfälzer, die bildkünstlerische in Mainfranken (Bayuvarien am nächsten!), die musikalische und gemüthafte im Thüringer, die geistige Interessiertheit ohne Zweifel im Sachsen, dem Studienrat und Baedekerreisenden unter den Deutschen, dem in dieser Weise deutschesten Deutschen, die religiöse Innerlichkeit im Gebirgsschlesier.

Die Sudetendeutschen sind in ihrem Hauptanteile typische Mitteldeutsche; das tschechische Volk (vgl. K. V. Müller 1940) ist aufs stärkste von ihnen beeinflußt, auch rassisch von ihnen auf keinen Fall sehr verschieden: musikalisch wie die Thüringer, fleißig wie die Sachsen, religiös eigenwillig wie die Schlesier (der Beginn der Reformation mit Huß, der Beginn des 30jährigen Glaubenskrieges und die letzte der Los-von-Rom-Bewegungen in Gestalt der Begründung einer eigenen tschechischen Nationalkirche nach dem Weltkrieg entfallen auf dieses

Volk). Auch die handwerksbürgerliche Grundhaltung haben Tschechen und Mitteldeutsche gemeinsam.

Die Tschechische Sprache gehört im Gegensatz zu den übrigen Slawensprachen zu den an den Spannvokalen e und i reichen Sprachen des Nordalpinen Kreises (vgl. S. 264).

Auch was in der volkskundlichen Volkscharakterkunde über die Oberdeutschen gesagt wird, ist, wenn man unsere bisherigen Ergebnisse als Schlüssel benutzt, leicht in seiner Einheit erfaßbar. Das zweifellos interessanteste Problem ist hier der Unterschied von Alemannien und Bayuvarien. Das letztere ist dabei vergleichsweise ein „reiner Typus", während Schwaben als ein wahrer Mikrokosmos Deutschlands süd- und mittel- und norddeutsche Züge innig vermischt darbietet.

Kann das auf bevölkerungsgeschichtlichen Unterschieden beruhen? 1. Ist Oberrhein und Schweiz unter lebhaftem Kelteneinfluß gestanden, während die Ostalpen von den Kelten umgangen wurden. 2. Die römischen Bewohner wurden in Alemannien gründlicher ausgetilgt als in Bayuvarien. 3. Der deutsche Südwesten wurde in der Völkerwanderung unmittelbar von starken elbgermanischen Bauernmassen in Besitz genommen, Altbayern hingegen erhielt germanische Siedler sekundär von Schwaben her (was aber strittig ist, Helbok, Klebel), oder doch jedenfalls weniger dicht. 4. Der Schwerpunkt Alemanniens liegt alpenferner. Schwarzwald und schweizerischer Jura gehören zu den Mittelgebirgen Mitteleuropas.

So haben wir gleich vier Gründe aufgefunden, warum der Südwesten des deutschen Sprachgebietes trotz gleicher Breitenlage volkscharakterlich relativ nördlicher sein kann als der deutsche Südosten. Diese Gründe erklären auch, warum sich Urwüchsigkeit und Spitzfindigkeit, Lustigkeit, seelische Sperrigkeit, Spießertum, Bärenfleiß und Kunstsinn im Schwaben so merkwürdig paaren und er am ehesten von allen Stämmen Repräsentant des ganzen Deutschland ist.

Die aufgeführten Tatsachen der Bevölkerungsgeschichte werden rassenkundlich durch die hellere Färbung der heutigen Schwaben im Vergleich zu den Bayuvaren bestätigt.

Die Reichsfeindlichkeit der Schweizer erscheint erst im richtigen Licht, wenn man sieht, daß die Schweiz der südlichste und tatsächlich außerhalb des Reiches gebliebene Teil der Zone stärksten partikularistischen Zerfalles ist, die sich einst bis Thüringen hinzog. Im übrigen scheint mir Schweizer und reichsdeutsches Alemannentum doch recht wesensverwandt. Symbiose mit Franzosen wäre wohl allen „Mitteldeutschen" möglich. Reformatoren hatten ebenfalls alle „Mitteldeutschen" von den Tschechen bis zur Schweiz, tüchtige Wirtschaftsrechner sind sie ebenso alle.

Deutliche Übereinstimmungen zeigen sich in Süddeutschland zwischen Färbungsgrad und Karte der Konfessionen. Südwestdeutschland ist nicht nur eine Zunge aufgehellterer Bevölkerungen nach Süden, im gleichen Bereich war auch die ichbetonende protestantische Frömmigkeit nicht zu

vertreiben. Wahrscheinlich war dort auch schon der vorreformatorische Katholizismus ein anderer, weniger bildlich, wie Helbok an der geographischen Verteilung volkskundlicher Erscheinungen festgestellt zu haben glaubt.

In Bayuvarien unterscheidet sich das Neuland Österreich durch stärkere mitteldeutsche, vor allem fränkische Einflüsse von Altbayern.

Von den österreichischen Ländern scheint mir der innere Ring, Tirol, Salzburg, Oberösterreich, Altbayern, wesentlich ähnlicher zu sein als der äußere Ring, Kärnten, Steiermark und Niederdonau. In diesem äußeren Ring sind die weicheren und feineren Eigenschaften des Österreichers zuhause.

Damit glauben wir die wichtigsten Seiten des Deutschtums berührt und eine rassenpsychologisch begründete Zonenteilung unseres Sprachgebietes soweit skizziert zu haben, wie es heute möglich ist.

d) Frankreich

Wenn man bei England zu fragen hat, was daran Nördlichkeit und was Westlichkeit sei, und in Spanien, was Südlichkeit und was Westlichkeit sei, so überkreuzen sich in Frankreich die Probleme der rassenpsychologischen Nördlichkeit, Westlichkeit und Südlichkeit dreifach.

Daß es rassenpsychologisch auch eine besondere Westlichkeit gibt, scheint sich aus dem Fortgang unserer Untersuchungen immer deutlicher zu ergeben. Die Länder des westlichen Kulturkreises der jüngeren Steinzeit erscheinen auch heute charakterlich irgendwie als eine besondere Gruppe, schmal in der Leibes- und Gesichtsform, entkörperlicht in der Weltansicht. Die nur so mager verzierten Steintöpfe des westischen jungsteinzeitlichen Kreises passen so recht zu den heutigen Befunden.

Es sind die Länder, welche die lebhafteste altsteinzeitliche Kultur bezeigen (insb. Frankreich) und offenbar der gemeinsamen Ausgangsform der jüngeren europäischen Rassen näher stehen als einerseits die stärkst aufgehellten Nordeuropäer, die sich dort gebildet haben, wo die Menschen dem weichenden Eis nachzogen, und andererseits die insbesondere dunkel abgewandelten Südformen. All dies ist so schwierig zu beurteilen, weil Westeuropa seit dem Ende der jüngeren Steinzeit autochthone Kulturen nicht mehr hat, sondern von allen Seiten aufs stärkste überfremdet ist, und zwar wie gewöhnlich in der sichtbaren Kultur mehr als im rassischen Hintergrund.

Die eben vorgetragene Meinung hat zum Problem der „Mediterranen in England“ Beziehung. Es ist da auf die unüberwindliche bevölkerungsdynamische Schwierigkeit zu verweisen, welche der Annahme einer Nordwanderung ausgesprochener Mittelmeermenschen bis nach Irland und Schottland hin im Wege steht. Auch sind diese nordwesteuropäischen Völker von Charakter nicht mediterran. Nein — nicht Mediterrane sind nach Norden gewandert, sondern Westeuropa hat Dunkelformen, weil in ihm die ursprünglichen noch nicht aufgehell-

ten Alteuropäer der miolithischen Zeit noch unveränderter erhalten sind als einerseits in Skandinavien, andererseits im Mittelmeer. Der Grund dafür liegt in der Eisfreiheit und darum frühen Besiedelbarkeit Westeuropas. Die „Jugendlichkeit" der deutschen im Vergleich zur französischen und englischen Volksgeschichte beginnt schon damit, daß der altsteinzeitliche Mensch in unserem Raum ein viel schwereres Hausen hatte.

Dazu kommt für Frankreich die unmittelbare Nachbarschaft zu Italien, Spanien, England und Deutschland, also zu allen so verschiedenen völkischen Hauptpotenzen des Abendlandes, mithin unvergleichliche verbreitungsdynamische Gunst der Lage, um einen gewissen Zeitvorsprung der französischen Kulturgeschichte zu erklären.

Als Paris im Mittelalter Weltstadt wurde, lag es buchstäblich im Zentrum der damaligen abendländischen Christenheit. Es ist von Rom, Toledo, Schottland, Kopenhagen und Wien annähernd gleich weit entfernt. Es liegt viel näher an Westdeutschland und Südengland als an den Pyrenäen. Erst als das ostelbische Deutschland gegründet wurde, als die Habsburger-Monarchie wuchs und Slawen und Skandinavier in die abendländische Geschichte eintraten, entstand die verhältnismäßig exzentrische Lage von Frankreich und Paris, die wir für gewöhnlich im Gefühl haben.

Von der Bevölkerungsgeschichte Frankreichs deutet nur der Ligurername auf den alten Westen hin. Kelten und Franken schaffen zweimal eine Verbindung mit Westdeutschland. Die Normannen sind nicht unbedeutende Ankömmlinge aus Skandinavien. Sie fanden in Nordwestfrankreich von den Franken relativ freigelassene Gebiete für selbständige Besiedelung. So wie Kelten und Franken als Eindringlinge zweimal Verbindung zwischen Deutschland und Frankreich herstellten, stellen Kelten und Normannen als Weiterziehende zweimal eine völkische Gemeinschaft zwischen Frankreich und England her.

Die Römer waren für Frankreich die einzigen sicheren Südankömmlinge und hatten besonders im Norden rassisch nicht viel zu bedeuten. Aber ein großer Teil Frankreichs ist selbst Süden. Innerhalb des französischen Volkes wirkten die Städte, insbesondere Paris, zweifellos als Saugpumpen südlicher Elemente nach Norden, denn sie sind auch den Südlichen sehr genehme künstliche Umwelten.

Leider kommt zu allen anderen Schwierigkeiten im Falle Frankreichs noch dazu, daß wir heute über die wirkliche rassische Körperbeschaffenheit keiner europäischen Nation so im unklaren sind, wie hinsichtlich der Franzosen.

Sie sind vermutlich im allgemeinen dunkelfarbiger als bei gleicher geographischer Breite in Deutschland.

Sie sind vermutlich durch relative Kleinwüchsigkeit und sehr ausgeprägte Kurzköpfigkeit in vielen Gebieten des Landes von Mitteldeutschen nicht allzu verschieden.

Mein flüchtiger persönlicher Eindruck ist, daß man in Frankreich viele scharfe und schmale Gesichter sieht.

Wenn man das Sonderphänomen Paris außeracht läßt, entfallen nach Isenburg auf Nord-, Mittel- und Südfrankreich etwa gleiche Kulturschöpferzahlen. Paris allein wiegt aber fast gleichviel wie je zwei von diesen Teilgebieten. Darin, daß die Pariser nicht nur zu einem Drittel, sondern man mag annehmen, etwa zu zwei Drittel ihrer Abkunft nach Nordfranzosen sind, liegt eine größere Fruchtbarkeit der am stärksten keltisierten und germanisierten Nordgebiete an Talenten und Genies.

Nach dem Diagramm der einzelnen Leistungsrichtungen kann für typisch nordfranzösisch gelten die französische Mathematik und Musik, die historischen Wissenschaften, die Philosophie, sowie die Feldherrenkunst. Typisch pariserisch sind Schriftstellerei und bildende Kunst (womit natürlich nur die Machtkunst der Nachrenaissancezeit bezeichnet ist). Auffallend südlich orientiert erscheinen in Frankreich die Politiker. Der französische Stil, Politik zu treiben, geht aber ja auch durchaus auf unmittelbare Menschenbeeinflussung aus, ob es sich nun um Diplomaten, um Advokaten oder um Demagogen handelt. Geborene Italiener wie Mazarin und Napoleon fanden in der französischen Politik müheloses Gastrecht. Auch in Italien haben wir ja übrigens festgestellt, daß besonders viele Politiker aus dem Süden stammen. Bei den französischen Juristen und Theologen bleibt Nordfrankreich ebenfalls weit unter 50%, was psychologisch ähnlich zu kommentieren ist.

Letztlich sei noch darauf verwiesen, daß auch innerhalb Frankreichs die technische Erfindergabe keineswegs eindeutig im Norden gipfelt. Daß das wortemachende und gesellige Paris unter den Technikern nur mit einem einzigen Namen vertreten ist, ist zumindest bezeichnend, wenn vielleicht auch nur ein bezeichnender Zufall.

Der Süden ist im neueren Frankreich jedenfalls gar nicht so gering vertreten. Man muß das in erster Linie dahin erklären, daß es sich um ein Kultursystem handelte bzw. handelt, das dem südlichen Wesen unbestreitbar große Möglichkeiten eröffnete. Auch Mittelfrankreich schon liegt ja südlich der Brocaschen Linie, welche den helleren und großwüchsigeren vom dunkleren und kleinwüchsigeren Teil Frankreichs scheidet. Die typischen Pariser erscheinen auch durch ihre Kulturschöpferbilanz als eine südliche Siebungsgruppe.

Wenn in einem Volke eine stadtliebende südliche und eine landfrohe nördliche Rasse völkisch zusammengeschweißt sind, dann ist es ja auch nur natürlich, daß die Hauptstadt eher ein südliches Gepräge haben wird. Und wo südliche und nördliche Menschen in einer Gemeinschaft beisammen sind, da geben unweigerlich auch wieder die südlichen, lauteren, lebhafteren den Ton an. Und der Fremde sieht erst recht den ihm gegensätzlichen lebhaften Franzosen in erster Linie.

Die hervorstechendsten Leistungen des mittelalterlichen Frankreich — Universal-Kaiserreich, Capetingischer Einheitsstaat, Scholastik, Rittertum, Organummusik — sind hingegen noch sehr stark nördlicher, germanischer Einsatz. Fast alle Scholastiker haben germanische Namen. Aber dieses mittelalterliche Frankreich war trotzdem schon „echt französisch".

Man lese daraufhin das berühmte Huizingasche Buch vom Herbst des Mittelalters. Die französische Frömmigkeit ist spasmodischer, rascher wieder verflogen. Prediger haben größere rhetorische Erfolge, die Einstellung zur Liebe geht schon in Richtung Pikanterie (es sei hier die Zwischenbemerkung erlaubt, daß noch auf der Biennale-Ausstellung Venedig 1938 die Franzosen weitaus die meisten Frauenakte ausgestellt hatten.) Die ritterliche Höfischkeit in Frankreich strömt schon die gleiche Atmosphäre aus wie die absolutistische Höfischkeit späterer Glanzjahrhunderte.

Die vorwiegend defensive Eigenart des französischen Soldatentums wird von Hundeiker aus der Kriegsgeschichte reich belegt. Da auch Spanier (Alkazar!) und Altrömer (vgl. S. 361) immer vorwiegend auf Verteidigung eingestellt waren, ist sein Schluß berechtigt, daß eine südliche Rasseneigenart dahinterstecken dürfte. Wir können auch sagen, welche: nämlich die statische zentripetale zeitscheue Einstellung, die wir kunstgeschichtlich als „Ägyptengesinnung" der „Kretagesinnung" gegenübergestellt haben. Neben der Defensive ist der plötzliche Stoß, der Feuerüberfall typisch französisch und südlich; auch die Orientalen kämpfen bekanntlich vor allem mit unzusammenhängenden Überfällen aus sicherer Schutzstellung. Es handelt sich um affektgetriebene Zuckungen des Kampfelans anstelle der jederzeitigen sachgemäßen Einsetzbarkeit des nördlicheren Soldaten. Unter den Deutschen sollen gerade die südlichsten, die Bayern, besonders gute Stürmer abgeben, was in den gleichen Zusammenhang paßt. Paniken sollen sich im französischen Weltkriegsheer viel öfter ereignet haben als im deutschen oder englischen. Ferner sind die Franzosen und wohl alle Südlichen bessere Gruppenkämpfer als Einzelkämpfer. Die französische Kriegsgeschichte ist, allein schon im Begriffe der „gloire", voll der Theatralik, welche man bei Südalpinen erwartet. Der Frühjahrsfeldzug 1940 hat alle diese Rasseneigenarten des französischen Soldaten erneut erwiesen, sie haben die militärische Katastrophe des Landes besiegelt.

Die Franzosen entwickelten bei allen Waffen, bei Schiffen, Panzerwagen, Flugzeugen immer wieder die Panzerung auf Kosten der Schnelligkeit und bauten große, für den Mannschaftskampf geeignete Typen. Ihre gewaltigen Festungswerke hatten in Deutschland niemals ein Gegenstück, hingegen kämpften schon die Gallier vorwiegend von Festungsstützpunkten aus. Immer waren den Franzosen im Kampf vor allem die Siedlungen wichtig, weil sie auch in der Taktik nicht vom Gelände, sondern von den menschlichen Wohnplätzen her denken. 1940 wäre aus der gleichen Gesinnung um ein Haar der Wahnwitz begangen worden, Paris zu verteidigen. Die französische Seekriegsführung war immer vorwiegend darauf bedacht, sich nicht in Unordnung bringen zu lassen, dem gleichen statisch-defensiven Grundgedanken folgte die Vorschrift für die Landkriegstaktik.

Das französische Welterleben kann man wohl auf die Formel bringen: Das Verhältnis zum Wort ist wesentlich naiv-gläubiger als das Verhältnis zur Sinneserfahrung; die Sinneserfahrung besteht dem Franzosen nicht aus Wesenheiten, sondern aus Reizen, der Glaube an die Bedeutung und den Wahrheitsgehalt von Wortinhalten ist aber ungemessen groß. Schon im alten Gallien war Rede und Redeschulung ein hervorstechendes Kulturmerkmal, was Suggestibilität der Hörer gegenüber den Worten voraussetzt.

Die Sensibilität, Reizsamkeit der Franzosen äußert sich auf allen Ausdrucksgebieten. Eleganz ist spitz und reizsam im Vergleich zur Schönheit, Gotik spitz und reizsam im Vergleich zur Romanik, die Freilichtmalerei eines Impressionisten spitz, reizsam und subjektivistisch im Vergleich zum Freilichtnaturalismus eines Waldmüllers. Die Synkopik der Troubadourgesänge ist reizsam. Spitz und reizsam, körperlos (nasal) und liniar (wie eine Girlande von Betonungspunkt zu Betonungspunkt auf- und abschwingend) ist der gespannte Wortklang der französischen Sprache. Ausgesprochen ein Stil der Reizsamkeit ist der französische musikalische Impressionismus; nervöse ist die französische malerische Manier des Pointillismus. Auf Reizsamkeit beruht der Esprit und das Sentiment, die französische Erotik, Pikanterie, Gourmandise. Das französische Rokoko ist eine Art von Parfüm, das deutsche eine Art von Natur.

Was kommt heraus, wenn man sich die Affektenergie dieser französischen Reizsamkeit gesteigert vorstellt? Nichts anderes als die unreflektierte, aber auch objektferne Leidenschaft des Spaniers und schon des Südfranzosen. Was ergibt sich, wenn man die Affektenergie umgekehrt vermindert denkt? Aus dem sinnlichen Reiz wird dann der „Sinneseindruck", die „Impression", welche den Angelpunkt der englischen Philosophie ausmacht, des Sensualismus, der auch theoretisch nur an die Einzelereignisse, nicht an die Dingeindrücke der Sinneserfahrung glaubt. So ist französisches und englisches Wesen in der Tiefe einander ähnlicher als es den Anschein hat. Die Reizstärke wird nach Norden geringer, die Reflektiertheit und Objektnähe umgekehrt größer, Spanien-Frankreich-England ist deutlich eine psychologische Übergangsreihe.

Das Vertrauen der Franzosen in Wortinhalte, in Vorstellungsbezeichnungen, in Begriffe ist im Vergleich dazu groß und ein naives a priori, an dem nicht gerüttelt wird. Es ist auch durchaus erwartungsgemäß, daß auf dem Weg von Süd nach Nord zuerst die Leibhaftigkeit der äußeren, dann erst die der inneren Erfahrung abnimmt. Das ergibt den französischen Rationalismus, der vom südlichen, etwa vom römischen Rationalismus nur unterschieden ist durch die geringere Leibhaftigkeit, aber ungleich größere konstruktive Energie des Denkens. Die französische Logik ist vorwiegend nicht eine Logik des Begriffes, sondern der Schlußfolgerung. Das Dogma vom kausalmechanischen Zusammenhang der Gesamt-

welt ist wohl das größte Zeugnis für epochale Bedeutung dieses Denkens, das seine Begriffsgläubigkeit vom Süden, seine konstruktive Energie aber ganz offensichtlich vom Norden her hat, denn sie hat in der Mittelmeerwelt kein Gegenbeispiel. Die Kausalmechanik des Descartes ist nichts als die Anwendung der Scholastik auf die Probleme dieser Welt.

Die Objekte des französischen Denkens sind in sich starr, aber sie bewegen sich und sind untereinander verbunden. Jede Maschine ist Modell dieses Denkens. Der Deutsche sieht auch die Dinge in sich bewegt (organismisch), der Engländer sieht überhaupt nur Bewegung.

Das römische und das französische Recht betrifft die Beziehungen und Bewegungsfreiheiten zeitlos starrer Objekte (der Personen). Daher das ausgezeichnet juristische Denken dieser beiden Völker. Philipp August, Ludwig XIV. und das Frankreich von Versailles haben sich für ihre Eroberungen vorher juristische Ansprüche aufzeigen lassen (die scholastischen Juristen Frankreichs hießen Legisten) und nachher den zeitlos erstarrenden Mörtel bindender Verträge darüber gekittet.

Wieso ist das französische Denken vom Denken seines nördlichen und östlichen Nachbarvolkes so verschieden? Nun, zunächst ist Frankreich im Vergleich zu England wie zu Deutschland doch wesentlich südlicher bestimmt, sodann ist es insbesondere im Verhältnis zu Deutschland außerdem westlicher bestimmt. England ist bevölkerungsgeschichtlich „durch die ganze Nordsee von Frankreich getrennt". Rationalismus hat sodann viele Schattierungen. Er grenzt an Sensualismus, wenn er das Vertrauen in die innerseelische Vernunftserfahrung besonders betont, er grenzt an Offenbarungsglauben, wenn er das Vertrauen in Worte besonders betont. In der Scholastik war unzweifelhaft das erstere der Fall (vgl. S. 153 ff.). Die ersten Scholastiker Beda, Alcuin, Scotus Eriugena waren selbst Engländer, der Nominalismus als Vorstufe des englischen Sensualismus entstand in Nordfrankreich (Berengar, Abälard). Erst sekundär hat sich die englische und französische Denkrichtung antithetisch auseinandergezüchtet und wurde der Rationalismus den Franzosen aus Erfahrungsgläubigkeit zur Wortgläubigkeit. Große Rhetoriker waren schon die vorrömischen Gallier gewesen!

Ein ähnliches Verhältnis besteht später zwischen englischem und französischem Aufklärungsdenken: englische Gedanken werden in Frankreich künstlerisch reizvoll geformt und fast zu einem Offenbarungsglauben an Worte umgeformt (vgl. Ewald). Seit dem wissenschaftlichen Aufschwung Deutschlands im 19. Jh. ist es zwischen Deutschen und Franzosen ebenso (Wechsler).

Es gehört ferner mit zum französischen Geist dazu, daß er Antithetik will. Dies tritt im Verhältnis zu Deutschland sehr in Erscheinung. Der Franzose will sich unromantisch, statisch, zentripetal, regelklar (lies mechanisch starr), abstrakt sehen gegenüber den angeblich entgegengesetzten deutschen Eigenschaften. Darum unterdrückt dieses Volk alles relativ Deutsche und relativ Englische in sich:

„Es gibt kaum etwas farbloseres als das offizielle Frankreich der römischen Zivilisationsideologie. Aber es gibt wenig derart Reizvolles wie das lange mißachtete Schaffen der französischen Volkskreise außerhalb der repräsentativen Literatursalons, außerhalb der Akademie“ (Geistige Arbeit 1934 H. 19).

Ein großer Unterschied wird seitens der Franzosen noch zwischen Nord- und Mittel-Süddeutschen gemacht. Die Mitteldeutschen gelten den Franzosen nicht bloß wegen ihrer politischen Ungefährlichkeit als Volk der Dichter und Denker, als die Deutschen, wie sie sein sollten. Es spricht sich darin Zonenverwandtschaft aus. Die „Preußen“ sind hingegen schrecklich wie die Engländer und zudem noch um soviel östlicher. Umgekehrt ist auch die vielbeklagte Französelei der Deutschen vor allem eine m i t t e l d e u t s c h e Erscheinung, während die Niederdeutschen nicht einmal imstande sind, französisch zu parlieren, und aus jedem Salon einen Salong machen.

Nicht weniger antithetisch gespannt ist das französische Verhältnis zu Italien. Italien ist den Franzosen zu südlich und zu östlich. Es ist der gleiche Unterschied wie zwischen Römern und Griechen, nur um 500 km nördlich transportiert und durch den süd-nordalpinen Zonengegensatz gesteigert. Was zwischen Franzosen und Deutschen der Unterschied von Mechanismus und Organismus, das bedeutet zwischen Italien und Frankreich der Unterschied von Intellektualismus und Sinnennähe der Erfahrung. Italiener, Deutsche und Griechen sind von naivem Erfahrungsvertrauen im Vergleich zur reflektierten römischen, französischen und englischen Haltung.

Die Reflektiertheit des französischen Rationalismus soll sogar den Kontakt mit der unmittelbaren Wirklichkeit, die „Fonction du reel“ den Franzosen erschweren. Dies erscheint allerdings ebenso auch ein deutsches, insbesondere mitteldeutsches Schicksal zu sein und mit der theoretischen, die zeitlose Essenz an den Dingen konstruktiv erfassenden Einstellung zusammenzuhängen.

e) Die Niederlande

Flandern und Holland ist ein Boden, dem gegenüber den Kulturbeflissenen ehrfürchtige Gefühle befallen, wie sie Altgriechenland und das Renaissance-Italien einflößen. Wie kommt solch kleines Volk zu solch strahlender Bedeutung?

Diese ist vielfältig und lange dauernd. Die Niederlande zeichnen sich zuerst aus im Entstehen der nordalpinen Stadt, in Handwerk und Industrie (seit dem 11. Jh.). Dann waren sie musikgeschichtlich von unwahrscheinlich großer Bedeutung. Dann wiesen sie vom 14. bis zum 20. Jh. immer wieder der Malereigeschichte Richtung (vgl. S. 227). Ferner sind sie ungewöhnlich kleine Muttervölker sehr großer Kolonialmacht.

Daß sie den Ruhm eines außerordentlichen Freiheitskampfes haben, daß ihre Gelehrten zeitweise führten u. v. a. m. ist des weiteren bemerkenswert, wenn auch vielleicht nicht so einzigartig.

Wieso nun alles dies? Man kann auf die optimale Anregungslage hinweisen: Durch den Rheinstrom mit dem Süden besonders gut verbunden, liegen die Niederlande genau in der Mitte zwischen den drei wichtigsten Nordvölkern, zwischen Deutschen, Franzosen und Engländern. So sind sie die zentralste Herzlandschaft der nordalpinen Zone. Gerade deshalb blieben sie ja auch neutralisierte Pufferstaaten, die keiner dem anderen gönnte, und die besonders viel Kriegsleid zu erdulden hatten.

Man kann auf die besonders rasche Volkstums- und Rassenänderung auf der kleinen Strecke von Westfriesland bis zur Wallonei hinweisen. Die Unterschiede sind hier wahrscheinlich ebenso groß wie auf der vielmals so langen Strecke zwischen Friesland und dem Alpengebiet; das ergibt besondere Spannung. Die Niederlande sind ein ausgezeichneter Fall von „Zone vorwiegend nichtbrauner Augen".

Man kann viel auf den allgemeinen Vorsprung in der bürgerlichen Entwickelung schieben; aber es läßt sich kein Grund nennen, warum dieser Vorsprung so lange angehalten und so vielseitig sich bewährt hat.

Besonders günstige wirtschaftliche Verhältnisse lagen zeitenweise in den Niederlanden zweifelsohne vor, aber durchaus nicht immer und überall; sie sind auch eher Folge als Ursache der hohen Leistungstüchtigkeit.

Daß sich die Länder an den Rheinmündungen durch Zufall so günstig entwickelt hätten, kann auf keinen Fall eine befriedigende Erklärung sein; zuviele Zufälle hätten da ineinanderwirken müssen.

Keinem Zweifel unterliegt, daß die ehrfurchtgebietende Lebensfülle Flanderns und Hollands auf dem vollen Sichdarleben verhältnismäßig weniger zentraler Ideen beruht: Stadt, Handwerksindustrie, Öl- und Tafelmalerei, Kontrapunkt; aber warum haben sich all diese Ideen nicht viel rascher und gleichmäßiger über ganz Europa verteilt? Zu einem Teile freilich wegen der ehedem viel dünneren Anregungsdichte. Welchen Aufwand erforderte es z. B. für Dürer, einerseits den künstlerischen Genius loci Venedigs, andererseits den Genius loci der Niederlande kennen zu lernen! Selbst heute ist ja die „seelische Atmosphäre" einer Stadt oder eines Gebietes besonders schwer verbreitbar (I. Bd. S. 217 ff.).

Mit diesen sechs Möglichkeiten, deren Gewicht gegeneinander richtig abzuwägen, erst durch spezielle Studien gelingen wird, tritt nun als siebentes die Annahme einer besonderen Begabtheit der Niederländer in Wettbewerb. Daß die Niederlande einen wahren Geniehagel hervorgebracht haben, kann keinem Zweifel unterliegen, denn Genies waren sie ja sicherlich, all die bedeutenden Meister und Führer. Es kann nur fraglich sein, ob in anderen Gebieten Europas vielleicht ebensoviel Genie zur Verfügung stünde, wenn die äußeren und die ideen-

geschichtlichen Momente ihm Wirkungsraum gäben. Damit würde das rassenbiologische Problem der Niederlande freilich zu einem geradezu erschreckenden Beispiel der Unterbenutztheit der menschlichen Kräfte unter nicht besonders glücklichen Umständen. Und zwar sind unter „Umständen“ hier nicht, wie gewöhnlich geschieht, in der Hauptsache verhältnismäßig äußerliche Dinge wie wirtschaftliche Sicherung, Schulung usw. zu verstehen, die man nach Belieben bessern kann; stärker würde es sich um den genialen Anhauch einzelner Lehrer und Führer sowie um einmalige ideengeschichtliche Situationen handeln.

Man denke da an die Lebensgeschichte Van Goghs, der zuerst ein irrer und verkommender Sektierer war, und in den letzten drei Lebensjahren, bevor er sich erschoß, um der Geisteskrankheit zu entgehen, plötzlich noch das entwickelungsgeschichtlich wichtigste malerische Werk der letzten hundert Jahre schuf (1887—1890). Da herrscht das Schicksal, nicht als eine mystische Macht, aber als eine unberechenbar einmalige Bedingungskonstellation. Hätte Van Gogh zuhausebleiben müssen, und wären alle die Maler, die von seinem Feuer zehren, darum nur in Holland erstanden, einfach weil man weiter draußen zu wenig davon gewußt hätte, wie es in den großen Zeiten vor drei- und fünfhundert Jahren ja eben der Fall war, dann würden die Niederlande wieder einmal einzigartig leuchten, während sich bei der heutigen leichten Austauschbarkeit das Darleben seiner zentralen Erfindung über ganz Europa verteilt.

f) Nordalpin, nordeuropäisch, nordisch

Die eben wiedergegebenen Untersuchungen führen zu dem Schluß, daß die meisten wichtigen Volkscharakterunterschiede innerhalb Europas durch die Rassenzonenstellung der betreffenden Völker genügend erklärt sind. Die Geschichte bestimmt nur über die Form, in welcher sich diese Veranlagung äußert. Das gilt für den Vergleich der großen europäischen Völker, wiederholt sich aber auch im engeren Rahmen, wenn man innerhalb eines Großvolkes den Stammeseigenarten nachgeht, wie wir für das deutsche Volk taten.

Wir hatten es vorwiegend mit den drei Süd-Nord-Zonen, südalpin, nordalpin und nordeuropäisch, zu tun. Wie unterscheiden sich nun die beiden letzten? Und was haben sie mit dem Begriff des nordischen Wesens zu tun?

Nordalpin-nordeuropäisch sind Wirklichkeiten, das „nordische Wesen“ ist vorwiegend die Idealnorm, welche zu diesen Wirklichkeiten dazugehört, bezeichnet ihr inneres Gesetz in höchster Steigerung, liegt also auf einer anderen Ebene. Es muß das gesagt werden, um einer naheliegenden Verwechselung vorzubeugen. Wir Deutschen, die wir relativ südlich zuhause sind, haben leicht das Gefühl, man müsse nur weiter nach Norden gehen, um dort die nordische Idealnorm als Wirklichkeit vorzufinden. Als Idealnorm steht das „Nordische“ einerseits aber auch über uns, und die Wirklichkeit ist andererseits bis hinauf zum Nordkap und

nach Island sehr menschlich uneinheitlich und nicht die Erfüllung einer Norm, die uns als Wesensgesetz unserer Art vorschwebt.

Die nordeuropäische Wirklichkeit (die reinblauäugige Zone) ist von der nordalpinen (nichtbraunäugigen) Zone und ihrer Wirklichkeit in der gleichen Richtung verschieden wie das ganze nördliche Europa vom südlichen. Das darf man als unser Hauptergebnis buchen. Gesteigertste Vorgangshaftigkeit, ausgereifteste Integriertheit, praktische Einstellung, stärkster Seele-Welt-Abstand, größere und zähere Folgerichtigkeit, tektonisches Gefühl, geringere Suggestibilität wie Suggestionskraft, geringere Leibhaftigkeit des Erlebens, kühler, langsamer, mehr auf Taten abgestellt, aber weniger arbeits- und werkfreudig im Vergleich zur Zone vorwiegend farbgemischter Augen, in all dem vom Orient extrem verschieden — das etwa sind die Seelenzüge, deren relative Häufung unter den nördlichsten Europäern der induktive Blick auf die Geschichte und Volkscharaktere vermuten läßt.

Das meiste, was von Gobineau bis Günther, Scheidt und Clauss über den germanischen und nordischen Charakter gesagt wurde, wird durch diese psychologische Beschreibung gestützt und in einen großen, wohlverständlichen erbbiologischen und rassenzüchterischen Zusammenhang hinein erhoben.

VI. Osteuropäische Zone

Über dieses zuletzt zu erörternde Erdgebiet ist früher mehrfach schon besonders ausführlich gesprochen worden. So sei an S. 310 ff. (vom zweiten zum dritten Rom), S. 88 ff. (osteuropäischer Herrenbegriff) und an S. 328 ff. (Vergleich mit China) erinnert.

Rassencharakteristisch ist für die „Slawen“ die flachgesichtige, kleinnasige Variante des europäischen Gesichtes: das „ostbaltische“ Gesicht. Umgekehrt ist die Anzahl der „Spitzgesichter“ geringer, das mittlere europäische Gesicht macht aber stärker, als man gewöhnlich meint, auch im Osten die Mehrheit aus.

Es liegt nahe, anzunehmen, daß der kontinentale Osten Europas als Zuchtraum dem Mittelmeer-Süden polar entgegengesetzt ist: daher vielleicht auch die entgegengesetzten Züchtungsrichtungen der Gesichtstypen. Dem entspricht sicher auch physiologische und des weiteren psychologische Züchtung. Für die physiologische Gezüchtetheit der Osteuropäer haben wir ein ausgezeichnetes Modell an den Versuchen mit Drosophila-Rassen von Timofeef-Ressovsky, welche erwiesen haben, daß die norddeutschen Bevölkerungen dieser Fliege relativ wenig Hitze, aber auch wenig Kälte, südliche Bevölkerungen wohl Hitze, aber nicht Kälte vertragen, osteuropäische aber in einem besonders großen Temperatur-

spielraum, bei Sommerhitze und Winterfrost optimal gedeihen. So offenbar auch die Menschen!

Psychologisch ist die gleiche Fähigkeit, ungeheuer Verschiedenes zu ertragen, bei den Völkern der eurasischen Kontinentalmasse ebenfalls sehr deutlich, und gehört zu den bezeichnendsten Zügen: „Stumpfheit“, „Leidensfähigkeit“ usw.

Die Färbungsstufen, welche in Osteuropa an sich in gleicher Weise aufeinanderfolgen wie in Europa im ganzen, sind dort mit ihren Grenzen gleichsam nach Norden verschoben. Vorwiegend reinhelläugige Völker gibt es in Osteuropa kaum.

Bevölkerungsgeschichtlich ist der eigentliche Urgrund Osteuropas finnisch-kammkeramisch (vgl. II. Bd. S. 34). Illyrier, Slawen, Germanen, die in vielen Schüben nach Osteuropa kamen, bedeuten wiederholte Anähnlichung an Europa, doch die quantitativen Verhältnisse waren wohl immer so, daß sich die bodenständige Altbevölkerung nicht verdrängen ließ.

Besonders charakteristisch ist die Kleinköpfigkeit wohl aller osteuropäischer Bevölkerungen. Schon die östlichen Altslawen waren kleinköpfiger als die westlichen (nach der Zusammenstellung Schwidetzkys).

Psychologisch verhalten sich die Russen zu Deutschen in vieler Hinsicht wie die Deutschen zu den Franzosen. Herrscht in Frankreich die Reizsamkeit und in Deutschland das Gefühl, so herrscht in Rußland stärker die Stimmung, das diffuse Allgemeingefühl. Finden die Franzosen, daß die Deutschen Romantiker seien, so sind die Russen Mystiker, Romantiker des Metaphysischen. Finden die Deutschen die Franzosen oberflächlich, so nicht weniger die Russen die Deutschen pedantisch. Sind die Westvölker spitz und substanzlos im Vergleich zur europäischen Mitte, so die Slawen weich und formlos. Begnügen sich die Franzosen mit Mechanismus, die Engländer mit Empirismus und gehen die Deutschen anspruchsvoller auf totale Erkenntnis aus, so verstehen die Russen unter totaler Erkenntnis noch vielmals mehr als die Deutschen, das ganze All, das Logische und das Überlogische, das Diesseitige und das Jenseitige, lustvolle Ekstase und peinvolles Leid, Himmel und Teufel beidzusammen. Das Böse ist dem Russen eine durchaus reale und zum vollständigen All dazugehörige Macht, eine durch keinen Kulturfortschritt ausschaltbare Tatsache. Machen sich die Germanen das Leben schwerer als die Romanen, so nehmen die Osteuropäer erst recht das ganze Kreuz des Erdenlebens freiwillig auf sich, weil ein anderes Leben eine Halbheit ist.

Daß die Grenze dessen, was die deutsche und westliche Psychiatrie von ihrem Standpunkt aus Psychopathie nennt, dabei sehr häufig über-

schritten wird, ist sicher, aber auch durchaus sinngemäß. Solcher Seelenstil hat anderes Maß.

„Auf dem Boden einer differenzierten und säkularisierten Kultur kann Rußland nur ein sekundäres, der Kultur in geringem Maße fähiges Land sein. Den Russen ist ein Kultus der Kulturwerte nicht eigentümlich. In der Struktur der russischen Seele ist ein Widerstand gegen jenes Schaffen, welches eine mittlere bourgeoise Kultur hervorbringt, ist ein Schaffensdurst, welcher ein neues Leben und eine neue Welt erschafft. Der russische Wahrheitssucher will nichts weniger als eine völlige Umgestaltung des Lebens, als eine Rettung der Welt" (Berdjajew in Bubnoff-Ehrenberg).

Die osteuropäische Geschichte ist ein Zeugnis dafür, daß diese uns exaltiert erscheinende Charakteristik nicht etwa nur die Projektion des Eigenerlebnisses einiger führender Geister ist, sondern wirklich die volkstümliche Atmosphäre wiedergibt.

Der Zusammenhang mit der breiten, Extreme ertragenden Klimazüchtung liegt auf der Hand. Auch kann man bei aller Sparsamkeit in der Anwendung psychiatrischer Begriffe nicht übersehen, daß die „russische Seele" irgendwie in Richtung des Manisch-Depressiven liegt. Nach Kretschmer gehört dazu ja auch Flachgesichtigkeit, wie sie in Osteuropa zu finden ist; so decken sich die Erscheinungen in schönster Weise (jede manisch-depressive Seele ist auch „weit" im Vergleich zur weniger stimmungslabilen wie die osteuropäische Seele im Vergleich zur westlichen).

Daß solche Züge nicht auf Rußland beschränkt sind, dafür zunächst zwei Polen betreffende Zitate.

„Wo der Deutsche Dinge sieht, sieht der Pole Gefühle" (Wo der Deutsche Gefühle hat, hat der Pole Stimmungen, könnte man fortfahren). Und:

„Wenn einer von uns sich eine bessere Stellung erschwungen hat, baut er sich ein Wohnhaus, aber so, daß die Fenster die Aussicht auf die Straße haben, um sehen zu können, ob jemand nicht so gütig ist, uns zu besuchen. Sieht er nun aus der Ferne sich Staub erheben, hüpft ihm das Herz vor Freude, daß man ihn nicht vergessen hat. Wenn ihn dann die Hoffnung nicht täuscht, fühlt er sich recht glücklich. Man empfängt den geneigten Gönner, führt ihn überall herum, rühmt sich seines Besitzes, dann wird gezecht und geplaudert und zuletzt, wenn man etwas angetrunken ist, beim Abschied geweint und geschluchzt. Wovon das Herz voll ist, des geht der Mund über und da kommt manch überflüssiges Wort leicht an den unrechten Mann" (Schilderungen eines Polen des 18. Jh., der erstaunt ist, daß der deutsche Gutsherr, bei dem er zu Gast ist, sich die Zeit lieber mit Herbarien, Ordnen der Bibliothek usw. vertreibt, als mit derartiger Geselligkeit).

Diese Schilderung ist auch deshalb wert gewesen, zitiert zu werden, weil sie so recht einen Einblick gibt, auf welche Weise gerade die französischen Gesellschaftssitten in Osteuropa Eingang fanden. Sie umgaben

den allzu weichen Stimmungskern mit einer nicht nur harten, sondern auch glänzenden Schale.

Der Russe im Dostojewsky-Stil ist der stilreinste Osteuropäer, alle anderen Slawenvölker unterscheiden sich vom Westen aber in der gleichen Richtung.

Nach Südrußland hin nimmt die schwere seelische Problematik ab, das Leben wird einfacher genossen, der Teufel spielt keine so bedrückende Rolle, der Sinn für Farben und Kunst ist in der Ukraine größer (Tsoulukidse).

Sehr charakteristisch ist auch, wie sich die byzantinische Ikone in west- und osteuropäischen Händen wandelt. In Westeuropa wird sie ein Liniengeschlinge ohne rechte Substanz, in Rußland weiche flächige Ausdehnung ohne rechte Plastik; die Schattengebung der griechischen Darstellungsweise verschwindet.

An der russischen Architektur ist vor allem die Dachgestaltung bemerkenswert, die am wenigsten an tektonische Notwendigkeiten gebunden ist. Darin liegt eine auffallende und historisch nicht begründbare Ähnlichkeit mit der ostasiatischen Bauweise! Weidhaas sagt über russische Bauten:

„Nichts anderes wollen diese Bauten sein als etwas Hohes. Vor die klaren und prismatischen Körper aber legt sich, sie vielfach überschneidend und bedeckend, ein verwickelter Knäuel von Galerien, Sakristeien, Vorbauten, Glockenhallen und Treppen, während die nicht mehr zu analysierende Silhouette des Daches mit seinen Zakomaren, Kokoschniks, Tambours und Zwiebeln alle etwa noch verbliebene Klarheit völlig aufhebt".

Die hiermit gekennzeichnete Kunstform ist eine solche Südrußlands. Sie ist als eine Verbindung südalpiner (byzantinischer) mit bandkeramischen Momenten eine echte östlichste Gotik, auch so richtig ein Gegenpol zur schmalen, eleganten, formbestimmten französischen Gotik.

Nicht unerwähnt bleibe zum Schluß, daß die Kuppelform des berühmten Tadsch Mahal in Indien von der russischen Zwiebelform abstammt. Iran und Indien sind auch kulturgeographisch vor allem der Süden Osteuropas. Von den Skythen und Sarmaten bis zur Rivalität Rußlands und Englands um Afghanistan, das Tor nach Indien, ist das ein bedeutsamer Zusammenhang gewesen und wird es vielleicht wieder sein. Rassenpsychologisch erklärt er jedenfalls Vieles.

Anhang: **Die Juden**

Die rassenbiologische und rassenpsychologische Judenfrage ist heute schon sehr weitgehend und endgültig geklärt. Ich verweise auf zwei besonders wichtige Werke: Auf H. F. K. Günthers „Rassenkunde des jüdischen Volkes" und auf die „Forschungen zur Judenfrage" des Reichsinstitutes für Geschichte des neuen Deutschland. Die bisherigen vier Bände be-

handeln schon fast alle Seiten des Judenproblemes in tiefschürfender und den letzten Wissensstand darstellenden Abhandlungen.

Neben den Rassenzwergen (vgl. I. Bd.) ist das Judentum das zweite *für den Nachweis der Rassenbedingtheit des Kulturlaufes besonders geeignete Beispiel.* Wie die Rassenzwerge zerfällt auch das Judentum in viele bei gemeinsamem rassischem Kern unter den verschiedensten Geschichtsumständen lebende Einzelgruppen, deren Dasein zudem durch Jahrtausende überblickbar ist. Darum erfüllt es wie diese besonders gut die methodische Forderung nach *Vergleich geschichtlich möglichst voneinander unabhängiger Vielfachfälle* (I. Bd. S. 276). Die „typisch jüdischen" Wesenszüge durchziehen, wie eine solche Betrachtung ergibt, überraschend gleichbleibend alle Länder und alle Zeiten, ohne daß ein ausreichender, im geistigen oder in der Lebenssituation liegender Grund dafür gefunden werden könnte. Ergo handelt es sich *wesentlich um Wirkung rassischer Veranlagung*, welchem Schlusse um so weniger auszuweichen ist, als es unschwer gelingt, einige erbpsychologische Kernzüge namhaft zu machen, welche das ganze jüdische Geschichtsverhalten ausreichend erklären.

Antisemitismus ist eine Haltung der Fremdenfeindschaft (Xenophobie); Fremdenfeindschaft kennt die Soziologie in verschiedenen Formen und Zusammenhängen. Der Antisemitismus insbesondere der Nordeuropäer ist aber durch die Besonderheit seines Objektes doch ein ganz besonderer Fall, entspringt einer besonderen Fremdheit gegenüber Menschen, die nach den sonst über fremd und nicht fremd entscheidenden Maßstäben wie Sprache, Wohnsitz, Bürgerrecht gar keine Fremden wären.

In diesem unvergleichlichen Abstand zwischen Nordeuropäern und Juden trifft sich Verschiedenes.

Erstens sind die Juden Vertreter wesentlich südlicheren Rassentums ganz im allgemeinen.

Zweitens sind sie schon mehr im besonderen in typischen Zügen Orientalen, also sehr ferne Südeuropäide, geblieben.

Drittens entsprechen sie innerhalb des Orientalischen den Städtertypen („Levantiner", „Sarten").

Viertens waren sie aber auch innerhalb der orientalischen Städter eine besondere Sorte und sind es bis heute.

Fünftens haben ihnen zwei Jahrtausende Europaaufenthaltes durch Geschichtsformung und Rassenzüchtung den Stempel einer einmaligen Besonderheit aufgeprägt.

Jedes dieser fünf Momente würde genügen, Fremdenfeindschaft hervorzurufen. Sie alle zusammen sind es, die den nordeuropäischen Antisemitismus bedingen. Wenn südlichere Völker antisemitisch sind, dann

bleibt deutlich nicht ganz so viel Abstand übrig; so fällt für die italienische Einstellung zum Judentum der erstgenannte Punkt weg. Selbst die Orientalen, ja selbst die orientalischen Städter haben noch Grund zum Judenhaß (Punkt 4 u. 5).

Zum allgemein Südlichen am jüdischen Wesen mag man ihre Dunkelfarbigkeit, auf seelischem Gebiet ihre Lebhaftigkeit, Suggestionskraft und Suggestibilität, ihre Schauspielerneigung rechnen.

Typisch orientalisch ist viel mehr; so schon ihre Fähigkeit, sich überhaupt solange abgesondert zu erhalten (vgl. S. 108 f.), der „alttestamentarische Haß", die Überwertigkeit der Machtideen, der Mangel alles „organischen" Empfindens, die Zerstückelung der Wirklichkeit und der daraus ersprießende „Materialismus", die Überwertung magischer Hintergründe und des Geistes, die Verständnislosigkeit gegenüber Technik und bildender Kunst (das sehr ausdrücklich im Gegensatz zur südalpinen Zone), die offenbar tiefst verankerte Hinneigung zum Geld als einem schärfst intellektualisierten Träger einer Macht, die alles sein kann, einer Allmacht von magischer Formlosigkeit. Ferner die sehr starke Sexualität, die von der übrigen Persönlichkeit gänzlich abgespalten werden kann („unterhalb des Nabels hören die Ideale auf" Harden).

Die Formel „Neger mit hoher Begabung", die rassenpsychologisch für die Orientalen im allgemeinen gilt (S. 340 f.), trifft durchaus auch die Juden.

Aber zum Unterschied von den Orientalen schlechthin sind die Juden äußerst städtisch gezüchtet und weisen alle die Züge auf, die Passarge den orientalischen Städtern im allgemeinen zuspricht, darunter auch die Zähigkeit und schlaue Findigkeit der oftmals Getretenen sowie die Abneigung gegen jede körperliche Arbeit (Juden als Handwerker sind auch nach der Statistik des Deutschen Reiches 1933 zu 0,84% Schneider, aber nur zu 0,02%, also $^1/_{40}$ so oft Schmiede!) und gegen jeden Kampf mit „nichtgeistigen Waffen". Soldatentum wird mit Blutrausch, Disziplin mit Knechtsgesinnung verwechselt usw.

Auch von den orientalischen Städtern unterscheidet die Juden aber schon „die" jüdische Haupteigenschaft des zähen händlerischen Erwerbssinnes. Orientalische Städter feilschen mal hier, mal dort gewiß leidenschaftlich und geschickt, die zähe Zielstrebigkeit der jüdischen wirtschaftlichen Betätigung ist aber so gar nicht orientalisch, ja der orientalischen Lebensauffassung eher entgegengesetzt (vgl. S. 168). Die wirtschaftliche Zielstrebigkeit der Juden ist aber nur eine ihrer Annäherungen an Europa. Sie sind auch sonst ohne Zweifel für die Früchte europäischer Kultur ungleich offener und geschickter gewesen als die durchschnittlichen Orientalen, die wahrscheinlich gar nicht imstande wären, sich in europäischer Umwelt überhaupt zu

halten. Durch die ganze jüdische Geschichte zieht sich der Zwiespalt zwischen den — letztlich doch erfolglosen — Assimilationslustigen, ja Assimilationssüchtigen (Selbsthaß als typisch jüdisch) auf der einen, und den um so übersteigerter orientalisch, ja negerisch-primitiv Gesonnenen (Talmud) auf der anderen Seite. Beides zusammen sind die Juden, darin noch mehr als die sonstigen Orientalen „europäid hochbegabte Neger".

Diese Fähigkeit, mit den Ergebnissen des europäischen Kulturprozesses überhaupt etwas anfangen zu können, ist nicht etwa eine Eigentümlichkeit nur der Juden in Europa. Sie bewährte sich an den palästinensischen Juden schon zur Zeit des Hellenismus, ja wahrscheinlich schon in der „babylonischen Gefangenschaft" unter den Persern (Allgottvorstellung!); auch heute sind die nordafrikanischen Judengruppen der Europäisierung viel aufgeschlossener als die Araber und Berber.

Damit kommen wir letztlich zu den Zügen, welche die Judenschaft durch zweitausend Jahre Leben in Europa aufgestempelt erhielt. In Europa haben die Juden vor allem eine vollständige Zucht auf nördliche Klimahärte bestanden, die sie, kombiniert mit der Zucht auf städtisches Leben, z. B. zur tuberkulosefestesten Volksgruppe der Welt gemacht hat. Die Körperfärbung hat sich dabei soweit aufgehellt, daß rein nach den Augenfarben die Juden in Nordeuropa vorwiegend braunäugig, aber nicht vorwiegend dunkelbraunäugig sind. Das bedeutet aber nicht gleichzeitig, daß sie die seelischen Eigenschaften der Orientalen verloren und die Rassenpsychologie der vorwiegend nichtdunkelbraunäugigen Zone, der südalpinen Zone, angenommen hätten! Sie sind trotzdem Juden und Orientalen geblieben, ebenso wie die Japaner trotz ähnlicher Zucht auf Klimahärte Südmongolen geblieben sind. Es sind dies die beiden besten Beweisbeispiele dafür, daß die europäische Nord-Südzonenstufung nicht allein eine Klimazüchtung bedeutet.

Fraglicher ist, ob der soziale Druck, dem die Juden in Europa vielfach ausgesetzt waren, für sie überhaupt etwas Neues bedeutet hat, wahrscheinlich kennen solchen Druck alle orientalischen Städter, und so auch die Juden längst schon aus ihrer orientalischen Zeit. Nicht fraglich ist, daß Beschränkungen und Verfolgungen gegen die Juden in Europa hauptsächlich eine sekundäre, durch die geschichtlichen Erfahrungen der Wirtsvölker ausgelöste Reaktion waren. Nicht fraglich ist aber auch, daß durch diese selbstgewählte Ghettostellung, durch den oft so jähen Wechsel in Besitz und Macht und durch die zahlreichen, teils freiwilligen, teils erzwungenen Wanderungen das Gesetz einer ganz besonderen Rassenzüchtung über den Juden in Europa stand, und das nun seit 60 Generationen. Die „Europafähigkeit" der Juden ist dadurch natürlich gestiegen, gerade von den typisch jüdischen Zügen waren aber schon alle durch die vorherbesprochenen Tatbestände er-

schöpft: durch die allgemeine Südlichkeit, durch das Orientalentum, durch das Sartentum und letztlich durch die uralte Sonderstellung des auserwählten Volkes auch innerhalb der orientalischen Städte selbst, sind also in den europäischen Jahrtausenden höchstens gesteigert worden.

Die Züchtung auf „Europafähigkeit“ hat den Juden ihre Teilnahme am europischen Kulturleben erst ermöglicht, war dafür so unerläßlich, wie die nördliche Klimazucht. Aber wie typisch orientalisch ist diese Teilnahme trotzdem! Wieder ein Blick auf die Berufsverteilung der Juden in Deutschland (1933): 61% im Handel, aber nur 23% in Industrie und Handwerk, im Vergleich zu den ganzen Reichs-Erwerbstätigen 9% der Reisenden, aber nur 2% der Büroangestellten, 11% der Ärzte, aber nur 0,7% der Techniker (hingegen immerhin 2,3% der Chemiker, Chemie liegt den Orientalen). Man beachte, daß in diesen Vergleichen immer nur sozial etwa gleich geachtete und etwa gleich bezahlte Berufe einander gegenübergestellt sind.

Die kulturellen Leistungen der Juden in Europa darf man vorwiegend nicht mit denen ganzer europäischer Völker vergleichen. Es handelt sich einseitig um Stadtbevölkerungen, jede Stadtbevölkerung hat aber durch Siebung wie durch Umweltgunst eine erhöhte Kulturschöpferbilanz. Es handelt sich meist um wohlhabende Städter, alle wohlhabenden Städterschichten sind nochmals wesentlich produktiver als die Durchschnittsstädter; es handelt sich drittens aber auch um mit der städtischen Umwelt altvertraute Menschen, die wissen, wie man sich in der Stadt gut und wirkungsvoll ins Licht setzt.

Im übrigen genossen die Juden die Vorzüge ihrer Fremdheit. Sie konnten Eigenschaften spielen lassen, gegen welche die europäischen Völker nicht immun waren (aber inzwischen großenteils immun geworden sind). Es waren das Eigenschaften alter Städter im Vergleich zu noch jungen, ahnungsbeladenen und vertrauensvollen Bauernvölkern, wie Spengler besonders eindringlich dargestellt hat. Es waren die im Menschenverkehr im allgemeinen viel auffälligeren und durchschlagenderen südlichen Wesenszüge, welche da plötzlich gegen die nördlichen Völker im eigenen Lande losgelassen wurden.

Gerade die innerliche Fremdheit bot den Juden die Gelegenheit, all das, worin die nordalpinen Völker noch mit ganzem Herzen drinsteckten, und insbesondere das, worin die nordalpinen Völker nur mehr mit halbem Herzen steckten, „kühl von außen zu betrachten“. Sie betrachteten es eifrig, betrachteten es klug und wurden natürlich die Anführer jeder Zersetzung und jedes Umsturzes.

Aber die Juden hatten auch eine unbezweifelbare Eigensubstanz ins Spiel zu werfen. Die ganze Kulturgeschichte lebt, wie wir immer wieder dargestellt haben, von der schrittweisen Erfüllung der Kombinatorik der

jeweils gegebenen seinsgesetzlichen Möglichkeiten. Die Juden konnten nun schlechthin alles auch einmal mit orientalischen Augen ansehen, mit orientalischer Sehweise kombinieren. Die Europäer brauchten nur genug Bedeutsames auf irgendeinem Gebiete zu finden, dann konnten immer neue hochbegabte Juden dieser Ernte, dieser Beute, dieser Kombinatorik sicher sein.

Ein Feld, auf dem die Kombination von europäischer Wissenschaftlichkeit mit orientalischen Seelenzügen vielleicht das meiste eigene lieferte, war die Wissenschaft von der „Tiefenpsychologie" selbst. Freud wie Adler traten im Gefolge des Europäers Nietzsche auf, aber sie kombinierten damit ihr „hochbegabtes Negertum". So rissen sie der menschlichen Seele viele Masken vom Gesicht, in erster Linie natürlich der orientalischen, magischen und eigentlich primitiven Seele, der sie selbst so viel näher sind, aber viele dieser Entmaskungen ließen auch die europäische Seele sich ganz anders, viel schärfer und viel mißtrauischer in den Spiegel schauen, als sie es zuvor getan hatte. So konnten nur Orientalen einerseits den Sexus, andererseits das Ressentiment (die bohrende Machtbegier) in ihrer Bedeutung für die menschliche Seele schlechthin so überschätzen, wie Freud und Adler taten. Aber sie entdeckten damit kalt, hart und ehrfurchtslos seelische Mechanismen, die vor ihnen noch nicht einmal Nietzsche genügend bezeichnet hatte.

Offensichtlich ist in den psychoanalytischen Lehren der geheime „Innere Sinn" (batin) der seelischen Regungen durchaus nach Art des Koran oder des Talmud aufgefaßte „Symbolik". „Eigentlich etwas ganz anderes bedeuten", „Tiefenperson", „Traumlesekunst", „der sich tausendfach verkleidende Trieb" — was hat den in Wien gelernten, von europäischer Denkweise umfangenen, europäische Kleider tragenden und europäische Sprachen sprechenden Ärzten solche Gedanken eingegeben, wenn nicht ihre trotz aller Züchtung auf Europafähigkeit orientalische Rasse?

Wie Freud zu Nietzsche steht Einstein zur klassischen Physik des nördlichen Europas. Deren Raum-Zeitgefüge will er mit Leidenschaft relativieren, zertrümmern: Orientalen waren immer raumschwach und zeitscheu. Die Zeit erklärt er für eine bloße vierte Dimension nach Art der drei Raumdimensionen. So gefriert sie zu starrer Körperlichkeit, und alles Vorgangshafte sinkt zur bloßen Trugspiegelung herab: wahrhaftig ein Durchbruchsversuch uralter orientalischer Weltweisheit inmitten der eigenständigsten Leistung Europas.

Schriftenverzeichnis III

(Vorwiegend Werke über einzelne Völker und Epochen)

Abegg, L., 1936, Yamato, der Sendungsglaube des japanischen Volkes. Frankfurt. — Banniza v. Bazan, 1937, Das deutsche Blut im Deutschen Raum. Berlin. — Banse, E., 1934, Das Buch vom Morgenlande. Leipzig. — Barker, E., 1927, National Character and the Factors in its Formation. London (Methuen). — Bernoulli, Griechische Ikonographie, Römische Ikonographie. Bruckmann, München. — Blunck, H. (Herausgeber), 1937, Die nordische Welt. Berlin. — Brackmann, 1938, Das mittelalterliche Spanien in seiner europäischen Bedeutung. Z. Forsch. Fort. — Brandt, M., o. J., Der Chinese, wie er sich selbst sieht und schildert. Reimer, Berlin. — Breasted, J., Geschichte Ägyptens. Neudruck Phaidon, Zürich. — Brockelmann, C.,

1939, Geschichte der islamischen Völker und Staaten, 2 Bde., München. — Bühler, J., 1923, Das Frankenreich. Leipzig. — Ders., 1927, Das deutsche Geistesleben im Mittelalter. Leipzig. — Ders., 1934, Deutsche Geschichte I, Urzeit, Bauerntum, Aristokratie. Berlin. — Burckhardt, J., Die Zeit Konstantin des Großen. — Ders., Die Kultur der Renaissance. — Ders., Griechische Kulturgeschichte. Kröner, Leipzig. — Buschan (Herausgeber), 1922 ff., Illustrierte Völkerkunde, 3 Bde. Stuttgart. — Capelle, W., 1939, Die Germanen der Völkerwanderung, nach den Quellen dargestellt. Kröner, Leipzig. — Chi Li, 1928, The Formation of the Chinese People. Harvard. — Chledowsky, C. v., Das Italien des Rokoko, die Menschen der Renaissance, die Menschen des Barock, die letzten Valois. Neudrucke G. Müller, München. — Clam, E., 1939, Das Rätsel der russischen Seele. Leipzig. — Clark, Grover, 1936, China am Ende? Leipzig. — Cogni, G., 1937, Das italienische Volk und die Rasse. Z. Forsch. Fort. — Credner, W., 1935, Siam. Stuttgart. — Diehl, Ch., 1924, Byzance. Grandeur et Décadence, Paris. — Distelbarth, P., 1938, Neues Werden in Frankreich. Stuttgart — Echagüe, J. O., o. J., Spanische Köpfe. Wasmuth, Berlin. — Eickstedt, E. v., 1939/40, Forschungen in Süd- und Ostasien. Z. Rassenkunde. — Fischer, E., 1939, Zur Frage der Etrusker. Z. Forsch. Fort. — Franke, E., 1936, Das Ruhrgebiet und Ostpreußen. Essen. — Franke, O., 1930 ff., Geschichte des chinesischen Reiches, 3 Bde. Berlin. — Fritsch, G., 1904, Ägyptische Volkstypen der Jetztzeit. Wiesbaden. — Fritsch, Th., viele Aufl., Handbuch der Judenfrage. Leipzig. — Gerlach, K., 1929, Begabung und Stammesherkunft im deutschen Volk. München. — Gervais, A., 1935, ein Arzt erlebt China. Leipzig. — Götz, H., 1929, Die Epochen der indischen Kultur. Leipzig. — Grupp, G., 1908—25, Kulturgeschichte des Mittelalters. Paderborn. — Guerville, A. B. de, 1906, Das moderne Ägypten. Leipzig. — Haller, J., 1939, Die Epochen der deutschen Geschichte. Stuttgart. — Handbuch der Englandkunde, 1930, Handbuch der Frankreichkunde, 1930, je 2 Bde. Diesterweg, Frankfurt/M. — Hartmann, H., 1940, Cant, die englische Art der Heuchelei. Berlin. — Haushofer, K., 1933, Japans Werdegang als Weltmacht und Empire. Göschen, Berlin. — Hehn, J., 1928, Der Untergang des Alten Orients. Würzburg. — Hentzen u. Holst, 1937, Die großen Deutschen im Bild (Material der Olympiade-Ausstellung). Berlin. — Helbok, A., 1937, Grundlagen der Volksgeschichte Deutschlands und Frankreichs, 2 Bde. Berlin. — Helfritz, H., 1936, Ewigkeit und Wandel im Fernen Osten. Berlin. — Hellmich, F., 1931, Die volkskundlichen Theorien der Antike. Mitt. Anthr. Ges. Wien. — Herdt, L., 1934, Rassenkundliche Zeugnisse im altisländischen Schrifttum. Arch. Rass.Ges.Biol. — Hochholtzer, H., 1937, Historische Kulturgeographie Siziliens. Z. Forsch. Fort. — Huizinga, J., 1930, Herbst des Mittelalters. Stuttgart. — Hundeiker, E., 1937, Rasse, Volk, Soldatentum. München. — Hurwicz, E., 1920, Die Seelen der Völker. Gotha. — Huth, A., 1934, Seelische Unterschiede der bayrischen Jugend. Z. Forsch. Fort. — Janeff, 1935, Deutsche Kultur auf dem Balkan. Z. „Geistige Arbeit". — Juden in Deutschland, Die, 1935. Eher, München. — Kaszony, F., 1931, Die Rassenverwandtschaft der Donauvölker. Leipzig. — Keiter, F., 1934, Deutsche und Berber. Z. MorphAnthr. — Ders., 1936, Ansätze zur Volkscharakterkunde im volkskundlichen Schrifttum, Vermischungstempo nachbarschaftsgebundener Bevölkerungen. Z. f. Rassenkunde. — Ders., 1939, Volkscharakter und Rassenseele. Z. f. Rassenk. — Keyser, E., 1938, Bevölkerungsgeschichte Deutschlands. Leipzig. — Klinghardt, W., 1925, Türkim Jordu. Hamburg. — Korne-

mann, E., 1939, Römische Geschichte, 2 Bde. Kröner, Leipzig. — Krebs, N., 1939, Vorderindien und Ceylon. Stuttgart. — Kremer, A. v., 1875—77, Kulturgeschichte des Orients unter den Khalifen. Wien. — Lauffer, O., 1934, Land und Leute in Niedersachsen. Berlin-Leipzig. — Lebzelter, V., 1929, Rasse und Volk in Südosteuropa. Mitt. Anthr. Ges. Wien. — Lennartz, F., 1939, Die Dichter unserer Zeit. Kröner, Leipzig. — Leuthner, K., 1917, Russischer Volksimperialismus. Berlin. — Lin Yutang, 1936, Mein Land und mein Volk. Stuttgart. — Lowell, P., 1911, Die Seele des Fernen Osten; deutsch b. Diederichs, Jena. — MacMunn, 1933, The Martial Races of India. London. — Mayer, A., 1939, Portugal und sein Weg zum autoritären Staat. Leipzig. — Möller, J., 1938, Von Rurik bis Stalin. Leipzig. — Mommsen, Th., Römische Geschichte (viele Ausgaben). — Mühlmann, W., 1933, Biologische Gesichtspunkte in Burckhardts griechischer Kulturgeschichte. Arch. f. Kulturgesch. — Müller, K. A. v., 1939, Deutschland und England. Berlin. — Müller, K. V., 1940, Deutsches Blut im Tschechentum. Arch. Bev.Wiss. — Murtschuk, 1936, Die Rolle des Dämonischen bei Russen und Ukrainer. Z. Forsch. Fort. — Naumann, H., 1935, Der germanisch-deutsche Mensch des Mittelalters. Z. Forsch. Fort. — Niedner, F., 1913, Islands Kultur zur Wikingerzeit. Jena. — Norden, Der, Monatsschrift der Nordischen Gesellsch. 16. Jg. 1939. — Nordisches Thing, Zweites, 1934, Angelsachsen-Verlag, Bremen. — Olpp, G., 1937, Rasse und Tropenkrankheiten, in: Schottky, s. d. — Ortega y Gasset, o. J., Stern und Unstern. Stuttgart (Spanien). — Passarge, S., 1929, Das Judentum als landschaftskundlich-ethnologisches Problem. München. — Penzel, H., 1939, Mutamenti nel sistema parlamentaro nipponico. Z. Asiatica, Roma. — Peter, V., 1935, Nordisches Wörterbuch. Leipzig. — Pfandl, L., 1934, Spanische Kultur und Sitte. Kempten. — Ders., 1930, Johanna die Wahnsinnige Freiburg. — Prescott, W., 1938, Spaniens Aufstieg zur Weltmacht. Neudruck Belf, Wien. — Reche, O., 1934, Rassenkunde der Kelten. Speyer (TagBer. Anthr. Ges.). — Ders., 1936, Rasse und Heimat der Indogermanen. München. — Reichsinstitut, Gesch. d. Neuen Deutschl., 1937—40, Forschungen zur Judenfrage, 4 Bde. München. — Riehl, W. H., 1856, Die Naturgeschichte des Volkes, 3 Bde. Augsburg. — Riek, H., 1937, Volkstum und Wissenschaft. Wien. — Scheidt, W., 1930, Die rassischen Verhältnisse Nordeuropas. Stuttgart. — Scheler, M., 1937, Die Ursachen des Deutschenhasses. Leipzig. — Schempp, O., 1939, Das autoritäre Spanien. Leipzig. — Scherr, J., Deutsche Kultur- und Sittengeschichte, Neudruck. Hesse u. Becker, Leipzig. — Schmitthenner, H., 1925, Chinesische Landschaften und Städte. Stuttgart. — Schmitz, P., 1937, Ägyptens Weg zur Freiheit, Neubau der arabischen Welt. Leipzig. — Scholz, H., 1917, Das Wesen des deutschen Geistes. Berlin. — Schopen, E., 1938, Die neue Türkei. Leipzig. — Schottky, J., 1937, Rasse und Krankheit. München. — Schroeder, H., 1937, Das Zeitalter des Kalifats und der Kreuzzüge. Z. Forsch. Fort. — Schuchhardt, K., 1933, Westeuropa in seinem Verhältnis zu Kelten und Germanen. Z. Forsch. Fort. — Ders., 1938, Die Ur-Illyrier und ihre Indogermanisierung. Z. Forsch. Fort. — Schwidetzky, Rassenforschung in Polen, Rassenkunde der Altslaven. Beihefte Z. f. Rassenkunde. — Seeck, O., 1921 ff., Geschichte des Unterganges der antiken Welt, 6 Bde. Stuttgart. — Sieglin, W., 1935, Die blonden Haare der Völker des Altertums. München. — Silex, K., 1931, John Bull zuhause. Leipzig. — Sombart, W., 1911, Die Juden und das Wirtschaftsleben. Leipzig. — Stählin, K., 1913, Über Rußland. Heidelberg. — Stern, E. v., 1916, Volkskraft und Staats-

macht im Altertum. Halle. — Stoye, J., 1938, Frankreich zwischen Furcht und Hoffnung. Leipzig. — Strobl, K. H., 1920, Tschechen „Zellenbücher". Leipzig. — Tegani, U., 1912, Benghasi. Studio coloniale, Milano. — Tögel, K., 1934, Das wirkliche Frankreich. Hamburg. — Tsouloukidse, 1939, Die Ukraine. Leipzig. — Ungnad, A., 1936, Subartu. Berlin. — Wagenseil, 1930, Anatolische Türken. Z. MorphAnthr. — Wähler, M. (Herausgeber), 1937, Der deutsche Volkscharakter. Jena. — Weber, A., 1935, Kulturgeschichte als Kultursoziologie. Leiden. — Wechsler, E., 1916, Die Franzosen und wir. Jena. — Weinhold, K., Altnordisches Leben, Neudruck. Körner, Leipzig. — Wenz, H., 1939, Das indische Reich. Leipzig. — Wilhelm, R., 1928, Ostasien. Potsdam. — Wolf, J., 1935, Physiognomik und Völkergeschichte (Alter Orient). Berlin. — Woltmann-Reche, 1936, Die Germanen in Frankreich, Die Germanen und die Renaissance in Italien (Neuausgaben). Leipzig. — Wundt, W., 1925, Die Nationen und ihre Philosophie. Leipzig. — Yakub Kadri, 1940, Der Fremdling, Roman. Leipzig (Türkei). — Zimmer, H., 1929, Ewiges Indien. Potsdam u. Zürich. — Zischka, A., o. J., Japan in der Welt. Leipzig. — Ders., 1938, L'Italia nel mondo. Milano.

Nachtrag:

Keiter, 1940, Rasse und Kunst in Italien. Volk und Rasse. — Ders., Kulturbiologische Nachklänge zur Biennale II ebendort. — Ders., Nordisch-vorderasiatisch als rassenpsychologische Polarität. Z. Rassenkunde, — Scheidt, 1939, Die europäischen Rassen, ihre Zuchträume und ihre Kulturleistungen. Z. Rassenkunde.

VI. Hauptabschnitt:

Abschließende Kapitel

1. Rasse oder Wachstumsformung?

Der erste Band fragte vor allem, wie Erbanlagen und Kulturgeschehen zusammenhängen, der zweite zeigte am Beispiel der Vorzeitrassen und Naturvölker, daß man Rassenverschiedenheit als Grund der Kulturverschiedenheiten annehmen müsse. Der dritte Band durfte diese beiden Probleme als gelöst betrachten und sich allein der speziellen Art und Richtung der im Hochkulturgebiet ersichtlichen Rassenunterschiede zuwenden. Da muß die kritische Frage: „Rasse oder Wachstumsformung?“ wenigstens zum Schluß nachgetragen werden (vgl. I. Bd. S. 31 u. 272).

Was haben wir bisher nachgewiesen?

1. Zähe gleichbleibende Eigentümlichkeiten der Kulturbilanz ganzer Rassenzonen.

2. Stilübereinstimmung verschiedenster Kulturgebiete.

3. Anordnung der Zoneneigentümlichkeiten in Übergangsstufenreihen.

4. Reduzierbarkeit der Unterschiede auf wenige zentrale psychische Eigentümlichkeiten, die wahrscheinlich erbbedingt sind.

5. Zusammenhänge mit den Gegebenheiten der körperlichen Rassenkunde.

Damit ist zumindest eine weit überzufällige Stabilität der menschlichen Eigenheiten, auf welchen die historischen Kulturen und Volkstümer beruhen, bewiesen. Um tiefgreifende, Körper und Seele bestimmende Wachstumsformungen handelt es sich sicherlich. Insbesondere das 4. und 5. Moment ist zudem von vorneherein viel eher erbbiologisch als durch Umweltwirkung erklärbar.

Die Frage „Rasse oder Wachstumsformung“ kann nun noch dreifach untergeteilt werden:

Rasse oder Landschaft,
Rasse oder Geist,
Rasse oder Geschichte (Zeitabfolge, Zufall).

a) Rasse oder Landschaft?

Das geographische und das rassenbiologische Moment sind dadurch enge miteinander verbunden, daß Rassen u. a. durch Einpassung in einen Heimatraum gezüchtet werden. Dementsprechend besagen offensichtliche Zusammenhänge zwischen Landschaftsstufen und Rassenstufen nichts gegen die Erbbedingtheit der dabei in Frage kommenden Merkmale.

Das beste Beispiel für eine klimakorrelierte, aber trotzdem vorwiegend erbbedingte Eigentümlichkeit, sind die Farbmerkmale. Z. B. die Augenfarbe ist völlig erbbedingt. Es gibt am gleichen Ort alle denkbaren verschiedenen Augenfarben, und Bevölkerungen, die in einen anderen Heimatraum überpflanzt werden, behalten ihre Augenfarben innerhalb der ersten Generationen durchaus bei. Trotzdem ist in großen Zügen der Zusammenhang zwischen Klima und Augenfarbe der dazugehörigen Menschen nicht zu verkennen.

Diese beiden Beweismethoden gelten genau so auch für die psychologischen Eigenschaften. Man findet am gleichen Orte immer die verschiedensten Seelen- und Begabungstypen, und Überpflanzung hat, solange keine Umzüchtung einsetzt, nur einen bescheidenen Einfluß auf die Charaktere gehabt. Italiener in Deutschland bleiben lebhaft, Juden bleiben Orientalen, Engländer verlieren in den Tropen nicht ihre Steifheit. Sogut wie alle Rassengruppen leben in Nordamerika; Chinesen, Neger, Nord- und Südeuropäer behalten aber einen großen Teil ihrer heimatlichen Eigenart bei. Natürlich soll das Mitwirken der klimatischen und landschaftlichen Umwelt deshalb nicht geleugnet werden, nur ihre Allmacht.

Auch das stufenweise Ineinanderübergehen haben Klimate und Rassen gemeinsam. Das kommt davon, daß sie, jeweils auf ihre Art, den gleichen allgemeinen Seinsgesetzen der Massenwirkung und der Ursachenkombinatorik unterworfen sind.

Der Satz: Ceteris paribus umso verschiedener, je größer die Entfernung, gilt für jede überhaupt mit der Ortslage zusammenhängende Mannigfaltigkeit, für Klimaerscheinungen, Rassenerscheinungen, Kulturerscheinungen, in der Wetterkunde, Pflanzenkunde, Tiergeographie und Anthropogeographie.

Wo die genaue Grenze von direkter Wirkung des Klimas auf Seele und Körper und von indirekter rassenumzüchtender Wirkung ist, muß fernerer Forschung aufzuweisen überlassen werden. Uns kommt es darauf an, daß an den meisten aufgezeigten Unterschiedsrichtungen Erbfaktoren beteiligt sind.

b) Rasse oder Geist?

Allgemeinste Ideen und zentrale erbpsychologische Eigentümlichkeiten haben wiederum ohne Zweifel gemeinsam, daß sie sich in sehr

vielen, ja in allen Seiten der kulturellen Leistung eines Volkes irgendwie äußern werden.

Das Entstehen solcher allgemeinster Ideen muß aber *geschichtlich verfolgbar* sein, sie müssen *sagbar* sein, um von Mensch zu Mensch übergehen zu können; sie müssen *sehr vielen Menschen starken Eindruck* gemacht haben, bevor sie zum Mittelpunkt kultureller Systeme werden können.

Schon daraus ergibt sich, daß die meisten allgemeinsten geistigen Gehalte, welche geschichtlich Macht gewonnen haben, zumindestens *gute Verbündete* der Wesensart der sie tragenden Menschen sein werden, geistige Formungen tiefer biologischer Bereitschaften.

Außerdem sind aber allgemeinste Ideen und allgemeinste psychologische Eigentümlichkeiten doch, wie gezeigt, überhaupt nicht ununterscheidbar. Eine allgemeinste Idee ist z. B. die Möglichkeit logischer Erkenntnis. Der Glaube daran hängt schon sehr von der Wesensresonanz ab, wie die kulturgeschichtlichen Tatsachen überzeugend beweisen (Indien, Orient, Europa, Rußland!). Die Fähigkeit zu logischer Erkenntnis ist individuelle Begabung. Von den von uns hauptsächlich verwendeten Kategorien wie Ohrenhaftigkeit und Augenhaftigkeit des Erlebens, Männerhaftigkeit und Frauenhaftigkeit, spitze Bestimmtheit und breite Unbestimmtheit, große und geringe Erregbarkeit und Affektresonanz, Leidenschaftlichkeit, Gefühlshaftigkeit, Stimmungshaftigkeit usw. darf man aber doch wohl bestimmt annehmen, daß sie weit eher dem ureigensten Bereich der erbbiologisch bestimmt veranlagten Seele als dem Bereiche der sagbaren und übertragbaren Kulturgüter angehören.

Wieder kann die genaue Abgrenzung getrost weiterer Forschung, die natürlich in hohem Maße eine experimentalpsychologische wird sein müssen, überlassen bleiben.

c) *Rasse oder Geschichte* (*Zeitabfolge, Zufall*)

Gegen diese Verwechselung sind wir von vorneherein durch die verwendeten Methoden am besten geschützt. Wir haben überall mit *vielen voneinander unabhängigen Fällen* zu tun und wir begründen unser Urteil gar nicht auf einzelne kulturelle Zustände, sondern auf das Verhalten von Bevölkerungen in vielen *kulturellen Prozessen*. All dies wurde im I. und II. Band so gründlich exerziert, daß es im III. stillschweigend eingehalten werden konnte.

Überdenkt man die Darstellung im Hauptabschnitt: „Die Kulturgüter in Raum und Zeit", dann könnte man sich geradezu verwundert fragen, wieso denn nichtstimmige Einzelfälle den großen Zusammenhang so selten durchbrechen. Aber wenn ein rassengemäßes Verhalten auch nur, sagen wir viermal häufiger ist als ein dem Rassengeist widersprechendes,

dann werden doch die „stimmigen“ Fälle über die „unstimmigen“ schon eine Mehrheit von 80% zu 20% haben. Daß demgemäß ein größerer Geschichtsabschnitt fast immer vorwiegend Zustände herzeigt, welche Harmonie von Anlage und Kulturform bedeuten, entspricht durchaus den mathematischen Erwartungen.

2. Versuch einer rassenseelischen Systematik der Gesamtmenschheit

Klassifikation der Menschenrassen nach der Körperbeschaffenheit ist Jahrhunderte alt, Klassifikation nach dem seelischen Wesen kann das erste Mal hier als Abschluß der kulturbiologischen Bilanzen aller wissenschaftlich erreichbaren Menschheitskreise versuchsweise gewagt werden. Was im folgenden vorgebracht wird, hat sich aus der empirischen Arbeit allmählich ergeben. Beim Abschluß des II. Bandes war es nur in einer ersten Ahnung zu ersehen gewesen. So dürfte wohl dogmatische Voreingenommenheit so wenig daran beteiligt sein, wie nur an irgendwelcher Systematik.

Die sich allmählich entwickelnden Gedanken einer psychologischen Systematik der Gesamtmenschheit erwiesen immer deutlicher Berührungspunkte mit dem Weinertschen Klassifikationsschema nach körperlichen Merkmalen.

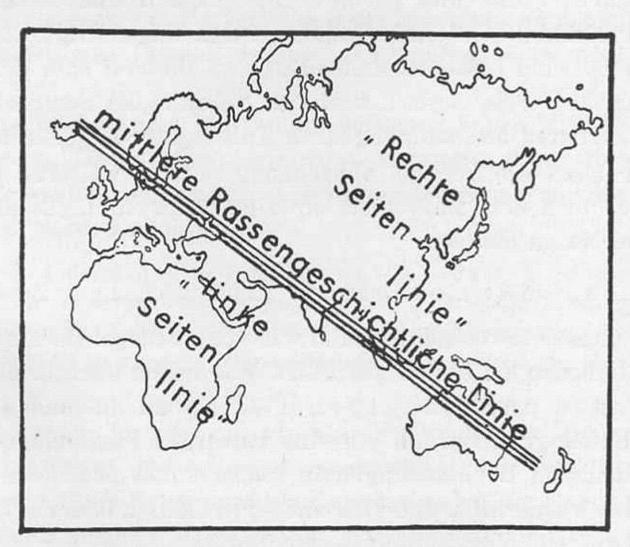


Abb. 36. Die Großgliederung der Menschenrassen nach Weinert.

Dieses rechnet mit einer „mittleren Linie“, als deren primitivste Vertreter die Australier, als deren progressivste Vertreter die Nordeuropäer anzusehen sind. Die Mongoliden bilden dazu eine rechte, die Negriden entgegengesetzt eine linke Seitenlinie. Weinert hat damit allmählich

herangewachsene rassensystematische Gedankengänge auf eine besonders klare Form gebracht.

Unsere Forschungen auf kulturbiologischem Gebiet haben eindeutig gezeigt, daß der polare Gegensatz von Mongoliden und Negriden offenbar auch auf psychologischem Gebiete besteht. Man kann auch psychologisch von einer „rechten und linken Seitenlinie" sprechen, denn die Europäer schieben sich auch psychologisch immer wieder zwischen Mongolide und Negride ein. Aber nicht die Europäer allein! Man zeichne sich einmal auf einem Globus die Verbindungslinie zwischen Nordeuropa und Australien! Man reiht so Europäer, Iranier, Inder, Melanesier und Australier aneinander. Wie merkwürdig ähnlich rassenpsychologisch Nordeuropa, Iran und Indien sind, haben wir schon im Text besprochen und auf die gemeinsame Negerferne und Mongolennähe als Erklärung dafür verwiesen. Für die der „mittleren Linie" zugehörigen Südseerassen muß man nachlesen, was im II. Bande — längst bevor der hier vorzutragende Klassifizierungsversuch vorhanden war — gesagt ist.

Obwohl schwarzhäutig, sind Australier und Melanesier so gar nicht negerhaft in ihrem kulturbiologisch-psychologischen Befund. Die Musik tritt gegenüber der Augenkunst zurück. Die Augenkunst ist sehr ganzheitlich und schon in Australien in ihren potentiellen Möglichkeiten äußerst formenreich. Die Südseemusik geht mehr auf farbig hallenden Klang aus, als auf Rhythmus, wie die Negermusik. Die Sagenwelt aller Südseevölker ist sehr reich, die mythologische Kraft groß im Vergleich zum Afrikaneger. Geringe Spekulationsneigung, geringe Personifizierung der Göttergestalten, große Wißbegierde (Melanesier). „Es scheint mehr ursprüngliches Interesse in ihnen zu sein, als in den Afrikanegern" (S. 220). Viel Sinn für bürgerliche, werteschaffende Tüchtigkeit, im Vergleich zu Afrika geringe Neigung zu politischer Macht und Großstaat. Die Gebärdensprache (Augensprache) ist in Australien Konkurrenz der Lautsprache, wie später in Ostasien die Schrift.

Alle diese Züge unterscheiden die Südsee-Primitiven scharf von den Afrikanegern, stellen sie zu den Europäern oder gar zu Mongolen. Augenhaftigkeit, ursprüngliches Sichinteressierenkönnen, geringe Personifizierungsneigungen, Bürgerlichkeit sind uns längst bekannte Züge der nichtnegerischen Menschheit.

Von den Polynesiern, die rassengeschichtlich zwischen Inder und Melanesier einzuschalten sind, konnten wir betonen, daß sie die europäerhafteste Naturvölkergruppe überhaupt seien. Sie sind große Techniker, wechselreich in ihren kulturellen Schöpfungen, Naturmythologen höchsten Stiles, heldische Kämpfer und haben sich beim Zusammentreffen mit Europäern am europäischsten benommen.

Man kann ohne Zweifel die Hypothese wagen: Europäer, Iranier, Inder, Polynesier, Melanesier, Australier bilden auch rassenpsychologisch zusammen eine „mittlere

Linie", unterscheiden sich als verschiedene Zuchtstufen dieser mittleren Linie. Diese Arbeitshypothese ist um so eher berechtigt, als sie nur die seelische Entsprechung zu Tatsachen der körperlichen Rassenkunde darstellt.

Wir können nun auch eine sehr einleuchtende Erklärung dafür angeben, warum die Europäer ihrer rassischen Leistungsfähigkeit nach in der Menschheit etwas so einzigartiges darstellen. Sie sind einerseits der progressive Pol der „mittleren Linie", andererseits ist die mittlere Linie für sehr viele Leistungsweisen eine optimale Mitte, dritterseits ist die mittlere Linie auch noch reicher an erbbiologischen Möglichkeiten als die spezialisierten Zuchten negerischer und mongolischer Richtung. Es ist bestimmt kein Zufall, daß große kulturelle Verschiedenheit in sich, chaotisches Wogen und mangelnde Formeneinheitlichkeit gerade den Australiern, den Melanesiern, den Polynesiern, den Indern und den Europäern kulturkundlich nachzusagen ist!

In welcher Weise die Europäer eine optimale Mitte darstellen, sei an nachfolgender schematischer Übersicht anschaulich gemacht:

Negride (einschl. Orientalen)	Europäide	Mongolide
Ohrenhaftigkeit	beides mittelstark	Augenhaftigkeit
atomistisches Erleben	gegliedertes Ganzes	diffuse Gesamteindrücke
Abstraktion, Spekulation	Wissenschaft	Natursichtigkeit
Machtstaat	Staatsgestaltung	Einfügungswilligkeit
maskuline Züge	Mitte	feminine Züge
Akustische Sensibilität	vielfältigste geistige Kunstgestaltung bei mittleren Sensibilitätsvoraussetzungen	optische Sensibilität

Wir haben immer wieder betont, daß Kulturerscheinungen am wahrscheinlichsten dort auftauchen, wo sie rassenpsychologisch optimal beheimatet sind. Man mag daran ermessen, wieviele Kulturgestaltungen gerade in Europa diese optimale biologische Heimat haben, wo die Rassenveranlassung im Vergleich zu Negern und Mongolen mittlerer Weise auf das gegliederte Ganze aus ist. Das gegliederte Ganze ist überhaupt die zentrale Eigentümlichkeit aller europäischen Leistungen, steht hinter den wissenschaftlichen, technischen, künstlerischen und politischen Erfolgen Europas letztlich überall führend dahinter.

Mit diesen Ausführungen haben die Ahnungen eines Gobineaus von der kulturellen Einzigartigkeit der

farbaufgehellten Europäer eine den psychologischen Kern aufdeckende induktive Erklärung gefunden. Diese Erklärung liegt nicht so sehr auf dem Gebiete der Quantität der Begabung als auf dem Gebiete der Qualität des Wesens.

Warum große quantitative Rassenunterschiede gerade hinsichtlich der Höchstbegabten wahrscheinlich sind, haben wir aus der mathematischen Eigenart der Verteilungskurve schon früher abgeleitet (II. Bd., S. 205 f. u. Abb. 88).

Wenn wir auf diese Weise den Kernpunkt der Gobineauschen Lehre wissenschaftlich bestätigen und — wohl erstmalig — biologisch erklären, ist vielleicht auch die Mahnung angebracht, auch hinsichtlich der Weiträumigkeit des rassenkundlichen Denkens auf höherer Stufe zu Gobineau zurückzukehren. Er hat eigentlich nur Europäer, Neger und Mongolen als Rassen anerkannt. War das zu wenig, dann ist die heutige rassensystematische Lehre für Europa ganz entschieden überbesetzt.

Wir wollen uns nun der Frage zuwenden, welche seelischen Rassenunterschiede in Europa (unter den Europäiden) tatsächlich systematisch festgehalten werden können.

Die Orientalen verhalten sich zu den Negern, wie früher schon ausgeführt, etwa so wie die Inder zu den Australiern, d. h. sie sind progressivere Stufe innerhalb der gleichen rassengeschichtlichen Linie (der „linken, schwarzen Seitenlinie").

Vom Orient (Nordafrika) nach Norden fortschreitend haben wir die Eigentümlichkeiten der vier rassenpsychologischen Zonen, die gleichzeitig Färbungszonen sind, besonders genau studiert; wir können sie jetzt auf eine sehr einfache zentrale Formel bringen. Die affektive Resonanz der Auffassungsgebilde nimmt nach Norden hin ab, ihre Verbundenheit und Gestaltetheit umgekehrt zu. In solcher Weise sind die Südeuropäer von den Orientalen, die Mitteleuropäer von den Südeuropäern, die (vorwiegend reinblauäugigen) Nordeuropäer aber auch wieder von den Mitteleuropäern verschieden.

Es handelt sich dabei nicht um bloße klimatische Züchtung, wie man dadurch beweisen kann, daß eine analoge psychologische Stufenreihe sich weder im mongolischen noch im indianischen Bereich, die doch ebenso von der tropischen bis zur arktischen Zone reichen, wiederfinden. Javaner denken mindestens ebenso „ganzheitlich diffus" wie Nordchinesen oder Tschuktschen. Auch die Farbaufhellungsreihe Europas findet sich ja in Ostasien und Amerika nicht wieder!

Wohl aber kommt daneben eine sehr verschiedene Klimazüchtung der Europäiden in Betracht, die z. B. Temperament und Härte zwischen Süd und Nord ähnlich verschieden sein läßt, wie wir es tatsächlich auch in Ostasien und in Amerika wiederfinden. Temperamentloser und härter

sind auch Nordmongolen und die kanadischen im Vergleiche zu den mexikanischen Indianern.

Welche kulturellen Auswirkungen die Differenzierung der europäiden Süd-Nordstufen hat, möge man im Text oder auf den Tabellen S. 449 ff. zusammenfassend nachlesen.

Problematischer ist bis nun geblieben, ob neben der sehr klaren Süd-Nordstufung auch eine rassenpsychologische West-Oststufung Europas anzunehmen ist. Der Kern dieser Differenzierung wäre durch die beiden Gegensatzpaare

spitz — diffus,
erregungshaft — stimmungshaft

gegeben. Tatsache ist jedenfalls, daß die europäischen Süd-Nordzonen sämtlich gleichzeitig von West nach Ost eine Differenzierung im Sinne dieser zwei Gegensatzpaare erkennen lassen.

Von den vorwiegend blauäugigen Völkern sind die atlantischen Iren, Engländer, Isländer am spitzesten (schmalsten, substanzlosesten), die Finnen am breitesten, diffusesten („ostbaltisch"). Norweger und Schweden stehen dazwischen, wobei sich die Norweger deutlich als westlicher, die Schweden als östlicher zeigen. Auch der vorwiegend blauäugige Teil Niederdeutschlands nimmt ein ähnliche Zwischenstellung zwischen westnordisch und ostbaltisch ein.

Von den vorwiegend farbgemischtäugigen Völkern sind die Franzosen von der spitzesten Reizsamkeit, die Russen von der breitesten Stimmungshaftigkeit, die Deutschen stehen neuerlich sehr deutlich dazwischen, sie fassen bestimmt, aber nicht spitz-entleiblicht auf; nicht Reiz oder Stimmung, sondern Gefühl ist für sie am bezeichnendsten.

Von den vorwiegend braunäugigen Völkern sind die Spanier viel spitzer erregungshaft als die Italiener und Griechen, diese wieder bestimmter als Türken und Perser, die durch Weichheit und Allgläubigkeit gekennzeichnet sind.

Man kann diese Verhältnisse geradezu in eine Neunfeldertafel bringen (s. S. 443).

Nun haben wir die Diagonale von Südosten nach Nordwesten durch dicke Umrahmung gekennzeichnet. Diese Diagonale ist aber nichts als die innerhalb Europas fortgesetzt gedachte „mittlere Linie". Und siehe: Auch hier haben die links von dieser Diagonale liegenden Gebiete Eigentümlichkeiten, die sie eher in Richtung auf Orient und Neger von der „mittleren Linie" abweichend erscheinen lassen und die rechts davon liegenden Gebiete umgekehrt eher ins Mongolide zielende Abweichungen. Selbstverständlich all dies im Rahmen der vorwiegenden Zugehörigkeit zu Europa und damit zur mittleren Linie selbst!

	West schmal spitz reizhaft eindrucksgläubig	Mittel mittel mittel gefühlshaft dinggläubig	Ost breit stumpf stimmungshaft wesensgläubig
Nord hochverbunden wenig leibhaftig	Britannien	Schweden, Niederdeutschland	Baltikum
Mitte mittel mittel	Frankreich	Deutschland	Rußland
Süd Raum und zeitschwach, leibhaftigst	Spanien, Südfrankreich	Italien, Griechenland	Kleinasien, Iran

In Schweden nennt man das relativ östliche Element „ostbaltisch". Es ist nach Lundborg durchaus nicht selten, kann es auch angesichts der Baltikumzugewandtheit des Landes nicht sein.

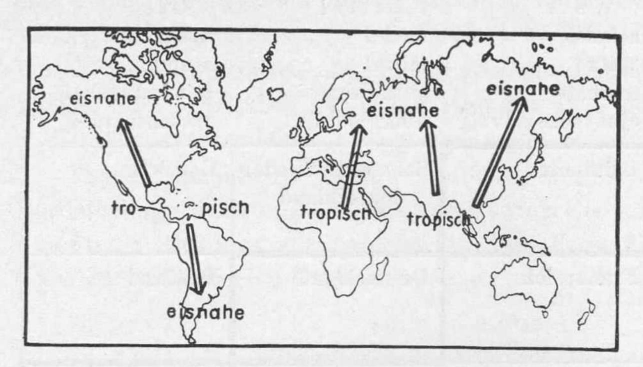
In den Osteuropäern mischen sich in der früher besprochenen Weise Züge, die in ostasiatischer Richtung weisen mit typisch europäider, kontrastreicher, unfemininer Artung. Das gleiche gilt von den Innerasiaten der Übergangszone in verschiedener Abstufung.

Die Indianer sind nach der im II. Bande gegebenen Kennzeichnung derb wie Russen und Innerasiaten, die in dem Gebiete leben, aus dem die Indianer stammen.

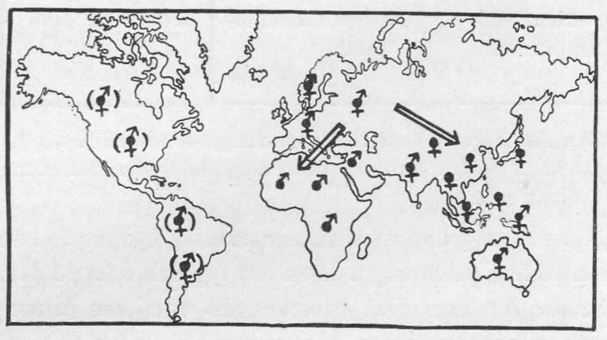
Wir haben sie als typische Athletiker aufgefaßt. Auch haben wir sie als Gegensatz zu den Afrikanegern beschrieben, z. B. in ihrer Neigung zu hochkomplizierter Zierat (die, wie wir nun sehen, ihrer rassensystematischen Stellung zwischen Europäiden und Mongoliden ausgezeichnet entspricht). Ihre geringe Bauernneigung paßt ebenfalls zur Abstammung aus dem größten Nomadengebiet der Welt. Während der Neger im Tanz Bewegungserotik sucht, sucht der Indianer seelische Entrückungserotik (Russen, Inder!). Er ist, ungleich den Mongolen aber gleich den östlichsten Europäiden ein großer Metaphysiker und Mystiker. Wiederum wie die Russen, aber im Gegensatz zu den Ostasiaten sind die Indianer keine großen Schreiber vor dem Herrn.

An den vom Tropengebiet bis zum Polareis reichenden Mongoliden unterscheidet man vor allem leicht die verschiedene Klimazüchtung. Ein darüber hinausgehender erbpsychologischer Unterschied ist noch nicht anzugeben, dem Kern nach scheinen Tropenmongolen, Mittelmongolen und Nordmongolen sehr viel gemeinsam zu haben.

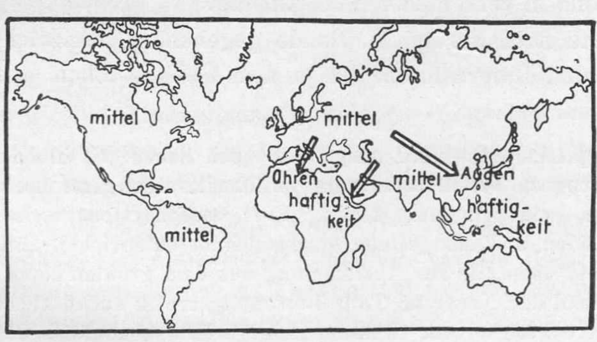
Man kann die bis jetzt in der Menschheit wahrscheinlich gemachten rassenpsychologischen Unterschiede auf folgende sechs „Generalnenner" bringen; die damit bezeichneten Eigentümlichkeiten treten



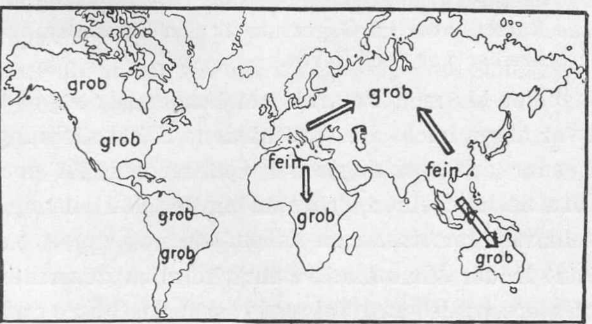
I. Klimaanpassung.



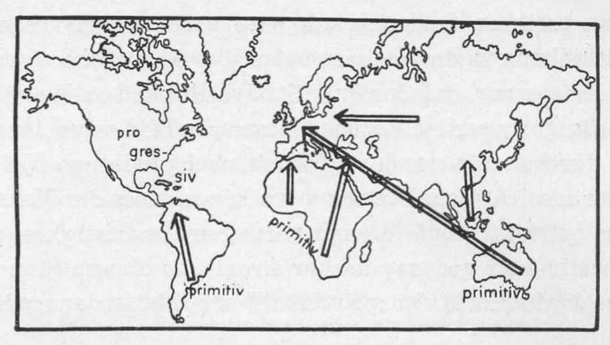
II. Maskulin (♂), feminin (♀), stark geschlechtsdifferenziert (⚥).



III. Welterleben.



IV. Motorik.



V. Begabung.

Abb. 37—41. Schema der bisher in der Menschheit festgestellten rassenpsychologischen Züchtungsrichtungen.

geographisch zumeist in zwischen zwei Polen schwankenden quantitativen Stufenreihen auf:

„Generalnenner“	„Pole“
I. Klimaanpassung	tropisch und eisnahe
II. Hormonale Abstimmung	maskulin und feminin
III. Welterleben	augenhaft und ohrenhaft
IV. Motorik	derb-kräftig und fein-zart
V. Gehirnentwicklung (Begabungshöhe)	primitiv und progressiv
VI. Soziale Differenzierung	vielpolig und vorwiegend am Ort.

Die Kärtchen 37—41 zeigen für die ersten fünf von diesen „Generalnennern“ mittels Pfeilen die bisher festgestellten Abstufungsrichtungen.

Daß die hormonale Abstimmung auf die Pole maskulin und feminin gebracht werden kann, liegt wohl daran, daß die Hormonwirkungen überhaupt sehr unspezifische sind und daher sich auch dann, wenn sie mit der Geschlechtlichkeit nicht direkt zu tun haben, in der Polarität maskulin und feminin in erster Annäherung meistens einigermaßen unterbringen lassen.

Die sozialen Differenzierungen treten parallel in verschiedenen Rassen in Erscheinung, gehören daher nur zum Teil zur Rassenpsychologie.

Zum Schluß sei nochmals gerechtfertigt, warum unsere Rassenpsychologie so sehr mit der Kategorie der geographischen Stufenreihe arbeitet. Und zwar sind sowohl gegen die geographische wie gegen die Stufenreihenbetrachtung Einwände möglich.

Die geographische, standortsgebundene Betrachtung der Menschenrassen schätzt die durch Wanderungen usw. entstehenden Veränderungen gering ein im Vergleich zu den Momenten der Stetigkeit. Sie geht von der Einstellung aus, daß zumindest bei Kultur-

(und Landbau-)völkern Seßhaftigkeit oder geringe Ortsveränderung die Regel, Verschiebungen des Heimatsortes die Ausnahme sind. Sie stützt sich auf die Erfahrung, daß der quantitative Effekt von Wanderbewegungen sehr häufig geringer ist, als das historische Bild es vortäuscht; außerdem ist sie durchaus imstande, wirklich nachgewiesene Volksverschiebungen zu berücksichtigen. Die selektive Einpassung der Menschen in die Heimaträume bewirkt ebenfalls eine vorzugsweise Stetigkeit des Rassencharakters bestimmter geographischer Areale. In diesem Sinne haben wir die „rassenbiologischen Kulturprovinzen“ als relativ dauernde Einheiten betrachtet.

Die Stufenreihenbetrachtung wird insofern ohne weiteres Zustimmung finden, als quantitativ abgestufte Übergänge bei allen Massenerscheinungen einzutreten pflegen (vgl. S. 436). Im besonderen können wir uns auch auf die Erfahrungen der zoologischen Rassenkunde stützen, welche die stufenweise Verteilung rassenbiologischer Erscheinungen als allgemeine Regel erkannt hat. Sie wurde dabei durch die relativ zum Menschen räumlich viel engere Ausdehnung vieler tierischer

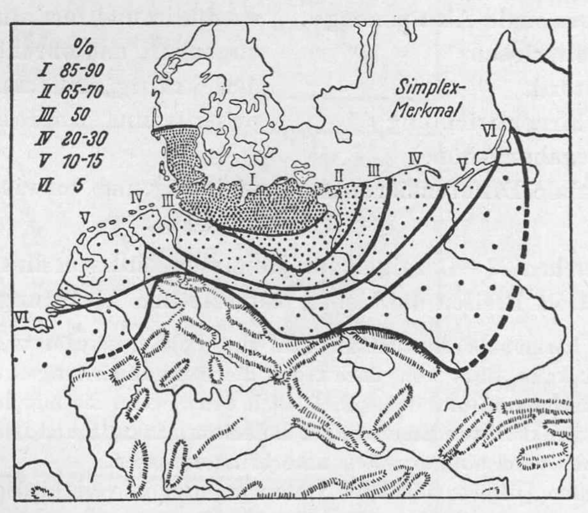
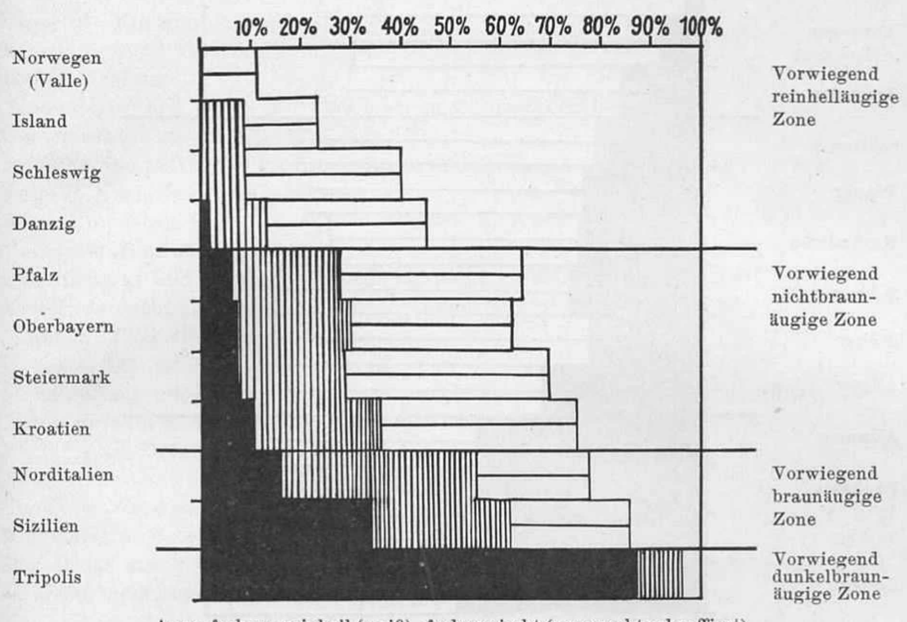


Abb. 42. Das Prinzip der geographischen Rassenstufung im Tierreich. Verbreitung eines Zahnmerkmals der Maus. — Aus Kühne, Vererbungslehre.

Rassenareale begünstigt, welche Bilder nach Art von Abb. 42 ergibt. Innerhalb Norddeutschlands schon zeigt diese das Absinken eines Rassenmerkmales einer Mäuseart von 90% auf 10% in konzentrischen Zonen oder Stufen. Beim Menschen müßte man schon den Raum von Skandinavien bis Nordafrika spannen, um — z. B. beim Merkmal reinblaues Auge — einen ähnlich weitgehenden Unterschied zu finden (vgl. Abb. 43).

Zweifel erregen werden aber vielleicht die weitgespannten Stufenreihen, die wir in der psychologischen Systematik zwischen Afrika und Island, ja zwischen Japan und den Negern angenommen haben. War diese Anordnung nicht zu schön, um wahr zu sein? Nun, man übersehe nicht, daß unser System nicht bloß „schön", sondern auch relativ sehr einfach ist mit seiner Unterscheidung einer mittleren Linie und zweier Seitenflügel, die polar zueinander stehen. Gerade die vorläufig am genauesten



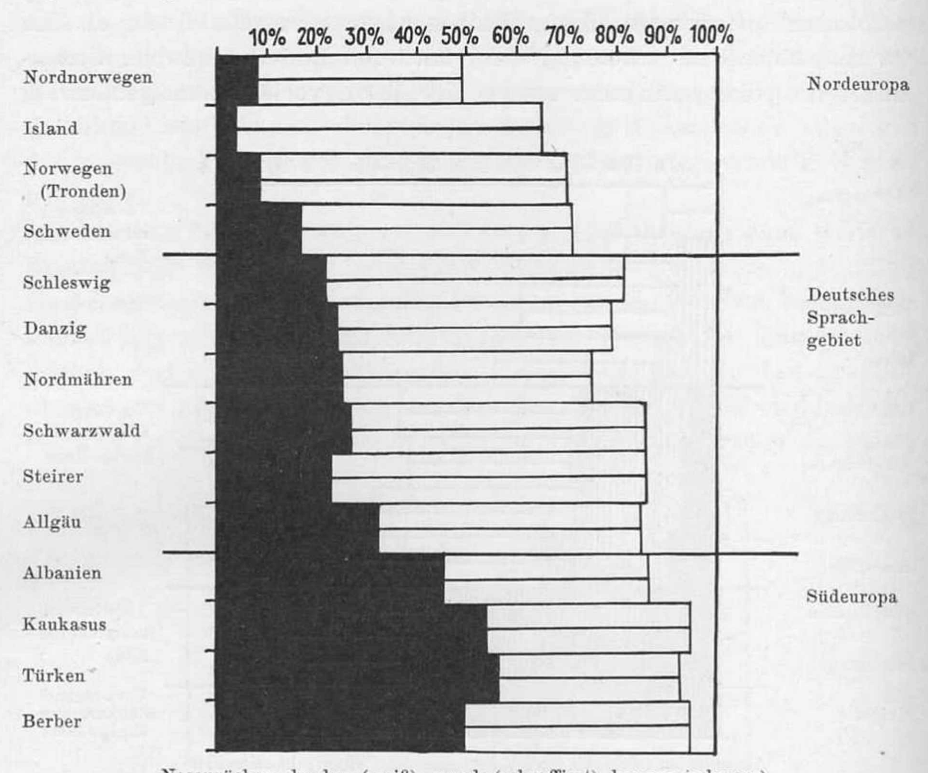
Augenfarben: reinhell (weiß), farbgemischt (wagerecht schraffiert), braun (senkrecht schraffiert), dunkelbraun (schwarz).

Abb. 43. Das Prinzip der geographischen Rassenstufung beim Menschen. Augenfarben.

studierte Stufenreihe Nordafrika-Skandinavien ist auch in ihrem Zustandekommen am besten zu verstehen und eine überhaupt nicht zu bezweifelnde Tatsache.

Wir glauben jedenfalls, daß wir *in der Rassenpsychologie nun etwa ebenso weit sind, wie die Kenntnis der Körperlichkeit der Rassen vor Einsetzen der spezialistischen anthropologischen Untersuchungen war.* Das war aber schon *sehr weit*, denn man kannte damals Europäer, Neger, Mongolen, ostbaltische und südeuropäische Eigenart, Indianer, Orientalen, Inder usw. Die anthropologische Forschung hat das eigenartige Schicksal gehabt, diesen Vorkenntnissen gegenüber fast nur bestätigend und verfeinernd (und in mancher Hinsicht auch verwirrend) zu wirken, ohne gleichwichtiges Neues selbst dazuzuentdecken.

Wir nehmen nicht an, daß die Rassenpsychologie das gleiche Schicksal haben wird, wir wiederholen vielmehr das abschließende Wort des II. Bandes: Nun hat die kulturbiologische Einzelforschung und das psychologische Experiment das nächste Wort . . .



Nasenrücken: konkav (weiß), gerade (schraffiert), konvex (schwarz).

Abb. 44. Das Prinzip der geographischen Rassenstufung beim Menschen, Nasenrückenform.

3. Kulturkundlicher Abschluß

Im folgenden sollen in Stichwortlisten die Kulturerscheinungen, von denen sich im II. und III. Band ergeben hat, daß sie in einer bestimmten Rassenzone ihr Optimum haben, übersichtlich zusammengestellt werden. Natürlich ergibt sich z. T. erst aus dem Text des näheren, wie die Stichworte gemeint sind. Die Textstelllen findet man auf dem Wege über das Schlagwortregister, außerdem sind Seitenzahlen vorangesetzt, wo der Inhalt eines neuen Textkapitels beginnt. Die Reihenfolge der Stichwörter entspricht der Reihenfolge des Textinhaltes. Leider ist es aus drucktechnischen Gründen unmöglich, die analogen Erscheinungen verschiedener Zonen direkt nebeneinanderzubringen, so daß die Antithesen und Stufenreihen auseinandergerissen werden müssen. Die Reihenfolge der Zonen

soll hier eine „absteigende“ sein, d. h. es wird mit Nordeuropa begonnen und Australier und Melanesier stehen am Ende. Im übrigen halten wir die soeben besprochene Klassifikation nach „Mittlerer Linie“ und linker und rechter Seitenlinie ein.

A. Rassenzonen der „Mittleren Linie“

Nordalpine (NA) und Nordeuropäische (NE) Zone (Seelenbild vgl. S. 378 ff.)

Frauenverehrung
Liebe als Einigungsmystik
Einehe optimal verankert
Hausfrauentum
Männer-Gruppen durch Aufgaben zusammengehalten
Gemeinschaft als überpersönliches Ich
Lebenslange politische Führung durch einen einzigen Beauftragten
Familie Kern des Sozialaufbaues
Ahnenlinienstolz
Macht als sachliche Leistung
Organisieren und Strategie (Optimum recht nördlich)
Krieg als sachliche Aufgabe („Kriegshandwerk“)
„Länder“ (Territorialorganisation)
Dynastischer und Volkstumsbegriff
Sozialaufbau ungleichheitlich, aber durch Rechte und Pflichten geordnet
Keine Sklaverei, festgesetzte Dienstpflichten
Freiheit als Befreiung im Rahmen des Ganzen
Absolutistischer Staat, Volksstaat, Totaler Staat
Stadt als Werkstatt, Großstädte des Homo faber
NE: Stadtfeindschaft, Landleben das richtigste Leben
Das Recht auf konkrete Lebensnähe ausgerichtet (insb. NE), gleichzeitig groß zusammenhängende Konstruktion (insb. NA)
NA: Affektdelikte NE: Zähere Prozeßführung, Trunkenheitsdelikte und Alkoholabstinenzbewegung

All-Religiosität
Schwache Götterpersonifikation
Götter in ein Weltbild und Sittenbild verflochten
Kosmologische Schaugewalt
Starker Missionseifer (Altirland!)
Starke Veränderung des Christentums („gotisches“ Chr.)
Christengott Wiederholung des Allgottes
Welt als Offenbarung der Herrlichkeit Gottes
Sündenbegriff: Entdeckung von Seele und Verantwortung
Beichtgedanke (Persönlichkeitsbekenntnis)
Reformation (Beginn NA!)
Recht der Einsicht gegenüber dem Glauben
Seele-Welt-Dualismus; Subjektivitätsproblem
Willensfreiheit
Gemäßigter Realismus (NA), Nominalismus (NE)
Wissenschaftliche Methode vollständiger Stimmigkeit
Erkenntnistheorie

Ästhetisch-(NA)Theoretische (NE) Sittlichkeit (Wertung des schönen und des im großen Zusammenhang richtigen Handelns)
Gewissen
Ehre
Wahrhaftigkeit
Willensaskese
NE: Stark moralistisch (Moral als zoneneigene Kunstform)
Sittlichkeit einsehbar (nicht bloßes Gebot)

NA: Arbeit, Werk NE: Tat
Pflegliche Erhaltung
Tyrannis der Zukunft
Freude am Alten (insb. NE)
Reifes Lebensalter bevorzugt
NE: Bauerntum, Adel = Großbauern
Pflugbau erfunden
NA: stärkste Handwerksneigung (Deutschland!)
„Lebenshaltung inmitten gefrorener Arbeit"
Arbeitsteilung
Technisches Genie
Maschinenbau, Mechanismen (am stärksten in NA)
NA: Hauptheimat der Industrie und technischen Erfindung
„Geld riecht nicht gut"
Zusammenhängendes Wirtschaftsdenken
Wertbeständige Münze
Auch Kaufmann hat sachliche Aufgabe
Handel = Zurstelleschaffen (Transport und Verteilung)
Handel politikhaft, staatshaft, quasi-naturgesetzlich geregelt
Handelsreklame nur in Grenzen gutgeheißen
Wirtschaftl. Groß-„Unternehmungen"
Ausweitung des Konkreten ins Unübersehbare auf allen Gebieten für nordalpine Kulturschöpfungen kennzeichnend
Funktions- und Kraftgedanke (Zeitfreudigkeit) stärkst NE
Vorgangsschriften (Musik, Mathematik)
Welthaltige Mathematik
Zahlenbegabung dabei nicht besonders groß
NA: Ebensoviel Geistes- wie Naturwissenschaft
NE: Vorwiegen der Naturwissenschaft
Höhere Mathematik, Physik, Chemie
„Was geschieht wenn"-Forschung (am stärksten NE)
Mehr als beschreibende Biologie, Geologie, Geographie, Anatomie, Physiologie, Pathologie
Anatomie, Physiologie, Pathologie
Große Medizinische Systeme
Mikroskopische Technik
Mythisches Interesse am „Sausen der Zeit"
Historische Methode zur strengen Wirklichkeitsfeststellung
Ungeheure Ausweitung der kulturgeschichtlichen Interessen
Nicht besonders schreibfreudig, Schrift Tatenersatz

Bildende Künste hochgesteigerter „Empirismus"
Vorwegnahme des photographischen Schnappschusses
Transzendentes, zentrifugales, dynamisches Gestalten (insb. NA)
Landschaftsbild
Schilderung farbiger Wirklichkeit
Gedämpfte Farben (NE am meisten)
Bauweise kompliziert fügend, die Naturfremdheit des Baues dämpfend: „aufgerissener Bau", Türme
Technik stilführend
Völkische Stildominanten vgl. S. 247
Formen relativ grob
Gotik mehr NA und Nordwesten, Niederdeutschland-Schweden ruhigere Tektonik
Bandkeramik NA (erst sekundär NE)
Verbundenes Ornament, dynamische Ranke
Formüberziehendes Ornament NA, formbetonendes NE
Sprachlaute: Vorherrschen hochgespannter Vokale
Wortstellung das Sinnganze der Sätze unterstreichend
Schwerpunktakzentuierende Verse, Reim
Naturlyrik und Ich-Lyrik
Charakterdrama, Vorgangsdrama am stärksten NE (Verzicht auf Bühnenausstattung in Altengland)
Ichproblematik NE
Naturalistische Erzählung (eher NA)
Musik vgl. Tabelle S. 280
Ganzkörpertänze
Schlagzeugarme Instrumentaltänze NA, Singtänze NE
NE: Marsch einziger alteinheimischer Tanz (die englischen Gesellschaftstänze von heute eigentlich Märsche)
NA: Pantomimische Tänze
NE: Schon rein körperlich optimal für viele Sporterfolge
Wenig Sinn für „feine" Gesellschaftsform

Teilgebiete der nordalpinen und nordeuropäischen Zone (die europäischen Völker) sind schon im Text zusammenhängend besprochen, was nicht wiederholt werden soll.

Südalpine Zone (SA) (Seelenbild vgl. S. 351 ff.)

Starke Geschlechtertrennung
Eheneigung geringer, Ehebruch oft volkstümlich
Viel Männergemeinschaft um des Zusammenseins willen
Philosophienschulen, Agora, Ecclesia, Synoden
Literatengruppen
Päderastie nicht so sehr verpönt
Männerkaffeehaus
Rhetorik höchst wichtig, aber geformte Reden, weniger Stegreif
Vergöttlichung der sinnlichen Liebe
Gemeinschaft als ein Wir aus vielen atomistisch gleichen Teilen
Kollegiale Herrschaftsformen, Volks„vertreter" mit kurzen Amtszeiten
Familiensinn relativ schwächer, wenig Sinn für Dynastie

Einzelmensch gewertet
Neigung zum Mutterrecht als vermiedene Vaterpflicht
Suggestive Macht: Herrscher wer von Angesicht zu Angesicht zwingt
Kleine Stadtstaaten
Territorien nur Zubehör der Städte
Glanzvolle Hauptstädte
Macht als Prunkschauspiel, Titelwesen
Republiken und Tyrannis
Freiheit = Gleichheit und Suggerierendürfen (Isegorie)
Kleinstadtvorliebe
Ständestaat, Korporationen (Staat als etwas zusammengefügtes)
Das Recht begriffsidealisierend
Viel Affektdelikte, Sexuallaster und Idealisierung der Sexualabstinenz, wenig Trunkenheit

Stärkste Versinnlichung der Götter in Personen
Eingott als vollkommene Harmonie
Heiligung bestimmter Orte
„Wissenschaftlich" begründete Intoleranz
Erfindung der Begriffslogik
Begriffsvergöttlichung, stärkstes Vertrauen in Denkoperationen, Rationalismus
Sittlichkeit des schönen Handelns
Ehre als gut gespielte Rolle

Tätigkeit ohne zu rauhe Wirklichkeitsberührung nicht Tat oder Arbeit als Ideal
Ruhmliebe, Helden dürfen klagen
„Abanausie", Verachtung der schaffenden Tätigkeit
Rentnertum bejaht
Bettler, Bettelmönche
Ausrichtung von Spielen als Staatsproblem
Unordnung durch Idealisierung übersehen
Kleider mehr gepflegt als Sachen (Schuhputzer!)
In sachlichen Kulturgütern anspruchslos. „Der Mensch gilt mehr als die Habe"
Jugend das einzig richtige Alter
Bauerntum nicht besonders geachtet
Zur Technisierung imstande, aber keine eigentliche Leidenschaft dafür
Erfindung des Atomes und der Münze (des Wertatoms)
Handel als suggestives Losschlagen der Waren
Euklidische Geometrie, in neuerer Zeit viel darstellende Geometer, sonst wenig Anteil an der neuen Mathematik
Wenig Anteil an der neuen Naturwissenschaft, seit diese die Grenzen der sinnlichen Anschauung zusehr übersteigt
Logisches Schema als Beitrag zur Entwickelung der neuen Physik (Galilei)
Keine Chemie. Iatrophysik
Kartenzeichnen (insb. ältere nicht maßstabgerechte Kartographie)
Naturbeschreibung
Logisches Schema als Vorlage der biologischen Systematik (Aristoteles)
Harmonie-Medizin

Viel Anatomen und Chirurgen (nicht Histologen)
Geschichtsschreibung kunstvolle Anekdotenreihung
Zusammenhängende Chronologie
Weltinteresse sehr groß, aber nicht ins Unübersehbare hinein konstruierend
Idealisierender Empirismus der Kunst
Komposition, kunstgerechte Fügung selbständiger Teile
Innerleibliche Perspektive, Gruppenperspektive
Viel Bildnis
Wenig abgestufte Farbgebung
Harmonisch komponierte Bauformen
Technische und seelische Erfindung des Großen Innenraumes
Prunkvolle Ausstattung, Neigung zu bloßen Fassaden
Gipfel der künstlerischen Formensicherheit
Ornament unverbunden gereihte Einzelteile
Mehrmalige Erfindung höchster Schönheit
Hinsichtlich statisch-dynamisch, zentripetal-fugal usw. Zwischenstellung zwischen Orient und NA-Zone
Vollendung der Perspektive kompliziertester Körper
Völkische Stildominanten vgl. S. 247
In den Sprachen gleichmäßige Anwendung aller Vokale
SA-Sprachen erhalten sich ihren Vollklang
Hypertrophie der kunstvollen Rede
Lobpreisungen (Panegyrikus)
Gedicht als sprachliche Kleinkunst*form*
Zeitmessende (nicht kraftwechselnde) Verse
Besondere Volkstümlichkeit der großen Epen
Theater höchst wichtig; bilderreiche Szene
Typendramatik, das Auftreten wichtiger als die Vorgänge
Musik vgl. Tabelle S. 280
Zone „feinsten" Benehmens, Höfischkeit, Darstellung des Edelmännischen
Florettfechten
Tödlicher Kampf als Schauspiel (Gladiatoren, Stierkampf)
Figurenreiche Tänze

Osteuropäische Zone (Seelenbild vgl. S. 423 ff.)

Wenig Interesse für Staat; politisch eher amorph
Der Herr als unbeschränkter Kraftmensch
Einfügungswilligkeit in überpersönliche Kollektive
Physiologische Alkoholgefährdung
Kleinköpfigkeit
Stimmungen wichtiger als Gestaltungen
Weltanschaulich Platoniker. Denken in diffusen, aber nicht abstrakten Ideen
Religiös hochbegabt wie Indien und Orient
Südrussischer Kirchenbau eine östlichste Gotik (Bandkeramik)
Ausdrucksstil breit, derb und stumpf
Kontinentale Klimazüchtung
Sehr starkes Naturgefühl
Der in den Hochkulturprozeß noch am wenigsten einbezogene Teil der Europäiden. Mit unerwarteten Zukunftsleistungen zu rechnen?

Indien und Iran

Sozialordnung stark orienthaft (Kasten, Despotie)
All-Naturgötter und stärkste Personifizierung der Numina
Heiße Religion und heiße Erotik
„Mystik des Kopfes"
Große Epik, Überleben altarischer Einflüsse auffällig stark
Große Wissenschaft
Eigene Logik neben Aristoteles
Das Konkrete beachtet, aber pessimistisch durchnichtet
Philosophische Interessenwahl Europa sehr ähnlich
Mannigfaltigkeit der Baustile Europa sehr ähnlich
Dichtes, aber nicht verbundenes Ornament
Magische Oberflächen aus plastischen Figuren
Plastik unorientalisch, nicht aus naturalistischen Einzelteilen schematisch geklittert, freie Gruppenbewegungen
Iran Landschaftmalerei „heilige Landschaft"
Indien Figuren und Tempel sozusagen personifizierte Landschaft
Überquellende Mannigfaltigkeit und Fülle in allem, in den philosophischen und mystischen Systemen, den Kunststilen, der sehr mannigfaltigen Literatur und Mythik, den Sozialformen, der Kunst des Lebensgenusses usw.
Im Gegensatz zum Orient echtes Drama
Große Musikformen
Pantomimische Tänze in unorientalisch fließenden Linien
Schreiblust größer als im Orient
Geringe Erwerbslust
Höchst ungeschichtlich

Polynesier

Europäerhaft hochstehende Technik
Europäerhafte organisierte Ausgriffsneigung
Stark entwickeltes Zeremonial- und Titelwesen
Große Seefahrerneigung
Kosmologische Göttermythologie
Mannigfaltige und sich rasch entwickelnde Kunststile
Wikingerhafte Abenteuerlust neben tropischer Trägheit
Viel Mystik, Tapu, magische Zusammenhänge und Bezogenheiten
Physiognomie der Kunstwerke wie in Nordeuropa und Indien relativ grob (nicht damenhaft wie in Indonesien)
Sehr große Zivilisierungsfähigkeit, intelligentes Auffassen der Europäisierungssituation
Alkohol eine Gefahr, aber nicht sosehr wie den Indianern

Melanesier

Lokal außerordentlich verschieden
Die höher gestalteten Teile der indo- und polynesischen Kultur nicht adoptiert: Göttersysteme, Großstaaten, Techniken, Weberei, Metall, Islam
Kopfjagd als Hortung von Zaubermacht
Besonders reiche Augenkunst
Verbundenes Ornament, formenauflösend

Ansätze zu großer Holzbaukunst
Geheimbundwesen
Plutokratie, Sinn für bürgerliche Tüchtigkeit
Reiches Zeremoniell
„Tiefverwurzelter Wunsch nach Besitz“
Kriege Überfälle und Hinterhalt
Ausdruck der Kunst ebenfalls verhältnismäßig grob
Musik: Zurücktreten von Rhythmik und Bewegung gegenüber Akkordik und Freude an der Farbigkeit des Klanges
Motivwiederholungen eng in ein Ganzes zusammengeschweißt
Psychisches Tempo gelassener, weniger impulsiv als beim Afrikaneger
Meiste Kulturgüter weniger hoch entwickelt als bei Indo- und Polynesiern
Große Neigung zur mystischen Identifikation
Im ganzen vom Afrikaneger durchaus verschieden

Australier

Mann und Weib stark differenziert
Mannigfaltigkeit der Einzelkulturen groß
Kulturumfang nicht allzu klein
„Physiognomie“ der Kulturgüter grob und sehr grob
Außerordentliches Adoptionsdefizit trotz vieler Anregungen
Musik im Vergleich zu Schauspiel und Augenkunst unentwickelt
Augenkunst von sehr verschiedener Richtung: naturähnlich ornamental und symbolistisch
Verbundene Ornamentik, viel Spiralformen, malerische Oberflächenwirkung
Sozialformen kompliziert, aber nicht groß
Zeremonial- und Kulthandlung relativ kompliziert
Pantomimen reich entwickelt
Hingabe an das eindrucksvolle Unbestimmte groß, mystische Erregung und Betätigung der Augenkunst-, Schauspiel- und Dichtertriebe
Innerhalb des einfachen Rahmens große Erfindergabe

B. Rassenzonen der „Linken Seitenlinie“

Orientalische Zone (Seelenbild vgl. S. 340 ff.)

Scharfe Trennung der Geschlechter
Polygamie ein Nebeneinander mehrerer Ehen
Nicht viel Gelegenheit für öffentliche Rhetorik
„Das Hören ist die schönste Freude“ (altägyptisch)
Einzelmensch tritt hervor, natürliche Bindungen wenig beachtet
Totemismus „magische Repräsentanz“
Mutterrecht als vermiedene Vaterpflicht
Stärkster Machttrieb und stärkste Unterwürfigkeit
Magischer Stil der Machtübung
König als schreckliches Geheimnis, Priesterherrschaft
Staat = Tributgebiet, seine Ausdehnung sehr groß
Kein Freiheitsproblem, keine sich selbstverwaltenden Städte

Stärkste Klassenspaltung neben allgemeiner Menschenliebe
Autoritatives, nicht einsehbares, geoffenbartes Recht
Magische Hintergrundsgötter
Eingott als Herrscher
Schicht des Fetischglaubens und der Wortnamengläubigkeit
Verehrung heiliger Personen und ihrer Grabstätten
Sternen- und Zahlenkulte (abstrakteste Naturreligiosität)
Talent zum Religionsstifter
Jenseitsgedanke
Durch völlige Fremdheit begründete Toleranz
Größte Hassensfähigkeit, Gemetzel insb. auch nach dem Sieg
Antinomien-Interesse
Ohren-Menschen, darum abstrakte Logiker
Turnende Intelligenz
Starke Aufspaltung aller Eindrücke
Dualismus zwischen Eindrücken und ihrem Hintergrund
Extremer Begriffsrealismus „Alles Vorgestellte wirklich"
Talmudistische turnende Pseudologik
Zeitatome, Zeitscheu
Substanzkategorie übermächtig
Aristoteles abgelehnt
Verteilung der philosophischen Interessen ganz anders als Europa und Indien
Keine Ehre und Ehrlosigkeit
Lügner meist bewundert
Sexualitätsfeindschaft, Askese als Weltentwertung
Schlachtentod als Sakrament der Paradieserhöhung
Keef-Versunkenheit
Wenig Interesse für Kino
Einzelkasten besitzgierig, daneben religiöse Besitzfeindschaft
Stoische Interesselosigkeit an sachlichen Kulturgütern
Arbeit ein Fluch
Technik im Vergleich zum Staat unentwickelt, bzw. nur massiver Tiefbau
Heutige technische Zeichnungen schlecht aufgefaßt
Keine „durch das Mögliche begrenzte Phantasie"
Kaufmann größte Sozialachtung. Könige primär Großkaufleute
Handelsurkunden hochentwickelt
Geld, aber nicht Münzen. Feilsch- und Tauschhandel
Erfindung der wissenschaftlichen Zahl
Mathematik aus Definitionen abgeleitet
Wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung der „Araber" im ganzen hauptsächlich Weitergabe, auch das vor allem Perser und Spanier Astrologie, Alchemie, Medizin
Geographie und Geschichte nur Nachrichten, nicht Wissenschaft
Geschichtsschreibung Reklametext
Kalender. Keine objektive Chronologie
Buchstabenschrift (Aufspaltung der Wortbilder)
Naturfernes Großbauen. Enorme Baulust
Feinstes Kunstgewerbe
Gestaltenarm-qualitätenreich (magische Oberflächen)

Rapportmuster, „Horror Vacui“
Formensprengendes Ornament
Zentripetale, statische, klitternde, monumentale Gestaltungsweise
Figuren Schemata aus naturalistischen Einzelteilen
Perspektive selbst innerleiblich nicht gewahrt
Der Mensch herrscht in der Kunst gegenüber der Landschaft
Sprachen mißachten die Vokale
Satzzersprengende Wortstellung
Generische Ausdrucksweise
Ekstatischer Hymnus
Magiedurchwobenes Märchen
Kein Drama
Musik vgl. Tabelle S. 280
Körper-Teiltänze

Afrikaneger (Seelenbild vgl. II. Bd. S. 207 f.)

Sehr starkes Adoptionsdefizit trotz ununterbrochener Anregung
Relativ viel Großstaaten orientalischen Stiles
Machtinteresse und Suggestibilität
Orientalische Hochreligionen ungenügend aufgenommen
Begriff einer universellen Moral weitverbreitet
„Islamische“ Kunstwelt nicht aufgenommen
In der Musik kein Adoptionsdefizit
Erfolge in europäischen Schulen nicht ganz gering
Keine Neigung zur Schrift
Gute Ackerbauer und Viehhirten
Ahnenkult gegenüber den Naturgeistern bevorzugt
Mensch im Mittelpunkt der Mythologie
Geringes theoretisches Interesse
Hochgötter weit verbreitet
Fetisch-Religiosität
Keine mystischen Erlebnisse des Medizinmannes
Rauschartige Ekstase, nicht seelische Versunkenheit
Atomistische Reihung Prinzip der Negerkunst
Einfache, eckige Ornamente, mehr Flächenkontrast als Linie
Kein Rankenornament
Außerordentliche Tanzleidenschaft auch der Männer unter sich
Zuckende Motorik, kurze Melismen rhythmisch wiederholt
Große Impulsivität beim Singen
Nebeneinander geführte „Ehchen“ (Polygamie)
Starker Sexualtrieb? Schwächere Hemmung?
Vokalreiche und konsonantenarme Sprachen
Kurze Satzgebilde
Wenig hochgestaltete Begriffe
Wenig Worte mit zeitlichem Sinn, Hervorhebung des räumlich-zuständlichen
Starke Aufspaltung des Auszudrückenden
Plastik *die* negerische Volkskunst: zentripetal, statisch monumental

Krampfigkeit, kein ruhiger Bewegungsfluß in den Darstellungen
Ungenügende Fortpflanzungsverhältnisse
Große Rhetoriker
Minderwertigkeitsgefühl den Weißen gegenüber
Improvisationsfähigkeit erstaunlich, geistige Gestaltungsfähigkeit gering

Rassenzonen der „Rechten Seitenlinie"

Indianer (Seelenbild vgl. II. Bd. S. 305 ff.)

Anfällig gegen Tropenklima, Drogen, Alkohol, seelische Traumata
Neigung zum Selbstmord
Seelische Standhaftigkeit
Eigenständige Hochkulturen
Großes Städtewesen
Mystik, Kult und Zeremoniell höchst entwickelt
Wenig Adoptionsdefizit für die Hochkulturgüter
Viel Adoptionsdefizit für Bodenbau
Überschießende Kriegerischkeit
Kampf bis zur völligen Vernichtung
Große Tierliebe, Wirtschaftstiere lebhaft aufgenommen
Zähe Verfolgung einmal eingeschlagener Wege
Metallkultur unentwickelt
Viel sakrale Bilderschrift, keine Gebrauchsschrift
Keine besonderen Schulerfolge
Schwere Einfügung in „bürgerliche" Lebensformen
Gebrauchsgüter sehr rasch übernommen
Christlicher Missionserfolg sehr gering
Reiches Arsenal an Narkotika und Giften
Visionensuche
Askese und Selbstkasteiung
Ethik der Selbstbeherrschung
Gegebenes Wort streng gehalten
Vor allem „passiver Heroismus" in der Verteidigung
Disziplin und durchdachte Taktik
Theokratie und Demokratie
Großsippenhäuser
Stammesbündnisse, auf mystische Blutsgemeinschaft gegründet
Macht der reichen Leute
Ehrgewinn durch freigiebige Weggabe
Eckige, hochkomplizierte, flächenhafte Zieratformen
„Großes Ornament"
Derb-schwere Physiognomie der Indianer und alles Indianischen
Nirgends Eleganz
Keine Neigung zu krampfiger Starre, schwerflüssige Bewegung
Klitterwirrheit und bewegte Dramatik
Musik von ähnlichem Charakter
Einverleibender Bau der amerikanischen Sprachen

Tanzbewegungen ruhig, „Entrückungserotik“
Schöpfungen gelten als übernatürliche Eingebungen
Große Naturmythologie
Bewundernswerte Erfindungsfülle und erstaunliche Höchstleistungen

Ostasiaten (Seelenbild vgl. III. Bd., S. 328 ff.)

Sippensystem hoch entwickelt, Familienzünfte
Kind-Elternverhältnis
Herrschaft durch Darüberschweben
Aufopferung als Kern des Adels
Literatokratie
Unsoldatische Theorie und Praxis
Damenhafte Samuraiwappen
Keine allgemeine Menschenliebe, stärkste soziale Einfügungswilligkeit
Kastensystem in Siam mongolisch abgewandelt
Das Recht = Erledigung konkreter Fälle
Glücksspielleidenschaft und -delikte
Geringste Personifikation der Numina
Keine einheimischen Religionsstifter
Logik nicht ernst genommen, geringe Abstraktionsfähigkeit
Gefühl für das Zusammenhängen der Eindrücke sehr stark
Ausgesprochene Augenmenschen
Vorwiegend Sozialphilosophie und Naturphilosophie
Große Kinobegeisterung
Kaiserkanal und Befestigungen als technische Großleistung
Geld immer eine Ware wie andere auch
Kaufmann geringste Sozialachtung
Hohe kaufmännische Ehrbarkeit innerhalb der Sozialbindung
Zahl spielte nie wesentliche Rolle
Älteste Tiergärten der Welt
Medizin überbetont die Pulsbeobachtung
Höchst schreibfreudig, aber Buchstabenschrift immer abgelehnt
Plattendruck
Starkes Optisches Brauchtum: Spruchbänder, Lampions, Feuerwerk
Park als Tempel und Großbau
Geomantik „Naturkindschaft“
Holzbauvorliebe, Dachphantasie
Kontrastarmes Kunstgestalten
Schein-Naturalismus, auch Darstellungen kalligraphische Linie
„Großes Ornament“, Rahmenloses Bild
Verbundenes Zierat
Diffuse Formauflösung
Zarteste Farbtönung
Kultiviertestes Kunstgewerbe
Sprachen mit ganzheitsbetonender Genetivvoranstellung
Große Tonleiterschritte
Sonatenähnliche Instrumentalmusik
Pantomimische Tänze
Blumenstellkunst

Anspruchslosigkeit und Lebenszähigkeit
Kühle Grausamkeit

Indonesien (Südmongolen)

Hochkulturen adoptiert, aber nicht stetig gehalten
Starke technische Stufenunterschiede
Reichliche Adoption der Hochreligionen
Geringe Expansionsneigung
Tropische Schlaffheit, geringe vitale Energie
Bei Europäerberührung nicht ausgestorben
Bedürfnis nach nördlicherer Führung
Geringe politische Kraft, Dorfsippentum
Echte Frauenherrschaftszustände
Ausschweifende, reiche Phantasie, starke Angstaffekte
Kopfjagd
Elegante Kunst selbst im Urwald, erst recht an den Fürstenhöfen
Kontrastarmes, lineares, formauflösendes Gestalten
Hochgestaltete Wortbildung
Geschlechtliche Zügelung
Durchseelte Tänze
Verbundenes Ornament, zarte feminine Physiognomie der Kunst
Hochgestaltete Bauwerke (dabei sehr starker Hindueinfluß!)

4. Erbpsychologischer Abschluß

Wir sind nur den einen Weg zur Rassenpsychologie gegangen, der über die Kultur, genauer über die geisteswissenschaftliche Kulturforschung führt. Natürlich sind dementsprechend jene Seelenzüge besonders hervorgetreten, die sich am deutlichsten in Kulturgütern spiegeln.

In voller Erkenntnis dieser Einschränkungen betrachteten wir das vorliegende Werk immer nur als ein notwendiges Durchgangsstadium der Forschung.

Wir haben uns um induktive Durchdringung des Stoffes bemüht, ohne uns auf irgendwelche psychologische Lehrmeinungen festzulegen; nun am Schluß ist es aber wohl angebracht, die gewonnenen Ergebnisse in den heutigen Stand der wissenschaftlichen Psychologie, insbesondere der Erbpsychologie einzubauen.

Ich erwähne folgende Richtungen:

1. Die „verstehensgeleitete Verhaltenskunde", also die Arbeitsweise, die mit prinzipiell den gleichen Methoden, wie wir sie auf die Kulturbilanz der Rassen anwendeten, die individuellen Unterschiede der Menschen innerhalb der Bevölkerung experimentell untersucht.

2. Die „physiognomische" Richtung, welche in der Körperbeschaffenheit die Seele mit erfaßbar glaubt.

3. Die physiologisch-gehirnanatomische Richtung, welche körperliche Bedingungen seelischer Reaktionen aufsucht.

4. Die geographische Richtung, welche auf dem Wege über die Medizinalstatistik, insbesondere der Verbreitung geistiger Störungen der Rassenpsychologie etwas zu sagen haben muß.

1. Verstehensgeleitete Verhaltenskunde

Hier ist für uns vor allem von Bedeutung, daß die Zwillingsforschung (Newman, Lottig, Hartmann, Stumpfl, Gottschaldt usw.) uns die Gewißheit gegeben hat, mit den in der Kulturbilanz zutagetretenden Eigentümlichkeiten wirklich Erbbedingtes zu erfassen. Gerade Interessen, Arbeitsneigung, künstlerische Fähigkeiten, religiöse Einstellung, aber auch die uns so besonders wichtigen Unterschiede der Wirklichkeitsauffassung u. v. a. sind an Individuen als wesentlich erbbedingt erkannt, werden es also auch im volkspsychologischen Zusammenhang sein.

Allerdings darf man nicht vergessen, daß die Umwelteinflüsse, die an Zwillingen, welche in der gleichen Kultur leben, wirksam werden, niemals entfernt das gleiche Ausmaß haben wie bei Völkern, die ein ganz verschiedenes kulturelles Sinnganzes adoptiert haben. Das ändert aber nichts daran, daß, wenn anders es sich überhaupt um erbliche Eigentümlichkeiten handelt, auch die Kulturen der Völker von solchen Wesensveranlagungen umgefärbt werden müssen.

2. „Physiognomische" Symbolik der Körperformen

Die „Physiognomik" hat eine ganze Reihe großer Meister; in unsere Zeit fallen hauptsächlich drei: Günther, Clauß und Kretschmer. Wir verdanken ihnen gleichmäßig viel, auch dort, wo wir über sie hinausgekommen zu sein glauben, ja selbst wo wir widersprechen, denn von der These zur Antithese ist nur ein Schritt (vgl. S. 61 f.).

Wie die Einstellung zu Günther und Clauß ist, ergibt sich aus dem ganzen Text. Es seien hier nur einige Punkte zusammengefaßt.

Die seelische Polarität zwischen Nordeuropa und den südlichsten Europäiden wird von allen Rassenforschern weitgehend ähnlich beschrieben (zur neuesten Darstellung von Scheidt, vgl. Keiter 1940). Günthers nordisches Seelenbild und ebenso sein dazu antithetischer Gegentypus ostisch sind Idealisierung dessen, was nordalpine Menschen optimal sein können und was sie nicht sein sollen (beides vorwiegend unter der Kategorie des heroischen Charakters gesehen). Grundsätzlich gleiches Schönheitsideal und grundsätzlich gleiches Männlichkeitsideal nur von entsprechend südlicherer Färbung in körperlicher und in seelischer Hinsicht wird von den meisten europäischen Völkern gefühlt und anerkannt.

Für die Wirklichkeitsforschung dürfte es aber richtiger sein, gradhafte Abstufungen von Nord nach Süd, Ost und West an die Stelle allzu getrennt vorgestellter Rassen zu setzen. Insbesondere ist die Unter-

scheidung eines nordalpinen und eines im engeren Sinne nordeuropäischen Menschentypus wohl den Gegebenheiten entsprechender — und zwar auf körperlichem wie auf seelischem Gebiete — als die Unterscheidung einer besonders ostischen und fälischen von der nordischen Rasse.

Auf Clauß übergehend heißt das, daß die Rassenbedeutung des von ihm gezeichneten „Enthebungs-" und des „Verharrungstypus" (ostisch und fälisch) weit weniger überzeugt als diejenige des nordischen „Leistungstypus". Der Schwerpunkt des Leistungstypus dürfte übrigens, zumindestens was Werk und Arbeit angeht, kaum nördlicher liegen als in Deutschland.

Die Günthersche „westische Rasse" scheint der vordringenden Forschung ebenfalls nicht vollinhaltlich standzuhalten. Südlich der Alpen dürften immer braunäugige, aber nicht dunkelbraunäugige Menschen mit Gesichtszügen, die sich in Richtung des dinarischen „Spitzgesichtes" vom nördlichen Europa entfernen, am meisten typisch gewesen sein. Die Günthersche Seelenschilderung der „Westischen" trifft trotzdem die dem Deutschen am meisten auffallenden Seelenzüge dieser Menschen, ebenso die Claußsche Schilderung des „Darbietungstypus", die natürlich ebenso wie die Bezeichnung Leistungstypus für die Nordischen nur als pars pro toto, als Teil fürs Ganze verstanden werden darf.

Der Unterscheidung einer vorderasiatischen und einer orientalischen Rasse und der zugeordneten Claußschen Typen (Erlösungs- und Berufungstypus) schien uns vor allem der Sinn innezuwohnen, daß Vorderasiatisch und Erlösungstypus den städtischen, den nördlicheren und in gewisser Hinsicht europanäheren Teil des Orients betrifft, Orientalisch bzw. Berufungstypus den südlicheren, wüstenländischen und negernäheren Teil des Orients.

An körperlichen Unterschieden zwischen vorderasiatischen und orientaliden Menschen kann man nur die Kopfform namhaft machen. Die Gesichtszüge sind in Wahrheit hier und dort die gleichen.

Damit haben wir das ganze Erdgebiet, von dem die Lehren Günthers und Clauß' handeln, berührt. Nach diesen Physiognomikern vorwiegend der Gesichtszüge sei die Lehre des Physiognomikers der Körperbauformen, nämlich Kretschmers, besprochen.

Kretschmer hat die neben dem Geschlechtsunterschied auffälligsten Körperbauunterschiede für die physiognomisch-symbolische Psychologie gewonnen: Wir wissen durch ihn wie sich Schmalwüchsigkeit, Rundwüchsigkeit und Schwerwüchsigkeit (leptosomer, pyknischer und athletischer Wuchs) in die Seele hinein auswirkt. Die dabei gegebenen Schilderungen waren so erfolgreich, weil sie so unmittelbar überzeugten: „schwerflüssig" kann nur der Schwerwüchsige,

cycloid nur der rundlich fettgeneigte, spitz und trocken in seiner seelischen Reaktionsweise nur der schmalgebaute Mensch sein.

Weniger geglückt dürfte sich im weiteren Fortgang der Forschung der eigentliche psychiatrische Ausgangspunkt der Kretschmerschen Lehre darstellen. Ich vermute heute fast, die Beziehungen der Schizophrenie zum Schmalwuchs und des manisch-depressiven Irreseins zum Rundwuchs werden sich auf die Dauer als ebenso bescheiden herausstellen, wie die schwache Bindung zwischen Schwerwüchsigkeit und Epilepsie. Durchaus unklar ist, ob die Schizophrenie mehr Schmalwüchsige befällt, weil sie in den Jugendjahrzehnten auftritt, wo es mehr schmalwüchsige Menschen gibt, oder ob sie in der Jugend auftritt, weil jugendlich-schmaler Körperbau für Schizophrenie prädisponiert. Genau die gleiche Überlegung gilt für den Ausbruch der zyklischen Psychosen in höherem Alter durchschnittlich stärkerer Rundwüchsigkeit.

Erst recht dürfte sich die normale Variation des Seelischen und damit auch die Rassenpsychologie in dem einen Unterschiedspaar „schizothym" und „cyclothym" nur sehr schlecht unterbringen lassen. Wohl weichen in jeder Rasse die Rundwüchsigen voraussichtlich in „cyclothymer" Richtung von den Schmalwüchsigen der gleichen Rasse ab, aber erst recht unterscheiden sich die Schmal- und die Rundwuchsformen der verschiedenen Rassen voneinander. Es ist ja mit den Unterschieden der Geschlechter ebenso. Bei jeder Rasse weichen die Frauen in gleicher Richtung von den zugehörigen Männern ab, aber die Frauen verschiedener Rassen werden einander dadurch nicht ähnlicher.

Darum können die verschiedensten Seelenbilder, die in Wirklichkeit nichts miteinander zu tun haben, z. B. einen irgendwie schizothymen Eindruck machen.

Das Vorwiegen der Erregungshaftigkeit (psychästhetische Proportion nach Kretschmer) über die Stimmungshaftigkeit, die den Schizothymen zugeschrieben wird, kann z. B. durch leptosomen Körperbau bedingt sein wie im europäischen Nordwesten, durch stärkere vegetative Erregbarkeit wie ganz allgemein im Süden, durch rassisch stärkere Formbeachtungsneigung und Aufspaltung, durch stärkere Funktion des Stammhirns, endlich aber auch durch kühles Abstandhalten nüchterner und kritischer Geister usw. Darum haben gerade die extremst verschiedenen Rassengruppen, die Skandinavier und die Juden, wenn man so will, jeweils „schizothyme" Züge, aber eben jeweils ganz andere. Darum weg mit dem allgemeinen Begriff „schizothym"!

Wenn sich die Psychiater selbst sogar über die gesteigerte Schizothymie, die schizoide Psychopathie so schlecht einigen können, daß der eine (Hoffmann) in Erbnähe der Schizophrenie 48% davon zählt, der andere (Gengnagel) nur 7%, während der dritte (Stumpfl) das Vorkommen schizoider Psychopathien überhaupt leugnet, dann ist es natürlich ganz ungerechtfertigt, entweder die nordische oder aber auch wieder die orientalische Rassengruppe schlechthin schizothym zu

nennen, was man nach oberflächlichen Analogien beides tun könnte. Die abständige Kälte der nordischen Seele ist dem ekstatischen Autismus der Orientalen in Wirklichkeit polar entgegengesetzt.

3. Physiologisch-neurologische Psychologie

Wir finden hier als den Verfasser des klassischen Werkes, das auch den Ertrag der „Völkerpsychologie" eines Wundt, Danzel u. a. m. für die „Medizinische Psychologie" ausgenutzt hat, neuerdings Kretschmer. Der Abriß biologischer Psychologie in kulturbiologischer Absicht im I. Bande vorliegenden Werkes ist von der „Medizinischen Psychologie" Kretschmers ebenso stark beeinflußt wie der inzwischen erschienene „Aufbau einer neurologischen Psychologie" von Scheidt, welches Buch an mechanistischer Zuspitzung unter Zugrundelegung eines elektrophysikalischen Modells des Seelenlebens das äußerst mögliche leistet.

Man wird Scheidt zustimmen, daß der Schwerpunkt einer neurologischen Psychologie nicht sosehr in der Lokalisation psychischer Funktionen als in der Auffindung von Gesamt-Geschaltetheiten zu sehen ist. Nur eine solche Auffassung macht ja auch verständlich, warum sowohl die Suche nach gehirnanatomischen Substraten der schwersten Geisteskrankheiten, wie auch nach solchen Substraten sehr unterschiedlicher Begabung, wie endlich auch das vergleichende Studium von Rassengehirnen so unglaublich wenige Ergebnisse zutage förderte. Es wurde dabei von einer Voraussetzung ausgegangen, die ebenso unzutreffend ist, als wollte man erwarten, eine Telephonzentrale müsse immer erst im ganzen umgebaut werden, um verschiedene Gespräche zu ermöglichen. Nur die Gesamtkapazität an möglichen Gesprächen wird bis zu einem gewissen Grade von der Größe der Anlage abhängen, nur die wenigsten Störungen werden so grobe Zerstörungen der Anlage sein, wie man sie mit dem Mikroskop im Gehirn zu sehen erhoffen kann.

Das bedeutet aber auch, daß die Neurologie nicht den Anspruch erheben kann, in der Erb- und Rassenpsychologie führend voranzugehen. Solange der Neurologe am anatomischen Substrat noch nicht einmal eine Schizophrenie oder einen Schwachsinn einigermaßen sicher diagnostizieren kann, muß er sich vielmehr von der Erlebniskunde und der Verhaltenskunde seinerseits vorwiegend führen lassen (vgl. I. Bd., S. 28 f.). In der Psychologie ist nun einmal, genau umgekehrt wie sonst, nicht das Materielle, sondern das Erlebnismäßige das Handgreiflichste und Nächste. Demgemäß habe ich auch meinen Untersuchungen nicht etwa eine neurologische Theorie zugrundegelegt, will aber nun versuchen, die Ergebnisse neurologisch zu deuten.

Ich stelle im folgenden ohne nähere Begründung, die hier zu weit führen würde, meine eigenen Auffassungen, die ich mir am heutigen Forschungsstand gebildet habe, vor.

In einem Schema der Hauptapparate des Seelischen sieht man drei „Stockwerke": Gehirnrinde, Gehirnstamm und vegetativ-hormonales System. In den Gehirnstamm münden die Leitungen der Sinnesorgane ein und von ihm strahlen die Leitungen für die willkürlichen Bewegungen aus. Über die Funktion dieser drei Stockwerke folgendes: Das vegetative System bestimmt Allgemeinerregtheit, gleichsam Temperatur der seelischen Vorgänge. Der Zustand des hormonalen Systems scheint sich psychisch kennzeichnend in allgemeinen Grundstimmungen zu spiegeln: Müdigkeit, Hunger, Sättigung, Brünftigkeit, Heiterkeit und Melancholie, Männlichkeit und Weiblichkeit der Grundstimmung sind sämtlich von stofflichen Chemismen abhängig (im Gegensatz zum eher elektrischen Charakter der Nervenleistung).

Am Gehirnstamm fällt sogleich seine zentrale Lage zwischen allen anderen Seelenapparaten auf. Er ist offenbar für psychisch spezifischere Leistungen da als das vegetativ-hormonale unterste Stockwerk. Der Gehirnstamm bewirkt die „innere Bewegtheit" der Persönlichkeit. Er hat offenbar mit Gefühlen, Ahnungen und Antrieben zu tun, wobei Gefühle sensorische, Ahnungen gnostische und Antriebe effektorische Anteile der „inneren Bewegtheit" sind. Gefühle, Ahnungen und Antriebe sind im Gegensatz zu den Leistungen des „untersten Stockwerkes" schon „geistige" Reaktionen auf bestimmte Umweltsituationen (einschließlich der Vorstellungen davon).

Und nun das Großhirn? Es liegt den Leitungsverhältnissen nach am Ende, bekommt Reize aus den Sinnesorganen erst, nachdem schon der Gehirnstamm und das vegetativ-hormonale System das Ihrige dazugeben konnten. Wenn man dem Großhirn die exakte Umweltabbildung und dementsprechend die exakte Handlungssteuerung zuschreibt, so ist es dazu offenbar nicht deshalb imstande, weil es etwa die reinsten und unverfälschtesten Sinneseindrücke empfängt. „Es gibt keine reinen Sinneseindrücke, sondern nur einfachste geistige Auffassungsakte", sagten wir schon I. Bd., S. 40. Hingegen haben wir keinen Anlaß uns vorzustellen, daß gnostische (von Auffassungsakten herrührende) Erinnerungsspuren irgendwo anders liegen als im Großhirn. Das Großhirn ist Organ der Erinnerung. Darin liegt nun das Entscheidende. Alles geistige Leben ist Erinnerung, d. h. Wirksamwerden nicht augenblicklich gegenwärtiger Reizinhalte.

Eindrücke, zu denen man keine zugehörigen Erinnerungen bereit hält, werden nicht aufgefaßt, sondern wirken unbestimmt beunruhigend. Auch an einem augenblicklichen Sinneseindruck faßt man genau nur soviel auf, wie frühere Eindrücke ihn zu bearbeiten gestatten. Darum und nicht etwa durch irgendwelche sinnesphysiologische Unschärfe ist das Auffassungsleben kleiner Kinder wenig gegliedert und augenblicksverhaftet. Erst recht ist Vorstellung und Begriffsbildung ein Wunder sich organisierender, in Sinnordnungen ge-

bundener Erinnerungen (vgl. I. Bd. S. 48). „Denken ist Auffassen am schon Aufgefaßten".

Wir hätten also in bildlicher Sprache folgende Hauptfunktionen der Seelenapparate:

Vegetatives System:	Seelische Temperatur, Erregtheit
Hormonales System:	Allgemeinstimmungen
Hirnstamm:	Innere Bewegtheit (Gefühle, Ahnungen, Antriebe)
Hirnrinde:	Erinnerung, dadurch die Grundlagen exakter geistiger Leistungen

Die einfachste rassenpsychologische Hypothese, die sich auf dieser Grundlage entwerfen läßt, ist nun die Annahme quantitativ verschiedener Wirkungsstärke dieser Apparate bei verschiedenen Rassen.

Wir wollen in dieser Hinsicht zwei Annahmen vorbringen: Zuerst eine über ungleiche relative Stärke von vegetativem Nervensystem und allen übrigen Seelenapparaten des „untersten Stockwerkes" im Seelenleben und dann eine über ungleiche relative Stärke von Stammhirn- und Großhirnfunktionen.

Man hat guten Grund anzunehmen, daß die größere Lebhaftigkeit der südlichen und die „Fischblütigkeit" der nördlichen Rassen mit dem vegetativen Nervensystem zu tun hat.

Den Ausgleich des Körpers mit den klimatischen Faktoren besorgt nämlich in erster Linie dieses der Willkür nicht unterstehende Nervensystem: Wärmeregulation, aber auch Ausbalanzierung luftelektrischer Wirkungen, der Luftfeuchtigkeit, des Winddruckes usw. Die vegetativen Nervenapparate stehen in einem steten Anpassungsringen den augenblicklichen Außenweltsbedingungen gegenüber. Im Vergleich dazu wirkt die Umwelt auf das Zentralnervensystem nur aus der Ferne, nur theoretisch (wörtlich: auf dem Wege über das Schauen, über die Orientierung). Die Bezeichnung „Umweltnervensystem" für die Gehirnapparate ist darum irreführend, denn nur die „geistige" Umweltbearbeitung bewältigt das Zentralnervensystem. Die vegetativen Nerven sind durchaus nicht nur für innerleibliche Steuerungen bestimmt, wie es diese Namengebung vermuten ließe.

Es könnte nun sein, daß die psychischen Unterschiede südlicher und nördlicher Menschen sozusagen ein Nebenergebnis der optimalen Einpassung in die verschiedenen Klimate darstellten. Die in dieser Hinsicht vom Menschen mit seiner weltweiten Verteilung verlangte Anpassungsbreite ist ja ganz gewaltig.

Was ist denn die Eigentümlichkeit der Südlichen? Nicht größere Erregtheit, sondern größere Erregbarkeit. Sie sind sehr oft schlaff und träge, aber gewisse Erregungen „durchfahren" sie leichter. Des weiteren muß diese stärkere Erregbarkeit im Rahmen gesunder Wesensart unterschieden werden von der Übererregbarkeit des Neurasthenikers, dessen „Nerven" aus Schwäche übermäßig ansprechen.

Man könnte nun denken, der wesentliche Zusammenhang liege darin, daß Wärme eben das Leben fördere und die Beweglichkeit der Menschen steigere. Wäre der Mensch aber wirklich so sehr vom Wetter abhängig, dann würden wir in unserem deutschen Klima sommers psychisch zu Afrikanegern und winters dafür zu Eskimos. In Wirklichkeit bleiben wir jahraus, jahrein Deutsche, und die meisten von uns verändern sich in den so verschiedenen Jahreszeiten so wenig, daß sie nicht einmal wissen, ob ihnen nun der Winter oder der Sommer besser liege. Die jahreszeitlichen Schwankungen des „Temperamentes" sind noch nicht einmal so groß wie die wechselnde Bräunung und Bleichung der Hautpartien, die wir unbedeckt der Außenwelt aussetzen.

Daraus erkennt man mit aller Deutlichkeit, daß von einem derartigen direkten Zusammenhang zwischen Erregbarkeit und Klima ebenso wenig die Rede sein kann, wie bei Hautfarbe und Klima. Der Zusammenhang muß ein indirekter, ein Zusammenhang der Züchtung und Anpassung sein. Hierüber läßt sich folgende Vermutung aufstellen:

Erinnern wir uns des Unterschiedes von Warm- und Kaltblütlern, genauer von Tieren mit autonomer Wärmeregulation und ohne solche! Paläontologisch stammen die Warmblütler wahrscheinlich aus Zentralasien, also aus einem Klima mit exzessiven Anforderungen an die Anpassungsfähigkeit gegen minimale Außenwärme und maximale Wärmeschwankungen.

Wie nun, wenn solche Unterschiede der Umweltautonomie in geringerem Maße auch noch innerhalb warmblütiger Tierarten zwischen ihren südlicheren und nördlicheren Rassen bestehen? Daß die hierfür in Betracht kommenden Regulationsvorgänge individuell verschieden und wesentlich erbbedingt sind, ist durch die Zwillingsforschung für den Menschen selbst schon mannigfach erwiesen. Es liegt auch auf der Hand, daß solchen funktionellen Unterschieden eine beträchtliche Auslesebedeutung zukommen muß. Und zwar wären im Norden Veranlagungen von Vorteil, welche die klimatischen Einwirkungen möglichst „weit außen" abfangen und dadurch den inneren Organen von der Blase bis zum Gehirn ein umweltunabhängiges Arbeiten verstatten. Das gilt vor allem auch für Klimate mit sehr großen Schwankungen, also für kontinentale Gebiete.

Letztlich ist „Abgehärtetheit" nichts anderes als guteingespielte Regulationsfähigkeit des vegetativen Systemes. Von südlichen Völkern kann man keine solchen „abgehärteten" vegetativen Nerven erwarten, zumal südliches Klima immer stenotherm ist, nur geringe Wärmeschwankungen beinhaltet. Das Anpassungsproblem im Süden besteht außerdem aber umgekehrt in der Vermeidung von Wärmestauungen. Dazu

setzen z. B. die Neger ihr besonders aktives (also vegetativ erregbares) Schweißdrüsensystem ein, das sie in Verbindung mit der pigmentreichsten Haut zur angepaßtesten Tropenrasse stempelt (vgl. Reche). Schweißdrüsenerregbarkeit und psychische Erregbarkeit stehen in starker Korrelation zueinander, wie auch das wesentlich auf dem wechselnden Feuchtigkeitsgrad der Haut beruhende „Psychogalvanische Reflexphänomen" zeigt. Vor allem dient der Vermeidung von Wärmestauungen aber das nicht stetige, sondern zwischen träger Erschlaffung und lebhafter Impulsivität schwankende Aktivitätsbedürfnis. Die Südlichen sind nicht erregter als die nördlichen, sondern erregbarer.

Wir kennen besondere vegetative Erregbarkeit auch als Zeichen neurasthenischer Erschöpfung. Die überbeanspruchten Nerven reagieren in diesem krankhaften Falle zugleich schwächlich, aber mit übergroßen Ausschlägen. Im gesundhaften Fall südlicherer Rassenzüchtung reagiert das „nicht abgehärtete" vegetative System ebenfalls stärker auf psychische Reize, als das in der Ausbalanzierung geübte nördliche vegetative System.

Die Wallungen und Schwingungen, in welche Herz, Atmung und Schweißsekretion auf psychische Reize hin geraten, sind eine unspezifische Zugabe zur Funktion des Gehirnes, deren Wert man zweifelhaft finden kann. Am „reinsten" arbeitet zumindestens der Geist, wenn nicht auch die Seele dann, wenn sie nicht durch unspezifische und großenteils unzweckmäßige vegetative Erregungen gestört werden. Ich kann mich jedenfalls der Vorstellung Scheidts nicht anschließen, nach welcher die Antriebe der seelischen Vorgänge erst dadurch zustandekämen, daß die Sinneseindrücke vom vegetativen System reflektiert werden.

Darum gibt es im Norden die größere Persönlichkeitsausreifung, im Süden freilich das reichere und unmittelbarere Reagieren, das zumindestens liebenswürdiger ist, auch wenn es in der Regel weniger zweckentsprechend ist.

Neben den Neurastheniker und den Südlichen tritt als dritter der junge Mensch mit seinem ebenfalls für psychische Reize offeneren vegetativen System.

Der nördliche Mensch lebt nicht nur häuslicher und in dickeren Kleidern, sondern auch seine „abgehärteten" vegetativen Nerven verschaffen ihm einen weiteren Schutzgürtel gegen die unmittelbare Wucht der Umwelt. Daß er dabei temperamentlos, ja bei größter Beanspruchung, wie sie im kontinentalen Klima Osteuropas und Innerasiens statthaft, stumpf, zähe wie Leder und äußerst leidensfähig wird, darf nicht wundernehmen.

Diese ganze Ausschaltung des vegetativen Systems aus dem Seelenleben läßt die Stimmungen und Launen, welche durch hormonale Chemismen bedingt sind, dann entsprechend deutlicher zutagetreten, wie sich das in Osteuropa bzw. in der ganzen Übergangsreihe von den südlichen Romanen über die mittleren Germanen zu den nördlich-kontinentalen Slawen hin so deutlich zeigt.

Westeuropa hat ein wesentliches Merkmal des kontinental-nördlichen Klimas nicht: die große Spanne zwischen Höchst- und Niedrigsttemperaturen. In der Gleichförmigkeit der Jahreszeiten stimmen Spanien, Frankreich und England bei absinkenden absoluten Temperaturen überein. Ich möchte glauben, daß die Rätsel der rassenbiologischen „Westlichkeit", dieser eigentümlichen Verbindung südlicher und nördlicher Eigenarten, durch diese Tatsachen der Aufklärung irgendwie näher rücken.

Wenn auch alle südlichen Rassen in der geschilderten Weise durch selektorische Anpassung an die Klimaverhältnisse vegetativ erregbarer sind, so gibt es doch in der heißen Zone in Afrika typische Negride, in Indien typische Europäide und in Südostasien typische Mongolide. Mit anderen Worten: Die seelischen Unterschiede der drei Großrassengruppen müssen einen ganz anderen Grund haben als die Anpassung der vegetativen Regulationen an das Klima. Worum es sich tatsächlich handelt, darauf weisen vor allem die Unterschiede der Motorik hin: Das wilde Zucken der Neger, die übermäßige Gestik der Orientalen und auf der anderen Seite das Maskengesicht und das mangelnde Bewegungsbedürfnis der Ostasiaten. Wir wissen, daß das Bewegungsbedürfnis wesentlich vom Stammhirn ausgeht, die Relation von Stammhirn und Großhirn ist der nächste Gegenstand unserer Prüfung.

Neger und Orientalen mit ihrer starken Stammhirnbewegtheit zeigen auch die Merkmale einer „Stammhirngeistigkeit". Stammhirngeistigkeit unterscheidet sich von Großhirngeistigkeit so, wie wenn das weihevoll hallende Haydnsche Deutschlandlied von einer kessen Marschkapelle zackig abgespielt wird. Man merkt zuviel die Beine, und es kann keine seelische Hingabe aufkommen. Ebenso wirkt die Motorik, welche das Stammhirn auch in das Denken hineinbringt, vor allem die möglichen Erinnerungsbindungen simplifizierend, beschränkend. Schreiende und doch inhaltsblasse Schlagworte, überscharfe und willkürliche Trennung und Atomisierung treten überall auf, wo der Aktivitätsimpuls die Herrschaft antritt.

Man kann geradezu zweierlei Begabungen unterscheiden: Fähigkeit zu bedeutenden Gestaltungen und Fähigkeit zu originellen, verblüffenden Leistungen. Die erste Art von Begabung hat etwas Bauendes, sie wird ein hervorragendes Erinnerungsorgan zur Voraussetzung haben. Die zweite Art hingegen hat etwas Turnendes und erfordert vor allem Sprungkraft des Stammhirnes.

Die orientalische Geistigkeit entspricht dieser „turnenden Begabung" auch darin, daß höchste Intelligenz mit geringer Größe des Großhirns verbunden ist, worüber wir uns weiter vorne bei den Südeuropäiden so sehr gewundert haben (vgl. S. 54).

Die Leistungen dieser turnenden Intelligenz überraschen so ähnlich wie die „Produktivität", welche selbst ganz mittelmäßige Menschen in ihren Träumen entwickeln. Das Material braucht dazu nicht reichhaltig und ausgereift

sein, Hauptsache ist die Kühnheit der Sprünge, der sichere Instinkt für das suggestiv Wirksame und das blinkernde Spiel der durch die starke Stammhirnwirkung flach, schlagworthaft und abgelöst (abstrakt) gemachten Begriffe.

Nicht nur die Juden schneiden bei der Lösung von Intelligenztests, also von aus der wirklichen Lebenssituation gelösten Aufgaben durch diese turnende Intelligenz sehr gut ab. Auch die Neger, also die viel primitivere, ähnlich stammhirnstarke Rasse steht experimentalpsychologisch viel besser da als nach ihren Lebensleistungen, während z. B. die seelisch so viel reicheren und begabteren Indianer im Vergleich zu den Afrikanegern bei solchen Prüfungen versagen (vgl. II. Bd., S. 306).

Es gehört zum Bilde, daß mit „Stammhirngeistigkeit" extreme Egozentrizität zusammenhängt. Solche Menschen sind dauernd in Freund-Feindsituation und kennen nicht die ruhige Schau über die Welt.

Vergleicht man das europäische Seelenleben mit dem normalen Anschlag auf dem Klavier, bei dem die Töne soweit ineinanderklingen, daß sie verbunden erscheinen ohne zu verschwimmen, so ist das stammhirnbetonte Seelenleben dem Hölzchenklavier mit seinen fast unverbundenen, nicht nachklingenden, resonanzlosen Tönen zu vergleichen. Und wir wollen das Bild gleich ausdehnen: Beim mongoliden Seelenleben ist die Dämpfung und Isolierung durch das Stammhirn so gering, daß der Vergleich mit ständigem Pedalgebrauch am Klavier zutrifft, wodurch alle Töne in ein Gewoge ohne rechte Einzellinien zusammenhallen. Die Anekdote von den Chinesen, die an einem europäischen Konzert das Stimmen der Instrumente am schönsten fanden, empfängt von hier aus einen unerwartet tiefen Sinngehalt.

So wie das Xylophon zum Klavier verhält sich, was Verbundenheit angeht, auch die orientalische und europäische Musik selbst: Anstelle von Harmonik oder Kontrapunkt eine einzige Melodielinie, anstelle von acht- und sechzehntaktigen, geschweige denn noch größeren Formen das zweitaktige Motiv, das unendlich wiederholt wird wie die Drehtakte der Walzerbewegung bei uns, von der Bewegung, nicht vom zusammenfassenden Hören bestimmt, kleinförmig und aufgespalten.

Es liegt nun auf der Hand, daß auch orientalische Augeneindrücke und des weiteren orientalische Denkleistungen sich von europäischen in der gleichen Richtung unterscheiden wie orientalische von europäischer Musik: holzklavierähnlicher, zerrissener, weniger durchgestaltet. Darum: *Ohrenhaftigkeit des orientalischen Seelenlebens als Folge besonders starker Stammhirnwirkungen auf ein nicht besonders reich begabtes Erinnerungsorgan.*

Daher auch die orientalische Abstraktheit, die auf schlagwortartiger Undurchstaltetheit, nicht auf komplizierter Verarbeitung des Vorstellungsmateriales beruht.

Auch die Bestimmtheit des europäischen im Vergleich zum mongolischen Geist beruht auf relativ stärkeren Stammhirnwirkungen. Logisches Denken setzt sich genau so aus Schritten der Aktivität zusammen wie Fortbewegung im Raume, ist daher ein echtes „inneres Gehen".

Hingegen deutet schon die ganze „asiatische Ruhe" der Mongolen, die Schwäche des Ichgefühls, das geringe Bewegungsbedürfnis, auch der um 10% geringere Grundumsatz des Stoffwechsels auf Stammhirnschwäche hin. Das Großhirn ist bei den Mongoliden (auch bei den Indianern) ebenso groß wie bei den Europäiden. Die Erinnerungsfunktionen des mongolischen Großhirn schwimmen aber ineinander, weil zu wenig innere Motorik, zu wenig beschränkende Auslese da ist. Dadurch kommen die Mongolen aus dem Gesamt des Gesehenen und Erinnerten nicht zur scharfen Klarheit. *Augenhaft ist das*, weil insbesondere der Augeneindruck ein *simultanes Gesamt* ist, dem gegenüber auch der komplizierteste harmonische Klang ungeheuer viel einfacher ist. Augenhaft ist das auch insoferne, als es *Mangel an innerem Hinhören*" *Mangel an Abstraktion und Hingabe an Bildhaftes bedeutet.*

Die damit neurologisch erklärten Unterschiede sind *auch allgemein-psychologisch höchst erwartungsgemäß.* Alles geistige Erfassen besteht in einer weitgehenden Verarbeitung der diffusen Gesamteindrücke, welche das Ausgangsmaterial des Seelischen darstellen (vgl. I. Bd. „Das Auffassungsleben" S. 40 ff.). Jede solche Verarbeitung muß einerseits Aufspaltung, andererseits klarere und weitere Zusammenfassung sein. Es gehört zu den *naheliegendsten individuellen und rassischen Verschiedenheiten, daß die Verarbeitung durch Aufspalten dabei verschieden stark im Vordergrund steht*, nichts anderes bedeutet aber unsere Unterscheidung ohrenhaft und augenhaft, bzw. stammhirnstark und stammhirnschwach reagierender Rassen.

Wir haben damit für alle in der Menschheit herausgearbeiteten *rassenpsychologischen Züchtungsrichtungen körperlich-neurologische Grundlagen* angeben können:

Begabungsunterschiede	=	Großhirnunterschiede
Maskulin-Feminin	=	Hormonale Unterschiede
Nord-Südunterschied	=	Psychische Ansprechbarkeit des vegetativen Systems
Ohren-, Augenhaftigkeit	=	Stammhirnunterschiede
Fein-Grob	=	Psychomotorik.

Damit sind wir wenigstens soweit gekommen, daß man sich von der biologischen Grundlage der seelischen Rassendifferenzierung der Mensch-

heit eine handgreifliche, wenn auch durchaus noch hypothetische Vorstellung machen kann.

4. Medizinalstatistische Erfahrungen

Die Rassenpsychiatrie enttäuscht insoferne, als nicht nur die körperlichen, sondern auch die seelischen Krankheiten ubiquitär sind, bei allen Rassen vorkommen. Aus der Literaturzusammenfassung Schottkys ergeben sich aber doch einige interessante Tatsachen.

So sei etwa erwähnt, daß die bei Juden und Negern an sich häufigen Schizophrenien eigentümlich flach und farblos verlaufen. Die autistische Abschließung von der Außenwelt und große Produktivität der Wahnsysteme, die zum „klassischen" Bild der Schizophrenie gehören, fehlen. Der Hinweis, daß die „klassischen Schizophrenien" besonders rein in Schleswig-Holstein beobachtet werden, läßt erkennen, daß die „klassische" schizophrene Verzerrung nur dort auftreten kann, wo ein nordisch reiches Erinnerungsorgan und eine an sich verinnerlichte Haltung von der Krankheit getroffen werden. Die Schizophrenien im mongolischen Kreis, und zwar in Ostasien wie in Insulinde, zeigen viel eher die europäischen Wahnformen. Auch bei den Mongoliden bietet sich eben reiches Großhirn-Material der Zerstörung dar.

Vielleicht ist auch die große Anzahl schwerer Schwachsinnsformen bei Juden wie bei Negern, so wie überhaupt die große Psychosenneigung eine Folge der gleichen Schwäche des Großhirnes.

Die Hysterie ist eine relativ südliche, die Epilepsie eine relativ nördliche Krankheit, was wiederum einen anderen Teil unserer neurologischen Theorien bestätigt.

Hysterie bedeutet, daß Wünsche, also psychische Antriebe übermäßig starke körperliche Folgen haben. Der Hysteriker spielt das, was er sein will, auf unbewußte Weise. Es liegt auf der Hand, daß es sich um eine Teilerscheinung der im Süden überhaupt stärkeren psychischen Ansprechbarkeit des vegetativen Systems handelt.

Epilepsie scheint nach dem neuesten Forschungsstand im Kern eine allzu gute Reizaufstauung, die von paroxysmalen, explosiven Ausgleichen abgelöst wird, zu sein. Ich begreife dies als eine Störung in der Summation der Reize. Summation der Reize nennt man die Erscheinung, daß eine Reizung längere Zeit fortgesetzt werden muß, um dann auf einmal eine Reaktion auszulösen, z. B. beim Niesen auf Kitzelreiz oder bei der Ejakulation. Spätere, dafür aber umso heftigere Reaktionen werden bei der „nördlichen" Beschaffenheit des vegetativen Nervensystemes mit seiner „Abgehärtetheit" und elastischen Ausbalanzierungsfähigkeit natürlich eher zu erwarten sein als bei dem labiler reagierenden südlichen vegetativen System.

Die größere Häufigkeit von Neurasthenie und Melancholie im Norden dürfte eine Folge der an sich bewußteren und problematischeren nördlichen Veranlagung sein. Bei der Neurasthenie genügt es nicht, schlechte

Nerven zu haben, man muß auch wissen, daß man schlechte Nerven hat. Nur deshalb konnte die Nervosität eine Zeitlang so sehr Modekrankheit sein. Die Nördlichen wissen nun öfter, daß sie schlechte Nerven haben. In ähnlicher Weise ist auch Verlegenheit, also Wissen um die eigene schlechte Situationsbeherrschung, wie Pinder mit Recht bemerkt hat, eine typisch nördliche seelische Schwierigkeit. Ebenso steht es mit der Melancholie. Umgekehrt hängt es natürlich mit der allgemeinen „Hitzigkeit" der südlichen Menschen zusammen, daß manische Zustandsbilder in Südeuropa öfter gefunden werden.

So decken sich auch die rassenpsychiatrischen Erfahrungen mit unseren rassenpsychologischen Ergebnissen.

5. Weltanschaulich-kulturpolitischer Abschluß

Die Kulturstile, die wir auf Erden finden, sind mit geographischen oder geistig-geschichtlichen Unterschieden allein nicht zu erklären. Seelische Rassenunterschiede sind auch a priori biologisch wahrscheinlich.

Die Hochkultur hat die Rassen, zu denen sie überhaupt paßt, schon seit Jahrtausenden erreicht, darüber hinaus ging es aber trotz aller Anläufe und Versuche nie weiter.

Nicht nur eine einzige Rasse schuf hohe Kulturen, sondern diese gingen aus dem Zusammenwirken einer Reihe von Rassenzonen hervor, deren jede zu irgendwelchen Leistungen optimal imstande war. Das Schwergewicht liegt aus psychologischen Gründen, die wir klarstellen konnten, auf den aufgehellten Europäern, deren Begabung besonders mannigfaltig ist und gleichzeitig eine einzigartig fruchtbare Mitte zwischen den einseitigen Extremen Ostasiens und Afrikas. darstellt.

Gobineau hat darin recht behalten, daß die Hochkulturfähigkeit der Rassen überhaupt sehr verschieden ist, und daß das meiste, was wir Hochkultur nennen, an die biologische Veranlagung der aufgehellten Europäer gebunden ist.

Wir werfen aber die veraltete Vorstellung einer einheitlichen Wertskala der Rassen und der Kulturen über Bord und sehen überall Leben, das seiner bestmöglichen Verwirklichung und Anpassung zustrebt. Nicht Eitelkeit und auch nicht Haß, sondern ehrfürchtige Lebensliebe herrscht darum in der rassenbiologischen Weltanschauung.

Seelische Rassenunterschiede wirken sich im Völkerleben eindeutiger aus als beim Vergleich von Einzelmenschen, bei dem die sehr großen Individualunterschiede in erster Linie auffallen. Während man einzelne Deutsche, Ungarn, Schweden, Holländer, ja

selbst Spanier und Tschechen nach Aussehen und Wesen u. U. verwechseln kann, hängt das Wesen aller Völker von ihrer rassengeographischen Stellung unentrinnbar ab, denn es ist eine Gesamtresultante der durchschnittlichen Beschaffenheit der Einzelnen. Wenn unser Volk große Mengen westlichen, südlichen, östlichen, aber auch nördlichen Blutes bekäme, bliebe es nicht das deutsche Volk. Wir müßten darum jede solche Veränderung ablehnen. Unsere Sorge muß die Erhaltung des besten deutschen Blutes sein, nichts anderes. Wir haben im Text besprochen, wie die Menschen beschaffen sind, die das wesentlich Deutsche in Geschichte und Gegenwart vertreten.

Gerade nach den Erlebnissen und Siegen der Jahre 1939/40 muß es endgültig unmöglich erscheinen, daß das deutsche Volk sich seine rassischen Vorbilder in irgend einer anderen Erdzone sucht als in seiner eigenen. Es wäre sonst der absonderliche Zustand möglich, daß gewisse Völker, die dem deutschen Geist, dem deutschen Idealismus, der deutschen Tüchtigkeit und zuletzt auch den deutschen Waffen unterlegen sind, und die sich auch charakterlich als mangelhafte Vorbilder herausgestellt haben, von uns doch weiter um ihre Rassenbeschaffenheit beneidet werden müßten, ein Zustand, der mit der Würde und Selbstachtung des für die Zukunft wertereichsten europäischen Volkes kaum vereinbar wäre.

Vor nunmehr zwanzig Jahren wurden die rassenpsychologischen Unterschiede innerhalb des nordalpinen Europa in die große Konzeption des Gegensatzes von Nordisch und Ostisch gefaßt. Dieser Gegensatz trifft gewiß eine tiefe Wahrheit. Jeder einzelne von uns trägt den Helden und den Spießer in seiner Seele. Don Quichote und Sancho Pansa sind ewige Gegensätze. Aber gerade dieses Beispiel macht es auch schon fraglich, ob die mit „nordisch" und „ostisch" gemeinten Unterschiede wirklich solche der Rassenverschiedenheit sind, und es sich nicht vielleicht um eine Typenverschiedenheit handelt, die in jeder menschlichen Rasse irgendwie vorkommt. Für diese Auffassung sprechen auch die unzweifelhaften Zusammenhänge zwischen den Begriffen des Nordischen und des Schizothymen bzw. des Ostischen und des Pyknikers. Von speziell-rassenkundlicher Seite ist festzustellen, daß eine körperlich vorwiegend ostische Bevölkerung bisher in Europa nirgends gefunden wurde. Spießer ohne Schwung hingegen gibt es überall in Europa, ja Schwung ist sogar bestimmt eher eine südliche als eine nördliche seelische Eigentümlichkeit.

Rassenpsychologisch versuchten wir im nördlichen Europa vor allem die Unterscheidung einer nordalpinen und einer nordeuropäischen Zone im engeren Sinne durchzusetzen.

Die nordalpine Zone ist bei allen Vergleichen mit südlicheren Menschen durchaus nördlich, freilich nicht nordeuropäisch. Im Vergleich zu Nordeuropa ist sie ärmer an Charakterwerten (Tatenfähigkeit, aber reicher an Kulturwerten (Schöpferfähigkeit). Sie muß uns besonders inter-

essieren, weil sie auch gut die Hälfte des deutschen Volksbodens einnimmt.

Das Problem und die Größe der deutschen Volksgeschichte beruht, rassisch gesehen, auf der eigenartigen Verkettung vorwiegend nicht braunäugiger (nordalpiner) mit vorwiegend blauäugigen (nordeuropäischen) Bevölkerungen.

Der nordalpinen Zone entstammen in Deutschland die Reformation, der Großteil der deutschen Kunst- und Musikgeschichte, der deutschen Philosophie, der deutschen technischen Wertarbeit. Es ist absurd, diese Leistungen der Vermischung einer nordeuropäischen Rasse mit irgendwelchen minder geachteten Rassen zuzuschreiben. Übrigens stammen auch die meisten großen Verkündiger des Germanenideales, ein Gobineau, Lapouge, List, Hans Günther, Eugen Fischer, Richard Wagner, aber auch ein Adolf Hitler *nicht* aus der vorwiegend blauäugigen Zone, welche in diesem Zusammenhang nur zwei große Namen aufweist: Klopstock und Rosenberg.

Erst *Günther* hat uns nördlichen Menschen etwas gegeben, das der südlichen Romanitas als Ideal entsprach. Vom Jahre 1000 bis 1500 herrschte in Deutschland fast nur die biblische Mythologie, von 1500 bis 1800 trat die antike daneben. Ein mythisches Bewußtsein seiner selbst gewann der europäische Norden erst um 1800 wieder, aber die Idealvorstellung vom Nördlichen trat dabei begreiflicherweise zuerst in Gegensatz zur Klassik: Inhalt wurde gegen Form ausgespielt, Gefühlsreichtum gegen Sinnenklarheit, Charakter gegen Schönheit, Traum gegen Tag, kurz das Germanenbild behielt bis zu Hans Günther eine vorwiegend romantische Färbung. *Der „nordische Mensch“ Günthers faßt dieses romantische Germanentum mit der Erfahrung des Preußentums zusammen.* Seitdem erst suchen wir im Norden nicht mehr brauende Nebel wie seinerzeit in der Ossianbegeisterung, sondern hartgeschmiedete Männlichkeit. *Seitdem erst verblaßt das Römerideal vor dem heroischen Bild unserer eigenen Zonen.*

Dieses Inbild tut den Süddeutschen nicht weniger not als den Norddeutschen. Es ist nicht umsonst größeren Teils im Süden unseres Vaterlandes entstanden und hier wahrscheinlich auch am meisten geliebt worden.

Soviel über die empirischen und über die idealen rassischen Grundlagen des Deutschtums. Sie haben den deutschen Geist und die deutsche Kultur geschaffen, wie wir sie weiter vorne beschrieben haben. Wir Deutschen sind ein „Urvolk“, wie Fichte das richtig wußte, und wie wir es inzwischen über Hypothesen, die von Bastardierung in ungewisser Vorzeit sprachen, leider zu sehr vergessen haben. Als einziges großes europäisches Volk haben wir seit unabsehbaren Zeiten keine Überflutung

mit fremdem Blut mitgemacht, was unsere Entwickelung sogar in mancher Hinsicht verlangsamt hat.

Aber die Deutschen haben sich auch seit jeher die schwierigsten und vollendetsten Ziele gesetzt und jede erleichternde Einseitigkeit instinktiv gemieden. Darum fällt den Deutschen nun aber auch die vollste Ernte nordalpinen Menschentums zu. Seit 1800 ist die deutsche Entwickelung eine Kette von Siegen und Aufstiegen. Seitdem erst muß die Welt unablässig auf Deutschland hören. Auf die deutsche Musik, die deutsche Klassik, die gewaltige deutsche Wissenschaft und deutsche Technik, auf die Hammerschläge der Staats- und Volkserneuerung.

Die Welt hört nur auf die jeweils einzigartigen Leistungen der Völker, auf die entwickelungsbestimmenden Taten, nicht auf das, was auch tüchtig ist. Nicht zufällig ist seit 150 Jahren in dieser Hinsicht der deutsche Tag angebrochen, sondern nun sind wir Deutschen an der Reihe und die europäische Zukunft ruht auf unseren Schultern.

Es wirken sich darin die entscheidenden deutschen Wesenszüge aus, die eigentlich nur einer sind: Das „vorganghafte, aber doch dinggläubige" Weltempfinden, und die Handwerkerhaftigkeit, Werkgläubigkeit, Dienstwilligkeit, Sachlichkeit, universale Konstruktionsneigung, welche aus diesem Weltempfinden erfließt.

Überlegen wir, was aus dieser deutschen Wesensmitte alles noch werden kann und daher unsere besondere kulturpolitische Aufgabe ist!

Am klarsten sind die Dinge durch den Nationalsozialismus auf politischem Gebiete, auf dem Gebiete der Volklichkeit und Staatlichkeit geworden. Hier ist die entscheidende geniale Tat schon getan und alles liegt hell vor unseren Augen. Unser Volksbegriff der organischen Verflochtenheit ist echt deutsch, ebenso unser Reichsbegriff: beides sind sowohl vorgangs- wie dinghafte größte Konstruktionen. Das deutsche Soldatentum ist heldisches Handwerkertum, das etwas schaffen und schmieden will, nicht Selbstzweck. Der deutsche Sozialismus, der auf Bejahung der Arbeit beruht, ist ebenso monumental gewordenes Handwerkertum. Er wäre bei Völkern nicht möglich, bei denen der Edelmann der anerkannteste Mensch ist und die darum soziale Herrlichkeit wichtiger nehmen als soziale Gerechtigkeit. Die deutsche Planwirtschaft setzt die deutsche Zunftwirtschaft fort, der Primat des Menschen vor der Wirtschaft war immer die eigentlich deutsche Überzeugung.

Auf diesen Grundlagen hat noch ein ganzes Jahrhundert weiterzubauen.

Schon im Bismarckreich auf erstrangiger Höhe war die deutsche Wissenschaft und die deutsche Technik. Hier muß unsere Sorge der Bewahrung unseres Vorsprunges gelten. Dafür ist zweierlei maß-

gebend: ob es seinsgesetzliche Möglichkeiten zu weiterem Neuen, das in Richtung des deutschen Wesens liegt, noch in genügendem Maße gibt wie bisher und ob wir die begabten Menschen noch weiter zur Verfügung haben.

Vorläufig darf man in der ersteren Richtung wohl noch optimistisch denken. Was wissenschaftlich und technisch in den letzten zwei Jahrzehnten geschaffen wurde, dürfte im ganzen den Vergleich mit früheren größten Zeiten ruhig aushalten. Man darf da nicht pessimistisch sein, weil sich bei der nahen Einstellung des Blickes auf die unmittelbare Gegenwart natürlich allerlei Unerwünschtes zeigt, reichlich viel hohle Köpfe, sinnlose Verbreiterung des Wissenschaftsbetriebes usw. Wir sehen ja auch die großen Zeiten unserer Väter und Großväter nicht aus der Nähe! Gewiß ist auch, daß bestimmte Einzelgebiete großenteils erschöpft sind wie die Bakteriologie und die Physische Anthropologie. Aber es kommt ja nicht darauf an, wieviel stirbt, sondern wieviel Neues sich ankündigt und heranwächst.

Die deutsche Naturwissenschaft hat als ganz große und dem deutschen Wesen entsprechende Integrationsaufgabe z. B. die Herstellung einer wirklichen Einheit von Physik und Biologie noch vor sich.

Die deutsche Technik steckt, selbst wenn keine ganz grundlegenden Erfindungen mehr kämen, noch bis über den Hals in der Aufgabe, das wild gewucherte technische Zeitalter in sich optimal zu vollenden und mit den wirtschaftlichen und sozialen Anforderungen der deutschen Volksführung zur Deckung zu bringen. Auch das sind Integrations-, Vollendungsaufgaben, wie sie den Deutschen seit jeher besonders liegen.

Der deutschen Philosophie ist durch die grundlegenden Neuerungen in Biologie und Psychologie ein ganzes neues Zeitalter vorauszusagen, denn wir haben heute noch nicht die Weltweisheit, die unseren tatsächlichen Lebenserfahrungen entspricht.

Ob wir auch die Menschen zur Verfügung haben werden? Damit stehen wir vor der bangsten rassenpolitischen Frage. Sowohl der Qualität wie auch der einfachen Quantität unseres Nachwuchses gilt diese Sorge. Es wäre ohnegleichen in der Weltgeschichte, wenn eine so aufgabenreiche, so tatenfrohe und zukunftsträchtige Zeit, wie wir Deutschen sie gerade jetzt durchmachen, aus banalem Fehlen von Menschen in sich zusammensinken müßte. Nur wer uns die deutsche Familie wiedergibt, macht all das andere möglich, wovon hier die Rede ist.

Setzen wir unseren Rundblick fort, so wird das Voraussagen auf dem Gebiete der Künste schon wesentlich schwieriger. Die seit 200 Jahren spezifische deutsche Kunst, die Musik, ist zugleich die jüngste abendländische Kunst (vgl. S. 276).

Sie hat gerade den Zusammenbruch eines bis zum äußersten gegangenen Weges hinter sich. Noch lebt der Meister kompliziertester und farbigster Orchestermusik, Richard Strauß, unter uns. Über ihn hinaus gings nicht weiter. Es handelt sich um den Entwickelungsbogen, der mit dem Mannheimer Orchester nach 1700 anhob, und der die ganze Zeit deutscher Führung in der europäischen Musik in sich schloß.

Ich fürchte, wir Deutschen dürfen nicht allzu sicher sein, daß uns diese Bedeutung für Europa musikalisch ohne weiteres bleibt. Die abendländische Musik *hat* noch weite uneroberte Welten: weiteres Eindringen in die Welt dessen, was bis nun als Dissonanz galt, und eine Kontrapunktik, die mit der harmonischen Entwickelung Schritt hält. Lassen wir uns diese Eroberungen nicht aus der Hand nehmen! Die heutige deutsche musikalische Gesundungsbewegung, die aus Jugendbewegungsmusik, Rückkehr zu objektiven Kunstidealen und frischem Musikantentum ohne große Ansprüche gespeist ist, ist spezifisch deutsch und wird uns hoffentlich die Kraft geben, die stärkere Entfaltung des musikalischen Impressionismus und Expressionismus in anderen Ländern einzuholen.

Genau so auf dem Gebiete der *Malerei*! Malerei ist die in gewisser Hinsicht ausgebrauchteste bildende Kunst des Abendlandes. Deutschland betont gegenwärtig vor allem die Gesundung malerischen Könnens, *den alten deutschen Wert sauberer Handwerkerlichkeit*. In welcher Weise auf dieser Gesundung ein entscheidend neuer Weg aufbauen wird, ist noch nicht abzusehen.

Typisch deutsch-handwerksfroh ist die Entwickelung des *Kunstgewerbes*, durch welche Deutschland in Europa einzigartig dasteht und die uns für unseren Lebensalltag so viel herb-monumentales Gerät gegeben hat.

Nicht so einzig deutsch ist die große europäische *Baubewegung*, welche seit Jahrhundertbeginn die Architektur wieder zur Führerin der Künste gemacht hat. Diese Architektur mit allen ihren Richtungen und Versuchen ist heute schon an geistiger Bedeutung jedem der historischen Stile ebenbürtig. Ist sie nicht allein deutsch, so ist sie doch von Ursprung her nordalpin, nicht südalpin. Nicht vergessen möchten wir hier vor allem den norddeutschen Klinkerbau, der so wundervolle Verbindungen von schlichter Form und tausendfältig lebendiger farbiger Oberfläche ermöglicht. Es ist ein im wahrsten Sinne des Wortes erdhaftes, nicht naturfremdes Bauen, ein Bauen auch, das immer an Vollkornbrot und Bauernhaus erinnert, also Volkstum und Gesundheit verherrlicht.

Die deutsche *Dichtung* ist heute ein ungemein breiter Strom. Im Vergleich zum Niedergang des ausgehenden 19. Jh. ist die Anzahl der

sprachlichen Könner unter unseren Dichtern und Schreibern ohne Zweifel gewaltig angestiegen. Wir haben seit Nietzsche eine neue deutsche Sprache, die als geistiges Ereignis späteren Geschlechtern kaum geringer erscheinen dürfte als die Sprache unserer Klassik und Goethezeit. Eine andere Frage ist es, ob wir auch die ganz großen Persönlichkeiten unter unseren Schriftstellern haben wie damals. Das hängt aber vom Zufall der Geburt einiger Genies ab, nicht von den seinsgesetzlichen Möglichkeiten und der angehäuften Überlieferung, die heute dem deutschen Schrifttum beide zweifelsohne nicht fehlen.

Der deutsche Film verdient als die wirkliche Volkskunst unserer Zeit all die Beachtung, die ihm von Seite der Volksführung zuteil wird. Das deutsche Produktionsprogramm jedes Jahres ist eine wundervolle Fülle an Einfall, Geschmack, Können, Glück und Labsal. Im ganzen ist der Film heute wohl schon eine recht reife Kunst, der nicht so ohne weiteres grundlegend neue Möglichkeiten vorauszusagen sind.

Am schwierigsten ist eine Vorhersage natürlich auf dem Gebiete der Religion. Ich sehe drei Möglichkeiten. Am wahrscheinlichsten stehen Jahrhunderte vorwiegender Weltfrömmigkeit und einer sich noch steigernden Wiedergeburt altarischer Weltgesinnung vor uns. Lebensverehrung und heroische Haltung werden dafür besonders kennzeichnend sein. Wenn schon die altgriechische Weltfrömmigkeit trotz ihrer ausgesprochenen Vordergründigkeit so lange jugendstark blieb, wüßte ich nicht, wodurch unser großartiges und unendliches kosmologisch-biologisch-heroisches Weltbild von heute und morgen so rasch wieder entthront werden sollte, außer es sterben die Menschen großen geistigen Überblickes und kämpferischer Einstellung zum Leben aus, bzw. werden aus der Führung verdrängt.

Im Falle dieser Rassenumzüchtung freilich würde ein Erlahmen in eine „zweite Religiosität“, wie Spengler das Wiederaufkommen einer primitiveren, wunschtraumbestimmteren Daseinshaltung in einer alternden Kultur genannt hat, zu erwarten sein, also ein neuer Zustrom zu den althergebrachten Formen der Religion.

Das dritte wäre, daß die Religionsgeschichte noch echte geistesgesetzliche Möglichkeiten vor sich hat und nach den mythologischen und nachlogischen Religionen noch ein drittes, ganz neues Zeitalter der Religionsgeschichte bevorstünde. Ich glaube, man muß sagen, daß bisher nichts auf ein solches neues Zeitalter hinweist.

Jedenfalls zeigen alle diese Prognoseversuche, daß das nordalpine, insbesondere das deutsche Wesen noch kulturelle Möglichkeiten

in Fülle hat. Wäre nicht die bange Sorge um das Standhalten der rassenbiologischen Kräfte, dann könnte man wahrhaftig ausrufen: Es ist eine Lust zu leben! Solange aber der Zusammenbruch der deutschen Familie nicht wieder ausgeglichen ist, ist es richtiger, diese Kulturbilanz der Menschenrassen, diese Heerschau und große Prüfung der hinter der Weltgeschichte stehenden biologischen Kräfte mit einem Warn- und Mahnwort zu schließen: Achte, Du deutsches Volk, daß Du nicht aus einfachem Mangel an Menschen und an Eliten an der Schwelle Deiner reichsten Zukunft verhungerst!

Autorenverzeichnis

Sach- und Namenverzeichnis

